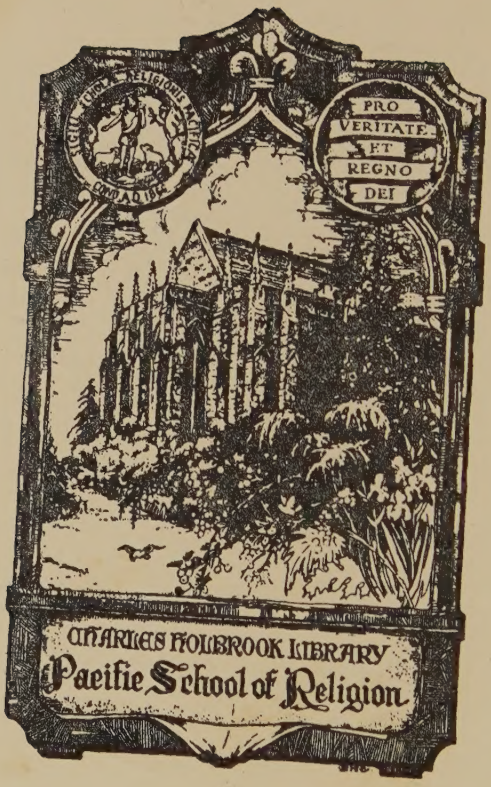
PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

Neue Wege

BLÄTTER FÜR DEN KAMPF DER ZEIT

43

Dreiundvierzigster Jahrgang

1949

GOLDBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL

Verlag: «Vereinigung Freunde der Neuen Wege»

8495
Y 43
1949

INHALTSVERZEICHNIS

Betrachtungen

	Seite
Bruno Balscheit: Wir pflügen und wir streuen	1
Bruno Balscheit: Schwerkraft und Fliegen	49
Bruno Balscheit: Die Freiheit am Kreuze	97
H.: Passion Christi – Passion der Welt	99
Bruno Balscheit: Osterglocken	153
Bruno Balscheit: Schöpfer Geist	202
Albert Böhler: Wenn ihr nicht umkehrt	251
H.: «Gute» und «böse» Menschen	371
Bruno Balscheit: Wohin?	409
Bruno Balscheit: Hirten und Könige	509

Gedichte

Eduard Haller: Lied der Kriegsgefangenen	95
Emilia Fogelklou: Pfingsthymne	201
Nelly Sachs: Chor der Tröster	205
David Luschnat: Sonett	249
Margarete Susman: Die Hände	457

Religiöse Fragen

Inis Spring-Zürcher: Von den Quellen unserer Bewegung	249
Bruno Balscheit: Geist, christlicher Glaube, Sozialismus (I)	297
Bruno Balscheit: Geist, christlicher Glaube, Sozialismus (II)	361
Albert Böhler: Die urchristliche Gemeinde, ihre Botschaft und ihr Weg (I)	411
Albert Böhler: Die urchristliche Gemeinde, ihre Botschaft und ihr Weg (II)	467
Albert Böhler: Die urchristliche Gemeinde, ihre Botschaft und ihr Weg (III)	512
Bruno Balscheit: Ist Armut ein Segen? (I)	458
Bruno Balscheit: Ist Armut ein Segen? (II)	515

Zur Kultur- und Geistesgeschichte

Fritz Lieb: Das Evangelium und der revolutionäre Marxismus (V)	3
Serge Radine: Der Fall Malraux	12
H.: Vom Sprachgeheimnis des prophetischen Wortes	51
J. L. Hromadka: Das Ende der Vorherrschaft des Westens	63
Margarete Susman: Leo Tolstoj	104
Hugo Bergman: Raw Kuk (I)	120
Hugo Bergman: Raw Kuk (II)	168
Herbert Hug: Georg Bernanos (I)	155
Herbert Hug: Georg Bernanos (II)	206
Herbert Hug: Georg Bernanos (III)	265
Walther Eidlitz: Ein indischer Philosoph reist nach Moskau	524

Politische und soziale Fragen

	Seite
Bruno Balscheit: Bausteine	17
Millicent Furrer-Proud: Die Erhebung Asiens	25
Kr. Strijd: Holländische Stimmen zum indonesischen Konflikt	71
Millicent Furrer-Proud: Die Erhebung Chinas	125
G. ten Bokkel/Kr. Strijd: Zur politischen Diskussion: Indonesien	220
Georges Lasserre: Die Krise des Sozialismus	256
Bruno Balscheit: Und die Schweiz?	286
Serge Radine: Zeugen für ein anderes Amerika	325
Alice Herz: Nochmals Zeugen für ein anderes Amerika	376
Alice Herz: Wiederum Zeugen für ein anderes Amerika. Das Quäkertum	421
Alice Herz: Vom anderen Amerika. Eine Rede von Henry Wallace	529
Camille Val: Die politische Lage in Frankreich	383
F. Linhart/B. Balscheit: Zur politischen Diskussion	438
Otto Siegfried: Staatsschutz und Gewissensfreiheit	472

Von Menschen

	Seite
Paul Keßler: Einem verstorbenen Freunde der «Neuen Wege», Dr. A. Axer	178
Bruno Balscheit: Lukas Stückelberger zum 80. Geburtstag	332
Lukas Stückelberger: Zum Andenken an Pfr. Karl v. Greyerz	435
Bruno Balscheit: Margarete Susman zum 75. Geburtstag	481

Berichte, Manifeste

	Seite
Hugo Kramer: Vom Kongreß des Christianisme Sozial	181
Maurice Voge / F. Linhart: Zweiter Kongreß der Internationale der religiösen Sozialisten	387
Margarete Susman: Entscheidung?	487
Margarete Susman: Nachtrag zur «Entscheidung»	534
Aufruf der Schweizer Quäker	536

Weltrundschau (Hugo Kramer)

Januar	28	Juli/August	334
Februar	74	September	390
März	134	Oktober	440
April	185	November	489
Mai	229	Dezember	537
Juni	273		

Schweizerische Rundschau (Hugo Kramer)

Januar	42	Juli/August	353
März	150	Oktober	453
Mai	246	November	504

Von Büchern

Seite

Karl Barth: Dogmatik im Grundriß (Herbert Hug) 44
Karl Barth: Der christliche Glaube nach dem Heidelberger Katechismus (Herbert Hug) 44
Karl Barth: Die Kirche zwischen Ost und West (Herbert Hug) . . . 357
Karl Barth: Gespräche nach Amsterdam (Herbert Hug) 357
Karl Barth: Die ökumenische Aufgabe in den reformierten Kirchen der Schweiz (Herbert Hug) . . . 357
Aldous Huxley: Wissenschaft, Freiheit und Frieden (Bruno Balscheit) 46
Aldous Huxley: Nach vielen Sommern (Bruno Balscheit) 46
Aldous Huxley: Parallelen der Liebe (Bruno Balscheit) 46
Aldous Huxley: Die graue Eminenz (Bruno Balscheit) 46
Ilja Ehrenburg: Wege Europas (Bruno Balscheit) 48
Sinclair Lewis: Kingsblood Royal (P. Furrer) 91
Richard Wright: Onkel Toms Kinder (Albert Böhler) 92
Emery Reves: Die Anatomie des Friedens (Albert Böhler) 93
H. M. Stückelberger: Das Amt und die Gemeinde (Herbert Hug) . . 94
Lörinc Kovai: Der Feuerkelch (Bruno Balscheit) 196
Jaques Roumain: Herr über den Tau (Bruno Balscheit) 196
Béla Balazs: Die Jugend eines Träumers (Bruno Balscheit) . . . 197
Langston Hughes: Vater und Sohn (Bruno Balscheit) 198
Ernest Hemingway: In einem andern Land (Bruno Balscheit) 198
Suzanne Engelson: Une grande figure de femme de la Renaissance (Bruno Balscheit) 198
Alice Descoudres: Helden (Bruno Balscheit) 198
E. E. Kisch: Abenteuer in fünf Kontinenten (Bruno Balscheit) . . . 199
J. Nehru: Indiens Weg zur Freiheit (Bruno Balscheit) 199

Seite

Karl Jaspers: Der philosophische Glaube (Bruno Balscheit) . . . 200
Nelly Sachs: In den Wohnungen des Todes (Bruno Balscheit) 292
Nelly Sachs: Sternverdunkelung (Bruno Balscheit) 292
Nikolaj Berdiaeff: Au seuil de la nouvelle époque (Bruno Balscheit) 295
Nikolaj Berdiaeff: De l'esprit bourgeois (Bruno Balscheit) 295
Martin Niemöller: Wir predigen den gekreuzigten Christus (Herbert Hug) 358
Paul Jaggi: Um die Weltherrschaft (Herbert Hug) 358
O. Spann: Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage (F.) . . 359
Vgl. dazu Erwiderung von Martin Buber 408
F. Th. Zoe: Der Narr seines Volkes (Herbert Hug) 360
Edmont Privat: The Clash of Loyalties (Bruno Balscheit) 360
Owen Lattimore: The Situation in Asia (Millicent Furrer-Proud) . . 405
J. Chr. Blumhardt: Schriftauslegung (Albert Böhler) 456
Vgl. dazu Berichtigung 508
Kurt Leese: Die Religionskrisis des Abendlandes und die religiöse Lage der Gegenwart (Albert Böhler) . 506
Martin Buber: Gog und Magog (Bruno Balscheit) 553
Georg Wünsch: Sozialismus aus christlichem Gewissen (Bruno Balscheit) 554
Artur Rackwitz: Der Marxismus im Lichte des Evangeliums (Bruno Balscheit) 554
U. W. Züricher: Die Feuerkette (Bruno Balscheit) 554
Heinrich Hermelink: Die katholische Kirche unter den Pius-Päpsten des 20. Jahrhunderts (A. Landolt) . . 555
Pierre Maury: Jesus Christus, der Unbekannte (Bruno Balscheit) . . 555
Arthur Frey: Kirchen im Gericht (Bruno Balscheit) 556

Mitteilungen, Aufrufe, Redaktionelles

S. 96, 248, 296, 508, 556.

Wir pflügen und wir streuen . . .

Hos 10, 12: Säet euch Gerechtigkeit, erntet nach dem Maße der Liebe! Brechet euch einen Neubruch der Erkenntnis, indem ihr den Herrn sucht, auf daß er komme und euch Heil regnen lasse!

Ein Wanderer, der von weither kam, erblickte mit Staunen ein verwahrlostes Feld. Strecken nackten Bodens wechselten mit wuchernden Distelflächen, zwischen denen ein paar edlere Halme, von Winden und Vögeln zufällig hierhergesät, sich gegen den Erstickungstod wehrten; und viele, viele rohe Steine lagen auf dem armen Feld. «Ist denn niemand hier, der umzupflügen versteht, ist der Besitzer des Feldes ein müßiger Nichtstuer?» murmelte der Wanderer aus der Fremde. Doch als er am Mittag den Besitzer des Feldes heimgehen sah mit dem langen, wiegenden Schritt des Pflügers, die Hände um die Griffe des Pflugs, als wären sie Teile davon, und einem Gesicht, dessen viele Furchen es der Ackererde ähnlich machten, erstarb ihm auch diese Frage. Er wußte nun, daß der Herr dieses Feldes die Kunst des dolce far niente, so er sie jemals verstanden, seit langem gründlich verlernt hatte, daß er tagaus, tagein hinter dem Pfluge ging, manchmal selber ein Stück davon, manchmal auch selber der leidenden Erde gleich. Der Wanderer kam eben von jenseits vieler Sterne und wußte noch nicht, daß auf dieser Erde allem ununterbrochenen Pflügen zum Trotz Felder verwahrlosen, wenn der Herr des Feldes in die mühsam gezogenen Furchen – Erde, nur Erde streut.

– Das Pflügen, nicht das faule Ruhen, bestimmt die Zeit. Wir kennen den schweren und doch frohen Schritt des Pflügers, diesen befriedigten Blick: Ich breche eine Bahn; mit diesem meinem Willen verändere ich ein Stücklein Erde, ein Stück Lebensweg, einen kleinen Ausschnitt der Zeit.

Wir kennen auch die andere Art des Umbruchs, da man selber das Gefühl hat, Werkzeug, gezogene Pflugschar zu sein. Fremdem Willen folgend, ehernen Notwendigkeiten gehorsam, ziehen wir unsere Furchen durch Erde, Leben und Zeit.

Und wir kennen auch die leidvollste Art des Pflügens, jene, da man selber weder Pflüger noch Pflugschar mehr ist, sondern einfach leidende Erde, über die ein fremdes zerfurchendes Graben und Ziehen geht. Wir sind dann selber Stücke umgebrochener Zeit und umgebrochenen Lebens.

An der Mühe fehlt es also nicht in einer Zeit, in welcher Nichtstun so verpönt ist wie Nichtbeten in einem Kloster. Die dreifache Mühe des Wollens, Gehorchens und Leidens nehmen wir auf uns und glauben, mit dieser Mühe doch der Zeit zu geben, was der Zeit gehört.

Und wenn sie dennoch ein arg verwüstet Feldlein ist, mit Disteln, nackter Erde und mit zu vielen Steinen und zu wenig Brot, ein Stücklein

Land, auf dem edlere Kräuter höchstens als Zufallskinder wachsen, um zu sterben, ehe sie reifen, liegt das alles vielleicht doch daran, daß wir nach aller Mühe des Umbrechens und Umgebrochenwerdens nur wieder Zeit in Zeit streuen?

Da sät man in die Furchen, die menschliche Auseinandersetzungen zogen, ein wenig Ehrgeiz und ein wenig Glücksbegier; da streut man in die Furche, die die großen Weltereignisse aufrissen, neue Herrschsucht und neuen Machtrausch; und da läßt man in die tiefen Furchen, die persönliches Schicksal und unverstehbares Leiden wühlten, ein paar Krümlein Trosteshoffnung und Beruhigungserwartung fallen, Erde in Erde, Zeitliches in die Zeit!

Samen müßte in die Furchen, Ewiges in die Zeit fallen, sollte das bald stolze, bald geduldige, bald qualvolle Umbrechen der Zeit mehr sein als ein wahnsinniges Tun.

Das Prophetenwort zeichnet solch sinnvolles Pflügen: «Brechet euch einen Neubruch der Erkenntnis, indem ihr den Herrn sucht, auf daß er komme und euch Heil regnen lasse.» Die mit dem ganzen Sein erfaßte Erkenntnis, daß der Ewige unser Herr ist, das mit dem ganzen Sein gelebte Suchen nach diesem Herrn, beides zusammen darf und soll hinter der Arbeit stehen, wenn wir selber den Pflug ansetzen, oder auch, wenn er über uns mit manchen Schmerzen geht. Wo Gerechtigkeit in die gezogenen Furchen fällt, da senkt sich der Glaube, daß Gott ein Recht habe auf Menschen und Güter der Erde, in Zeit und Land. Wünsche und Hoffnungen, die bisher nur auf Zeitliches gingen, spannen dann einen größeren Bogen und gehen auf die verwandelte Zeit hin, auf die Gottesherrschaft, die Ewigkeit mitten in der Zeit.

Brechet einen solchen Neubruch und säet Gerechtigkeit, dieses Prophetenwort ist selber ein Klang aus der Ewigkeit, gesprochen über Menschen, die nur allzusehr an andere Sprache gewöhnt sind. Und dieses Wort verheißt auch eine Frucht aus der Ewigkeit: Ernte, die der Liebe entspricht, ja Ernte, die selber aus Liebe besteht.

Das arme Feldlein, sinnvoll gepflügt und mit ewigem Samen besät, muß nicht mehr zwischen Disteln und Steinen ein paar Zufallsgaben kümmerlich ernähren, sondern darf zum weiten Raum werden, auf dem Liebe keimt, wächst und der Ernte entgegenreift. –

Der Wanderer von jenseits vieler Sterne ist dann an jenem Felde vorbei weitergezogen und hat gesehen, daß der müde Pflüger gerade ein neues Feld umzubrechen begonnen hatte – in altgewohnter Weise. Und leise hat der Fremde geflüstert: «Wenn wir doch nur die gleiche Sprache sprächen, wenn er mich nur verstehen würde, ich wollte ihm so gerne sagen, er solle Samen, nicht Sand in die Furchen säen, es wäre doch so einfach!»

Bruno Balscheit.

Das Evangelium und der revolutionäre Marxismus

(Die Kirche angesichts der Diktatur des Proletariats)
Schluß

7. Die Christenheit angesichts der Diktatur des Proletariats
Von der Zukunft des Menschen

Marx und Engels waren überzeugt, der Sozialismus führe auf dem Wege der immanenten Geschichtsdialektik durch Verwirklichung der klassenlosen Gesellschaft aus dem «Reiche der Notwendigkeit in das der Freiheit», zuerst durch die Befreiung der Werktätigen aus den Fesseln des Kapitalismus, dann durch Errichtung einer sozialistischen Gesellschaftsordnung, in der die sozialen Freiheiten zugleich politische und die politischen Rechte zugleich soziale sein sollten. Der Weg, der nach ihrer Meinung dazu führt, ist unter Umständen die gewaltsame Revolution und die Diktatur des Proletariats. Es besteht an sich auch nicht der geringste Grund, zu erwarten, daß, nachdem die ganze Geschichte nur durch Gewalt ihre Fortschritte verwirklicht hatte, dies nun plötzlich anders würde.

Es erhebt sich immerhin besonders angesichts der Erfahrungen der letzten Jahre hier die Frage, ob dieser Weg auch über Gewalt und Gewaltsamkeit, durch zentralistischen Druck und mechanische Organisation und einfach auf Grund eines einseitigen Appells an den Egoismus und an den puren Machttrieb des Menschen ganz besonders dann, wenn diese Methoden und die mit ihnen verbundene Geistesverfassung zu permanenten Erscheinungen werden, jemals nach dem gewünschten Ziele einer wahrhaft allumfassenden und wahrhaft klassenlosen Gesellschaft führen kann, oder ob er nicht in einem endlosen Fortlauf der rein immanenten Geschichtsdialektik menschlicher Gewaltanwendung unvermeidlicherweise zu einer neuen Vergewaltigung und Freiheitsberaubung und also auch zu einer neuen Form der Selbstentfremdung des Menschen durch den Staat oder gar «Über-Staat», die zentralisierte Bürokratie und die Polizeigewalt, und zu einer höchst brutalen Form eines neuen Dualismus von politischer Gewalt und gesellschaftlichem Leben führen muß, in dessen Überwindung ja gerade der Sozialismus und der diesen vollendende Kommunismus nach Marx bestehen soll. Es stellt sich also hier gerade die von Marx gestellte Frage nach der Überwindung der Diktatur auch und gerade in ihrer sozialistischen Form – oder zum mindesten und zunächst die Frage nach ihrer möglichen Milderung und ihrem allmählichen Abbau, das heißt aber die entscheidende Frage nach der Verhinderung einer Verbildung des sozialistischen Staates in eine neue Form der Tyrannei.

Angesichts dieser Frage nach einem letzten Sinn der geschichtsimma-

nenten Entwicklung, die nach Marx identisch ist mit dem Problem, ob der Mensch wirklich Demiurg seiner Geschichte sei, erhebt sich die andere Frage des Evangeliums an den Menschen: «Adam, wo bist du?» Die Frage nämlich, ob gerade jene Freiheit und jene Brüderlichkeit, die die Marxisten verwirklichen möchten, nicht nur dann möglich werden – und auch das nur im Rahmen menschlicher Möglichkeiten und mit Gottes Hilfe –, wenn wir Menschen wieder die Frage Gottes an uns im Glauben ernst nehmen und wir uns darauf besinnen, wozu Gott uns Menschen in Christus erwählt und bestimmt hat, nämlich zur Gottebenbildlichkeit und zur Gotteskindschaft, das heißt aber zur Freiheit eines Christenmenschen und zugleich zur Brüderlichkeit in Christo.

Nur in einem wirklich radikalen Wurzelfassen («prende racine»: Charles Péguy) kann der Weg zur Reintegration des Menschen beschritten werden. *Die* Wurzel unseres menschlichen Daseins ist aber allein gegeben in unserer Erwählung zur Gottebenbildlichkeit in Christus. Nur sie weist uns endgültig den Weg aus der privaten Misere der bürgerlichen Existenz zu einer echten brüderlichen Gemeinsamkeit (sobornost') in engster Verbindung mit der persönlichen Freiheit eines Christenmenschen.

Die Christen haben denselben Arbeitsplatz und dieselben Arbeitssorgen wie alle andern Menschen. Damit gehören sie, gerade als zu Christus Gehörige, auch dieser Welt an, zu deren Rettung Christus ja gekommen ist, also *in* ihr und nicht jenseits ihrer, wissen sich die, welche an Christus glauben und die seine Herrschaft *hier* in dieser Welt und über sie anerkennen, dem lebendigen Gott gegenüber verantwortlich. Hier also und nur hier, innerhalb der weltlichen Angelegenheiten, innerhalb irdischer Politik und irdischer Oekonomie, ist der Ort ihres Christ-Seins. Die Probleme, vor deren jeweiliger Lösung sich der Mensch, um Gottes-Mensch sein zu können, um Gottes Ebenbild in Christus werden zu können, gestellt sieht, sind jeweilen Probleme des realen geschichtlichen menschlichen Daseins in der Zeit in ihrer ganzen ständigen Veränderung und Veränderlichkeit. Was gestern richtig schien, ist heute unwesentlich geworden, was gestern kaum gesehen wurde, steht heute im Mittelpunkt des Interesses – all das um der Wirklichkeit des Menschen und seines Gottes-Mensch-sein-Könnens willen, das heißt um seiner Bewährung vor Gott und seiner Rechtfertigung durch ihn willen. Da gibt es keine sogenannten ewigen Wahrheiten, auch keine religiösen Wahrheiten, über die der Mensch einfach verfügen könnte, aber auch kein sogenanntes, angeblich immer gleichbleibendes Naturrecht oder keine sich gleichbleibende Menschenrechte, die sich gerade in ihrer angeblichen Ewigkeit zu reinen Abstraktionen oder Ideologien verflüchtigen und die, als solche ernst genommen, jeweilen zum «toten Gesetz» werden müssen. Gottes Wille ist nicht identisch mit solchen angeblichen ewigen Wahrheiten oder unserem frommen Bewußtsein, sondern Gottes Lebendigkeit erweist sich jeweilen als

wahrhaft ernst genommene Lebendigkeit hic et nunc gerade durch das jeweilige Zerbrechen solcher menschlichen Ideale, im lebendigen Dialog des wirklichen Menschen mit Gott in immer neuen, sein wahres Dasein bestimmenden neuen Situationen und also gerade auch ökonomischen und gesellschaftlichen Bedingtheiten, wie sie Karl Marx zum ersten Male richtig als im Verlaufe der Geschichte ständig wechselnde, die Situation des Menschen jeweilen immer neu bestimmende Verhältnisse erkannt hat, die alles andere sind als ewige Wahrheiten, die das geschichtliche Sein als Ideale angeblich regulieren.

Wer die besondere Situation, die geschichtliche «Stunde» also zum Beispiel des Proletariats, nicht erkennt und nicht erkennen will, der kann das ihr, gerade ihr, geltende Wort des Evangeliums auch nicht vernehmen, und für den wird dann auch das lebendige Wort Gottes hic et nunc unhörbar, der nimmt in seiner Taubheit gegenüber einem im Straßengraben liegenden Bruder den wirklichen Menschen ebensowenig wahr, wie er Gottes Willen dann auch nicht erkennen *kann*, und der muß Gott gegenüber nicht weniger versagen als gegenüber seinem Nächsten, trotz und gerade mit und in der Pflege seiner privaten, das heißt dann aber zugleich nicht nur vor Karl Marx, sondern vor dem Angesicht Gottes privatkapitalistischen Frömmigkeit. Das ist aber dann gerade die Situation einer Kirche oder sogenannter christlicher Parteien, die darin ihre Aufgabe erblicken, eine morsch und faul und ungerecht gewordene Ordnung im Namen etwa des Evangeliums als sogenannte ewige Schöpfungsordnung zu rechtfertigen. Die als dialektischer Materialismus bezeichnete Geschichtserkenntnis hindert uns nicht im geringsten, das Evangelium ernst zu nehmen, wie umgekehrt das Ernstnehmen Gottes, des Evangeliums, uns nicht hindert, die wissenschaftliche Erkenntnis des dialektischen Geschichtsmaterialismus anzuerkennen; ganz im Gegenteil, während eine Ableitung des Geschichtsverlaufes aus Ideen, aus dem Geist, schlechthin unverträglich ist mit dem christlichen Glauben, weil ein solcher Idealismus am wirklichen Menschen ebenso vorbeiredet wie an der realen Schöpfung Gottes und darum dem lebendigen Gott nicht die Ehre geben kann.

Von dem Gesagten her bekommt die Kirche Jesu Christi in einer sozialistischen Gesellschaft oder in einer solchen, die sich auf dem Wege zur Verwirklichung des Sozialismus befindet, eine ganz konkrete Aufgabe. Diese kann dann gerade, wenn die Kirche dem ihr aufgetragenen Zeugnis getreu bleibt, nicht darin bestehen, in irgendeiner Form ideologisch eine vor Gott und vor den Menschen zum Untergang verurteilte kapitalistisch-bürgerliche Welt zu vertreten, zu rechtfertigen und an ihrer künstlichen Erhaltung oder gar Restaurierung mitzuhelfen. Dagegen hat die Kirche ihr helfendes und aufmunterndes, aber auch ihr warnendes und Kritik übendes Wort zu sagen, gerade dort, wo im sozialistischen Aufbau die Sache des Menschen vertreten wird, um den Menschen wahrhaft menschlich werden zu lassen. Sie hat überall den Men-

schen im Namen Jesu Christi da zu unterstützen, wo er wahrhaft kämpft gegen jede Art von Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Sie kann das, darf das, muß das aus ihrer besonderen Erkenntnis des Willens des lebendigen Gottes heraus, der hic et nunc seine Erfüllung verlangt in der barmherzigen Liebe, wie sie selbst ein Samariter betätigt hat. Sie wird darum gerade den Christen besondere Opfer des Glaubens in der Verwirklichung menschlicher Brüderlichkeit zumuten und um eine besonders treue Erfüllung der sozialen und politischen Bürgerpflichten einer sozialistischen Volksgemeinschaft Sorge tragen, sie wird darüber wachen, daß der Nächste wahrhaft als ein Nächster ernst genommen wird und daß seine persönliche Würde und Freiheit ebenso gewahrt werden wie sein Recht auf Arbeit und auf einen gerechten Lohn und wie seine Arbeitsfreiheit. Und gerade indem sie dies tut, wird sie überall auch ihre warnende, kritische Stimme erheben müssen, einmal da, wo sich die Menschen gehen lassen, auf Kosten der Allgemeinheit ihrem Privategoismus frönen, aber auch gerade da, wo auch in guter Absicht der Wille zur Verwirklichung des Sozialismus zu Gewalttätigkeiten und zu Ungerechtigkeiten führt, die gerade die Verwirklichung echter menschlicher Brüderlichkeit, das heißt aber das Ziel des Sozialismus selber immer wieder in Frage stellen.

Der Marxismus ist im Verlauf seiner Selbstverwirklichung der ständigen Bedrohung ausgesetzt, die Wirklichkeit des Menschen an dem Orte aus den Augen zu verlieren und den Menschen nicht ernst zu nehmen, wo er sein Menschsein gerade zu bewähren hat, in seinem konkreten Verhältnis zum Mitmenschen. Das geschieht überall da, wo die Aufgabe des Menschen in seiner geschichtlichen Existenz reduziert wird auf die historische Erkenntnis des jeweiligen «Entwicklungsgrades» der Geschichte, der selber durch eine wissenschaftliche Analyse der die Geschichte jeweilen bedingenden konkreten Faktoren der Entwicklung, vor allem also gesellschaftlicher Bedingungen, festgestellt wird. Innerhalb und also gerade im Rahmen solcher gesellschafts-wissenschaftlicher Erkenntnis hört ja nun der Mensch nicht auf, ein für sein Handeln verantwortliches Wesen zu sein. Jeder einzelne Mensch hat gerade innerhalb und auf Grund seiner Einsichten im eigenen Drinnenstehen in der Gesamtentwicklung der menschlichen Gesellschaft sein Tun gegenüber den Mitmenschen zu verantworten; er hat in Bewährung seiner eigenen Freiheit auch dessen Freiheit, das heißt aber dessen Menschenwürde, die als solche jeweilen nie ein vom Nächsten abgelöster «privater Besitz» sein kann, zu achten. Mißachtet er diese und tritt er sie nieder, angeblich um den «Fortschritt» zu fördern, so bezahlt er damit einen Preis, durch den er gerade jenen Fortschritt selber und damit die freie Entwicklung der schöpferischen Kräfte der Menschen – in deren Entfaltung sich ja letztlich *alle* gesellschaftliche Produktion vollzieht – an der Wurzel bedroht und einer gesellschaftlichen «Arterienverkalkung» ausliefert. Nicht die revolutionäre Gewaltanwendung an sich wird hier besonders

böse und verhängnisvoll[1], sondern der über den Menschen Gewalt bekommende Gewaltmechanismus, der in irgendeinem Polizeisystem oder Bürokratismus immer wieder aus dem Bestreben heraus, sich zu erhalten und ständig weiter auszudehnen, zum Selbstzweck zu werden droht. Wo das geschieht, wird der Mensch von neuem eine Beute jener «Mächte», die gerade Marx als Mächte der Selbstentfremdung so klar erkannt und so scharf bekämpft hat.

Der von Marx postulierten Verwirklichung des Sozialismus durch Überführung des Sozialismus zum Kommunismus, nicht als eines abstrakten Ideals oder einer allgemeinen Wahrheit, sondern als der durch die geschichtliche Situation selber geforderten «Stunde» und insofern «Notwendigkeit», droht in der Mechanisierung der Gewalt und durch den Gewaltmechanismus, den der Sozialismus im Kampf erzeugt und den er im Kampf bis zu einem gewissen Grad wenigstens auch braucht, durch dessen Aufblähung und Überschätzung eine Gefahr, die er jeweilen selber erzeugt und über die er nur allzu leicht die Kontrolle verliert. Gefährdet wird nämlich dadurch die schöpferische Initiative gerade der Schicht, die als Trägerin der Revolution in einem besonderen Sinne berufen ist, den Sozialismus beispielhaft durch die eigene freie Tat zu verwirklichen. Die von Marx, Lenin und Stalin zur Verwirklichung des Kommunismus als notwendig erachtete, aber als vorübergehende Erscheinung betrachtete Diktatur des Proletariats droht dann zu einer permanenten staatlich-polizeilichen Einrichtung zu entarten.

Die Zukunft des Sozialismus als dem Wege «aus dem Reich der Notwendigkeit», das heißt aber der Sklaverei unter der Herrschaft der «Mächte», «in das der Freiheit» (so Engels), das heißt der freien Verwirklichung menschlichen Daseins in einer freien Gemeinschaft von Personen, hängt also in erster Linie davon ab, inwieweit es den Sozialisten selber gelingt, die von Marx begründete humanistische Grundlage aufrechtzuerhalten, das heißt aber, die Würde des Menschen selber auch im Kampfe nicht preiszugeben.

---

[1] Über das wichtige Problem der *Gewalt* und des gewaltsamen Zwanges wäre hier noch vieles zu sagen. Nur dies: 1. Es ist höchst sonderbar, daß ausgesprochen von bürgerlicher Seite am heftigsten gegen die Gewaltsamkeit der heutigen Kommunisten protestiert wird, als ob die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft nicht auch in blutigen Umwälzungen sich durchgesetzt hätte; nun verlangt man von den Opfern des Kapitalismus plötzlich Gewaltlosigkeit da, wo sie ihre «Rechnung präsentieren», man verlangt von ihnen sogar eine «Christlichkeit», die man selber nicht imstande ist, irgendwie geltend zu machen in den sozialen und politischen Beziehungen, und man verlangt sie von denen, die sie als eine Heuchelei durchschaut haben und meist bewußt selber ablehnen. Und man vergißt vor allem eines: daß der Fortschritt der Völker in der Überwindung der ihn hindernden Widerstände sich nur relativ gewaltlos vollziehen wird, wo vorher ein Zustand geschaffen ist, der nicht selber die Gewaltsamkeit provoziert. Hat es aber gerade im Osten Europas Derartiges gegeben? Zu was sind denn dort die Volksmassen erzogen worden?

2. Es ist zu bedenken, inwiefern die versteckte, vertuschte und geleugnete Gewalttätigkeit, die ständig ausgeübt wird in der kapitalistischen Freiheitsberaubung

Wir fragen uns nun von neuem, ob das alles möglich ist, wenn der Mensch sich total ablöst von der Wirklichkeit Gottes, der diese seine Würde und diese seine Freiheit nach biblischer Erkenntnis nicht nur faktisch begründet, sondern auch allein garantiert, indem er sie immer wieder im lebendigen Gegenüber von Ich und Du wach erhält. In ihr selber begründet, ist der Mensch zugleich jeweilen seinem Mitmenschen, als seinem Bruder, für den er verantwortlich ist, gegenübergestellt. Hier wird deutlich, daß die Freiheit der Kinder Gottes sich nur verwirklicht in der Liebe zum Nächsten, in brüderlicher Gemeinschaft. Ohne sie gibt es auch nach Karl Marx keinen Sozialismus, weil es ohne sie keine wahre Menschlichkeit gibt; gibt es aber – so müssen wir nun wiederum und noch eindringlicher angesichts der gerade in dem Versuch zur Verwirklichung des Sozialismus *nach* Marx (post Marxum) drohenden Verhinderung des Sozialismus durch einen unbrüderlichen und also unmenschlichen Gewaltsmechanismus fragen – gibt es das alles – ohne Gott und seine Hilfe und seine Gnade? Gibt es also überhaupt eine gnadenlose Brüderlichkeit, in der die Barmherzigkeit und Vergebung nicht das letzte Wort besitzen? Aus der Frage nach der Verwirklichung des Sozialismus erhebt sich so unvermeidlicherweise – aufs neue und dringlicher als je – gerade die Frage nach dem lebendigen Gott, im Gegensatz zu all dem Aberglauben, die Religion werde durch den Sozialismus überflüssig – ja gewiß «die Religion» als nur private Frömmigkeit – aber nicht und gerade nicht die Wirklichkeit Gottes, wie er sich in Jesus Christus als unser aller Retter und als Bringer seines Reiches offenbart hat.

Wir haben gehört, Karl Marx ersehnte in der Selbstverwirklichung des Menschen durch den Kommunismus die wahre endgültige Offenbarung des Menschen in seiner echten Menschlichkeit. Wird das, kann in und mit einer Menschheit ohne Gott und ohne Christus das geschehen? Werden durch die technische und organisatorische Lösung der sozialen Probleme alle Menschheitsfragen gelöst? Wir haben schon betont, auch Marx hat das nicht geglaubt. Im Gegenteil: hier fängt die eigentliche Geschichte des Menschen als eine *menschliche* Geschichte erst an. Doch eines sehen wir schon heute: durch die Herstellung gesunder sozialer Beziehungen zwischen Mensch und Mensch wird der Mensch

---

und Vergewaltigung des Menschen, nicht im Grunde viel schlimmer und verheerender ist als alle offene Gewaltsamkeit revolutionärer Volksmassen und Regierungen mitten in Zeiten großer sozialer Umwälzungen, und ob die Freiheit des Menschen nicht da bedrohter ist, wo man ihre Unterdrückung nicht mehr sieht oder sehen will und wo man sie verdeckt, wie das überall da geschieht, wo unter der Decke formaler demokratischer Freiheiten der Mensch um alle seine Würde gebracht wird (dazu vgl. auch das Nachwort zu meinem Buche «Rußland unterwegs», S. 425—450). Was im übrigen trotzdem auf einer ganz andern Ebene Kritisches zu bemerken ist zu der großen Gefährdung, die die Überschätzung von Gewalt- und Zwangsmethoden und vor allem die Gewöhnung an sie für den *Sozialismus selbst* bedeutet, das ist im Folgenden deutlich gesagt.

derart zu sich selber gebracht, daß er nun gerade keine Entschuldigung mehr finden kann angesichts der Frage: «Adam, wo bist du?» oder auch: «Wer und wo ist dein Bruder?» Des Menschen Dürftigkeit diesem gegenüber, sein ständiges Versagen gerade in der Brüderlichkeit wird dann vor aller Welt nun unverkennbar und unentschuldbar als seine eigene Schuld offenbar; diese kann er nun nicht mehr durch «die Verhältnisse» rechtfertigen oder auch vertuschen. Die «Nacktheit Adams» wird erst ganz offenbar in dieser «Offenbarung des Menschen».

Er wird dann aber einsehen müssen, daß ihn gerade dann nur die Barmherzigkeit Gottes vor Schuld[1] und Tod und Verderben retten kann. Also gerade dann gilt die Bitte mehr denn je: «Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!» – also gerade dann die Offenbarung der Rettung des Menschen in seiner Rettung durch Christus – also gerade dann aber auch die wahre, auf der vergebenden Barmherzigkeit Gottes beruhende Offenbarung der Herrlichkeit des Menschen, die Offenbarung der Freiheit der Kinder Gottes. Das ist die wahre Zukunft[2] des Menschen, und zwar gerade die des sozialistischen, des kommunistischen Menschen. Eine andere gibt es nicht. Aber es ist dies eine echte Zukunft des Menschen, weil sie die Zukunft bedeutet, die Gott mit dem Menschen vorhat und die er ihm in und durch Jesus Christus verheißen hat.

Je weiter die Verwirklichung des Sozialismus fortschreitet, je mehr jeder Einzelne zu seiner Verwirklichung selber herangezogen werden muß, je mehr also diese Verwirklichung vom guten Willen der frei gewordenen Arbeitskraft und Arbeitsleistung des Einzelnen abhängt,

---

[1] Zum Problem von Schuld und Sünde im Zusammenhang mit der sozialen Frage vergleiche meine eingehenden Ausführungen in «Rußland unterwegs», Seiten 392 bis 417, Francke, Bern.

[2] Dazu erlaube ich mir folgendes «Wort» des Eisenacher Kirchentages an die Gemeinden vom Juli 1948, das Heinrich Vogel verfaßt hat, anzuführen:

Seht den Menschen!

Die evangelische Kirche in Deutschland, die zu Eisenach in ihren berufenen Vertretern versammelt ist, ruft den Menschen unserer Tage unter das Kreuz Christi:

Sehet, welch ein Mensch!

Seht den verhöhnten und gefolterten, den erniedrigten und beleidigten Menschen, dem die Menschenrechte abgesprochen sind! Seht das überströmte Angesicht des Menschen, der die Dornenkrone trägt! Seht ihn, der dem Fluch der Unmenschlichkeit und der Gottlosigkeit dieser unserer Welt preisgegeben ist! Seht ihn, der in der Gottverlassenheit des Kreuzes hängt! *Er heißt Jesus Christus.* In ihm ward Gott Mensch und unser Bruder. Er ist der Herr, er allein der Retter der verlorenen Welt.

Seht den *Menschen,* um dessentwillen er sein heiliges, teures Blut vergossen hat und den er seinen Bruder nennt! Seht den Menschen, den Gott richtet und dem Gott vergibt!

Seht den Geringsten seiner Brüder als den Menschen Gottes an, nach Gottes Bild geschaffen und durch Gottes Erbarmen erlöst!

Achtet die zertretene und geschändete Würde des Menschen von neuem um Gottes willen! Opfert den Menschen nicht länger den Götzen der Macht und des

um so dringender wird die Aktivierung der letztlich allein sich im Glauben an Gottes Herrschaft ausrichtenden christlichen «Kräfte» im Dienste der Verwirklichung des Sozialismus und der mit diesem verbundenen persönlichen Freiheit. Diese Kräfte nämlich werden nötig als Stütze und Halt der durch die Überwindung der industriellen Ausbeutung frei gewordenen *Personen* gegenüber all den neuen Gefährdungen der wahren Freiheiten der Person durch eine überbordende Bürokratie und eine drohende Mechanisierung des menschlichen Lebens.

So wird das jeweilen ernst genommene Evangelium im echten Dialog zwischen dem lebendigen Gott und dem Menschen hic et nunc zur jeweiligen akuten kritischen Stimme angesichts einem gegenüber der Menschlichkeit, gegenüber einem echten realistischen Humanismus versagenden sozialistischen «Betrieb», vor dem unter Umständen auch die «Selbstkritik» des Menschen versagen kann. Nur eine in diesem Sinne *in* der Realisierung des Sozialismus und nicht neben ihr oder gar *gegen sie, sich des Menschen annehmende* Stimme der Kirche wird dann auch von diesen Menschen als Stimme der Verkündigung der Herrschaft Christi ernst genommen und ertragen werden können als die freie Stimme eines Helfers und eines Freundes in den realen Nöten gerade eines auf den Sozialismus ausgerichteten Lebens. Eine solche kritisch, vor allem zur Geduld und zum Humor mahnende und vor unüberlegten Gewaltsamkeiten warnende kritische Stimme wird um so mehr auf Gehör rechnen können, ja Gehör fordern dürfen, als sie die dialektische Wirklichkeit des menschlichen Daseins in ihrer jeweiligen Konkretheit ernst nimmt und sie eben selber wahrhaft anspricht. Das hat aber zur Voraussetzung, daß die Kirche, daß der gläubige Christ, jeweilen in echter Dialektik seines zwischen Gott und der geschichtlichen Wirklichkeit Innestehens

---

Geldes! Laßt um Gottes willen davon ab, den Menschen zum Mittel für eure Zwecke zu erniedrigen! Seht ihn, welcher Rasse oder welchem Volk, welche Klasse oder Partei er auch angehören mag, zu allererst als Gottes Menschen!

Erbarmt euch über sein Elend, seine Not und seine Schuld! Bestehlt und betrügt ihn nicht! Plündert ihn nicht aus!

Erbarmt euch des Verschleppten, Heimatlosen, Gefangenen, des Entrechteten und Geknechteten in aller Welt! Gebt ihm das Recht, das der Gott der Gerechtigkeit ihm zuspricht! Gebt ihm die Freiheit, ohne die er nicht Mensch sein kann! Gebt ihm das Brot, das Gottes Güte ihm gönnt! Gebt ihm die Arbeitsmöglichkeit, ohne die er an Leib und Seele verkommt! Trennt ihn nicht von dem Menschen, zu dem er gehört als Glied seiner Familie, als Glied seines Volkes!

Hört auf mit dem Vergelten und Richten, mit dem Haß und der Rache! Besudelt eure Hände nicht von neuem mit Menschenblut, mit Bruderblut! Zertretet den Funken des Krieges, ehe er zum neuen Weltbrand wird! Rottet jeden Gedanken an den Krieg als euren Retter in euch aus! Sucht vielmehr miteinander Frieden in dem Gott, der ein Gott des Friedens ist! Seid Menschen, die Gott loben und sich seiner Gnade freuen dürfen! Seid Menschen, die wieder hoffen dürfen!

Wir bezeugen und verkündigen euch, daß der Mensch noch eine große Zukunft hat, die offenbar werden wird, wenn unser Bruder und Heiland an seinem Tage in seiner Herrlichkeit erscheint!

Um dieser Zukunft willen rufen wir euch allen zu: *Seht den Menschen!*

nach zwei Seiten zu hören und zu sehen imstande ist: auf Gottes Stimme und auf die Daseinsnot, die Bedürftigkeit des Menschen und die aus ihr erhebende Anstrengung, das menschliche Leben menschlich zu gestalten. Nur so wird dann auch die Verkündigung des Evangeliums als freie Predigt wahre, weil auf die echte Wirklichkeit des Menschen bezogene Verkündigung des lebendigen Gottes sein können, und nur dann hat sie auch das sachliche Recht, zu *verlangen*, daß ihre Freiheit und Unabhängigkeit auch von denen respektiert wird, die in ihr nicht die Stimme der Wahrheit, so wie sie sich selber versteht als die Stimme des lebendigen Gottes, zu vernehmen vermögen. Die Geschichte selber, das heißt aber die Praxis als praktische Erfahrung, wird ja dann schließlich durch sich selber entscheiden, wer recht hat, der Christ oder der Gottesleugner. Sie werden sich aber beide gegenseitig im Hinblick gerade auf eine solche Entscheidung in der Praxis gegenseitig dulden und ertragen und anerkennen müssen in Erwartung der endgültigen Erfahrung selber, in der entschieden wird, ob die Geschichte ein von Gott durch Christus geleitetes, im Kommen Christi seine Erfüllung und zugleich sein Ende findendes Geschehen oder ein nur menschliches Selbstgemächte sein wird.

Durch das Ernstnehmen des Evangeliums würde jedenfalls, in dessen eigenem Lichte gesehen, neben die und schließlich an die Stelle einer sonst endlos, das heißt schließlich in den Tod hinein verlaufenden Dialektik der Geschichte und der Klassen- und Machtkämpfe der lebendige Dialog zwischen Gott und Mensch treten. Gerade er führt uns, wie wir sehen, an denselben Ort im Dasein des Menschen, wo uns auch Karl Marx in seiner Frage nach der Verwirklichung des Menschen hinführen wollte. Aber allein dessen Ernstnehmen im Glauben an Christus und in der Kraft des Heiligen Geistes kann uns letztlich aus der Sackgasse der Geschichtsimmanenz und des Aberglaubens an den Menschen als des Demiurgen seiner selber hinausbringen und kann uns die Freiheit geben und das Heil bringen und auch die Brüderlichkeit schaffen, die auf seine Art auch Karl Marx ersehnt hat. Erst da, wo Gott durch seinen Geist unter den Menschen wirksam wird, kann dieser in seiner wahren Menschlichkeit, das heißt aber in seiner Gottebenbildlichkeit offenbar werden und die von Marx ersehnte echte Erfahrung des wahren Menschen zustande kommen, nur im Kommen Gottes zu den Menschen geschieht dann letzte, höchste Verwirklichung der Menschheit in Herrlichkeit[1].

Veni Creator Spiritus! *Fritz Lieb.*

---

[1] Die hier abgedruckte Artikelserie erscheint demnächst im Chronos-Verlag in Berlin in erweiterter Gestalt.

Der Fall Malraux

Die Schriftsteller haben von jeher das öffentliche Leben Frankreichs aufs tiefste beeinflußt, und wenn man in Betracht zieht, welche Rolle ihnen dabei stets zukam, so ist es kein Wunder, wenn der kürzliche Übertritt André Malraux' vom Kommunismus zur Bewegung de Gaulles, in welcher er von nun an eine äußerst wichtige Stelle einnimmt, das größte Aufsehen erregt und manches Kopfzerbrechen über die möglichen Gründe einer solchen Meinungsänderung verursacht.

Über das bisherige Werk und die Entwicklung des Schriftstellers mögen folgende Angaben orientieren:

André Malraux wurde im Jahre 1904 im Montmartre geboren. Er beschloß sein Philosophiestudium mit einer Lizenz für orientalische Sprachen. Er wurde frühzeitig durch die Philosophie angezogen, las mit Begeisterung Bergson, aber besonders Hegel und Nietzsche. Zwei kleinere Werke entstanden in den Jahren 1920 und 1921: «Lunes en papier» und «Ecrit pour une idole à trompe» und eröffneten seine literarische Karriere. Sein erstes wichtiges Werk, «Tentation de l'occident», erschien 1926. Es war eine Kritik des Individualismus und nahm die Form eines Briefwechsels an, der einen Franzosen in China und einen Chinesen in Frankreich verband. Es folgten: «D'une jeunesse européenne», 1927, und «Les Conquérants», 1928, welche zu den entscheidenden Romanen André Malraux' gehören. Genau wie bei Nietzsche und den atheistischen Existentialisten, wie Sartre und Simone de Beauvoir, wird die Handlung als Selbstzweck aufgefaßt. Der Mensch wird ausschließlich durch seine Handlungen bestimmt. Er ist, was er aus sich macht. Der Erzählung dient die chinesische Revolution als historischer Hintergrund. «Voie Royale» ist ein indochinesischer Roman, der einzige vielleicht, in dem sich Malraux ästhetischen Untersuchungen hingibt, trotzdem er darin die Handlung ebenfalls verherrlicht. Die «Condition Humaine» schildert die Bekämpfung des Kommunismus in Schanghai während des Jahres 1927, und trotzdem Malraux damals ein ausgesprochener Anhänger des Kommunismus war, gibt er doch dem bittersten Pessimismus Ausdruck. «L'Espoir» (1937) fällt in die Periode des Spanischen Bürgerkrieges. Das Thema von «La lutte avec l'ange» kreist um die Persönlichkeit und Fortdauer des Menschen, welche der Autor ebenso leugnet wie das Dasein Gottes. Ein anderer Roman von Malraux, «Temps du mépris», der ebenfalls sehr bekannt ist, ist den politischen Einkerkerungen in Deutschland gewidmet. Darin findet man tatsächlich eine packende Schilderung der verschiedenen Folterungen und Mißhandlungen, die dem Individuum zuteil werden können, aber dieses Individuum ist niemals ein Wesen aus Fleisch und Blut. Es bleibt gänzlich abstrakt, austauschbar, wie übrigens alle hauptsächlichsten Gestalten der «Condition Humaine». Die Werke André Malraux' sind im allgemeinen ein langer Monolog; die Hauptpersonen und Geschehnisse geben immer nur wie-

der ein und demselben Gedanken Ausdruck, demjenigen des Autors, und dieser Umstand bringt es mit sich, daß eine anhaltende Lektüre entschieden eintönig wirkt. Obwohl Malraux ein erstklassiger Beobachter und ein außerordentlicher Atmosphärenmaler ist, gelingt es ihm nicht, die Helden seiner Romane genügend herauszuschälen.

Die Zeitschrift «Esprit» hat, ihrer Gewohnheit gemäß, die Oktobernummer 1948 einer reich dokumentierten Untersuchung gewidmet, welche ganz im Geist der Objektivität und Billigkeit gehalten ist, durch den sich die Zeitschrift gewöhnlich auszeichnet. Diese geistige Haltung ist deshalb heute besonders wertvoll, weil sie mehr und mehr im Trubel der politischen Leidenschaften, die zunehmend auf rein intellektuelle Gebiete übergreifen, verlorengeht.

Aber dem ausländischen Leser steigt bei der Lektüre Malraux' eine wesentliche Frage auf. Birgt sein Werk wirklich einen dauernden Wert, wie ihn einige seiner Zeitgenossen ihm in gutem Glauben zuschreiben, und nicht nur einen augenblicklichen, aktuellen? So ist zum Beispiel Professor Albert Béguin im Rahmen der obengenannten Untersuchung, nachdem er feststellte, daß niemand, nicht einmal Sartre, eine derartige Bezauberung auf die Jugend ausübte, der Ansicht, daß «Malraux' Eigenart bestimmt ist durch eine Art von Zusammenstimmen mit dem Zeitgeist, die Anpassung seines persönlichen Rhythmus an den gegenwärtig-historischen, durch eine innere Spannung, welche dieselben Brüche, denselben Aufschwung und dasselbe stoßweise Geschehen aufweist, die dem gewöhnlichen Ablauf der Dinge anhaften». Allerdings muß er ein wenig weiter zugeben, daß es schwer ist, auszudenken, was spätere Generationen von Malraux halten werden, wenn einmal die heutigen politischen Umstände in Vergessenheit geraten sein und die Werke allein zählen werden. Zum Schluß meint Béguin – und die Frage ist berechtigt, ob bei dem ausgezeichneten Rezensenten nicht der Wunsch der Vater des Gedankens ist, «daß die Nachwelt wahrscheinlich nicht gleichgültig bleiben wird gegenüber einem Schriftsteller, der sich ebensosehr im Handeln auslebt wie in seinem literarischen Werk; sie wird darin vor allem die Symptome erkennen, die es zu einer der bezeichnendsten Ausdrucksformen unseres unglücklichen Zeitalters stempeln.» Wir müssen unsererseits gestehen, daß wir ein solches Vertrauen keineswegs teilen; es scheint uns im Gegenteil klar auf der Hand zu liegen, daß Malraux' Werk, je mehr es im Wesentlichen «modern» und «aktuell» ist, von vornherein verurteilt ist, schnell vergessen zu werden und mit der Gesellschaft zu vergehen, in der es entstand. Die Zeitgenossen sind immer schlechte Propheten bei der Bestimmung der Werke, welche die Zeiten überdauern werden. Das führte uns neulich Julien Benda vor Augen, als er in einem wundervoll klaren Artikel zeigte, daß nur diejenigen Schriftsteller einigermaßen zu «bleiben» vermögen, welche sich über ihre Zeit zu erheben und das Dauernde und das Klassische zu erreichen wissen. Von diesem Standpunkt ausgehend und in diesem

Lichte gesehen, scheint es wahrscheinlich, daß die kommenden Generationen von einem Emile Zola, einem Romain Rolland sprechen werden, auch von einem Anatole France, seinen ungerechten Verleumdern zum Trotz, und sei es auch nur seines unvergleichlichen Stils halber. Für André Gide gilt dies schon viel weniger. In dieser Hinsicht genügt es, an die kühle und gleichgültige Aufnahme zu denken, welche die Kritik und die Leser der Neuausgabe der «Nourritures terrestres» bei ihrem fünfzigjährigen Jubiläum bereitet haben, die bei ihrem Ersterscheinen in den Himmel gehoben und wie eine Offenbarung betrachtet wurden. Was aber Schriftsteller wie Paul Valéry, Jean Giraudoux und André Malraux betrifft, wer könnte so kühn sein, zu behaupten, daß man sich in hundert Jahren noch mit ihrem Leben und ihren Werken beschäftigen wird, wie es zum Beispiel für Novalis der Fall ist, dessen Werke neuerdings dank einer ausgezeichneten französischen Übertragung geradezu eine Auferstehung erlebten? Leider ist es nur einer geringen Zahl von Auserwählten beschieden, «zu sein und gewesen zu sein»!

Da man jedoch André Malraux' Einfluß auf die heutige Zeit nicht bestreiten kann, ist es der Mühe wert, den Fall eines solchen Menschen zu studieren, um die tieferen Ursachen eines solchen – nach außen hin radikalen – Gesinnungswandels zu entdecken. Wir betonen: «nach außen hin», denn nach unserer Meinung ist die Wandlung eher äußerlich als wirklich tiefgreifend; die Politik hat doch schließlich in André Malraux' Leben eine viel oberflächlichere Rolle gespielt, als man gemeinhin annimmt. In individuell-psychologischer Hinsicht – und das ist bei einer so ausgeprägt egozentrischen Natur wesentlich – ist im Grunde genommen überhaupt keine Änderung erfolgt. Als man ihn für einen Kommunisten hielt und er sich wahrscheinlich selbst als solchen betrachtete, war er hauptsächlich und vor allem Nietzsche-Anhänger, und heute, da er sich als «Gaullist» bekennt, ist er mehr als je zuvor Nietzscheaner geblieben.

Hören wir lieber Madame Claude-Edmonde Magny in der gleichen Nummer von «Esprit»: «Die psychologische Welt André Malraux' ist die Welt der absoluten Trennung ... Man denkt beim Anblick dieses abscheulichen Universums, welches sein Werk darstellt, in dem die Männer die Frauen nicht verstehen, die Väter nicht die Kinder, der Mensch der Tat nicht den geistigen Menschen, die Anarchisten nicht die Kommunisten, die Chinesen nicht die Menschen des Westens, die Weißen nicht die Schwarzen, die Christen nicht die Heiden usw., an ähnliche zeitgenössische Bemühungen, insbesondere an den Roman Elio Vittorinis «Uomini e no», in dem sich der Verfasser selbst angesichts einiger SS-Unmenschen weigert, anzunehmen, daß es unter den Wesen mit Menschengesichtern solche gebe, die die Menschheit unwiderruflich in Acht und Bann tun müsse.» Und gewiß, der Künstler, ganz gleich, welchem Gesellschaftskreis er auch entspringen mag, wird stets bedrückt sein durch das Geheimnis des Schicksals, durch die Einsamkeit, durch

die Undurchdringlichkeit und Beziehungslosigkeit menschlicher Wesen, diesen Preis für die Entfaltung der Persönlichkeit und der Freiheit des Menschen. Während verschiedene Schriftsteller und Denker diese teilweise unvermeidlichen Differenzierungen zu mindern suchen durch solidarische Bemühung, durch zunehmendes Verständnis des andern, durch einen entschlossenen Willen, keine Schranke als endgültig zu betrachten, sei sie nationaler, sozialer oder sexueller Art oder durch Rassenverschiedenheit bedingt, hat im Gegenteil der Verfasser der «Condition Humaine» durch seine angeborene egozentrische Natur diese Verschiedenheiten noch betont, indem er sie unauflöslich und unreduzierbar gestaltete, und man kann so der klaren Schlußfolgerung Claude-Edmonde Magnys völlig zustimmen, wenn sie behauptet, daß man, aus dem literarischen Bezirk heraustretend, die Gefahr einer solchen Weltanschauung brandmarken müsse. «Die Gegenüberstellung zweier gleichwertiger Kräfte, zweier unvereinbarer Welten und deren Verkörperung durch einzelne Menschengestalten oder Menschengruppen heißt einen Zustand bejahen, der nur durch einen Krieg beseitigt werden kann, der bis zur völligen Ausrottung eines der beiden Teile getrieben werden muß. Eine Gesellschaft, die eine unüberbrückbare Zweiteilung der menschlichen Gattung annimmt – etwa eine Teilung in Arier und Nichtarier, in Kapitalisten und Proletarier, in Schwarze und Weiße, in Männner und Frauen –, schafft damit die Bedingungen, die unvermeidlich zum Konzentrations-Universum führen, in dem die eine Hälfte der Menschheit – einerlei, ob Majorität oder Minorität – die andere langsam umbringt oder sie, sofern sie über entsprechend gewaltige Mittel verfügt, auf einen Schlag ausrottet.» Es ist gewiß kein Zufall, wenn André Malraux das Herannahen einer «Zeit der Verachtung» voraussagt, eines Zeitpunktes, in dem eine kühne Minorität, die nur einen Bruchteil der Menschheit darstelle, durch Gewalt oder List die Macht ergreifen und versuchen werde, die übrigen Menschen, die sich ihr nicht freiwillig anschließen, einfach auszurotten, oder ihnen auf jeden Fall die Eigenschaft als Mensch absprechen werde, um sich selbst desto besser über sie zu erheben und zu verherrlichen.

Aber, so wird man uns entgegnen, eine derartige Weltanschauung ist doch diejenige eines Faschismus, der sich selbst nicht kennt oder sich frech aufdrängt. Wie kommt es denn, daß André Malraux uns so lange täuschen konnte, daß er sich für einen Schriftsteller mit fortschrittlichen Meinungen, für einen Kommunisten ausgeben konnte, da doch der Kommunismus, auch wenn er Zwangsmittel nicht verabscheut und sich vorübergehend der Gewalt und des Terrors bedient, eine humanistische und universale Ideologie voraussetzt und eine friedliebende Menschheit, die mit sich selber ausgesöhnt ist, anstrebt – Gedanken, die André Malraux ganz fremd sind? Hier scheint freilich ein Rätsel vorzuliegen, aber eine dritte Studie im «Esprit» von Roger Stephane, betitelt «Malraux und die Revolution», hilft uns zur Lösung. Stephane bringt uns sogleich

auf den richtigen Weg, indem er zeigt, daß es der Verwirrung der Geister und des «Konfusionismus» der bürgerlichen Gedankenwelt in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen bedurfte, um Malraux als Kommunisten gelten zu lassen. Von 1920 bis 1930 war in den Augen der bürgerlichen Kreise derjenige Mensch ein Kommunist, welcher die alteingewurzelte Ordnung in Frage stellen wollte und nicht den liberalen Kapitalismus als den Höhepunkt menschlicher Entwicklung betrachtete. Damals verkündete Malraux in seinen Werken den unvermeidlichen Verfall ebendesselben liberalen Kapitalismus und beschwor die Notwendigkeit einer Revolution. Also war er ein Kommunist. Aber der Faschismus genügte, um diese Annahme zu zerstören; diese von Malraux prophezeite «Revolution» wirft doch ein wenig Licht auf seine unklare, doppelsinnige und schwankende Gestalt.

Schon die Tatsache, daß das ganze Werk dieses Mannes sein Anderssein im Vergleich zu andern Menschen betont, anstatt ihn der Gemeinschaft näherzubringen, ist ein Ausdruck dieses fundamentalen Pessimismus, der ihn unweigerlich nicht nur vom Kommunismus entfernt, sondern auch vom Sozialismus, der demjenigen keinen Platz anerkennt, welcher nur sich selber leben will und sich von den andern trennt. Malraux – und er gesteht es selber ein – hat nicht damit begonnen, sich mit der Revolution zu verbinden; er hat zuerst die bürgerliche Welt abgelehnt, gegen die er alte persönliche Haßgefühle empfand. Aber diese ideologische Grundlage, die ganz subjektiver Art ist, birgt tödliche Schwächen in sich. Malraux liebt die Menschheit nicht, und seine Empörung gegen die bestehende Ordnung entspringt im Grunde einer rein individualistischen Einstellung. Er liebt auch nicht das Volk, für das er zu kämpfen vorgibt; er zieht es nur anderen sozialen Schichten vor. Die Revolutionslehre ist für ihn, wie er es uns einmal gestand, «nur ein doktrinärer Wortschwall». Darum hat er an den sozialen Auseinandersetzungen niemals anders denn als Kämpfer teilgenommen, als methodischer Mensch der Tat, der zu allem aktiven Geschehen bereit ist, der aber völlig außerhalb der humanistischen Doktrin des Sozialismus und ihrer authentischsten Rechtfertigung, nicht nur vor der Geschichte, sondern auch, und ganz besonders, vor dem menschlichen Gewissen steht, welches nach Gerechtigkeit schreit. Deshalb verbindet ihn auch nichts Wesentliches, nichts, das im entferntesten an Treue heranreichen könnte, mit der Idee der Revolution, einer Idee, die er übrigens nur als eine Art fernen Mythos betrachtet. Nach dem zweiten Weltkrieg, da es vorbei ist mit dem Dilettantentum, da der revolutionäre Mythos von 1917 konkrete Formen annimmt und in immer zahlreicheren Ländern schicksalhafte Wirklichkeit wird, zieht sich Malraux vollständig zurück. Der neuen Ordnung, die Fuß fassen will, sagt er ab, aber die Absage bleibt logisch: «Wenn die Absage an die bürgerliche Welt die Zusammenarbeit mit den Kommunisten nach sich ziehen würde, so zieht die Absage an den Kommunismus augenblicklich und aus denselben Beweggründen

die Zusammenarbeit mit seinen entschlossensten Gegnern nach sich.»

Betrachtet man die Sache aber von einer höheren Warte aus als von der bloß aktuellen, politischen, so führt uns Malraux' «Kampf mit dem Engel», das heißt mit dem Teufel, fast ein ganzes Jahrhundert zurück. In seinem meisterhaften Buch über «Das Drama des atheistischen Humanismus» hat uns Pater de Lubac gezeigt, daß die moderne Philosophie sich von Gott lostrennt und in sich selbst ihr Schicksal zu suchen beginnt. Die ersten schüchternen Versuche verwandelten sich in zunehmend kühnere und fanden zuletzt ihren Ausdruck und Höhepunkt in dem verwegenen und schändlichen Ausruf Nietzsches: «Gott ist tot!», der nach seiner Auffassung für die Menschen das Signal zu ihrer intellektuellen und geistigen Befreiung bedeuten sollte. Aber die Tatsachen sahen anders aus. «Gott ist tot» hatte der Mensch proklamiert, und siehe, an Stelle eines Aufschwungs tritt im Gegenteil die Auflösung und Zersetzung des Menschen in demselben Maße, als er Gott aus seiner Welt vertreibt. Wir erkennen denselben tragischen Ablauf der Dinge bei den heutigen Intellektuellen und Denkern, welche dieselbe Bahn beschreiten wie Nietzsche: Henry de Montherlant, Sartre, André Malraux. Indem sie die Freiheit des Geistes behaupten wollen, gelangen sie unwillkürlich zum unversöhnlichsten Determinismus. Sie wollten den Menschen vergotten; sie haben ihn nur herabgewürdigt. Es ist wahrlich die «Zeit der Verachtung», und es mußte kommen, wie es Malraux selbst vorausfühlte: Ein unternehmungslustiger und zugleich pessimistischer Mensch, der nicht die geringste übernatürliche Hoffnung hegt, ist oder wird ein Faschist, außer er hat irgendein Treueverhältnis hinter sich. So birgt der «Fall Malraux» eine Lehre in sich, die ihn über ihn hinausweist. Er erinnert uns an das tragische Dilemma, vor das uns schon das ganze Werk eines Dostojewskij stellte, und das unterdessen zur brennenden Aktualität wurde. Aus uns selbst, auf eigene Kräfte angewiesen, können wir nichts. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als zu wählen zwischen dem «Übermenschen», dem Menschen, der sich zum Gott erhob, um uns desto besser in den Abgrund zu führen, und dem Gott, der Mensch geworden ist, der bescheidenste unter den Menschen, und der gekommen ist, uns zu retten.

Serge Radine.

Bausteine

Die eigentliche Revolution findet stets *vor* der Revolution statt. Wenn vor den Ereignissen, die eine spätere Geschichtsschreibung dann als Revolution im engeren Sinn betrachtet, nicht Bausteine des Neuen aufgehäuft und ausprobiert waren, hat sich die Revolution entweder immer als ein Feuerwerk erwiesen, hinter dessen Raketenblitzen die alten Mächte auf ihre wiederkehrende Stunde warten konnten, oder sie blieb überhaupt ein leeres Gerede. Die Revolution vor der Revolution ist mit

dem Sammeln, Erproben und Bewerten der Bausteine des Neuen identisch! Wir haben es heute um so nötiger, nach solchen Bausteinen und nach Menschen und Menschengruppen, die sie erproben, auszuspähen, als die Gefahr brennend ist, entweder im Bestehenden oder im Negativen zu versinken. Für die bürgerliche Welt, die ja die Notwendigkeit einer den Kapitalismus beendigenden geistigen Revolution leugnet, besteht diese Gefahr nicht – so wenig, wie eine Todesgefahr für Tote besteht. Für den Sozialismus aber besteht sie doppelt. Das Versinken im Bestehenden ist hier die Gefahr der Skeptiker und Relativisten. Das Versinken im Negativen ist hier die Gefahr derer, die an ein Absolutes, das ihnen Wertmaßstäbe gibt, glauben. Diese Gefahr ist noch größer, wenn diese Gläubigen dabei noch Intellektuelle sind.

Bausteine sind dort zu suchen, wo in den Produktionsverhältnissen neue Wege beschritten werden. Die Französische Revolution konnte seinerzeit gelingen, weil sie im Grunde nur noch die schon vor der Revolution vollzogene Änderung in den Produktionsverhältnissen und im Besitz der Produktionsmittel zu bestätigen hatte. Die Überwindung des kapitalistischen Systems in der Gegenwart wird von der Ausbreitung und Erprobung nichtkapitalistischer Wirtschaftsformen schon zuzeiten der kapitalistisch organisierten Wirtschaft abhängen. Die besten Programme helfen nichts, wenn nicht praktische Vorarbeit geleistet wird. Daß die kapitalistischen Kräfte ihrerseits sorgfältig ihr eigenes Baumaterial überprüfen und notfalls den neuen Bedürfnissen anpassen, ist eine Folge des Selbsterhaltungstriebes. Daß die an der Überwindung des Kapitalismus interessierten Kräfte ein gleiches tun müssen, ist hier eine Folge der Verantwortung gegenüber der Idee. Oft aber wirkt Selbsterhaltungstrieb stärker als Verantwortungsgefühl gegenüber Ideen!

Die seit mindestens einem Jahrzehnt in der kapitalistischen Welt zu beobachtende Veränderung von der Diktatur der Produktionsmittelbesitzer weg zu einer Diktatur einer Klasse von höheren Angestellten hin ist ein solcher Versuch mit Bausteinen im Interesse des Kapitalismus. Diese Entwicklung ist zunächst von außen her bedingt. Umfang und Organisation moderner kapitalistischer Unternehmungen haben eine eigentliche Industriebürokratie nötig gemacht, welche ihre Macht notfalls auch gegen die eigentlichen Besitzer, die Aktionäre, auszuüben imstande ist und dabei oft auch die Möglichkeit hat, direkt in die Besitzerklasse hinüberzuwechseln. Aber nicht nur äußere Notwendigkeiten haben dieser Systemverschiebung zum Leben verholfen. Auch in seinen geistigen Auswirkungen kann das veränderte System dem Kapitalismus als Werbe- und Hilfsmittel dienen. Es vergrößert einerseits die Macht der Anonymität und damit sowohl die Minderwertigkeitsgefühle der Arbeiterschaft als auch deren eigentliche Vermassung und Selbstentfremdung. Die Auseinandersetzung zwischen der Arbeiterschaft einerseits und den alten herrschenden Besitzern der Produktionsmittel andererseits war immerhin noch eine Auseinandersetzung, wobei Angesicht

gegen Angesicht, sichtbarer Wille gegen sichtbaren Willen stand. Mit anonymen Gewalten aber gibt es keine eigentliche menschliche Auseinandersetzung. Gegen sie kämpfen heißt gegen den Drachen kämpfen, dem für jedes abgehauene Glied mindestens deren drei nachwachsen. Andererseits wird durch diese Systemverschiebung die in der Arbeiterschaft immer keimhaft vorhandene Verbürgerlichungstendenz erheblich verstärkt. Wenn man beobachten kann, wie die Macht eines – vielleicht selber als Arbeiterkind geborenen – höheren Angestellten größer und größer wird, dann erwacht der alte Traum vom individuellen sozialen Aufstieg und damit die Billigung des kapitalistischen Systems als solchen. Ist das aber erreicht, dann ist für eine Epoche die Bedrohung des Kapitalismus vom Sozialismus her überwunden, es bleibt freilich die Bedrohung durch seine eigene Unfähigkeit, Weltprobleme zu lösen.

Der ehemalige Kommunist James Burnham hat diese Entwicklung innerhalb des Kapitalismus als eigentliche «Managerial Revolution» gekennzeichnet und in ihr die Gesellschaftsform der Zukunft gesehen, der zuliebe er seinen Marxismus aufgegeben hat. Léon Blum vollends hat in revisionistischem Aberglauben dieses «neue» System als Übergangsordnung vom Kapitalismus zum Sozialismus, als Entwicklung vom kapitalistischen Privateigentum zum kapitalistischen Kollektiveigentum bezeichnet. Die Verblendung solcher «Sozialisten», für die ein kollektiver Kapitalismus schon ein Stück Sozialismus bedeutet, ist wohl nur daraus zu erklären, daß ihnen der eigentliche, auf den größeren und freieren Menschen hinzielende Wille des Sozialismus nie aufgegangen ist.

So wird wahrlich nicht nur die Revolution vor der Revolution, sondern auch die Restauration vor den Ereignissen gemacht, die eine spätere Geschichtsschreibung dann einmal Restauration nennt.

Die bange Frage, die uns nicht mehr losläßt, ist die, ob denn nur der Kapitalismus seine Bausteine erprobe. Wo sind die heute wirksamen sozialistischen Gesellschafts- und Produktionsformen? Die rein zahlenmäßig weite Verbreitung des Genossenschaftswesens ist noch kein zwingender Beweis für die Existenz solcher Bausteine. Genossenschaft ist erst dann Genossenschaft, wenn sie einen neuen Lebensstil, ein neues Lebensgefühl erzeugt. Nach solchen neue Lebensformen schaffenden Genossenschaften suchen wir, wenn wir nach Bausteinen der wahren Revolution Ausschau halten.

In diesem Sinne möchte ich unsere Leser von Zeit zu Zeit auf praktisch versuchte «neue Wege» aufmerksam machen, auf Versuche also, die Revolution vor der Revolution zu gestalten, die neue Gesellschaft schon inmitten der alten vorzubereiten. Solche praktische Versuche müssen als das genommen werden, was sie sind, als Bausteine, nicht als fertige Gebäude oder gar Modelle, die man kopieren müßte.

Ein solcher Versuch ist das Experiment *Boimondau*.

Es handelt sich hierbei um die von Marcel Barbu in Valence gegründete Uhrenschalenfabrik (Boimondau = Abkürzung von boitiers de

montres du Dauphiné). Das Unternehmen, welches weder Privatunternehmen noch Genossenschaft im herkömmlichen Sinne ist, beschreitet neue Wege in der Organisation wie in der Güterverteilung. An erster Stelle steht jedoch das Suchen nach einer tieferen Erfassung der menschlichen Lebensmöglichkeit. Der Mensch, wie ihn diese Unternehmung im Auge hat, ist nicht eine bezahlte Produktionskraft, sondern ein ganzer Mensch. Das Unternehmen selbst ist nicht ein einfaches Produktionszentrum, sondern ein Zentrum des Gesamtlebens aller daran Beteiligten. Eine solche Vision in bezug auf den Menschen wie auch auf das Unternehmen ist geeignet, die kapitalistische Profitordnung zu sprengen.

Der Versuch hat im Jahre 1941 begonnen. M. Barbu, der aus eigenem Erleben sowohl das proletarische Schicksal als auch die Sorgen des selbständigen Gewerbetreibenden kannte, begann damals mit wenigen Arbeitern ein Unternehmen, dessen besondere Art dazu helfen sollte, die bedrängenden sozialen Nöte zu lösen. Dabei war den Gründern bewußt, daß «jede Lösung, die nur auf die Verteilung von Reichtümern hinzielt, früher oder später scheitern muß; nötig ist, eine Gemeinschaft für Menschen zu finden», das heißt für Menschen als ganze. Ein Jahr später beschlossen die etwa 120 Arbeiter Barbus, auf dessen Anregung, die Produktionsmittel in Gemeinbesitz zu nehmen, Frauen und Kinder in die Entlöhnung einzubeziehen und eine durch eine gemeinsame Moral zusammengeschlossene Lebensgemeinschaft zu bilden. Die offene Ablehnung gegenüber der deutschen Besetzungsmacht und der Vichy-Regierung brachte der Gemeinschaft bis 1945 schwere Leiden, die auch unter der Regierung de Gaulle weitergingen. Die Gemeinschaft hat aber die Zerstreuung ins Maquis, Illegalität und Blutopfer überstanden und sich nach dem Waffenstillstand als Communauté de Travail konstituiert. Das ist ein schwer übersetzbares Wort. Denn travail heißt hier eben nicht Arbeit im herkömmlichen Sinne, sondern heißt Arbeit als Inbegriff aller sinnvollen menschlichen Tätigkeit, heißt soviel wie menschliches Leben.

Dadurch, daß der Gründer dem Unternehmen seine Fabrik und sein Landgut zur Verfügung stellte, mit der Bedingung, daß sie ihm auf Begehren hin zurückerstattet werden müssen, ist es dem jungen Unternehmen erspart geblieben, mit einer Schuldenlast beginnen zu müssen.

Die revolutionäre Auffassung der Produktionsgemeinschaft zeigt sich darin, daß die Gemeinschaft als rechtliche und physische Persönlichkeit erklärt wird. Sie allein besitzt die Produktionsmittel. Die Glieder der Gemeinschaft besitzen als solche keine einzelnen Anteile. Die Gesamtheit besitzt alles und sorgt für alles. Zu dieser Gesamtheit gehört nicht nur die Belegschaft der Fabrik, sondern auch deren Familienglieder sowie die Arbeitsveteranen. Dieser Versuch einer neuen Gemeinschaft ist nicht als Kolchosenversuch auf konzentriertem Raum unternommen worden, sondern in einer Stadt, wo die einzelnen Familien räumlich getrennt ihren eigenen Haushalt führen.

Die Gesamtgemeinschaft, welche, da ihre Verhältnisse jederzeit überschaubar sein sollen, auf maximal 120 Familien beschränkt ist, ist in Quartiergruppen von fünf bis sechs einander am nächsten wohnenden Familien eingeteilt. Der für eine solche Gruppe verantwortliche Quartierchef hat dafür zu sorgen, daß innerhalb seiner Gruppe das Gemeinschaftsleben in allen menschlichen Beziehungen gepflegt und vertieft werde. Wöchentliche Zusammenkünfte in den Wohnungen der einzelnen Familien dienen diesem Zweck. Der Rat dieser Gruppenchefs, der mindestens einmal monatlich zusammentritt, bildet das Bindeglied zwischen den einzelnen Mitgliedern und dem Chef der Gesamtgemeinschaft.

Parallel zu dieser Organisation des sozialen Lebens geht die der eigentlichen Produktionsgemeinschaft, die in Equipen und diese umfassende größere Sektionen eingeteilt ist.

Ein eigener Gerichtshof aus sieben Personen ordnet die internen Konflikte der Genossen. Grundlage für die Rechtsprechung ist die gemeinsame moralische Regel, die alle in die Genossenschaft Eintretenden als verpflichtend anerkennen, der gesunde Sinn des Richters und die genaue Kenntnis der zu beurteilenden Menschen. Ein eigentlicher Rechtskodex besteht nicht, und es wird ausdrücklich betont, es sei kein Schaden, wenn im gleichen Fall zweimal verschieden geurteilt werde, denn nicht «Fälle» verlangen ihr Recht, sondern Menschen.

Die sieben Richter zusammen mit den Chefs des Handelsdienstes, des industriellen, sozialen und landwirtschaftlichen Dienstzweiges (von denen einer aber schon dem Gericht angehört) bilden den Generalrat, welcher die Ausführung aller getroffenen Entscheidungen überwacht.

Der eigentliche Chef der Gesamtgemeinschaft hat die absolute Exekutivgewalt und kann sich auch einer Entscheidung des Generalrates widersetzen, kann selbst hingegen von der Generalversammlung aller Mitglieder abberufen werden.

Für die Entscheidungen des Gerichtes wie der Generalversammlung gilt das System der absoluten Einstimmigkeit. Hierüber schreibt der Gründer, das Prinzip sei leicht anzuwenden «in einer Welt, wo es keine Interessengegensätze mehr gibt. Das gemeinschaftliche Leben schafft ein Klima, welches die einstimmige Entscheidung erleichtert. Die Menschen durch das Mittel der Furcht zu Gehorsam zwingen, heißt über Sklaven regieren, das ist wohl leichter, aber weniger dauerhaft. Das hieße überhaupt, das Ziel aller Organisation, den Menschen, völlig aus den Augen verlieren.»

Der Zugang zu den verschiedenen Graden von besonderer Verantwortlichkeit ist allen Mitgliedern frei, jedoch an die Bedingung des «doppelten Zutrauens» geknüpft. Dadurch, daß alle mit einem Grad von Verantwortung Betrauten von den Inhabern des höheren Grades vorgeschlagen und denen des unteren Grades gewählt werden müssen, soll verhindert werden, daß Leute zu verantwortlichen Stellungen gelangen,

welche entweder durch autoritatives Auftreten gegen Untergebene bei Vorgesetzten, oder durch wilde Demagogie gegen Vorgesetzte sich bei Untergebenen einseitiges Vertrauen erschleichen.

Revolutionär ist auch die Auffassung von Lohn und Verdienst. Lohnarbeit gilt als abgeschafft, und an ihre Stelle ist die Entlöhnung nach dem «menschlichen Wert» getreten. Nach einem recht komplizierten Verfahren wird dieser ermittelt. Nach Abzug der für den eigentlichen Betrieb nötigen Kosten, einer recht weiten Marge für Reserven und Anschaffungen sowie der für soziale Hilfe bei Krankheit und Invalidität und die Bezahlung der Kandidatenlöhne nötigen Mittel wird der übrige Gewinn an die Mitglieder nach folgenden Grundsätzen verteilt:

Zunächst sind die produzierenden Mitglieder entsprechend der Bedeutung ihres Berufs für den Gesamtbetrieb in eine Skala eingereiht, die von etwa 30 bis 180 geht. Die Ziffer eines Elektrikers zum Beispiel betrug im Januar 1946 50, die des Chefs der Handelsabteilung 110, die des Chefs der Gesamtgemeinschaft 180. Mit dieser Berufszahl wird wöchentlich die Note multipliziert, die der Mann für die Erfüllung seiner Berufspflicht erhält. Er gibt sich diese Note selber, während seine Mitarbeiter sie abändern können. Die Normalnote ist 20, so daß der erwähnte Elektriker auf die Punktzahl 1000, der Chef der Handelsabteilung auf 2200 und der Leiter auf 3600 kommt.

Sodann wird der «soziale Wert» des Arbeiters zur zweiten Grundlage der Entlöhnung gemacht. Hierbei wird alles berücksichtigt, was der Mann außer seiner Berufsarbeit sonst noch in die Lebensgemeinschaft hineinbringt, Humor, musikalische Begabung, Besuch von Bildungskursen, Ausgleichsarbeit in der Landwirtschaft, Kameradschaft usw. Die hierfür ermittelten Punkte werden gesondert zusammengezählt, so daß der erwähnte Elektriker nochmals 617, der Chef der Handelsabteilung weitere 676 und der Leiter nochmals 3732 Punkte erhielten.

Nachdem auf diesen beiden Wegen die Gesamtpunktzahl ermittelt ist, wird das zur Verteilung bestimmte Kapital durch diese Punktzahl dividiert. Im Januar 1946 ergab diese Rechnung die Zahl 4,90. Mit dieser Zahl werden dann die für jeden Arbeiter errechneten Punkte multipliziert, so daß der Elektriker auf einen Verdienst von 7923 Fr., der Chef der Handelsabteilung auf einen solchen von 14 092 Fr., der Leiter auf einen Verdienst von 35 927 Fr. kam.

Ist damit schon ein beträchtliches Lohnniveau erreicht, so kommt noch eine dritte Grundlage der Entlöhnung hinzu, nämlich die der Ehefrauen und Kinder. Entsprechend der erwähnten Definition von «Arbeit» gilt die Arbeit im Haushalt und die Erziehung von Kindern als eine ebenfalls für die Gesamtgemeinschaft geleistete Arbeit. Für die Entlöhnung der Ehefrauen wird der Wert ihrer Hausarbeit einerseits und der allenfalls noch geleisteten sozialen Arbeit andererseits eingeschätzt. Weiter wird pro Kind eine individuelle Quote festgelegt. Während der ledige Elektriker so bei seinem oben erwähnten Einkommen blieb, erhielt der

Chef der Handelsabteilung für seine Frau und drei Kinder weitere 7612 Fr., der Leiter für seine Frau und acht Kinder weitere 14 744 Fr.

Die Ermittlung der Punktzahlen für den «menschlichen Wert» ist gewiß ein sehr schwieriges und problematisches Unterfangen. Dieses System soll dahin führen, daß jedes Glied der Gemeinschaft an seinen menschlichen Fähigkeiten weiterarbeitet, kann es doch unter Umständen durch diese seinen rein beruflichen Verdienst verdoppeln. Zugleich besteht auch der Anreiz zu vermehrter Produktion, da ja nicht nur die Punktzahl, sondern auch die Gewinnmarge für den Lohn maßgebend ist.

Bemerkenswert ist, daß die von diesem nicht mehr dem reinen Profit dienenden Unternehmen ausbezahlten Löhne die sonst üblichen Fabriklöhne um das Doppelte bis Dreifache übersteigen. Dabei wurde die für Kurse verwendete Zeit an der effektiven Fabrikarbeit abgespart. Bemerkenswerter aber ist noch die Tatsache, daß hier versucht worden ist, die theoretische Definition von Arbeit als gesamtmenschliche Leistung praktisch auszuwerten. Dadurch ist nicht zuletzt der Arbeit der Frau in Haushalt und Familie eine ihr in der kapitalistischen Ordnung versagte Anerkennung zuteil geworden.

Auch die geistigen Grundlagen und Ziele der Gemeinschaft rütteln an den Fundamenten der kapitalistischen Ordnung. Der Gründer der Gemeinschaft ist von der Beobachtung ausgegangen, daß in der gegenwärtigen Gesellschaft moralische Maximalgrundsätze gelten, die in der Praxis stets unterboten werden. Er fordert für seine neue Gemeinschaft umgekehrt eine Minimalmoral, die dann von den einzelnen Genossen privat überboten werden soll. Die nach einem doppelten Noviziat von insgesamt eineinviertel Jahren in die Gemeinschaft Eintretenden verpflichten sich, einen politischen und religiösen Standpunkt einzunehmen, ihn zu pflegen und zu vertiefen, und gleichzeitig den Standpunkten anderer Genossen mit Achtung zu begegnen. Als Minimalgebote gelten: Nicht töten, nicht stehlen, nicht lügen, Versprechungen halten, arbeiten, den Nächsten lieben, die menschliche Person und ihre Freiheit respektieren, überall, und zuerst bei sich selbst, gegen die zur Verminderung der menschlichen Qualität führenden Laster kämpfen.

Daß eine Gemeinschaft dem Einzelnen nicht nur gewisse Standpunkte verbietet oder vorschreibt, oder ihn gar zur bequemen Standpunktlosigkeit des «gelben» Arbeiters verpflichtet, ist eine revolutionäre Tat. Während der anfangs erwähnte Manager-Kapitalismus die Anonymität und Vermassung verstärkt, wird hier ein System gesucht und erprobt, in welchem der Mensch zur größeren Menschlichkeit reifen kann.

Es ist sicher, daß ein solches Unternehmen, solange es vereinzelt bleibt, großen Schwierigkeiten zu begegnen hat. Ebenso sicher ist aber auch, daß ein Versuch, wie der von Valence, nirgends ohne weiteres kopiert werden kann.

In einer vom Gründer skizzierten Gesetzesvorlage wird darum nur

die Möglichkeit gefordert, daß alle diejenigen Franzosen, die den Wunsch nach einer solchen Gemeinschaftsform haben, die Mittel zu ihrer Verwirklichung erhalten sollen. Die Gesetzesvorlage sieht vor, daß jedes Privatunternehmen in eine solche Gemeinschaft umgewandelt werden kann, sofern 80 Prozent der Arbeiter dieses wünschen.

Das Experiment hat sich bisher bewährt; die Gemeinschaft hat auch die größte Krise, das Ausscheiden ihres Gründers im Jahre 1947, überstanden. Ob sie weiterhin bestehen wird, hängt von verschiedenen Faktoren ab. Die Uhrenschalenfabrikation hat seit Gründung der Genossenschaft noch keine wirtschaftliche Krise überstehen müssen. Auch könnte eine Zeit mit vermehrten Soziallasten – wenn einmal eine größere Zahl von Veteranen und Kindern zu unterhalten sein wird, als dies bei einem jungen Unternehmen der Fall ist – leicht kritisch werden.

Im Innern der Organisation selber liegen gewiß auch Gefahrenmomente. Wir denken an die starke Abhängigkeit vom jeweiligen Leiter, auf dessen Persönlichkeit es sehr viel ankommt. Wir denken auch an das zweischneidige Schwert des Einstimmigkeitsprinzips, welches unter Umständen jede Aktivität verhindern kann. Alldem gegenüber bleibt wohl das wirksamste Heilmittel, daß die Gründungsakte der Genossenschaft ausdrücklich die Revisionsmöglichkeit aller Bestimmungen vorsieht. Neu eintretenden Verhältnissen steht die Genossenschaft somit nicht mit gebundenen Händen gegenüber.

Das Experiment erinnert stark an klösterliche Gründungen zu Beginn des Mittelalters. Noviziat, Chef, Regel und Arbeitsprinzip begegnen uns da wie dort. Auch Spuren von Fouriers Organisationen mögen hier nachwirken, sind jedoch hier nicht Utopie geblieben, sondern Wirklichkeit geworden. Die Erinnerung an klösterliche Lebensformen bedeutet in diesem Zusammenhang etwas sehr Positives, denn im beginnenden Mittelalter waren diese Formen eben auch revolutionäre Formen und Bausteine einer kommenden Zeit. Hier wird nun ein ähnlicher Gedanke in die industrialisierte Epoche übertragen.

Die Erfassung der Arbeit in ihrem weitesten Sinn will zur Erlösung von der durch die fortschreitende Arbeitsteilung zur stumpfsinnigen Fron gewordenen Lohnerwerbsarbeit führen. Die neue Gemeinschaftsform baut sich einem Damme gleich zwischen die zermalmende Staatsallmacht auf der einen und die schlammige Atomisierung der Gesellschaft in reine Interessenklüngel auf der anderen Seite. Die zentrale Stellung des Menschen in Arbeit und Gemeinschaft schließlich bildet wohl den störendsten Fremdkörper innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, vielleicht auch das keimfähigste Samenkorn des Kommenden!

Das Unternehmen Boimondau ist nicht der einzige Baustein einer neuen inmitten einer zerbrechenden Zeit. Daß eben nicht nur die Restauration ihre Mauern baut, ihren «gezähmten Kapitalismus», ihr Managertum, ihre die Unselbständigkeit vermehrende Wohltätigkeits-

fabrik, sondern daß auch die geistige Revolution für die Befreiung und Selbständigkeit, für das Wachsen und Reifen des arbeitenden Menschen Vorarbeit leistet, ist verheißungsvoll. Der bleibende Wert solcher revolutionärer Versuche besteht, auch wenn manches am Versuch selber mißlingen, anderes verändert werden sollte, in dem neuen Verständnis, Gefühl und Stil des Lebens. Die Versuche selbst sind die Bausteine, meist wenig beachtete und von fremder Umwelt mit Schweigen zugeschüttete Bausteine, die geistigen Auswirkungen und Erfahrungen aber sind Samenkörner. *Bruno Balscheit.*

Die Erhebung Asiens

Im Jahre 1919 verfaßten 33 koreanische Gelehrte in ohnmächtiger Auflehnung gegen die japanische Unterdrückung eine Unabhängigkeitserklärung, die in jeder Stadt und in jedem Dorf des Landes verlesen werden sollte. Sie begründeten ihre Forderungen mit dem Grundsatz der Selbstbestimmung, den Präsident Wilson verkündet hatte:

> «Unser Kampf ist der Weckruf für 400 Millionen Chinesen. China wird sich den Koreanern anschließen. Auch Indien wird sich erheben. Unsere Bewegung ist eine Weltbewegung, und sie wird wachsen.»

Für die offene Herausforderung der japanischen Herrschaft, die mit dieser Unabhängigkeitserklärung einherging, wurden an einem Tag 7000 Koreaner hingerichtet und 50 000 ins Gefängnis geworfen. Aber die Unabhängigkeitsforderung der asiatischen Völker war in die Welt hinausgerufen worden.

Nachdem heutzutage alle Revolten in Asien ohne weiteres den Intrigen der Sowjetführer in die Schuhe geschoben werden, lohnt es sich, die Geschichte dieser Befreiungsbewegung näher anzusehen und sich zu vergegenwärtigen, wie sehr die asiatischen Führer im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg ihr Vorbild sehen. Sie fühlen, daß sie, in asiatischer Zeitrechnung, dort angelangt sind, wo die Amerikaner zur Zeit der «Bosten Teaparty» standen. «Die Erhebung Asiens» («The Revolt of Asia», John Day Coy. 1947, Gollancz 1948) von Robert Payne gibt einen Überblick über die verschiedenen Befreiungsbewegungen, die sich überall in Asien, in Indien, China, Indo-China, Burma, Malaya, Korea und den Philippinen, und – last but not least – Indonesien, abzeichnen.

Als «Times»-Korrespondent in China (1942) und später als Professor der englischen Literatur an der Universität in Kunming gewann Payne einen gründlichen Einblick in fernöstliche Verhältnisse und versucht in diesem Buch, die Bestrebungen in den verschiedenen Ländern darzustellen.

Obwohl Payne in China lebte, gilt seine größte Bewunderung den Indonesiern, die «mehr erreicht haben als die anderen Völker im Fernen Osten», und unter ihnen vor allem Shjarir. «Weder Marx noch die klassischen Soziologen des Westens haben das Gebiet des Fernen Ostens so gründlich studiert wie dieser junge Sumatraner.» Nachdem wir Tag für Tag Rechtfertigungen für das brutale Vorgehen der Holländer in Indonesien zu lesen bekommen, ist es vielleicht gut, wenn wir uns erinnern, daß «diese schmächtigen Farbigen im Kampf um die Befreiung der Kolonialvölker auf der ganzen Welt die Führung an sich gerissen haben.» Hören wir, was Shjarirs Idee von der Demokratie ist:

> «Wir sind die Diener des Volkes, und was das Volk uns tun heißt, das werden wir tun. Widmen wir uns vor allem andern der Erziehung und erkennen wir, wie jeder von uns lernen muß, sich selbst zu beherrschen, um der Gemeinschaft dienen zu können. In diesem Lande sollen alle Menschen die gleichen Rechte haben. Es wird weder großen Reichtum noch Armut geben. Wir werden als Brüder zusammen bestehen oder fallen.»

Unter den Holländern waren 90 Prozent der Bevölkerung Analphabeten. Um dem Erfolg der republikanischen Bewegung Ausdruck zu geben, schufen sie sechs Universitäten. Sie hoffen, dank der verhältnismäßig leichten Erlernbarkeit der Sprache, das Analphabetentum bald überwinden zu können. Wie sonst wäre es ihnen möglich, die neue Gesellschaft, die ihnen vorschwebt, zu schaffen, eine Gesellschaft, die auf Freiheit, Gleichheit und menschliche Würde gegründet sein soll?

Es war Soekarno, genannt der «Vater der Revolution», der von den Japanern mit Hatta zusammen per Flugzeug in sein Land zurückgeführt wurde, um, wie die Japaner hofften, den Alliierten Schwierigkeiten zu bereiten (vergl. Lenin im plombierten Wagen). Als er aus dem Flugzeug stieg, erklärte jedoch Soekarno: «Die Unabhängigkeit Indonesiens tritt nun in Kraft.» Mit Schlagwörtern dieser Art gelang es ihm, die sechs Wochen zwischen der Kapitulation der Japaner und der Landung der Engländer in Indonesien auszunützen. Er versteht es, die Massen in seiner dramatischen Art in Bewegung zu bringen; aber nach dem Urteil Paynes ist er keineswegs ein großer Führer. Shjarir anderseits warnt immer wieder, «eine sozialistische und demokratische Gesellschaft könne nicht aufgebaut werden, indem man ‚Merdeka' (Freiheit) schreie, sondern nur durch die gründliche Untersuchung der Bedürfnisse des Volkes». Dieser kleine Rechtsanwalt, der Englisch, Holländisch und Javanisch mit fast gleicher Leichtigkeit spricht und doch wie Ho Chih-minh, der Führer in Indochina, in einer Schar von Kulis unerkannt verschwinden kann, warnte seine Leute von Anfang an davor, Leidenschaft an Stelle der Vernunft treten zu lassen. Und doch ist es schwer, nicht verbittert zu werden, wenn man sieht, wie gewaltsam die Holländer heute gegen die armen Menschen vorgehen, während der Sicherheitsrat untätig zu-

sieht. Shjarir ist sich der Größe der Aufgabe zu sehr bewußt, als daß er sich vom Gefühl meistern lassen würde. Er weiß, daß die Abwehr des holländischen Angriffs nur eine Etappe im Kampf gegen den Imperialismus darstellt. Vor drei Jahren appellierte er in seiner Broschüre «Indonesiens Kampf» (die mit Thomas Paines Appell an die amerikanischen Revolutionäre zu vergleichen ist) an sein Volk:

> «Unsere Revolution ist sowohl eine nationale Erweckung wie eine demokratische Revolution, die durch den Feudalcharakter unserer Gesellschaft unvermeidlich geworden war. Unsere Revolution ist nicht mit der Französischen Revolution zu vergleichen. Wir leben in einer Welt, die die Macht der Atombombe kennt . . . Zur Zeit der Französischen Revolution bestanden weder Kapitalismus noch Imperialismus im eigentlichen Sinne. Unsere Revolution darf wohl als Beitrag zur Überwindung von Kapitalismus wie auch Imperialismus betrachtet werden.»

Wie vielen Leuten ist heute bewußt, daß diese kleinen Menschen in Indonesien nicht nur ihren, sondern auch unseren Kampf führen? Shjarir lehrt uns, was die so wunderbar zivilisierte weiße Rasse den anderen Völkern hätte beibringen müssen, daß nämlich «alle Nationen in einer die ganze Welt umfassenden Menschheit sich finden müssen, in einer Gesellschaft, die auf Gerechtigkeit und Wahrheit begründet ist, und daß wir uns nicht länger durch die engherzigen Vorurteile beeinflussen lassen dürfen, die die Menschen nach ihrer Hautfarbe und ihren Traditionen und Anlagen in verschiedene Schichten aufteilen».

Der Delegierte Indonesiens, Palar, hat vor dem Sicherheitsrat erklärt, daß bereits zwei indonesische politische Persönlichkeiten von den Holländern ermordet worden seien. Wie in anderen Befreiungskämpfen werden sich andere Führer finden, aber die besonnenen Ratschläge werden immer schwieriger durchzuführen sein, Gewalt wird Gewalt hervorrufen.

Man sagt uns, die holländischen Streitkräfte und Behörden gäben sich große Mühe, nicht als Eroberer und Unterdrücker, sondern als Helfer und Befreier zu erscheinen. Glauben sie wirklich, daß Leute, deren Führer getötet werden, zu kaufen sind für die 30 Millionen Gulden, d. h. für den Reis, die Textilien und Arzneimittel, die die niederländische Regierung ihnen anbietet? Wir glauben es nicht.

Nachdem der Korrespondent der «NZZ» von seinem sicheren Standort im Haag aus von einer raschen Normalisierung der wirtschaftlichen Lage zu berichten weiß, kommt am Tag darauf eine Nachricht der United Preß über die vollständige Niederbrennung von Soerakarta, einer Stadt mit mehr Einwohnern als Zürich.

Wir glauben, bei der Lektüre von Zeitungsberichten von beiden Seiten sei heute größte Vorsicht vonnöten. Sorgen wir dafür, daß wir wirklich beide Seiten zu hören bekommen. Robert Payne kann uns hel-

fen, die Leute, die für Freiheit, menschliche Würde und Gleichberechtigung kämpfen, in einem neuen Licht zu sehen. Vielleicht verstehen wir dann, daß ohne Ausgleich und Normalisierung der Lebenshaltung in allen Teilen der Welt der Frieden nicht gesichert werden kann.

Als Entgegnung auf die Schilderung des schweren Loses der Plantagenbesitzer von Walter Boßhard («NZZ», 1. Januar 1949) dürfen wir darauf hinweisen, daß auch die indonesischen Kulis Menschen nötig hätten, die uns ihr schweres Los vor Augen führen. Ist es nicht seltsam, daß sie in «einem der reichsten Gebiete Asiens» und in ihrer Heimat in solcher Armut leben müssen, daß ihre durchschnittliche Lebensdauer nur 27 Jahre beträgt, während sich die durchschnittliche Lebensdauer der Schweizer z. B. zwischen 60 und 70 Jahren bewegt?

Millicent Furrer-Proud.

Weltrundschau

Der Kampf im Fernen Osten Auch im neuen Jahr steht zunächst *Asien*, der aus tausendjährigem Schlaf erwachende Riesenerdteil, im Vordergrunde des Weltgeschehens. In *China* geht der Vormarsch der kommunistischen Armeen zwar nicht mehr im gleichen stürmischen Tempo weiter wie im Spätherbst; aber nach der nun fast abgeschlossenen Eroberung der Nordprovinzen – mit Peking, Tientsin, Taiyuan und Kalgan als Hauptstädten – ist auch die letzte Verteidigungsstellung der Regierungstruppen vor Nanking und Schanghai, die Jangtselinie, schwer bedroht, während sich gleichzeitig hinter der «nationalen» Front das Chaos ausbreitet und die Reichen in Scharen nach Süden flüchten. Inzwischen hat sich unter dem Vorsitz von Dr. Sun Fo, einem Sohne Sun Yat-Sens, eine neue Kuomintang-Regierung gebildet, doch ist zur Stunde noch nicht recht klar, ob darin wirklich die zu einer Verständigung mit den Kommunisten bereiten Kräfte die Oberhand gewonnen haben oder noch die «wilden Männer» vorherrschen, die den Kampf gegen die Roten bis aufs Messer fortsetzen zu wollen behaupten, dabei offenbar – wie ein englischer Geschäftsmann in Schanghai dem «New Statesman» schreibt – auf einen dritten Weltkrieg spekulierend, der sie und ihre Klasse in ähnlicher Weise vor den Kommunisten retten soll, wie das Übergreifen des zweiten Weltkrieges auf den Fernen Osten sie seinerzeit vor den Japanern gerettet hat. Doch sind die Vereinigten Staaten, wie auch der Fehlschlag der Mission Madame Chiang Kai-Sheks in Washington klar macht, weniger als je geneigt, mit Heeresmacht dem wankenden Kuomintangregime zu Hilfe zu kommen und dadurch einen Zusammenprall mit der Sowjetunion zu riskieren. Ihr Plan ist vielmehr, den Ausbau Japans zum großen fernöstlichen Bollwerk gegen den Kommunismus und zum Rie-

senflugzeugträger für den allfälligen Krieg gegen die Sowjetunion zu beschleunigen – General MacArthur, der amerikanische Militärdiktator in Japan, soll bereits dringend massiven Truppennachschub aus den Vereinigten Staaten angefordert haben –, wobei der Entwicklung der japanischen *Wirtschaftskräfte* im amerikanisch-kapitalistischen Sinn eine besonders wichtige Rolle zugedacht ist. Das Programm, das MacArthur kürzlich der japanischen Regierung zugestellt hat und in dem u. a. die Unterdrückung aller politischen Konflikte und «ideologischen Streitigkeiten» – vor allem natürlich solcher mit sozialistischem und klassenkämpferischem Hintergrund – angekündigt und eine Verschärfung der Rationierung sowie ein «zeitweiliger Verzicht auf einige Vorrechte und Freiheiten einer freien Gesellschaft» befohlen wird, dieses Wirtschafts- und Sozialprogramm gliedert sich in der Tat ebenso natürlich in das allgemein weltpolitische Programm Amerikas für Ostasien und den Pazifikraum ein, wie die amerikanischen Wirtschaftsoperationen in Europa nur ein Stück der weltpolitischen Pläne der Vereinigten Staaten für die westliche Halbkugel bilden.

Ob sich die Japaner selbst auf die Länge in diesen Rahmen einspannen lassen, ist eine Frage für sich, so wie auch abzuwarten bleibt, wie man in *Australien* die neue Fernostpolitik Amerikas aufnimmt, die Japan – ähnlich wie Deutschland – trotz der Hängung einiger großer Kriegsverbrecher nicht mehr als besiegten, aber immer noch gefährlichen Feind, sondern als wertvollen Bundesgenossen oder doch als brauchbares Werkzeug gegen den neu-alten Hauptgegner betrachtet. Auf jeden Fall ist Japan vorerst zur eigentlichen Kolonie der Vereinigten Staaten geworden, die darüber eine viel unumschränktere Herrschaft ausüben als die Sowjetunion über irgendeinen ihrer osteuropäischen Satellitenstaaten. Was aber den mit allen Mitteln militärischer und wirtschaftlicher Machtpolitik geführten Kampf gegen den ostasiatischen Kommunismus anlangt, so konnte man darüber unlängst sogar in «Sie und Er», der mondänen Zürcher Wochenschrift (Nr. 48, 1948), einen Aufsatz von Margit Gantenbein lesen, der zu dem resignierten Schluß kommt, daß «die Kommunisten das vorläufig einzige zur Verfügung stehende Werkzeug sind, kraft dessen der Wille der Massen, mit dem Alten zu brechen und eine neue Ära einzuführen, sich durchsetzen kann». Die chinesischen Kommunisten, so stellt die schweizerische Journalistin aus eigener Anschauung fest,

«haben in ihren Gebieten neue, menschliche Rekrutierungsmethoden eingeführt: sie kleiden und nähren ihre Soldaten so gut sie können, sie sprechen mit ihnen, erklären, befragen sie, lassen sich fragen, antworten. Und sie sprechen auch mit den Familien, die ihre Männer hergeben müssen. Sie geben ihnen eine ‚Ideologie' und spannen auf diese Weise ihren guten Willen in die Bewegung ein. Durch das kostenlose Mittel des Verleihens menschlicher Würde werden auch unter den Zivilisten Soldaten für die rote Sache gewonnen, die für die Rote Armee ackern, ernten, sparen, weben, werben, die Durchwandernden ernähren und Meldedienst für sie tun. So fühlen sich die Zivilisten bis ins letzte zugehörig zu den Soldaten und handeln bis ins letzte entsprechend.

Eine durch die ganze Geschichte der Menschheit hindurch wohlbekannte Erfahrung wird wieder bestätigt: es gibt Dinge, die mächtiger sind als physische Macht. Deshalb erleben wir Sieg über Sieg der schlecht ausgerüsteten Roten Armee über die kriegstechnisch immerhin viel besser bestellte, von außen unterstützte Nationale Armee.»

Hollands Krieg gegen Indonesien

Daß es Dinge gibt, die stärker sind als physische Macht, diese elementare sittliche Wahrheit werden ganz gewiß auch die *Holländer* lernen müssen, von denen man allerdings hätte erwarten können, ihre schweren Erfahrungen mit der deutschen Gewaltherrschaft – um von den älteren Freiheitskämpfen der Niederlande zu schweigen – hätten sie endgültig von allem Machtglauben geheilt. Aber man erlebt an Hollands Kolonialkrieg gegen die *Indonesische Republik* eben aufs neue und in besonders schmerzlicher Art, wie merkwürdig stumpf ein sonst freiheitsgewohntes und rechtliebendes Volk werden kann, wenn es sich um die Achtung *fremden* Rechts und *fremder* Freiheit handelt und große materielle Interessen im Spiele liegen. Ferne sei von uns alle schweizerische Selbstgerechtigkeit gegenüber dem befreundeten und uns so vielfach verwandten holländischen Volk; wir haben im Gegenteil den nicht nur durch die Haltung unserer rechtsbürgerlichen Presse gegenüber Indonesien gestützten Verdacht, daß *unsere* Regierung und *unsere* herrschende Klasse im gleichen Fall nicht viel anders gehandelt hätten als die kapitalistisch-militaristischen Kräfte, die Holland in dieses neue Kolonialabenteuer gestoßen haben. Aber die Wahrheit zwingt uns eben dennoch, zu sagen, daß der Überfall auf die Indonesische Republik, den Holland ausgerechnet in den Tagen vor Weihnachten verübt hat, ein schweres Unrecht und die Äußerung eines Besitz- und Gewaltgeistes ist, den wir rundweg ablehnen. Er ist zugleich auch, wie es nicht anders sein kann, von einem schändlichen Lügengewebe umhüllt, das ihn noch unsympathischer macht, als dies ohnehin der Fall ist. Denn die Begründung, welche die holländische Regierung ihrem Gewaltstreich gegeben hat, daß es sich nämlich nur um eine innere Polizeiaktion gegen den nationalistisch verkleideten indonesischen Kommunismus handle, zu der sie lediglich durch den bösen Willen der Republik und zur Verhinderung eines geplagten indonesischen Angriffs (!) in höchster Not gezwungen worden sei – diese ganze Begründung ist so empörend unwahr, daß sie von einer offenen Verhöhnung der Urteilskraft der Welt nicht weit entfernt ist.

In Wirklichkeit handelt es sich ja, wie jeder auch nur halbwegs Unterrichtete weiß, um einen von langer Hand vorbereiteten und kühl berechneten Gewaltschlag, der, unter Verletzung völkerrechtlicher Verpflichtungen und im Widerspruch zu Geist und Buchstaben der Satzung der Vereinten Nationen, der Indonesischen Republik endgültig den Todesstoß versetzen soll. Endgültig, sagen wir; denn der erste Schlag gegen die Republik, die sich nach dem Zusammenbruch der japanischen Herr-

schaft mit den reichen Inseln Sumatra, Java und Madura als Kern zu bilden begonnen hatte, erfolgte ja schon im Juli 1947, und es war nur den Vereinten Nationen, die damals Holland in den Arm fielen, zu danken, daß er nicht gleich ganz zum Ziel führte, die Republik vielmehr einen Rest ihres Gebietes zu retten vermochte. Auf die Zerstörung dieses unabhängigen Restes, der so wenig «kommunistisch verseucht» war, daß die sozialistische Regierung der Indonesischen Republik im September 1948 einen kommunistischen Aufstand fast mühelos zu unterdrücken vermochte, von dem aber doch auf das übrige, holländisch beherrschte Indonesien eine gefährliche Anziehungskraft ausgehen konnte, darauf haben es nun die Holländer mit ihrer zweiten «Polizeiaktion» abgesehen. Und zwar gingen die Kolonialimperialisten, durch die Erfahrungen des Jahres 1947 gewitzigt und durch die ihnen günstigen Kammerwahlen vom Sommer 1948 ermutigt, augenscheinlich darauf aus, diesmal durch eine Blitzaktion, mit Luftlandetruppen und Überraschungsstößen, die Welt vor eine fertige Tatsache zu stellen, damit die Vereinten Nationen nicht etwa wieder Zeit zum Eingreifen fänden. In weiser Voraussicht hatten sie schon Anfang 1948 gegen die Indonesische Republik eine drückende Wirtschaftsblockade eingeleitet, hatten nach und nach eine starke Truppenmacht nach Indonesien geschafft und glaubten auch das diplomatische Terrain gut vorbereitet, so daß sie den Angriff mit noch weit größerer Erfolgsaussicht führen konnten als Hitler 1940 *seinen* Angriff auf Holland.

Natürlich waren es nicht die behaupteten Verstöße der Republik gegen das Waffenstillstandsabkommen vom Januar 1948, die Holland zum gewaltsamen Durchhauen des angeblich unlösbaren «gordischen Knotens» veranlaßten; es war vielmehr die grundsätzliche Frage der *Souveränität*, über die es – durch die Schuld Hollands – zum Bruch kam. Holland weigerte sich starr, hier wirkliche Zugeständnisse zu machen; sein Ziel war und ist die Schaffung eines höchstens scheinsouveränen indonesischen Staatenbundes, der tatsächlich fest in der Hand Hollands wäre. Die Republik anderseits war bereit, bis zur Begründung der Vereinigten Staaten von Indonesien eine gewisse holländische Oberhoheit anzuerkennen, wollte aber, gestützt auf ihre tatsächliche Autorität in den ihr angeschlossenen Gebieten, ihr Selbstbestimmungsrecht in bezug auf Außenpolitik, Armee, Wirtschaft und andere Zubehöre nationaler Unabhängigkeit nicht an Holland abtreten.

Sache der Vereinten Nationen wäre es nun freilich gewesen, eine friedliche Lösung des Konfliktes anzubahnen und zum mindesten ihren festen Willen zu einer solchen Regelung zu bekunden. Aber es zeigte sich erneut, daß die UNO tatsächlich *keinen* Willen hat. Ihre Handlungsfähigkeit wurde auch hier durch den Widerstreit der Interessen ihrer Mitglieder, die zum Teil eben selber Kolonialmächte sind, gelähmt, zumal die Westmächte Holland als Mitglied des künftigen Atlantikbundes nicht vor den Kopf stoßen wollen. So reichte es nur zu dem

schwächlichen Beschluß, Holland die Einstellung der Feindseligkeiten nahezulegen, unter ausdrücklicher Ablehnung eines Antrags, den Rückzug der holländischen Truppen auf ihre Ausgangsstellungen zu verlangen. Ohne diese Folgerung bedeutet aber der Beschluß des Sicherheitsrates in Wahrheit nichts anderes als die Anerkennung der militärischen Eroberungen, die Holland bis zur Einstellung der Feindseligkeiten gemacht haben würde. Nicht einmal zu einer Sperrung der Marshallplanlieferungen an das holländische Mutterland, die diesem seinen Kriegszug doch erst ermöglicht hatten, konnten sich die Vereinigten Staaten entschließen, wenn sie auch – was praktisch nicht ins Gewicht fällt – die Lieferungen nach Indonesien unterbrachen. Die Holländer, die schon vor dem Sicherheitsrat sehr hochfahrend aufgetreten waren und seine Zuständigkeit abgelehnt hatten – nach einem Jahr UNO-Vermittlung im indonesischen Konflikt! –, durften es sich unter diesen Umständen gefahrlos erlauben, die Feindseligkeiten erst ein paar Wochen nach dem Beschluß des Sicherheitsrates als offiziell eingestellt zu erklären – und der Sicherheitsrat läßt sich auch das gefallen, den Vereinten Nationen damit einen vielleicht tödlichen Schlag versetzend. Wie die holländische Regierung dabei spekulierte, geht aus einem Bericht des Haager Korrespondenten der «Neuen Zürcher Zeitung» hervor, der mit unverhülltem Zynismus schreibt:

«Es liegt auf der Hand, daß die Zeit für Holland arbeitet ... Die operative Phase des Feldzuges ist praktisch bereits abgeschlossen. In gewisser Hinsicht könnten es sich die Niederländer auf Grund der gegenwärtigen militärischen Lage demnach gestatten, den weiteren Vormarsch einzustellen. Sollten sich nachträglich, wie zu erwarten steht, Zwischenfälle ereignen, so könnten die Gegenmaßnahmen als Säuberungen polizeilichen Charakters ausgelegt werden. Es versteht sich, daß sich bei einem solchen Vorgehen der Unterschied zwischen unerlaubten militärischen und statthaften polizeilichen Aktionen verwischen würde.»

Ein unwürdiges, schändliches Spiel, das hier getrieben wird! Aber die Holländer sagen eben wie einst Bundesrat Louis Forrer: «Wir haben die Macht, und wir wissen sie zu gebrauchen.» Sie werden denn auch die Republik Indonesien ohne weiteres auf die Knie zwingen können, *haben* sie schon auf die Knie gezwungen – nur werden sie sich nicht einbilden dürfen, daß der Kampf damit zu Ende sei. Er wird vielmehr in der Form eines regellosen, erbitterten Kleinkriegs weitergehen; die holländisch-indonesischen Beziehungen werden vollends heillos vergiftet werden; die Empörung gegen den weißen Imperialismus wird in den Ländern der farbigen Rassen, eingeschlossen Indien und die arabische Welt, zunehmen und dem Kommunismus in Asien neuen Auftrieb geben; die Weltmeinung wird sich aber auch im Westen immer mehr gegen Holland kehren, und am Schluß wird eben doch eine unabhängige Indonesische Republik dastehen, nur daß dann wahrscheinlich die holländischen Interessen weniger gut gewahrt sein werden, als dies jetzt, bei einer friedlichen Auseinandersetzung der beiden Parteien – wie etwa

im Verhältnis Großbritanniens zu Indien, Ceylon und Burma –, möglich gewesen wäre.

Und noch eine weitere bedenkliche Folge des holländischen Vorgehens ist vorauszusehen: ein abermaliger schwerer Prestigeverlust des westlichen Sozialismus. Denn daß der holländische Kolonialkrieg von einer *sozialdemokratisch* geleiteten und zur Hälfte aus *Sozialdemokraten* bestehenden Regierung gegen ein ebenfalls sozialistisch regiertes Land ins Werk gesetzt wurde, unter Zustimmung der übergroßen Mehrheit der holländischen Sozialdemokratie (sie heißt sich bekanntlich Partei der Arbeit) – das ist eine eigentliche moralische Katastrophe, die derjenigen der deutschen Sozialdemokratie vom 4. August 1914 grundsätzlich gleichkommt, stellt sie doch die Preisgabe aller sozialistischen Ideale zugunsten der Solidarität mit dem «nationalen» Interesse an der fortgesetzten Ausbeutung eines zur Selbstregierung angeblich noch nicht reifen Kolonialvolkes dar. Ein Trost, daß wenigstens einige «linke» Gruppen innerhalb des holländischen Sozialismus, daß insbesondere auch unsere religiös-sozialen Freunde und ihr Organ «Tijd en Taak» von dem ganz und gar noch nicht «toten» Kolonialismus der herrschenden Klasse ihres Landes scharf abrücken und damit – soweit das möglich war – doch noch die Ehre des holländischen Sozialismus gerettet haben[1]. Kann aber der demokratische Sozialismus Europas, der schon durch die Haltung der ihn bekennenden französischen, belgischen, deutschen, österreichischen usw. Parteien heillos bloßgestellt ist, auch diese neue Schwächung seiner moralischen Stellung noch vertragen, ohne mehr und mehr sich selbst und seinen Auftrag zu verlieren?

Im Näheren Osten Wie in der indonesischen, so hat auch in der *palästinensischen* Frage der Sicherheitsrat am Schluß seiner letzten Tagung wieder eine schwächliche Haltung eingenommen, indem er unter Führung Großbritanniens den amerikanisch-russischen Antrag auf sofortige Aufnahme Israels in die Organisation der Vereinten Nationen knapp ablehnte. (Kanada, das auch unter den Ablehnenden war, hat seither den israelitischen Staat wenigstens de facto, als Tatsache, anerkannt.) Inzwischen sind die Kämpfe zwischen Israel und Ägypten im Negev wieder aufgeflackert; anderseits bereitet sich aber eine Verständigung der israelitischen Regierung mit König Abdullah von Transjordanien vor, der bei seinen ehrgeizigen Ausdehnungsplänen gegen Syrien hin kein feindseliges Israel in seiner Flanke brauchen kann. Eine gewisse Beruhigung und Festigung der Lage in Palä-

[1]) Erst nachträglich kommt mir auch eine Erklärung von «Kerk en Vrede», der unserem Kirchlichen Friedensbund entsprechenden holländischen Vereinigung christlicher Antimilitaristen, zu Gesicht, die, wie nicht anders zu erwarten, den Versuch zu einer Gewaltlösung der indonesischen Frage grundsätzlich ablehnt, bei allem Verständnis für die «Zwangslage» (?) der holländischen Regierung, das sie bekundet. (9. Jan.)

stina scheint sich so mehr und mehr doch zu vollziehen, wenn auch außerhalb der Vereinten Nationen, durch die direkte Aktion der Hauptbeteiligten.

Wieweit die Ermordung des *ägyptischen* Ministerpräsidenten Nokrashi Pascha mit dem Mißerfolg seiner Politik gegenüber Palästina zusammenhängt, ist von hier aus schwer zu sagen. Auf jeden Fall ist sie aber ein Ausdruck der gänzlich ungefestigten politisch-sozialen Struktur Ägyptens und des Nahen Orients überhaupt, wo dem jammervollen Elend eines schandbar ausgebeuteten Stadt- und Landproletariats – von den 17 Millionen Ägyptern zum Beispiel sind über 13 Millionen besitzlose Fellachen – das Luxus- und Müßiggängerleben einer diktatorisch regierenden Oberklasse gegenübersteht. Daß aus diesem vulkanischen Boden heraus noch schwere gesellschaftliche Erschütterungen kommen werden, ist gewiß, es sei denn, daß rechtzeitig und in großem Stil eine Ordnung wirtschaftlicher Gerechtigkeit und Menschlichkeit geschaffen wird, wie sie jetzt in Israel so verheißungsvoll aufgebaut wird.

Rücken wir vom asiatisch-afrikanischen Orient her weiter nach dem Südosten Europas vor, so stoßen wir zunächst auf den Unruhenherd *Griechenland*, der trotz allen Bemühungen von innen und außen her noch bei weitem nicht gelöscht ist. Und zwar zeigen sich die Partisanen nicht nur in Nord- und Westgriechenland sehr lebendig, sondern auch im Peloponnes, wo sie keinerlei Unterstützung vom Ausland her bekommen können und die Opposition gegen das Regime doch so stark ist, daß allein am Jahresende 3000 Personen wegen Unterstützung der Partisanen verhaftet werden «mußten». Die Wahrheit ist eben, daß es sich in Griechenland wesentlich nicht um einen von Moskau und den Volksrepubliken aus erregten und künstlich genährten kommunistischen Aufstand gegen eine rechtmäßige demokratische Regierung handelt, sondern um eine aus dem griechischen Volke selbst herausgewachsene, wenn auch vom befreundeten Ausland unterstützte Widerstandsbewegung gegen ein verfaultes, faschismusähnliches Klassenregiment, und daß auf Grund freier Wahlen eine wirklich repräsentative Volksregierung gebildet werden muß, soll Griechenland nicht ein zweites China werden.

Von den neuen Volksrepubliken des kommunistischen Typus hat gegenwärtig besonders *Jugoslawien* hart zu kämpfen, erweist sich doch der Wirtschaftsboykott der Kominformstaaten gegen das tapfere Land, das sich militärisch-außenpolitisch nicht einfach mit der Sowjetunion gleichschalten lassen will – denn das ist offenbar der Kern des Konflikts –, als nur zu wirksam. Innenpolitisch steht das Regime Tito gleichwohl noch sehr fest da; wird aber die zunehmend stärkere Verflechtung Jugoslawiens in den Handelsverkehr mit dem Westen nicht allmählich auch gewisse Rückwirkungen nach innen haben? – In *Ungarn* hat mit der Gefangensetzung des Kardinals Mindszenty der Konflikt zwischen Staat und Kirche eine neue, scharfe Wendung genommen. Was an der Anklage gegen den römischen Kirchenfürsten wahr sein mag, wissen wir

nicht, so sehr wir den Behauptungen von einer verschwörerischen Zusammenarbeit Mindszentys mit dem feindlichen Ausland mißtrauen. Hingegen kann überhaupt kein Zweifel darüber bestehen, daß die Führung der katholischen Kirche auch in Ungarn die feudal-kapitalistischen Restaurationsbestrebungen mit ihrem ganzen großen Einfluß unterstützt. Das im Falle Mindszenty zu verschleiern und einfach von kommunistischer Tyrannei und Religionsverfolgung zu reden, ist reine Demagogie.

Westalliierte Deutschlandpolitik

Wir sind so auf unserer Weltreise von selbst an den Pforten Mitteleuropas angelangt und wollen nun vollends auch den Sprung nach Deutschland hinein machen. Die Lage war hier während der letzten Wochen namentlich auch durch eine verschärfte Reaktion der Westmächte auf die Gefahren gekennzeichnet, die Europa von einer Wiederherstellung des alten, kapitalistisch-nationalistischen Deutschland drohen. Die Erörterungen über eine mögliche *Remilitarisierung Westdeutschlands*, die im deutschen Volk eine Zeitlang phantastische Hoffnungen erweckt hatten[1], sind zuerst durch eine Erklärung des britischen Militärgouverneurs Robertson und dann durch sämtliche sechs Westblockstaaten mit ihrem Londoner Beschluß über die Ruhrfrage ziemlich schroff abgeschnitten worden, wobei die unter Vorantritt der Sozialdemokratischen Partei betriebene nationalistische Agitation gegen die Zerstörung großer Anlagen für den Seekrieg in Wilhelmshaven und Eckernförde wahrscheinlich nicht wenig zu dem alliierten Entschluß beigetragen hat, voreilige deutsche Erwartungen zu dämpfen. Anderseits hat nun die Einigung der Westalliierten über das *Ruhrstatut* doch einigermaßen die Befürchtungen beschwichtigt, die Frankreich von seinem nationalen Sicherheitsstandpunkt aus gegenüber der amerikanisch-britischen Industriepolitik für Westdeutschland hegte. Nach dem Wortlaut des Londoner Beschlusses sollte die Schaffung eines Ruhrdirektoriums, das die Produktion und Verteilung von Kohle, Eisen und Stahl zu überwachen hat, in Verbindung mit der Aufrechterhaltung des alliierten Sicherheitsamtes tatsächlich dazu beitragen, daß das Wirtschaftspotential der Ruhr nicht wieder für einen Kampf gegen die Westmächte eingesetzt wird. Dies unter der Voraussetzung freilich, daß der schon jetzt maßlos heftige Widerstand der Deutschen aller Richtungen, bis hin zu den Kommunisten, gegen die «wirtschaftliche Versklavung» des deutschen Volkes durch das Ruhrstatut nicht mit der Zeit das Londoner Abkommen ebenso aushöhlt, wie die nationalistische Propaganda gegen den Versailler Vertrag schon nach dem ersten Weltkrieg alle Sicherungsmaßnahmen gegen einen neuen Ausbruch des deutschen Militarismus ausgehöhlt und zunichte gemacht hat.

[1] Es sei hier präzisiert, daß Dr. Eugen Kogon, ein Herausgeber der «Frankfurter Hefte», der die ganze Diskussion entfesselt hat, dies im Sinn einer *Warnung* vor einem neuen deutschen Militarismus getan hatte.

Und eine solche Entwicklung ist eben auch jetzt wieder durchaus möglich. Das Ruhrstatut wird ja in Washington, im Gegensatz zu der Pariser Auffassung, «in allererster Linie als ein Mittel zur Abstimmung der Ruhrproduktion auf die Planungsarbeit der Organisation für europäische Wirtschaftszusammenarbeit in Paris beurteilt, das heißt als ein Instrument zur Durchführung des Marshallplanes». Der Marshallplan ist aber seinerseits vor allem ein Instrument zum Kampf gegen Sozialismus und Kommunismus, mit Hauptfront gegen den Ostblock, und findet seine sachgemäße Ergänzung – es wird gleich noch davon zu reden sein – in einer entsprechenden Militärallianz und Westbundpolitik, aus der Westdeutschland auf die Länge nicht ausgeschlossen werden kann. Olivier Reverdin schreibt in dieser Hinsicht im «Journal de Genève» von einer Studienfahrt durch Westdeutschland kaum zu unrecht: «Es kann keinen Europabund ohne Deutschland geben, und wenn es zu einem Europabund kommt, so wird Deutschland darin früher oder später der mächtigste Staat sein. Das liegt völlig klar auf der Hand.» Gegen die tödliche Gefahr, die daraus Europa aufs neue droht, gibt es – neben der geistigen Umerziehung des deutschen Volkes, die aber damit zusammenhängt – nur *ein* wirksames Mittel: die feste Eingliederung Deutschlands in ein freiheitlich-sozialistisch geordnetes Gesamteuropa. Wie der englische Historiker A. J. P. Taylor im «New Statesman» sehr richtig sagt:

«Damit Deutschland friedfertig werde, müßte es auf neuer Grundlage wirtschaftlich umgestaltet werden; und das wäre einzig im Rahmen einer europäischen Planwirtschaft möglich, die allerdings etwas anderes ist als die wilden Spekulationen, die im Schatten Marshalls so als Pläne maskiert auftreten ... Man beabsichtigt jetzt, Deutschland wieder auf die Höhe von 1936 zu bringen; das Ergebnis wird die Höhe von 1939 sein. Wenn sich die unausweichlichen Folgen einstellen, wird es ein schlechter Trost sein, daß daran nicht britische Böswilligkeit schuld ist, sondern die Unfähigkeit einer sozialistischen Regierung, ihre sozialistischen Grundsätze auch in der internationalen Politik anzuwenden. Unser Sozialismus hört am Kanal auf. Der Krieg nicht; und wenn die Ruhr wieder aufgebaut wird, wird der zweite deutsche Krieg umsonst geführt worden sein.»

Der größere Plan Die Deutschlandpolitik der Westmächte kann freilich – das muß immer wiederholt werden – nur als Teil eines größeren Planes verstanden werden, der namentlich von Washington aus mit zunehmender Bewußtheit und Geradlinigkeit verfolgt wird. Die Absicht ist zunächst, die europäische Wirtschaft mit der zugehörigen Staats- und Gesellschaftsmaschinerie gemäß den amerikanischen Lebensidealen wieder in Gang zu setzen, insbesondere nach dem Grundsatz des «freien Unternehmertums», der ja immer mehr auch zur Rechtfertigung höchst unfreier, monopolistisch gebundener Wirtschaftsformen dient. Dazu tritt nun aber, in folgerichtiger Weiterführung des ursprünglichen Gedankens, immer offenkundiger die Entschlossenheit, die wirtschaftlichen Ziele und gesellschaftlich-politischen Ideale des Westens mit den Mitteln *militärischer Gewalt* durchzusetzen. In den

ungeheuren amerikanischen Kriegsrüstungen, in der Truman-Doktrin und in einem ausgesprochen scharfmacherischen Auftreten gegenüber der Sowjetunion und dem Kommunismus fand dieser Wille schon in den letzten zwei, drei Jahren unmißverständlichen Ausdruck. Und nun spitzt er sich neuerdings, wie eine Reihe von Anzeichen erkennnen lassen, auf eine ganz bestimmte politische Strategie zu, die schwerste Gefahren in sich birgt: auf die Schaffung einer Reihe als entscheidend erachteter fertiger Tatsachen im kalten Krieg gegen Rußland, bis zu deren Vollendung jede Abmachung mit dem Ostblock vermieden werden müsse. «Die Idee ist», so schreibt *Devere Allen*, also ein dem bisherigen amerikanischen Regierungskurs durchaus freundlich gesinnter Beobachter, in der «Worldover Preß», «die folgende: Was für Friedensvorschläge auch in Paris gemacht, was für Zugeständnisse von den Russen angeboten werden (*wenn* sie überhaupt angeboten werden) – nehmt sie nicht an vor dem nächsten Frühjahr. Laßt euch nicht in Auseinandersetzungen hineinmanövrieren, aus denen eine Lösung der Berliner Frage herausschauen könnte. Wartet, bis die Wiederaufrüstung Westeuropas wirkliche Kraft gewonnen hat; wartet, bis unsere überseeischen Luftstützpunkte alle voll kriegsbereit sind; wartet, bis sich Europa mit der Abzweigung von Marshallplangeldern für Militärausgaben abgefunden hat. Und dann stellt die Russen vor ein tatsächliches Ultimatum.»

Devere Allen meint, die Spitzen der amerikanischen Wehrmacht seien für diesen «Aasgeierplan» noch nicht gewonnen. Aber, so wiederholt er, «der Plan selbst besteht, wird ausgiebig gefördert und wird Herrn Truman taktvoll nahegebracht». Wenn er wirklich *noch* nicht offiziellen Charakter haben sollte, so beeinflußt er indessen tatsächlich doch die ganze Richtung der amerikanischen Welt- und Europapolitik aufs nachhaltigste. Der genannte amerikanische Journalist beklagt es selber, wie stark der Einfluß militärischen Denkens auf die amerikanische Außenpolitik geworden sei, und wie sehr Präsident Truman «unter der Vormundschaft der militärischen Pläneschmiede» stehe:

«In keinem anderen Lande dürfen Militärtechniker massenhaft in der Presse aufreizende, kriegstreiberische, schaudererregende Vorschläge für die Dezimierung fremder Städte und Völker machen oder Pläne für die Aufnahme einer kriegerischen Außenpolitik entwickeln. Wir sind weitab von jener einst von Washington unterzeichneten Erklärung gekommen, daß wir den Krieg nicht als Werkzeug der Außenpolitik benützen würden; Kriegsdrohung als Werkzeug der Politik durchdringt die ganze Haltung, die Amerika der Welt gegenüber bekundet. Nichts kann dem amerikanischen Volk in der Weltmeinung mehr schaden; nichts stützt so sehr die von Moskau ausgehende Propaganda; nichts umstrickt so sehr die Füße amerikanischer Diplomaten, wenn sie Formeln für eine friedliche Verständigung suchen ... Kein britischer Militär, kein Franzose aus den Reihen der Armeeoffiziere, kein militärischer Sprecher irgendwo auf dem Erdenrund könnte tun, was Dutzende von amerikanischen Militärschriftstellern und -rednern tun, um die Außenpolitik tiefer und tiefer in ihren Griff zu bekommen. Kein anderes Land könnte das Schauspiel bieten, daß das Außenministerium nach *einer* Richtung hinsteuert, während Armee und Marine die öffentliche Meinung und die Zivilverwaltung genau in die entgegengesetzte Richtung drängen.»

Wobei freilich nicht erst, seit General Marshall im Außenministerium sitzt, die Frage gestellt werden muß, ob die zivile Leitung der amerikanischen Weltpolitik überhaupt grundsätzlich eine andere Richtung verfolgt als die Wehrmachtsleitung (und die mit ihr eng verbündete Hochfinanz und Großindustrie!), oder ob die Unterschiede nicht vielmehr bloß noch solche des Grades und des Tempos sind[1]. Wir wollen die Hemmungen gewiß nicht unterschätzen, welche die verantwortliche Zivilregierung dem in jeder Hinsicht unverantwortlichen Draufgängertum machtberauschter Militärs anlegt. Wir wissen, daß im vergangenen Sommer Washington sofort eingegriffen hat, als die Absicht amerikanischer Militärs in Berlin ruchbar wurde, die russische Verkehrssperre mit Gewalt zu durchbrechen. Wir haben auch erst letzthin von einem Bericht der amerikanischen Landesverteidigungskommission vernommen, der feststellt, daß bereits im Frühjahr 1948 Truman und Marshall die Situation gerettet hätten, als von militärischer Seite die allgemeine Mobilmachung in den Vereinigten Staaten verlangt worden sei, weil die Russen angeblich einen Angriff auf Westeuropa vorbereiteten. Derartige Fälle mag es noch mehr gegeben haben. Aber wer und was gibt uns die Gewähr, daß sich die politisch-zivilistische Betrachtungsweise *dauernd* gegenüber der militärischen Logik durchsetzt? Was wird insbesondere geschehen, wenn die Voraussetzungen erfüllt sein werden, damit gemäß dem vorhin umrissenen Plan der Militärpartei die Sowjetunion ultimativ aufgefordert werden kann, die amerikanischen Friedensbedingungen anzunehmen?

Und diese Voraussetzungen *werden* eines Tages erfüllt sein. An ihrer Erfüllung wird höchst planmäßig und tatkräftig gearbeitet. Die amerikanische Wirtschaftshilfe für Europa wird, als ausgesprochen politisches Kampf- und Druckwerkzeug, umfassend ausgebaut[2]. Der vor dem Ab-

---

[1] Für die Stärke des Einflusses der Militärführer auf die amerikanische Außenpolitik gibt der ehemalige Unterstaatssekretär *Sumner Welles* in der «New York Herald Tribune» (14. Dezember 1948) ein nicht uninteressantes Beispiel: «Gerade in dem Augenblick, als unsere Pariser Delegation ankündigte, sie würde den kleinen Ländern in ihrem Bemühen, eine Lösung für die Ost-West-Krise zu finden, ihre volle Mitarbeit angedeihen lassen, erklärte General Clays Berliner Militärregierung der Presse, der Versuch der Vereinten Nationen sei zum Scheitern verurteilt. Nachdem die Westmächte die von den kleineren Ländern vorgeschlagene Formel grundsätzlich angenommen hatten, und nachdem diese Formel auch von der Sowjetunion gutgeheißen worden war, erklärten die Berliner amerikanischen Militärbehörden, daß eine derartige Lösung unannehmbar sei, und verkündeten fünf weitgehende Forderungen gegenüber Moskau, von denen man früher nie etwas gehört hatte. Solange *die hohen Militärs es sich erlauben dürfen, die Führung unserer Außenpolitik zu bestimmen*, mag man von Amerika weiter hochtönende Versicherungen über Unterstützung der UNO hören, man wird aber sehr wenig Taten in dieser Richtung erleben.»

[2] Als bezeichnende Einzelheit sei vermerkt, daß im ersten Marshallplanjahr zehn Millionen Dollar für amerikanische Propaganda in den Empfangsländern ausgegeben werden sollen, wovon die «New York Herald Tribune» bereits 100 000 Dollar zugesprochen erhalten hat, besonders zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung in Deutschland. Anderseits wird zum Unterbruch der Marshallhilfe an Holländisch-

schluß stehende Atlantikpakt, ihre logische Ergänzung, soll den westeuropäischen Staaten die Sicherheit geben, daß Amerika sofort und automatisch eingreifen werde, falls sie Opfer eines Angriffs würden; für Amerika selbst aber tritt der Westbund immer mehr an die Stelle der Vereinten Nationen, die sich eben nur in ungenügendem Maß für die Organisierung des «amerikanischen Friedens» gebrauchen lassen. Gleichzeitig schicken sich die Vereinigten Staaten an, die militärischen Rüstungen der westeuropäischen Länder wie auch anderer Staaten, etwa in Form eines neuen Leih- und Pachtsystems, großzügig zu finanzieren. Ihre eigenen Kriegsrüstungen aber fördern sie mit einer Fieberhaftigkeit, die auf die Kosten überhaupt keine Rücksicht mehr nimmt. Im besonderen soll das Netz der Flotten- und Flugzeugstützpunkte rings um die Sowjetunion herum so engmaschig gestaltet werden, daß von hier aus jedes bedeutende Zentrum des mutmaßlichen Gegners von westlichen Bombern bequem erreicht werden könnte. Wie Senator Vandenberg nach einer Inspektionsreise durch die amerikanischen Stützpunkte in Europa, Nordafrika und Vorderasien sagte, dürfte die gänzliche Ausführung dieses Programms allerdings noch etwa fünf Jahre in Anspruch nehmen.

Friede durch Gerechtigkeit Der amerikanische «Friedensplan», der der Sowjetunion und der nichtkapitalistischen Menschheit überhaupt eine nach amerikanischen Vorstellungen und Interessen geformte Welt- und Lebensordnung auferlegen möchte, unter Androhung oder Anwendung überlegener militärisch-wirtschaftlicher Gewalt, findet auch außerhalb der Vereinigten Staaten Anklang im westlichen Kulturkreis. Er hat aber, wie Freda Kirchwey in der Neuyorker «Nation» bemerkt, Überzeugungskraft doch nur bei denjenigen, die da glauben, «daß Rechtlichkeit und uneigennützige Friedensliebe das unumschränkte Monopol der einen Streitpartei seien. Man kann zugeben, daß die amerikanische Regierung und, mehr versuchsweise, auch ihre westlichen Partner das tatsächlich glauben. Aber man muß gleichzeitig anerkennen, daß dieses Argument für viele andere Völker und für Millionen Menschen in allen Völkern zum mindesten ebensowenig überzeugend ist wie das gleiche Argument, wenn es von Moskau vorgebracht wird. Allgemein gesprochen wünschen die Völker der Welt in Gegenwart und Zukunft nicht einer Kriegsdrohung ausgesetzt zu sein, welche die Theorie stützen soll, daß die Westmächte allein Frieden wollen.»

Indonesien im Haag erklärt, «daß die Vereinigten Staaten mit dieser Maßnahme gerade das tun, was ihnen von der Sowjetunion immer vorgeworfen worden ist und was die Vereinigten Staaten ebenso kategorisch immer bestritten haben: Amerika benütze nämlich die Marshallhilfe dazu, einen *politischen Druck* auf die Empfangsländer auszuüben». Wie plötzlich doch die Wahrheit durchbrechen kann, wenn ihre Anerkennung einem selbstischen Interesse entspricht!

Der Weltfrieden, so muß man hinzufügen, ist eben heute weniger denn je etwas Negatives – die Einschüchterung kriegslüsterner Mächte – oder Konservatives – die Verteidigung der überlieferten Gesellschaftsordnung –; er hängt mehr als je von der Schaffung einer neuen, auf Gerechtigkeit aufgebauten Ordnung des Zusammenlebens von Menschen und Völkern ab, ist also tatsächlich etwas außerordentlich Positives und Revolutionäres. Aber gerade hier drohen die alten Herrenklassen aller Länder, droht vor allem das kapitalistische Amerika im Weltmaßstab zu versagen. Es ist zwar, um mit Professor Harold *Laski* zu reden, «keineswegs phantastisch, daß eine herrschende Klasse etwas Verächtliches und Abscheuliches in der Aufstellung neuer Grundsätze gesellschaftlicher Ordnung sieht, die für sie den Verlust einer lange genossenen Autoritätsstellung nach sich ziehen müssen. Churchill und Marshall lesen heute zweifellos die Anklagen und Forderungen Moskaus oder Belgrads ungefähr mit der gleichen Mischung von Verachtung und Gereiztheit, mit der ein römischer Provinzgouverneur die zornigen Prophetien eines christlichen Eiferers in Palästina zur Zeit der Apostel las.» Aber, so fährt Laski («The Nation», 27. November 1948) fort, man müsse auch anerkennen,

«daß der zweite Weltkrieg ebensosehr ein Kampf zwischen feindseligen Auffassungen von den sozialen Beziehungen war wie ein Kampf um Weltherrschaft zwischen zwei rivalisierenden Mächtegruppen. Ob wir es gern haben oder nicht, der Krieg hat die Grundsätze einer neuen Gesellschaft in die Gemüter und Herzen vieler Millionen allüberall in der Welt eingesenkt. Und zweitens ist, ob wir es gern haben oder nicht, die Vorstellung von einer neuen Gesellschaft für sehr viele von ihnen, gefühlsmäßig stets und oft auch verstandesmäßig, mit der Sicherheit und dem Fortschritt Sowjetrußlands verbunden. Dieses Band zu zerreißen, wäre nur möglich, wenn die alte Gesellschaft ihre Fähigkeit bewiese, jenen vielen Millionen eine damit vergleichbare Zukunftsaussicht zu bieten ... Die Aufzeigung dieses Zusammenhangs ist, wie immer, eine höchst schwierige Aufgabe. Das macht es aber für den Staatsmann und den Philosophen nur um so dringlicher, an ihre Lösung zu gehen, bevor es zu spät ist ... Sie können unsere Kultur vor dem Zusammenbruch nur retten, wenn sie anerkennen, daß in einer Zeit wie der unsrigen die Einsicht der Massen in die Wirklichkeit tiefer geht als die sorgfältige und pedantische Abwägung der Lage durch die Gebildeten. Frieden zu schaffen, liegt durchaus im Bereich unserer Kraft, wenn wir nur einmal anfangen, ihn auf Grund jener unmittelbaren Einsicht zu erbauen.»

Was für ein Europa? Zu dieser Einsicht gehört es für uns Europäer vor allen Dingen – und wir haben es schon vorhin angedeutet –, daß wir uns völlig klar sind: Ein Europa, das eine Friedenskraft sein soll, kann nur *ein im Zeichen eines radikalen Sozialismus geeinigtes Europa* sein. Was jetzt so als europäische Einigungsbewegung, als europäischer Föderalismus oder wie immer es sich heißen mag, auftritt, verkennt meistens diese Wahrheit auf eine verhängnisvolle Art. Man schiebt entweder, wie Denis de Rougemont und seine Freunde, den Gegensatz Kapitalismus–Sozialismus als unwesentlich, ja irreführend beiseite, praktisch damit natürlich den Kapitalismus gelten lassend, und erklärt als den wirklichen Gegensatz denjenigen

zwischen Föderalismus und Totalismus, mit Front nicht allein gegen den Kommunismus, sondern auch gegen den Sozialismus, dem man den demokratischen Charakter abspricht. Oder man behauptet ganz offen mit Walter Lippmann: «Wenn die Sozialisten zur Macht kommen, wird ihr Sozialismus, sofern er Sozialismus bleibt, unerbittlich nationalistisch sein ... Die politische Einigung der freien Nationen Europas ist mit dem Staatssozialismus britischer Prägung unvereinbar.» Das Ideal der Föderalisten dieser Gattung ist offenbar ein im amerikanischen Stil geeintes, geplantes und organisiertes Europa, dessen wirtschaftliche Struktur etwa diejenige eines liberalen Kapitalismus mit sozialem Einschlag wäre – eine angesichts der Vorherrschaft des Monopolkapitalismus ohnehin bereits überholte Gesellschaftsform. Dem gegenüber hat *J.-M. Domenach* hundertmal recht, wenn er im «Esprit» feststellt:

«Wenn man unter dem Vorgeben, den Krieg vermeiden zu wollen, die planvolle Ordnung Europas dem Kapitalismus anvertraut, werden die gleichen Kriegsursachen (wie früher) wiederum auftreten, nur einfach innerhalb weitergezogener Grenzen, und was für ein Unterschied besteht im heutigen Europa noch zwischen einem auswärtigen Krieg und einem Bürgerkrieg? Unsere Föderalisten wollen im Versagen des Völkerbundes nur einen Sieg der Nationalismen über einen blutleeren europäischen Organismus sehen. Aber Faschismus und Nazismus, die zum Kriege führten, sind Regierungsformen, die nur durch die Widersprüche und die Unfähigkeit des Nachkriegskapitalismus möglich geworden sind.

... Nehmen wir uns in acht: Wir stehen an einem entscheidenden Punkt der europäischen Geschichte. Der Bund der europäischen Völker, die Preisgabe der nationalen Souveränitäten, war bislang der kühnste Traum der Menschen der Linken; er trieb die Achtundvierziger um, die Kommunekämpfer, die Syndikalisten, Jaurès, Briand ... Heute haben die Vereinigten Staaten von Europa die ganze Reaktion für sich, von General de Gaulle bis Churchill, und der europäische Kapitalismus finanziert den Föderalismus ... Es ist ja nicht wahr, daß jeder Verzicht auf die nationalen Souveränitäten zugunsten eines vereinigten oder verbündeten Europa bereits ein Fortschritt wäre. Das Hitlersche Europa war kein Fortschritt. Europa besteht noch aus etwas anderem als aus der bloßen Zusammenzählung seiner Souveränitäten. Sein Gesicht, seine Größe, sein Elend verdankt es dem Kapitalismus, der in ihm entstanden ist und den es in alle Länder der Welt hinausgetragen hat. Es verbünden zu wollen, ohne es umzugestalten, heißt vorläufig den europäischen Kapitalismus in einem Niedergangsstadium festhalten, aus dem er sich vorläufig nur erheben könnte um den Preis eines politischen und menschlichen Rückschritts, von dem uns bereits die Faschismen eine Kostprobe gegeben haben, heißt, ein befestigtes Bollwerk im Dienste Amerikas gegen die Sowjetunion errichten.

... Gegen die Mehrheit der Föderalisten erstreben wir Europa in seiner Gänze. Dasjenige, das *sie* schaffen wollen, ist nur die eine Hälfte Europas, die innert kurzem wider die andere gestellt würde ... Europa in der Breite, aber auch Europa in der Tiefe – das setzen wir den ‚Bollwerk'-Sozialisten entgegen. Nur irgendwie die kapitalistischen Staaten des europäischen Westens zusammenzufassen und sie mit gemeinsamen Einrichtungen aufzuputzen, dem sagt man nicht ‚Europa schaffen'. Laßt zuerst einmal den berühmten europäischen Humanismus zum Besitz der Völker werden! Noch nicht alle Erben haben ihr Erbteil empfangen; was wunder also, daß sie sich nicht zur Familie gehörig fühlen! Europa wird *gegen* den Kapitalismus geschaffen werden, durch eine tiefgreifende Umgestaltung seiner ganzen Lebensformen.»

Wollen wir das als politisches Neujahrsprogramm annehmen? Es ist jedenfalls der Boden, auf dem der sonst unheilbare und tödliche Gegen-

satz von West und Ost allein überbrückt werden kann. Es ist der Rahmen, in dem allein auch die europäische Kernfrage, die deutsche Frage, ihre Lösung zu finden vermag. Das neue Ruhrstatut, das den wirtschaftlichen Aufbau der westdeutschen Schwerindustrie unverändert läßt, ist ja nur ein sehr vorläufiges Behelfsmittel; es ist zwar viel besser als eine Regelung, die den Deutschen einfach wieder die Verfügungsgewalt über ihre frühere Waffenschmiede ließe, aber doch viel schlechter als eine Regelung, welche die Ruhr und die deutsche Wirtschaft überhaupt in ein sozialistisch organisiertes Gesamteuropa einbaute. Und die *so* verstandene, frei gewollte und freiwillig verwirklichte Einigung Europas wird uns schließlich auch am sichersten davor bewahren, diese Einigung in Gestalt eines autoritären Zwangssozialismus erleiden zu müssen, der dann in *seiner* Art der Vollstrecker einer geschichtlichen Notwendigkeit würde, die *wir* in *unserer* Art nicht zu vollstrecken vermocht hätten. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

4. Januar. *Hugo Kramer.*

Schweizerische Rundschau

Wo bleibt die Opposition? Das Jahr 1949 sieht an drei repräsentativen Stellen der Eidgenossenschaft – in den Präsidien des Bundesrates, des Ständerates und des Bundesgerichtes – zum erstenmal und dazu noch gleichzeitig Vertrauensleute der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz. Diese überall gebührend hervorgehobene Neuheit ist für unsere gegenwärtige Lage sicher nicht weniger bezeichnend als die Tatsache, daß im Jubiläumsjahr der liberalen Bundesverfassung Vertreter der ehemaligen klerikal-konservativen Opposition höchste Ämter in der Eidgenossenschaft bekleideten und sozusagen die Niederlage ihrer Vorfahren tonangebend mitzufeiern hatten (oder gehabt hätten . . .). Der sinnenfällige Aufstieg der einst verfemten und als vaterlandslos gebrandmarkten Sozialdemokratie, deren Kandidaten man, als Generalstreikführer, das erstemal um keinen Preis auch nur zum Nationalratspräsidenten hatte machen wollen, zu helvetischer Honorabilität und Regierungsfähigkeit bringt auch zweifellos Vorteile und Einflußmöglichkeiten der verschiedensten Art für die von der SPS vertretenen Bevölkerungsschichten mit sich, obwohl ihm, sehr im Unterschied zu den Erfolgen der Katholischkonservativen auf diesem Gebiet, nicht von ferne eine annehmbare Vertretung der Sozialdemokratie auch in den oberen und mittleren Bundesbeamtungen entspricht. Er ist aber dennoch schmerzhaft teuer – manche meinen zu teuer – erkauft worden damit, daß die Sozialdemokratie nunmehr endgültig aufgehört hat, Oppositionspartei zu sein, und sich, besonders rapid seit dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges, mehr und mehr zu einer unserer offiziell anerkannten «nationalen» Parteien, ja zu einer eigentlich staats- und gesellschaftserhaltenden Magistratenpartei gewandelt hat, deren Gewinnung für «die Demokratie» dem Bürgertum schon eine Messe wert war.

Wenn es für diese Wandlung noch eines Beweises bedurfte, so wäre er schlüssig dadurch erbracht worden, daß in der Dezembersession der Bundesversammlung die sozialdemokratische Nationalratsfraktion fast einmütig dem bundesrätlichen Vollmachtenbeschluß über die *Verstärkung des Staatsschutzes* zugestimmt hat, dieser illegitimen Frucht der Tschechenpanik vom Februar 1948, die dann durch eine Ergänzung zum ordentlichen Bundesstrafgesetz bei Zeit und Gelegenheit legitimiert werden soll. «Bemerkenswert und denkwürdig» heißt die «Neue Zürcher Zeitung» diese Haltung, zumal deutschsprachiger Kommissionsberichterstatter kein Geringerer als Friedrich

Schneider gewesen sei, der sich «vom früheren Kommunisten zum überzeugten Verteidiger der demokratischen Freiheiten durchgerungen» habe und damit ein gutes Beispiel für viele seiner Genossen geworden sei. Das maßgebende Blatt unseres Großbürgertums verbindet mit dieser ihm so hocherfreulich scheinenden Feststellung aufs neue die ebenso herzliche wie dringende Einladung an die Sozialdemokratie, nun doch endlich einmal alles Zieren aufzugeben und sich, den «utopistischen» Revolutionszauber hinter sich werfend, entschlossen auf den Boden eines «realistischen Sozialismus» zu stellen. Es fehlte nur noch der Hinweis auf gewisse ausländische Vorbilder, an die der geneigte Leser aber wohl sowieso dachte.

Ich muß schon sagen, daß ich mich allemal schäme, wenn die «NZZ» und ihresgleichen eine derartige Sprache zu führen sich herausnehmen. Aber sind wir daran wirklich so unschuldig? Hat der geistige Umschwung, der sich gerade auch in der Gutheißung des neuesten Kommunistengesetzes durch ein Partei bekundet, welche die beiden früheren «Zuchthausgesetze» leidenschaftlich bekämpft hatte, hat dieser Umschwung den Dreistigkeiten einer «NZZ» nicht eine gewisse Rechtfertigung verliehen? Verwischt sich, bei aller Gegensätzlichkeit der Ideologien, in der politischen Praxis und begünstigt durch unser nichtparlamentarisches Regierungssystem der Gegensatz zwischen Bürgertum und Sozialdemokratie allmählich nicht in ähnlicher Weise, wie sich im Laufe einer freilich viel längeren Zeit innerhalb des Bürgertums der Gegensatz zwischen fortschrittlichem Liberalismus und konservativem Ultramontanismus verwischt hat? Oder wo ist heute die Partei, die Bewegung, die, in einem freiheitlichen, aber radikalen Sozialismus verankert, in grundsätzlicher Opposition zur bürgerlich-kapitalistischen Schweiz stünde – mit allen Konsequenzen, die sich daraus ergeben? Die Sozialdemokratie ist es jedenfalls kaum noch. Und die Partei der Arbeit ist es nicht *mehr* als sie; *ihre* Opposition war gerade beim Staatsschutzbeschluß so gebrochen und darum innerlich unwahr, daß sie weder im Volke draußen noch gar im Rat selbst überzeugend wirken konnte. Der Widerstand gegen das alte Regime muß aus anderem Geiste kommen!

Und wieder die Rüstungen

Auch gegen *Militärwahn* und *Kriegsrüstungen* kann die Partei der Arbeit, bei der kommunistischen Orientierung ihrer Führerschaft, nicht aus Grundsatz kämpfen und tut es auch gar nicht, beteuert sie doch gerade in der letzten Zeit, um ihre «nationale» Zuverlässigkeit glaubhaft zu machen, ihren Willen zur militärischen Landesverteidigung wieder sehr lebhaft. Und doch ist der grundsätzlich antimilitaristisch ausgerichtete Kampf gegen die Kriegsvorbereitungen in der gegenwärtigen, entscheidungsvollen Lage Europas so bitter notwendig wie nur je, um so mehr, als von der Sozialdemokratie, wie auch die Budgetberatung in den eidgenössischen Räten wieder erwiesen hat, ein ernsthafter Widerstand gegen die weiter und weiter getriebene militärische Aufrüstung nicht mehr zu erwarten ist. Die 400-Millionen-Forderung des Militärdepartements ist vom Parlament auf jeden Fall ohne Wimperzucken geschluckt worden, und man kann sicher sein, daß damit noch lange nicht die Obergrenze der Rüstungsausgaben erreicht ist. *Eine* Neuerung jagt ja gerade auf kriegstechnischem Gebiete die andere, und den «Sachverständigen» wird es gewiß nie schwerfallen, zu beweisen, daß bei der völligen Revolutionierung, welche die Massenvernichtungsmethoden jetzt durchmachen, Stillstand oder auch nur zögernder «Fortschritt» der Schweiz lebensgefährlichen Rückschritt bedeute. Es fragt sich darum auch, ob es richtig ist, allzu großes Gewicht auf die Forderung nach einem dauernden und gänzlichen Verbot der *Ausfuhr von Kriegsmaterial* zu legen. Selbstverständlich muß die Lüge des gegenwärtigen, so famos gehandhabten Ausfuhr«verbots», das eine Steigerung der schweizerischen Waffen- und Munitionsausfuhr weit über den Export während der Kriegsjahre hinaus erlaubt, schonungslos aufgedeckt und die Verderblichkeit dieses ganzen Handels für die politische und auch wirtschaftliche Zukunft des Landes klargemacht werden – aber doch immer im Zusammenhang mit unserer grundsätzlichen Gegnerschaft gegen alle Kriegsrüstung. Verlangt man ein Verbot der Ausfuhr von Kriegsmaterial ohne diesen Hintergrund, so kommt man schwerlich gegen das «durchschlagende» Argument

der Fachleute auf, daß die Schweiz Kriegsmaterial für das Ausland liefern *müsse*, wenn sie für ihre eigenen Bedürfnisse eine leistungsfähige Rüstungsindustrie aufrechterhalten wolle. Und schließlich sehen ja die Militärgläubigen den «antimilitaristischen Pferdefuß» unter unserer Gewandung doch; die moralische Kraft unseres Friedenskampfes aber kann nur geschwächt werden, wenn wir unsere Fahne nicht allen sichtbar entrollen, nur um die Zaghaften und Halbherzigen nicht allzusehr zu erschrecken.

Es ist heute freilich schwerer als früher, in der Opposition zu den herrschenden Gewalten und zu populären Vorstellungen zu stehen, besonders wenn sich die überlieferten Ordnungen und Vorstellungen als so solid erwiesen haben, wie das mit der «freien Wirtschaft» und der kapitalistischen Demokratie, mit Militärwesen und Neutralität in der Schweiz der Fall zu sein scheint. Aber wir sind ja darum nur um so vernehmlicher aufgerufen, festzustehen im Zeugnis gegen ein Regiment, das trotz allem offenkundig dem Gericht verfallen ist. Und von solchem Zeugnis mag schließlich eine Wirkung auch auf diejenigen ausgehen, die auf bloß politischer Ebene den Zeitströmungen und den Mächten der alten Welt Widerstand leisten sollten – und es jetzt doch nicht tun.

2. Januar 1949. *Hugo Kramer.*

BUCHBESPRECHUNGEN

Theologische Literatur

Karl Barth: «Dogmatik im Grundriß». Vorlesungen, gehalten im Sommersemester 1946 an der Universität Bonn. Evangelischer Verlag, Zollikon 1947. 183 Seiten.

Karl Barth: «Die Christliche Lehre nach dem Heidelberger Katechismus». Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn im Sommersemester 1947. Evangelischer Verlag, Zollikon 1948. 109 Seiten.

Die «Dogmatik im Grundriß» wird dargeboten im Anschluß an den Text des «apostolischen Glaubensbekenntnisses». Ein Vergleich mit Barths «Credo», den 1935 an der Universität Utrecht gehaltenen Vorlesungen über denselben Gegenstand, drängt sich auf, und da ist es nun interessant zu sehen, wie auch der Dogmatiker bei dem, was er zu sagen hat, stark in Erwägung zieht, *zu wem* er spricht. Zwar hat Barth den deutschen Studenten und Hörern der Nachkriegszeit nichts anderes gesagt, als was er einst den holländischen Studenten und Hörern der Vorkriegszeit dargetan hat; aber er hat das gleiche doch wieder ganz anders gesagt, nicht nur so, daß er hier *viva voce* vortrug, was er dort erst schriftlich festlegte, sondern, daß in der Entfaltung der Hauptprobleme selbst bemerkenswerte Akzentverschiebungen sichtbar werden. Barth hat es zum Beispiel nicht nötig gehabt, den Holländern das Wort «*Freiheit*» lieb zu machen, aber den Deutschen gegenüber versucht er zu zeigen, daß allein in der Begegnung mit Gottes Wort die große Freiheit gegründet liegt, in der alle anderen Freiheiten inbegriffen sind. Er hat es vor allem den Deutschen gegenüber sagen müssen, daß der christliche Glaube sich in weltlichen Stellungnahmen und auch in den entsprechenden Taten und Verhaltungsweisen *öffentlich* zu verantworten hat, daß die Sprache der Kirche nicht Selbstzweck sein will, sondern grundsätzlich übersetzbar sein muß auch in die Sprache des *politischen* Bereichs. Es hat vor allem sehr deutlich den Begriff der «*Allmacht*» von dem einer willkürlichen *potentia* reinigen und das Wesen der *potestas* als einer legitimen, im Recht begründeten Macht beschreiben müssen, und ganz besonders hat er darauf hingewiesen, daß sich die Christenheit von heute nicht sozusagen eine «Freiballonfahrt», gelöst von

der Geschichte *Israels*, leisten könne, und er hat wieder einmal an jene Zimmermann'sche Anekdote von dem Judenvolk als Gottesbeweis erinnert, eine Anekdote übrigens, die in Anbetracht der Fragwürdigkeit ihrer Voraussetzungen und ihres ursprünglichen Sinnes endlich einmal einer Dissertation würdig wäre. Von theologischer Polemik wird in diesen Vorlesungen *expressis verbis* nichts sichtbar, es sei denn die Abweisung der antirationalen Trennung von Offenbarung und Vernunft (gegen Tertullian und seine Epigonen) oder der Seitenhieb gegen jeden Versuch natürlicher Theologie auch in Brunner'scher Fassung (Jungfrauengeburt). Selbstverständlich wird im Anschluß an die ins Credo gekommene Gestalt des Pontius Pilatus die Bedeutung der *staatlichen* Ordnung gewürdigt (wobei ein konkreteres Reden zu den Deutschen meines Erachtens wünschenswert gewesen wäre); dafür ist um so konkreter das liturgische Getue innerhalb der DEK aufs Korn genommen worden, wo es schon wieder bedenklich anfängt «sakral» zu schmecken, zu frömmeln, zu pfäffeln und zu muffeln. «Wer eine feine Nase hat, der wird das riechen und schrecklich finden!» (Seite 173). Es ist zu hoffen, daß es Barth gelungen ist, einigen Deutschen mit seinen Vorlesungen wieder den rechten Geruchsinn zu erwecken, damit in unserem Nachbarvolk die Mutlosigkeit weiche und die christliche Hoffnung wachse, diese — wie Barth sagt — «disziplinierte Hoffnung», «die das Revolutionärste ist, was man sich denken kann und neben der alle anderen Revolutionen nur Platzpatrönchen sind»: denn das Reich Gottes kommt! Und dieses Reich braucht jetzt schon allerorten Menschen wie Barth einer ist, dem einst ein hessischer Pfarrer die folgenden Verse zugedacht haben soll:

Gott braucht *Menschen*, keine Leute
mit der großen Menschheitsphrase —
Hunde braucht er, die ins Heute
stecken scharfe Hundenasen
und darin das Ewige spüren;
wär's auch noch so tief verborgen
und dann bleiben, treiben, führen
an der Fährte bis ins Morgen.

Auch in diesem Sommer hat Barth vor deutschen Studenten und Hörern die *christliche Lehre* entfaltet, diesmal im Anschluß an den *Heidelberger Katechismus*. Schon einmal hat er eine «Einführung» in dieses reformierte Dokument gegeben (vergleiche «In Extremis» 1938, Nr. 7/8) und die Dreiteilung in folgende Fragenkomplexe aufgelöst: 1. Wer ist der, der da tröstet? 2. Wer wird getröstet? 3. Wie wird getröstet? Dabei wurden die 129 Fragen des Heidelberger Katechismus frei und ohne Rücksicht auf ihre Reihenfolge verwendet; bei den diesjährigen Vorlesungen tritt der Gedankengang der Vorlage wieder mehr in den Vordergrund; doch erfährt der dritte Teil des Katechismus nur noch eine andeutungsweise gegebene Erläuterung in der Form von Leitsätzen. Daß der erste Teil des Heidelberger Katechismus, der «von des Menschen Elend» handelt, so kurz ist, sieht Barth sachgemäß darin begründet, daß laut dem Zeugnis der Heiligen Schrift Gottes Zorn einen Augenblick währt, seine Huld aber lebenslang (Ps. 30, 6). Er wirft die gewichtige Frage auf: «Was bedeuten die Leiden, die in diesen letzten Jahren über die Menschheit gegangen sind, für unser Denken und unsere ganze Existenz? Ist es nicht gegangen, wie es schon zu Samaria und zu Jerusalem gegangen ist: die Gerichte Gottes kamen, Dinge geschahen, die wir vor 30 Jahren noch nicht für möglich gehalten hätten, 6 Millionen Juden wurden ermordet, Feuer ist vom Himmel gefallen, ganze Völker sind in die Verbannung geführt worden, Grauen und Not aller Art hat die Menschheit überfallen, aber das alles ist gekommen und gegangen, wie ein Wind über die Gräser und Blumen weht: sie neigen sich eine Weile, und wenn er nachläßt, so richten sie sich wieder auf» (Seite 38). Es sei absurd zu denken, daß es zur Veränderung und Neuwerdung des Menschen durch fallende Atombomben und dergleichen Dinge komme; viel-

mehr sei Golgatha der einzige Ort, wo das Elend der menschlichen Existenz im Brennen des göttlichen Zornes offenbar, sogleich aber auch zugedeckt werde durch den realen Trost der göttlichen Vergebung. Darum könne dieser Teil des Heidelberger Katechismus so tröstlich kurz sein. Barth sähe es gern, wenn auch in den Predigten das Reden von des Menschen Elend sich nicht endlos ausdehnte, sondern jene Zucht und Beschränkung aufwiese, die auch der Katechismus sich auferlegte. Gewiß wäre solches auch gegenüber bestimmten Schriftstellern zu sagen, deren Gestalten sich in der wehleidigen Tonart dumpfer Hoffnungslosigkeit gefallen (zum Beispiel Ernst Wiechert). — Wir müssen es uns versagen, auf Einzelheiten in Barths Ausführungen einzugehen, erwähnen aber dafür noch zwei Punkte, in denen deutliche *Abweichungen* vom Heidelberger Katechismus festzustellen sind; sie beziehen sich beide auf die Sakramentenlehre. Barth rügt das beharrliche Festhalten an der *Kindertaufe*, die schon in der altprotestantischen Theologie im Widerspruch zur Glaubenslehre verfochten worden sei, ohne etwa zu behaupten, daß er in der Einführung der Erwachsenentaufe geradezu *die* Reformation der reformationsbedürftigen Kirche sähe; aber er erblickt in der übernommenen Taufpraxis doch den Hauptgrund für die Bildung einer Massenkirche solcher, die nach ihrem Christsein gar nie gefragt wurden und die darum auch den Trost des Getauftseins nicht realisieren können. Es würde mich interessieren, ob Barth die von *Cullmann* neulich vorgebrachte Exegese zur Stützung der Kindertaufe explizit schon entkräftet hat? In der Lehre vom *Abendmahl* weicht Barth zusammen mit seinem Sohn Markus ebenfalls von der herkömmlichen Auffassung ab, indem er jenen neutestamentlichen Indizien folgt, nach denen das Abendmahl auf das Leben des auferstandenen Christus in seiner Gemeinde zu beziehen ist. Zum Schlusse sei noch auf einen Passus aufmerksam gemacht, der bereits die Antwort Barths an der Amsterdamer Kirchenkonferenz gegenüber der Stellungnahme Roms ankündigt: «Es ist eine große Ahnungslosigkeit, wenn man heute vielfach unter Protestanten geneigt ist, die Differenzen zur katholischen Lehre zu verharmlosen und glaubt, in einer Una-sancta-Bewegung einen gemeinsamen Boden finden zu können. Man kann gewiß echte theologische Gespräche mit Katholiken führen, man kann unter Umständen auch mit ihnen gemeinsam beten, aber man darf sich nicht darüber täuschen, daß das katholische Denken die ihm eigene Struktur niemals preisgeben wird. Es gilt hier zu wählen zwischen ‚Christus allein' und ‚Christus und . . .'» (Seite 105.)

Herbert Hug.

Ein Dichter der Mystik und des Realismus

Aldous Huxley: «Wissenschaft, Freiheit und Frieden». 119 S. 1947.

— «Nach vielen Sommern». Roman. 285 S. 2. Auflage, 1948.

— «Parallelen der Liebe». Roman: 424 S. 2. Auflage, 1948.

— «Die graue Eminenz». Eine Studie über Religion und Politik. 336 S. 1948. Alle im Steinberg-Verlag, Zürich.

Huxley kennt die Gefahren, welche den Dichter, Wissenschafter, Politiker und Mystiker umgeben, wohl weil er selbst nie nur auf einem dieser Felder anzutreffen ist.

Er sieht und zeichnet die Gefahren des Ästhetentums, schildert in dem Roman «Parallelen der Liebe» einmal die gefühlvolle Schriftstellerin, deren Erleben unecht wird, weil es stets in den Dienst der Analyse gestellt ist, die nicht einmal in der Liebe echt sein kann, weil sie auch diese zwecks literarischer Ausbeutung experimentiert, und zum andern in der zweiten Schriftstellerfigur des gleichen Romans, dem scheinbar rein sachlichen Skeptiker, die Gebrochenheit dieser Haltung, deren enttäuschungsgeborener Realismus nur Sentimentalität mit umgekehrtem Vorzeichen ist.

Huxley kennt die Gefahr des wissenschaftlichen Gentlemans. Der im Roman

«Nach vielen Sommern» geschilderte konservative englische Historiker Jeremy, dessen humanistische Denkweise in gleicher Weise gegenüber dem Business-Protzentum seines Prinzipals, wie gegenüber dem Hollywood-Sex-Appeal von dessen Geliebter, wie auch gegenüber dem Zynismus des beide aussaugenden nihilistischen Arztes kontrastiert, wird mit folgenden trefflichen Worten gekennzeichnet: «Man nehme einen verwesten Christen, dazu die Überreste eines Stoikers, mische gründlich mit guten Manieren, etwas Geld und altmodischer Erziehung, lasse einige Jahre auf einer Universität schmoren, und man erhält einen Gelehrten und Gentleman. Übrigens nicht der schlechteste Menschenschlag.»

Das Scheitern des politischen Menschen in der Zeit sieht Huxley darin begründet, daß der politisch handelnde Mensch sich stets aufs neue in die verlängerte Zeit, die Zukunft, hineindenkt, deren Werden ja doch nie vorauszusehen ist. Diesen Widerspruch zwischen gewollter und gewirkter Zukunft schildert Huxley trefflich in der «Grauen Eminenz» am Beispiel der Politik Richelieus und seines außenpolitischen Beraters, Pater Josephs, die beide, vom Ziel «Gottes Taten durch die Franzosen» ausgehend, eine Politik machten, die nicht nur das Elend des Dreißigjährigen Krieges verlängerte, sondern zum Totalitarismus Louis' XIV. führte, «zu einem Totalitarismus, der darauf angelegt war, so vollständig zu sein wie nur irgendeiner in unserer modernen Welt, und dem dies nur darum nicht gelang, weil das der Geheimpolizei des Grand Monarque zur Verfügung stehende Verkehrsnetz und das Organisationssystem so schlecht waren. Der tyrannische Geist war sehr willig, aber zum Glück für die Franzosen war das technische Fleisch sehr schwach. In einem Zeitalter des Telephons, der Fingerabdrücke, der Panzer- und Maschinengewehre haben totalitäre Regierungen es leichter als damals.»

Wenn Huxley in der mystischen Kontemplation die eigentliche Rettung sieht, so hat er sich doch offenbar auch die Frage gestellt, ob es nicht auch ein für dieses Feld typisches Scheitern gäbe. Die Gestalt des Pater Joseph, der Grauen Eminenz, ist hierfür charakteristisch. Huxley hat diese Studie durch gründliche historische Vorarbeiten unterbaut. Er sieht den Verfall der «reinen Mystik» im 17. Jahrhundert durch deren Einschwenken auf die Linie der kirchlichen Orthodoxie bewirkt. Er macht die mystische Übung, nach welcher der Mystiker, auch wenn ihm der Weg der reinen Schau möglich sei, dennoch als Disziplin Versenkung in die Passion üben müsse, für das Abkommen von der reinen Kontemplation der klassischen Mystik verantwortlich.

Wenn ein seinen eigenen Fähigkeiten und Idealen so kritisch gegenüberstehender Mann es unternimmt, nicht nur Unterhaltungsliteratur zu schreiben, sondern Verbindliches zu sagen, so darf man ihn schon hören. Der Mystiker Huxley ist kein weltferner Träumer, vielmehr ein mit den Gründen und Abgründen der Welt vertrauter Mensch. Freilich erwartet er von der Zeit nichts, sehr viel hingegen von der Versenkung in die Überzeit.

Der Roman «Nach vielen Sommern» schildert um den Gentleman Jeremy herum das ganze Geschmeiß eines Parvenutums mit seiner Lebensangst im Inneren und seinen ausgehaltenen Schmarotzergestalten im Gefolge. Aber nicht nur das Leid des Ästheten über die durch solche Kreise gewirkte Verunstaltung der Kultur klagt sich hier aus. Es ist auch in dieser realistischen Satire wieder ein mystischer Mensch gezeigt, der einen Weg zeigen soll. Es ist der selbständige Gelehrte Propter, welcher eine noch so bescheiden fundierte Unabhängigkeit dem Wohlstand und der Versklavung vorzieht, als Selbstversorger lebt, experimentiert und Zeit zur Kontemplation gewinnt.

Der Roman «Parallelen der Liebe» schildert das Milieu snobistischer Nichtstuer, Scheinästheten und Scheinerotiker, die, indem sie nur in der Zeit leben, die Zeit totschlagen, bis einer von ihnen sich aufmacht, um nach einer jenseitigen Wirklichkeit auszuspähen.

Die «Graue Eminenz, eine Studie über Religion und Politik», die an den Leser gewisse Anforderungen stellt, ist ein fesselndes und anregendes Werk. Ich glaube freilich, daß der von Huxley so genannte Verfall der Mystik nicht dort liegt, wo

er ihn sieht, sondern in der Forderung, zunächst den «äußeren Willen Gottes» zu tun, was dann gern den Irrweg eröffnet, Gottes Willen mit Staatswillen usw. gleichzusetzen. Und diese Gefahr liegt auch der klassischen Mystik nahe. Jede Verweisung auf einen äußeren Gotteswillen macht wohl Wege frei zu einer inneren Schau, aber eben um den Preis, daß die Früchte solcher Schau eben dem irrtümlich angenommenen Gotteswillen dienen müssen.

Die Studie «Wissenschaft, Freiheit und Frieden» weist überzeugend nach, daß gerade im Zeitalter der Atombombe und des durchorganisierten Polizeistaates Gandhis politischer Weg auch ein europäischer Weg sein kann, und empfiehlt als wichtigsten Friedensbeitrag größtmögliche Dezentralisation, damit die Kräfte des Guten wachsen können.

Die künstlerische Kraft der Darstellung ist wohl im Roman «Nach vielen Sommern» am stärksten. Dies Werk ist das Tor zu Huxleys Botschaft, die dann in der «Grauen Eminenz» am ausführlichsten verkündet wird.

In allen seinen Schriften gibt Huxley dem Leser reiche Anregung. Seine eigentliche Heilsbotschaft ist allerdings wohl keine solche. Sicher ist sein Hinweis auf das Ungenügen alles nur zeitlich bestimmten Tuns berechtigt. Doch wo kann er Menschen zeigen, denen ein anderes Tun möglich ist? Da bleibt nur der Mönch und der diogeneshafte Gelehrte sowie der materiell unabhängige, die Netze seiner Circe zerreißende M. Calamy. Den geschilderten Nichtstuern dieser Zeitromane darf der Dichter wohl ein Versagen im tiefsten Leben vorwerfen, aber dürfte er es auch Menschen gegenüber, die in der Tretmühle des Alltags gar keine technische Möglichkeit zu kontemplativem Leben haben? Im Roman «Nach vielen Sommern» treten einmal am Rande, fast gespensterhaft, Gestalten auf, wie Steinbeck sie in den «Früchten des Zornes» beschrieb, landlose, verproletarisierte Farmer. Propter, der Mystiker, hilft ihnen als einzelner, aber das Problem als solches und als Ganzes wird nicht angerührt, weder durch des Mystikers pädagogische Bemühungen um eine einzelne verwahrloste Familie, noch durch seine Häuschen und Werkzeuge für ein paar dieser Entrechteten.

Für Leser, die selber in Huxleys kontemplativer Bahn denken, mögen seine Schriften gefährliche Lektüre sein. Für Nichtmystiker sind sie lebendige Anregung, auch im Widerspruch. *B. B.*

Reportage

Ilja Ehrenburg: «Wege Europas». 247 S. 1947, Steinberg-Verlag, Zürich.

Gewöhnliche Journalistik schreibt für den Tag und lebt weithin davon, daß die Leser von heute das Geschriebene von gestern schon vergessen haben. Solche Journalistik ist in der ständigen Versuchung, laute Worte zu rufen, damit im allgemeinen Getöse doch irgend jemand stehenbleibe und höre. Geht solche Journalistik in Buchform ein, so kann es dem Schreiber allerdings passieren, daß er, da hier das schnelle Vergessen nicht Platz greift, beim Worte genommen wird, gleichsam als Zeuge gegen sich selber. Und da das Buch in stiller Zwiesprache von einem Leser, der das Buch gesucht hat, aufgenommen wird, wirkt in der zum Buch gewordenen Reportage der laute Ton, der Superlativ, das Pathos oft peinlich. Ehrenburgs «Wege Europas» sind solche Reportage. Er schildert Eindrücke aus Rumänien, Jugoslawien, Albanien, der Tschechoslowakei und Deutschland. Er spürt den oft tastenden Versuchen zu eigener Kunst und Kultur der kleinen slawischen Länder nach und kann dabei gegenüber westeuropäischen Überlegenheitsgefühlen heilsam wirken. Ob Ehrenburg seine Feststellung, das Jugoslawien Titos habe den Nationalismus überwunden, auch nach der Kominformerklärung noch aufrecht erhält, wäre interessant zu wissen. Das Positivste der Darstellung scheint mir darin zu liegen, daß der Verfasser deutlich die Bazillen des Faschismus aufzeigt, die überall in Europa die Luft verpesten, und von denen der Antisemitismus einer der gefährlichsten ist. Viel treffliche Beobachtungen ... wenn die Darstellung nur weniger episch-pathetisch-superlativliebend wäre! *B. B.*

Schwerkraft und Fliegen

Als das Fliegen noch keine Erfindertat, nur ein Erfindertraum war, bildete der Fall, das Gleiten und Stürzen der Körper, die erste Erfahrung. Hätte der menschliche Geist diese Urerfahrung als unabänderliches Weltgesetz und aller Körper unüberwindliches Schicksal angesehen, es gäbe heute keinen Flug durch die Lüfte — es gäbe nicht einmal den simpelsten Aufzug.

Der menschliche Geist hat aber zu überlegen begonnen, daß nicht jeder Sturz sich gleich schnell vollzieht, und hat vergleichend nach den Ursachen der Beschleunigung und der Hemmung geforscht. Er hat sich nicht einfach dem Gesetz des Sturzes gebeugt, sondern dieses Fallen und Gleiten zu erkennen gesucht und somit ernstgenommen. Dieses erkennende Ernstnehmen war die zweite Erfahrung.

Auch sie hätte das Fliegen noch nicht ermöglicht, wenn nicht noch eine — anderen Bereichen als der Erfahrung angehörige — Regung im menschlichen Geiste Raum gehabt hätte, jene alte Märchenlockung der fliegenden Elfen, jener alte Titanentraum des Dädalus, in Sonnennähe zu schweben. Lockung und Traum hielten den Willen wach und wiesen dem Forschen und Erkennen neue Bahnen. Dieser Menschengeist, in dem solche Lockung und solcher Traum wie verhaltene Sehnsüchte zitterten, begann die Lebensgesetze der Wesen zu beobachten, denen die Kunst des Fliegens möglich war, die Flugtechnik der Vögel und den Bau ihrer Flügel. Und er versuchte wenigstens, eine Vorstellung von jenem höheren Raum zu gewinnen, in dem jene Fliegenden sich bewegen.

Erfahrung vieler Stürze, Schrammen und Wunden aus vielen Stürzen, Ernstnehmen und Erkennen der inneren Gesetze, die in allen Stürzen sich abspielen, viel vergebliches Mühen um solches Erkennen, Beobachtung der Lebensräume, denen die Sehnsucht gilt, eine oft entmutigende Arbeit, weil das Beobachtete so fern ist — dies alles miteinander, und zuerst und vor allem der wache Wille, die Sehnsucht nach den Höhen, sie haben den Weg in die Höhen gebahnt.

Auch körperlose Dinge sind dem Gesetz der Schwerkraft und des Falles unterworfen, stürzen, so sie einmal ins Rollen gekommen, mit wachsender Geschwindigkeit in die Abgründe.

Der Grundsatz, mit dem der wirtschaftliche Liberalismus sich einst die Welt und die Menschenherzen eroberte, «freie Bahn dem Tüchtigen», rast in solchem Sturz der Tiefe zu. Tüchtig müßte doch menschlich, subjektiv und objektiv wertvoll heißen. Solche Tüchtigkeit sollte einst die Besitz- und Lohnverhältnisse bestimmen. Und die Wirklichkeit? Eine Strickerin verdient als Heimarbeiterin etwa 60 Rappen in der Stunde, ein qualifizierter Akademiker — wir wählen als Beispiel eine der wenigen konjunkturbegünstigten akademischen Schichten, die der Architekten — erhält bei besonders qualifizierter Arbeit, bei Mitwirkung in einem Preisgericht, 17 Franken in der Stunde und — ein Waf-

fenfabrikant, keiner der ganz großen, nur einer aus einem zentraleuropäischen Kleinstaat, «verdient» 20 000 Franken in der Stunde. Freie Bahn dem Tüchtigen!

Menschlicher Wert, individuelle Verschiedenartigkeit, diese schönen Worte sind, wo sie zur verhüllenden Fassade dieser Wirklichkeit erniedrigt werden, leere Begriffe, stürzende Körper, die nicht einmal von außen gestoßen, sondern durch inneren Gewichtsverlust ins Rollen gekommen sind und deren Fallgeschwindigkeit nach eigenen Gesetzen wächst.

Und das leuchtende Ziel, mit dem der junge Sozialismus Licht in ungezählte Menschenherzen brachte, die klassenlose Gesellschaft, die freie Assoziation freier Individuen, ist einem ähnlichen Fallgesetz unterworfen. Je mehr der Schutz dieses leuchtenden Zukünftigen für die Gegenwart Diktatur- und Polizeikräften überbunden wird, Kräften also, die in sich die Tendenz haben, sich zu verewigen und ihren Wirkungskreis auszuweiten, um so rascher vollzieht sich der Sturz. Wohl ist dieser Fall nicht durch inneren Gewichtsverlust, sondern durch äußere Anstöße verursacht; doch Sturz bleibt Sturz und ist jedesmal um so schwerer aufzuhalten, je länger er andauert.

Während diese Sturzbewegungen über die Erde gehen, wird durch beide Stürze noch ein anderes Gut mitgerissen: die schlichte Lebensaussicht, die natürliche Existenzmöglichkeit der Menschen. Wenn seit dem vorletzten Weltkrieg die Tötungskapazität um das Millionenfache angewachsen und seither sicher auf das Milliardenfache gestiegen ist, so ist dieser Absturz vielleicht der rasendste, der je in der Geschichte zu beobachten war.

Die Erfahrungen solcher Stürze haben wir gemacht. Unsere Zeit trägt ihre Schrammen, Narben und offenen Wunden. Die guten Begriffe und die einstmals so leuchtenden Ziele werden von einer Welle von Relativismus zugedeckt. Das böse Wissen, daß Worte nur dazu da sind, um unausgesprochene Absichten zu verschleiern, ist dieser Zeit offene, fließende Wunde. Wenn in vergangenen Epochen die sodomitische Lebenshaltung: «Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot», die Krankheit einzelner Menschen und vorübergehender Geschichtssekunden war, so ist sie dann, wenn die Lebensaussicht des Menschen in rasendem Fall dem Nichts entgegenstürzt, fast die natürlichste Haltung.

Auch die Gesetze, nach denen der Sturz der fallenden Dinge sich vollzieht, sind uns nicht mehr ganz unbekannte Gesetze. Freilich erschließen sie sich nur dem beobachtenden, dem die Geschichte bewußt erlebenden Menschen.

Seltener ist die Überlegung, wie bei klarer Erkenntnis der Schwerkraftgesetze eine Erhebung in reinere Höhen möglich sei, anzutreffen. Ist diese Überlegung vielleicht darum so selten, weil die Meinung vorherrscht, der Mensch vertrage jene Höhen ja doch nicht, sein moralischer Organismus werde versagen? Bei den ersten Flugversuchen — wie

auch bei den ersten Eisenbahnfahrten — geisterte diese Furcht ja auch durch die Menschen. Heute gehört sie ins Witzblatt. Wenn der Weg zum Höhenflug des Menschen gefunden sein wird, wird auch der alte Einwand, der Mensch vermöge ohne den Motor des Eigennutzes und der Klassengegensätze keine Wirtschaft zu gestalten und ohne Kriegsrüstung keinen Frieden aufrechtzuerhalten, eben dorthin gehören.

Die Erforschung der Lebensgesetze jener Höhen ist nicht leicht, sie ist aber möglich und eine Sache des Denkens. Und sie fehlt auch nicht völlig.

Das Wichtigste aber, das zu Erfahrung, Beobachtung und Erforschung hinzukommen muß, soll die Besiegung der Schwerkraft gelingen: die Lockung, der Ruf in die Höhen, wie steht es mit ihnen?

Märchen von schwebenden Elfen und Mythen von fliegenden Titanen genügen wohl kaum, um dem Willen, dem Geist des Menschen, diese Erhebung nach oben zu geben. Sehnsucht und Traum mögen zu technischen Erfindungen ausreichen, in der geistigen Welt werden sie allzuleicht von der harten Geschichte erdrückt.

Mehr als Sehnsucht und Traum vermag der Glaube an den lebendigen Gott und sein Reich. Er macht die schmerzenden Erfahrungen, die Mühen der Beobachtung und Erkenntnis nicht überflüssig, aber er richtet sie auf das lichtvollste Ziel. Er heißt uns nicht die Gesetze der Schwerkraft ignorieren, sondern ihnen begegnen, sie verwerten.

Was stürzen will und doch nicht stürzen soll, muß eine innere Triebkraft erhalten, muß aus dem toten, nur fallenden Ding zur tragenden Kraft werden, der menschliche Wert, die freie klassenlose Gesellschaft und der die Lebensmöglichkeit schaffende Friede!

Der Glaube an den lebendigen Gott und sein Reich erhebt den Menschen gerade aus dem Staub seiner altgewohnten Lebensräume und weist ihm den größeren Raum des größeren Menschen zu.

Wir dürfen an dieses Fliegen glauben. Und Glauben heißt hier: Wille, sei wach, werte die leidvollen Erfahrungen, deine und der unbekannten Brüder mühevollen Erkenntnisse aus und wirke in der stillen, schöpferischen Kraft. *Bruno Balscheit.*

Vom Sprachgeheimnis des prophetischen Wortes

Vorbemerkung des Verfassers. Nachfolgender Aufsatz gehört noch zu jener Reihe von Aufsätzen über das prophetische Wort, die vor einigen Jahren in den «Neuen Wegen» erschien und viel Anklang gefunden hatte. Durch die Krankheit und den Tod von Prof. Ragaz und andere Umstände blieb dieser Artikel lange liegen, obwohl er noch von Ragaz selbst durchgesehen und korrigiert worden war. Er hat indessen an Aktualität nichts eingebüßt. Das Anliegen, das mich in diesen Aufsätzen über das Prophetische beschäftigte, nämlich Bedeutung und Berechtigung, Wesen und Charakter des prophetischen Amtes und Wortes zu würdigen und klar herauszustellen, veranlaßt mich, auch den besonderen Charakter der prophetischen Sprache zu untersuchen.

Es handelt sich hier bei dieser Abhandlung über den Charakter des lebendigen Wortes nicht darum, dem Dichter oder dem Propheten zu sagen, wie er zu schreiben habe, so als ob man das schulmäßig erlernen könnte. Es geht mir umgekehrt darum, den besonderen Charakter seiner Sprache oder Schreibweise aufzuzeigen, damit sie nicht auf so viel unnötigen Widerstand, auf so viel Unverstand und Mißverständnis bei den Lesern stößt. Dabei bin ich mir selbstverständlich wohl bewußt, daß das prophetische Wort stets seine Feinde und Gegner haben wird, was aber schon in der Sache, im Inhalt seiner Botschaft bedingt ist. Nicht das Skandalum pharisaikum, wohl aber das Skandalum pusillorum kann durch solche Ausführungen verhindert werden, das heißt, man kann damit die Gutwilligen davon überzeugen, daß, wie die prophetische Botschaft, so auch die prophetische Sprache ihre Eigenartigkeit und Anstößigkeit hat und haben muß, daß dies in der Natur der Sache bedingt ist.

Das Verständnis für die lebendige Sprache ist, besonders auf religiösem, theologischem Gebiet, weithin abhanden gekommen. Man mag etwas, was in schulmäßiger Sprache gesagt wird, ohne weiteres annehmen, als wahr und richtig erkennen, sobald es aber im Kleide des Lebens erscheint, so erkennt man es nicht mehr, dann hält man es für falsch und ketzerisch. Man ist die lebendige Sprache nicht mehr gewohnt. Das kommt vielfach auch daher, weil wir in Ruhe gelassen sein wollen, weil wir nicht aufgerüttelt werden wollen aus unserem verbürgerlichten Christentum. Eine schulmäßige tote Sprache oder eine im gewohnten Predigtton und -stil vorgetragene Wahrheit läßt uns in Ruhe und schläfert uns ein. Eine rechte lebendige Sprache aber zwingt uns zu Zustimmung oder Ablehnung, weil sie anstößt, ergreift, packt, bewegt und nicht gleichgültig läßt. Auch ein richtiges Kunstbild läßt uns nicht gleichgültig, sondern zwingt zur Stellungnahme durch seine originelle ungewöhnliche Auffassung. Heute gibt es aber Menschen, die allem abhold sind, was stark und anstößig oder auch nur ungewöhnlich ausgedrückt wird in Kunst und Literatur, überhaupt allem, was zum Denken und zur Auseinandersetzung zwingt. Das entspricht der ganzen Geistlosigkeit unserer Zeit, die bei Kunst, Literatur und Religion nur Unterhaltung oder Erbauung sucht, aber keine Beunruhigung, keine Nötigung zum Denken oder gar zum Umdenken, zur Umkehr.

I. Vom Geheimnis der Sprache im allgemeinen

«Das Mysterium liegt nicht im Nackt-*Übersinnlichen*, wer es dort sucht, ist Materialist so gut wie der, der es im Stoff sucht ... Das Geheimnis liegt in der schöpferischen Verbindung von Natur und Geist zur unsagbaren Gestalt, in der Einheit von Stoff und Form, von Kraft und Richtung, in der ‚geprägten Form, die lebend sich entwickelt'. Die Sprache *ist* das Geheimnis, der Menschensohn Jesus Christus *ist* das Geheimnis (der Weg, die Wahrheit und das Leben), das *Kreuz*, in dem

sich die beiden Linien, die der Zeitlichkeit und die der Ewigkeit, scheiden und einen, *ist* das Geheimnis. Das Mysterium aber gibt sich nicht dem Verstand, das Geheimnis gibt sich nur dem gläubigen Menschen, der sich ihm ganz und ohne Vorbehalt hingibt, und den das Geheimnis in seinen Bannkreis ziehen kann, ohne von ihm zerstört zu werden[1].»

Die Sprache ist das Geheimnis! Wer denkt heute noch daran? Wir haben heute vielfach das Organ für das Geheimnis der Sprache, für das lebendige Wort, die lebendige Wortverkündung verloren. Wir leben in einer solchen Hypertrophie des schriftgelehrten Wortes, der sprachlichen Stereotypik und Grammatik, daß wir eine Wahrheit kaum mehr erkennen, wenn sie einmal im Kleide des Lebens erscheint. Die Sprache ist das Geheimnis! Wie sehr haben wir das vergessen! So sehr, daß man zuerst wieder von der Sprache reden muß, bevor man eine Botschaft wagen kann, ohne Gefahr zu laufen, mißverstanden zu werden; daß man zuerst vom Geheimnis der Sprache reden muß, bevor man es wagen kann, andere Geheimnisse zu künden.

Die Sprache ist ein Geheimnis, das heißt, ihr Entstehen und ihre Wirkung können von unserem Verstand und Willen nicht diktiert werden. Verstand und Wille können freilich eine Sprache schaffen, oder besser gesagt «konstruieren», die ganz genau ihren Einsichten und Zwecken entspricht. Aber diese Sprache, die rein von Verstand und Wille gemacht und diktiert, geleitet und korrigiert wird, diese Sprache ist nicht wirksam, hat nicht jene «dämonische» Kraft, die entweder Gutes oder Böses schafft, Göttliches oder Teuflisches gebiert. Sie ist ungefährlich, aber auch unwirksam. Nur die Sprache, die aus den geheimen Tiefen der Seelen stammt, gleichsam von etwas Dämonischem, Göttlichem diktiert wird und deshalb der menschlichen Willkür entrückt ist, nur diese Sprache ist die lebenzeugende Kraft, die den Dichtern, den Propheten und Aposteln jene unwiderstehliche Macht, jene schöpferische Gewalt auf ihre Zeit verlieh; jene Gewalt, in der ein Paulus sagen konnte: «In meinem Worte habe ich euch gezeugt.»

Das Geheimnis der Sprache liegt nicht so sehr in der Korrektheit bestimmter lehrhafter Begriffe, als vielmehr in der unmittelbaren Kraft des Wortes. Worte wiegen und wirken so viel, als sie Kraft in sich bergen. Worin aber die Kraft des Wortes liegt, das ist wiederum ein Geheimnis. Die schönsten und klarsten Begriffe und Formulierungen können kraftlos sein wie ein Gemeinplatz. Umgekehrt können die «unklarsten» Worte, die rational gar nicht verstanden werden, eine große Kraft ausströmen und eine eminente Wirkung erzielen. So hat wohl Jesus gesprochen, von dem die Schrift bezeugt, daß er «redete wie einer, der Macht hat, und nicht wie die Schriftgelehrten». Wenn und wo seine Reden auch nicht «verstanden» wurden, was tat es? Es war den

[1] E. Michel: «Erkenntnis oder Offenbarung höherer Welten.»

Leuten genug, die göttliche, die heilende und erlösende Kraft zu spüren, die in seinen Lauten lag.

Ein Geheimnis muß aber stets geschützt werden vor Rationalisierung von seiten des menschlichen Verstandes und vor Vergewaltigung von seiten des menschlichen Willens. Die Kirche hat jahrhundertelang eifrig gewacht und gekämpft, um die Geheimnisse der Offenbarung vor jeder Verrationalisierung zu beschützen. Wir finden aber auch Zeugnisse dafür, wie sie das Geheimnis der Sprache, des lebendigen, prophetischen Wortes, schützte und vor unberufener Kritik bewahrte. So heißt es unter anderem in der Didache, der sogenannten «Zwölfapostellehre»: «Jeden Propheten, der im Geiste redet, sollt ihr nicht prüfen noch richten, denn diese Sünde wird nicht vergeben werden. Denn er hat sein Gericht bei Gott.» «Löschet den Geist nicht aus, weiset prophetische Rede nicht verächtlich zurück.»

Diese Ehrfurcht vor dem Geheimnis der Sprache, vor dem lebendigen Geistwort des Propheten und Frohbotschafters ist uns Heutigen stark verlorengegangen. Es ist an der Zeit, diese Ehrfurcht wieder nach Kräften zu fördern, wenn nicht jenes Schriftwort sich an uns erfüllen soll: «Ecce relinquetur domus vestra deserta.» («Seht, euer Haus wird euch leer und öd überlassen bleiben.» Math. 23, 38.) Denn wo kein Geheimnis mehr ist, da ist auch kein Leben mehr. –

Zwischen *Sprache und Reich Gottes* besteht eine gewisse Verwandtschaft. Wenn gesagt worden ist, daß wir vielfach das Organ für das lebendige Wort verloren haben, so heißt das zugleich, daß wir den Reichgottes-Charakter der Sprache nicht mehr erkannt haben. Denn Geheimnis der Sprache, Geheimnis des Gottmenschlichen, Geheimnis des Reiches Gottes stehen in enger Beziehung zueinander. Wie das Reich Gottes weder ein bloßes Reich des Geistigen noch ein bloßes Reich des Sinnlichen ist, sondern das einer wunderbaren Verbindung und Durchdringung von Himmel und Erde, von Geistigem und Leiblichem, so ist auch die eigentliche Heimat der Sprache diese Welt des «Leib-Seelischen». Die Sprache, die «gute Botschaft», ist somit ein Korrelat zum Reiche Gottes. In dem Maße, als das Verständnis für dieses fehlt, fehlt auch das Verständnis für jenes. Ein bloß logisch-diskursives Denken, ein Denken in intellektuellen Begriffen kann für das eigentliche Wesen der Sprache kein Verständnis haben. Es «gebraucht» (oder besser mißbraucht) zwar die Sprache für seine Abstraktionen; ihren eigentlichen Reichtum, ihre Fülle an Farben und Bildern aber kann es nicht gebrauchen. Das alles erscheint ihm nur hinderlich, störend, überflüssig. Die Sprache wird hier aus dem lebendigen Wort zu toten Wörtern degradiert. Tote Wörter kann man aber nicht lieben, da sie auch kein Leben zeugen. Das lebendige Wort allein ist gute, freudige, liebenswerte und fruchtbare Sprache und Botschaft.

Das lebendige Wort steht aber nicht nur dadurch in Zusammenhang mit dem Reiche Gottes, daß es ein Korrelat und Symbol desselben ist,

sondern vor allem auch dadurch, daß es stets wirklichkeits- und volksverbunden ist; daß es nicht eine künstliche Scheinwelt leerer, toter und abstrakter Geistigkeit konstruiert, die sich hoffärtig über die gottgeschaffenen Wirklichkeiten erhebt und von ihnen sich abschließt, sondern stets nur demütig *Kunde* gibt von göttlichem Sein und Geschehen, also Gott dient und seinem Reiche und nicht sich selbst. Auch für das lebendige Wort gilt daher das gleiche Kriterium wie für das Reich Gottes: daß nämlich nur Kinder es erfassen, das heißt nicht die stolzen Intellekt-Menschen, sondern die einfachen, unverbildeten, kindlichen Gottesmenschen.

II. Das Problem der sprachlichen Klarheit

Dem lebendigen Wort der nicht lehrhaften Sprache wird vor allem die «Klarheit» abgesprochen. Es wird als «unklar» bezeichnet. Ich bin einmal geradezu erschrocken, als ein Theologieprofessor bei der Erklärung der berühmten Stelle des Ostergesanges «Exultet», die dem Heiligen Augustinus zugeschrieben wird, nämlich des «O felix culpa», sagte: Im Mittelalter hätte man das Wort im buchstäblichen Sinne aufgefaßt, weshalb man es stets ängstlich ausgelassen habe, um nicht anzustoßen; jedoch, so meinte er, jenes Wort wäre ja «nur» ein poetischer Ausdruck und daher nicht ernst zu nehmen. «Nur poetisch»! Dieser Ausdruck ist recht bezeichnend für Menschen, die keinen Sinn haben für das lebendige Wort, für das Geheimnis der Sprache. «Divide et impera», so heißt es bei ihnen. Unterscheiden zwischen Inhalt und Form, Wahrheit und Poesie, zwischen dem klaren Begriff und der schönen Einkleidung, um dann über beides herrschen zu können, statt umgekehrt sich beherrschen zu lassen vom ungeteilten, lebendigen, fleischgewordenen Wort! Diese Menschen kennen kein Geheimnis des Wortes, sie kennen nicht das ungeteilte Geisteswort. Sie verstehen im Gegenteil die ganz bedenkliche Kunst, den Geist wegzudistinguieren, das Mystische, Paradoxe fortzulächeln. Diese sind daher die größten Feinde des lebendigen Wortes, der «guten Botschaft». Sie entwürdigen und mißbrauchen die Schönheit des Wortes, sie betrachten sie nicht als Ausdrucksschönheit, sondern als rein zweckhafte Prunk- oder Gefallschönheit. Sie sehen nicht, daß ein Wort schön ist, *weil* es wahr ist, weil sie auch umgekehrt nicht glauben, daß die (bloße) Wahrheit schön ist. Ihnen ist Poesie nur Kleid, äußerlicher Bilderschmuck, um die an sich abstrakte Wahrheit schön, anziehend und begehrenswert zu machen, anstatt selbst Wahrheit, tiefere Wahrheit, gestaltete, verdichtete Wahrheit.

Die Trennung von Form und Inhalt ist eine Feindin der «guten Botschaft», sie ist ein Attentat auf das lebendige Wort. Denn sobald man das Seziermesser ansetzt, um es zu zerteilen in Leib und Seele, so entflieht das Leben. Dann kann man freilich beides, die Form und den Inhalt, bequem traktieren und kritisieren, kann man das Göttliche, das Geheimnis, vor den Richterstuhl des Professors ziehen und es beurteilen und verurteilen. Bald ist dann der Inhalt häretisch, bald die Form zu

überspitzt, zu kühn, zu unpädagogisch. «Ach, das könnte man doch alles viel klarer und einfacher sagen!» Einfach – ja, einfach, aber etwas anderes. Es gibt doch eine *zweifache* Klarheit, dies sogar wieder in verschiedener Hinsicht. Es gibt eine Klarheit des Bisherigen, Gewohnten, und eine Klarheit des Neuen, Ungewohnten, ferner eine Klarheit toter, abstrakter Begriffe und eine Klarheit der bildhaften, inneren Schau. Um was anders ringt denn der Künder der guten Botschaft als um Klarheit? Ach, er liebt auch die Klarheit, aber die Klarheit des lebendigen, neuen Wortes, nicht die Klarheit des selbstverständlichen Gemeinplatzes, die Klarheit eines neuen Tages, nicht die Klarheit der alten, allzu bekannten und daher nichtssagenden Gestalt.

Klar und einfach im Sinne des begrifflichen Denkens kann ein lebendiges Wort nie sein, da es aus der Intuition, aus dem Erlebnis geboren ist. Es kann sogar von diesem Standpunkt aus als etwas «Chaotisches» angesehen werden. So ist es zum Beispiel ganz verständlich, daß die einseitigen Bewunderer von «Klarheit und Form» (wie etwa ein Charles Maurras) sogar von einem «chaotischen und anarchischen Wesen des Evangeliums» reden, obwohl dieses Form und Ordnung im höchsten und wahrsten Sinne in die Welt gebracht hat.

III. Zweierlei Klarheit

Im Anfang war alles wüst und wirr auf Erden, dann aber schwebte Gottes Geist über den Gewässern und gestaltete das Chaos. Was aber beim Geiste Gottes ein einfacher Lebensakt war, die Gestaltung des Chaos zum Kosmos, die Gestaltung des Wirren und Unklaren zu einer schönen und klaren Gestalt, das fällt bei uns beschränkten Menschen in zwei scheinbar sich widersprechende, in Wirklichkeit aber sich notwendig ergänzende Gegensätze auseinander. Unter uns Menschen findet sich daher eine zweifache Idee von Schönheit und Klarheit, nämlich diejenige des Gemütes und diejenige des Verstandes. Der Verstand sucht eine bloß zweckhafte, «vernünftige» Klarheit und Schönheit. Er strebt nach dem Wesenhaften, Wesentlichen. Er geht auf die Beschränkung, auf das Einfache, Praktische, Geradlinige. «Unverständliches», das heißt begrifflich nicht Faßbares, Unzweckmäßiges, betrachtet – und verachtet er als Unklarheit, Verschwommenheit, Phantasterei, störende Überflüssigkeit. Das Gemüt dagegen hat einen ganz anderen Schönheits- und Klarheitsbegriff. Das Gemüt liebt ein gewisses Verdämmern, ein Helldunkel, ein Ungewisses, Unbestimmtes, liebt das Werdende oder Vergehende mehr als das in seiner Vollkommenheit Dastehende. Es gleicht hierin dem Schöpfergeist. Dieser liebt das Chaos und versteht das Chaos, weil Er Schöpfer ist, weil Er am Schaffen eine Freude hat. Das Gemüt ist deswegen kein Feind des Geistes, der Klarheit und der Ordnung, sondern es ahnt Wunder von Ordnung, von denen der einfache Verstand nichts sieht, weil er nur Einzelheiten oder zahlenmäßig kleine oder nur alte, bisherige Ordnungen erfaßt. Gottes Geist aber (und die Ihm ähnliche

schöpferische Geistesart) beschränkt sich nicht auf schön geordnete Einzelheiten, auf alte, bekannte Ordnungen und Wahrheiten, die es nur klar zu umschreiben, zu bewahren, zu verteidigen gilt, sondern erkennt die ewig alte Wahrheit zugleich als eine immer wieder neu werdende, neu zu gestaltende Wahrheit. Wer immer nur Klarheit und Ordnung will, muß auf die Schöpfung verzichten. Denn diese verlangt einen steten Wechsel von Chaos und Ordnung. Gewiß: einseitige Gemütstätigkeit hat ihre bestimmten Gefahren; allein hier gilt es zu erkennen, daß auch bloße Vernunft- und Verstandestätigkeit zu Form- und Kulturlosigkeit führt, vor allem aber: zum Verlust des lebendigen, schöpferischen Wortes, der «guten Botschaft».

Das Geheimnis der religiösen Sprache ist letzten Endes nicht «Einfachheit und Schönheit», sondern allein die *Glaub*würdigkeit, die in der Ursprünglichkeit und dem «Herzklopfen der Sprache» zum Ausdruck kommt. Wahre Einfachheit (die nicht nur eine Banalität, sondern etwas Göttliches ist) steht nicht am Anfang, sondern am Ende unserer Wege.

IV. Die Paradoxie und die Deformation als Stilcharakter des prophetischen Wortes

Das Verständnis für das lebendige Wort und die Ehrfurcht vor dem Sprachgeheimnis des lebendigen Wortes ist uns Heutigen stark verlorengegangen. Das ist auch mit ein Grund, weshalb das prophetische Wort so oft mißverstanden und daher angefeindet oder abgelehnt wird. Vor allem fehlt es am Verständnis für die sogenannte Sprachübertreibung des lebendig bewegten Künders. Was ich darunter verstehe, möge ein Beispiel dartun.

«Der Wald ist grün.» So lernen wir in der Schule. Und das ist richtig, das heißt: schulmäßig und naturwissenschaftlich ist das richtig. Würde etwas anderes gesagt, wäre es falsch.

Etwas ganz anderes ist es, wenn ein *Dichter* einen Wald beschreibt oder wenn ein *Künstler* einen solchen malt. Diese sehen den Wald vielleicht gar nicht grün, sondern schwarz oder blau oder violett, je nach der Stimmung, in welcher sie ihn finden. Und *dieser* Wald ist es, der auf uns Eindruck macht, der eine bezaubernde Wirkung ausübt durch seine Melancholie, durch sein mystisches Dunkel usw., während die wissenschaftlich richtige Beschreibung des Waldes im Schulbuch uns kalt läßt. Welches ist nun aber die richtige Darstellung? Es sind beide Darstellungen richtig. Nur Kinder oder beschränkte Leute finden einen blau oder schwarz gemalten Wald unrichtig oder lächerlich. Es gibt im wirklichen Leben für uns nicht «den Wald», sondern nur ganz bestimmte Wälder in ganz bestimmten Situationen: Den Buchenwald und den Tannenwald, den Wald im Winter und den Wald im Sommer, den Wald, wie ich ihn sehe, und den Wald, wie du ihn siehst. Dabei handelt es sich immer um denselben Wald, von dem es im Schulbuch heißt: «Der Wald ist grün», was auch der Künstler nicht leugnet. Wollte er diese schul-

mäßig-wissenschaftlich-richtige Lehre umstürzen und lehren: «Der Wald ist nicht grün, sondern blau», so wäre er ein Irrlehrer. Aber er gibt eben keine *Lehre über den* Wald, sondern er gibt nur Kunde *von einem* Wald – wie er ihn gesehen und erlebt hat.

Das gleiche gilt nun auch vom Dichter, von jedem Träger des lebendigen Wortes, also auch vom Frohbotschafter und vom Propheten. (Dieser ist ja, wie wir unten sehen werden, dem Künstler nahe verwandt.) Er ist nicht Lehrer und Gesetzgeber, Verkünder allgemeiner Wahrheiten, sondern *Künder*. Er will nicht so sehr dogmatische, wissenschaftliche Lehre bieten, als vielmehr lebendige Kunde geben von etwas, was er selbst gesehen und erfahren hat. Mag sein Wort daher scheinbar noch so abweichen von der lehrhaften dogmatischen Formulierung: er kann nicht in die Kategorie der Irrlehrer und Ketzer eingereiht werden, weil er ja gar nicht das Gebiet der Lehre betritt, weshalb auch nicht von Irrlehre geredet werden kann. Die gute Botschaft, das dichterische Wort, verhält sich zum abstrakten Wort, zur Lehre, wie das lebendige Wasser zu seiner Formel H_2O. Es schrumpft unter der Feder der rationalen Wissenschaft zu einem wissenschaftlichen Extraktum und Abstraktum zusammen. Seine ganze Kraft, sein eigentliches Leben, sein besonderer Sinn, verschwinden in der dünnen Höhenluft, in welcher der wissenschaftliche Betrachter atmet. Denn das besondere Leben, der besondere Ton, die besondere Wirkung, die ein Künderwort zum «guten» Wort, zur guten Botschaft machen, entsteht gerade dadurch, daß es in den Nöten und Bedürfnissen einer zeitlich und örtlich bedingten Situation von einem mitleidenden und mitverantwortlichen Glied und nicht von einem, der *darüber* steht und darüber spricht, ausgesprochen wird.

a) *Die Paradoxie*

Paradoxe Formulierungen und Sprachübertreibungen gehören geradezu zum Sprachstil des guten Wortes der guten Botschaft. «Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.» «Schlägt dich jemand auf die rechte Wange, so halte ihm auch noch die andere hin.» «Fordert von dir einer den Mantel, so gib ihm auch noch den Rock dazu.» «Gibt dir dein rechtes Auge Anlaß zur Sünde, so reiß es aus und wirf es weg, denn es ist besser, mit einem Auge ins Leben einzugehen als mit beiden Augen in die Hölle zu fahren.» «Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.» Die noch schärfere Formulierung dieser Stelle ist apokryph und lautet: «Wenn ihr nicht das Oberste zum Untersten kehrt und das Linke zum Rechten macht, so kommt ihr nicht in mein Reich» (Acta Philippi Preuschen Antilegomena, S. 28). Diese Worte sind wohlverstanden ernst zu nehmen, das alles *mußte* so stark ausgesprochen werden, wenn das große Neue, das Jesus forderte, richtig verstanden werden sollte, wenigstens von jenen, welche das Organ dazu hatten. (Von den anderen erwartet er es gar nicht. Mark. 4, 10.) Von der Vernunft und der allgemeinen Moral

und Sitte her beurteilt, sind das alles paradoxe, anfechtbare, anstößige Worte. In diese Kategorie der starken Worte der Sprachübertreibung gehören auch manche Worte großer Kirchenväter und Reformatoren. So das oben zitierte Wort Augustins «O felix culpa», «O glückliche Schuld» oder sein Ausdruck von den «glänzenden Lastern», den «Tugendlastern» der Heiden. Dazu gehören vor allem gewisse Ausdrücke Luthers, die schwer genießbar sind und oft verdreht und falsch gedeutet wurden, wie das Wort: «Der Unglaube ist die einzige Todsünde»; «sündige tapfer, aber glaube noch tapferer». Dazu gehören auch so viele Sprichwörter, deren Würze bekanntlich ja gerade in ihrer einseitigen Kürze besteht. Gerade die Sprichwörter illustrieren am besten und anschaulichsten die Kraft und Wirksamkeit und daher Notwendigkeit der Paradoxie bzw. Überspitzung in der Sprachformulierung. «Die Hälfte ist oft mehr als das Ganze», «le superflue, chose la plus necessaire», «der kommt am weitesten, der nicht weiß, wohin er geht» (vergleiche das Bibelwort: «wer sich selbst verliert, wird sich gewinnen» usw.). Diese und ähnliche Sprichwörter verdanken ihre große Wirkung dem Umstand, daß sie eine Wahrheit, die ja im Grunde immer paradox ist, in der entsprechendsten, eben paradoxen Weise, in ihrer ungewohnten Form zum Ausdruck bringen. Das Sprichwort hat die Form des Spruches, nicht der Lehre, daher ja auch der treffende deutsche Ausdruck: «*Sprich*wort». Es ist Sprichwort, nicht Lehrwort, das heißt, es muß aus der Situation der lebendigen Rede heraus verstanden werden. Darum sagt man auch, es müsse «cum grano salis» verstanden werden, das heißt, es darf nicht lehrhaft gepreßt, nicht zu einer Lehre gemacht werden. Es ist Geist, nicht Buchstabe, es ist praktische Heilswahrheit, nicht theoretische Schulwahrheit, nicht Sprache abwägenden, nüchternen Kopfes, sondern Sprache des hochgehenden Herzens.

Es ist zweifellos, daß gerade diese Sprache der religiösen Wahrheit und besonders der prophetischen Verkündung am adäquatesten, am kongenialsten ist und daher am geeignetsten hierfür verwendet wird. Nicht mit Unrecht hat man daher festgestellt, daß Bücher, die mit großem intellektuellem Scharfsinn distinguieren und sich durch vollendete Korrektheit auszeichnen, für den Glauben verheerend wirken können, eben weil sie das geheimnisvolle göttliche Leben zerdistinguieren und so verflüchtigen, während Schriften, deren Formulierung vom wissenschaftlichen Standpunkt aus vielleicht mangelhaft, dafür aber voll dichterischer Kraft und Lebendigkeit ist, Glauben und Leben zeugen können. Es handelt sich eben bei der Sprache nicht nur um «wahr» oder «falsch», sondern auch um «lebendig» oder «tot». Eine lebendige Sprache vermag manchen Schönheitsfehler, manche Unkorrektheit zu ertragen. Das Lebendige ist vom künstlerischen Standpunkt aus immer das Schönere, Wirksamere als das Tote, mag dies auch den Intellekt noch so sehr befriedigen. Ein lebendiger Straßenkehrer, sagte einmal ein Mädchen, sei ihr lieber als ein toter Geheimrat. Das ist's! Das Sprichwort wird

daher im Volksmund zutreffend als das «gute Wort», das «Bon mot», bezeichnet, also als das, was am treffendsten und besten eine bestimmte Wahrheit veranschaulicht. Hier zeigt sich auch, daß eine gute Schrift, eine gute Predigt und ein wahrhaft prophetisches Wort volkstümlich sein müssen und daß anderseits gerade das einfache Volk am ehesten das Organ hat für die gute, lebendige Sprache, während sie oft von den Gelehrten mißverstanden oder verketzert wird. Pascal konnte daher nach der kirchlichen Verurteilung seiner «Lettres provinciales» zu seiner Verteidigung schreiben: «Es ist nicht mehr erlaubt, gut zu schreiben.»

b) *Die Deformation*

Um das oben Gesagte noch von einer andern Seite her zu beleuchten und in seiner Richtigkeit zu bestätigen, sei noch kurz hingewiesen auf das, was man in der Kunst «Deformation» nennt.

Da eine künstlerische Darstellung nur in dem Maße als Kunst bezeichnet werden kann, als sie Gefühl und Ergriffenheit zum Ausdruck bringt, das heißt nicht aus Berechnung, sondern aus dem Erlebnis des Künstlers stammt und sein persönliches Wesen offenbart, die Ergriffenheit und das Gefühl eine Darstellung aber mehr oder weniger *deformieren*, so kann man sagen, daß alle Kunst mehr oder weniger Deformation ist, das heißt Lyrismus, Stilisierung. Und umgekehrt, alles was nicht leicht deformiert ist, hat etwas Gefühlloses, Kaltes an sich. Die Unregelmäßigkeit ist das charakteristische Zeichen der Schönheit. «Das Schöne ist schwierig» (Plato). Daher der Unterschied zwischen der photographischen und künstlerischen Darstellung ein und desselben Gegenstandes. Jene ist platte Nachahmung, banale, objektive Wiedergabe des Gegenstandes, ohne jede Deformation. Diese dagegen ist lebendige, persönlich und subjektiv empfundene Auffassung und Wiedergabe des Gegenstandes, und ist daher mehr oder weniger deformiert, so wie eine *Handschrift* auf Kosten der kalligraphischen Korrektheit Charakter und Eigenart des Schreibenden zum Ausdruck bringt, was bei Maschinenschrift nicht der Fall ist. Fenélon und Delacroix wollten nur Kunstwerke anerkennen, die neben außerordentlichen Schönheiten auch Nachlässigkeiten aufweisen, so wie heute noch viele Kunstliebhaber mangelhafte Skizzen dem ausgeführten Werk des Künstlers vorziehen, weil Laune, Einfall und Zufall hier noch mehr sichtbar sind.

Was auf dem Gebiet der bildenden Künste seine Geltung hat, kann nun genau so auch auf das Gebiet der Literatur und der Rede angewandt werden, indem das Gesetz der Deformation hier gleicherweise in Kraft tritt und Gültigkeit hat. Denn auch hier handelt es sich eigentlich um Kunst. Mit Recht sagt Marangoni in seiner ausgezeichneten Schrift über die «Kunst des Sehens»:

«Wenn die großen Propheten, Heiligen und Volksführer nicht auch in einem gewissen Sinne Künstler gewesen wären, so hätten sie sich, glaube ich, nicht durchsetzen können. Ihr Wert besteht nicht so sehr in

dem, *was* sie gesagt und getan haben, als vielmehr in dem, *wie* sie es sagten und taten.» Im Reden und Handeln haben sie das, was man Stil nennt. Das sogenannte «savoir faire» ist nichts anderes als Stil, und *Stil* (das heißt Kunst) *allein ist es, was dem Volke Eindruck macht.* («Er sprach wie einer, der Macht hatte, und nicht wie die Schriftgelehrten.») Auch darin gleicht der Prophet und Seher dem Künstler, daß er sieht, was andere nicht sehen, sondern höchstens fühlen, ahnen und ersehnen.

Die Dichtersprache und selbst der Volksmund ist denn auch in der Tat (wie wir oben gesehen haben) voll von Lyrismen und damit von Deformation, und man läßt sie hier gelten. Nur in den darstellenden Künsten und noch mehr in der religiösen Literatur will man diese Deformation nicht verstehen und gelten lassen, sondern ruft nach dem Zensor und dem Inquisitor.

«Es müßte», sagt Marangoni in dem erwähnten Werk, «zweierlei Lehrstühle geben, um dem Mißverständnis vorzubeugen und ein besseres Kunstverständnis ins Volk hineinzubringen. Es sollte Lehrstühle geben für *Kunst-Wissenschaft* und solche für *Kunst-Kritik*. Denn wer als Wissenschafter geboren ist, wird nie ein Kunstkritiker sein.» Ähnlich möchte ich sagen: Es sollte in der Theologie zweierlei Lehrstühle geben: Solche für *theologische Wissenschaft* und solche für *religiöse Literatur-Kritik*, das heißt Kritik religiöser Literatur, wo man die Schüler in die Eigenart und das Verständnis des lebendigen Wortes einführt, in die prophetische Sprache des ergriffenen Künders. Solange nämlich dies nicht geschieht, fährt man weiterhin fort, die fruchtbarsten und segensreichsten religiösen Schriftsteller dogmatisch totzuschlagen und den prophetischen Geist, der so nottäte, auszulöschen. Denn der Dogmatiker und der Theologe überhaupt schauen nur auf die «Wahrheit an sich», die allgemeingültige Lehre, nur auf den Inhalt, nicht auf die Form, nur auf das Wahr oder Falsch, nicht auf das Tot oder Lebendig, Wirksame oder Unwirksame einer Verkündigung. Wenn etwas nur dogmatisch korrekt ist, mag es auch psychologisch noch so falsch und unwirksam sein und keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken.

V. *Die erlösende Wirkung des guten Wortes*

Das Wesentliche am lebendigen Wort ist, daß es mit Appetit und Nutzen aufgenommen wird, daß es bekömmlicher ist als das tote Wort, so wie auch das frische Obst bekömmlicher und gesünder ist als konserviertes. Wie es nämlich Nahrungskonserven gibt, so gibt es auch Wahrheitskonserven, beide sind nur ein Notbehelf, ein Ersatz für frische, lebendige Nahrung. Beide können sogar schädlich sein, jedenfalls sind ihr Wert und ihre Wirkung geringer als diejenigen frischer, lebendiger Kost. Das lebendige Wort, wie wir es im Vorstehenden geschildert, pflegt eine *erlösende Wirkung* zu haben. Es bietet Lösung eines konkreten Lebensrätsels, eines Zwiespaltes, einer Frage, einer Not, und deshalb Erlösung. Es ist Erlösung deshalb, weil es nicht nur ein *rechtes*

Wort ist, ein *wahres* Wort, sondern *das* rechte Wort, das hic et nunc gesprochen werden muß. Dies rechte Wort, am rechten Ort gesprochen, hat daher auch den rechten Klang und Widerklang. Der Klang, die Farbe, die Art und Weise sind zutiefst begründet in der rechten Sache, die mit den rechten Worten am rechten Ort und zur rechten Zeit gesprochen wird. Zensoren und Kritiker meinen oft, man hätte dies oder jenes anders, besser sagen können. Allein, dem ist nicht so. Wer das rechte Wort im rechten Augenblick ausspricht, der hat es auch mit dem rechten Klang und in der rechten Form gesagt. Er hatte überhaupt nicht einmal die Wahl, es zu sagen oder nicht zu sagen. Und wer es nicht in der rechten Form gesagt hat, hat überhaupt nicht die rechte Sache gesagt, denn dann hätte er sie recht gesagt. So sehr sind beim lebendigen Wort, bei der guten Botschaft Form und Inhalt identisch. So einfach ist das gute Wort. Aber eben dadurch ist es erlösend. Das lebendige Wort ist, *weil lebendig*, wunderwirkend und erlösend. Es ist jenes einzige Mittel, geistig zu schaffen und zu zeugen, Schöpfer neuer Welten, Vater neuer Kinder zu sein, Menschen gut, gläubig und heilig zu machen, nicht nur gescheit und gebildet, tüchtig und wohlhabend. Denn das erlösende Wort zwingt zur Entscheidung, zur Annahme oder Ablehnung. «Es ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel.» Es scheidet die Geister, und indem es sie scheidet, offenbart es sie.

Hermann Bahr schreibt einmal, im Grunde habe er seine Rückkehr zum Glauben und zur Bibel schon begonnen, als er zum erstenmal den Satz Zolas gelesen habe: «Une phrase bien faite est une bonne action.» Im lebendigen Wort liegt tatsächlich etwas Erlösendes, insofern der quälende Zwiespalt von Lehre und Leben, von Wort und Tat in ihm überwunden ist. Ja gerade darin sollte zum mindesten bei der Verkündigung des Wortes Gottes, der frohen Botschaft, das Erlösende bestehen, daß es eben nicht nur leeres Wort ist, nur Wort, sondern schöpferische Kraft, dem die Wirkung, die Tat, gleichsam schon innewohnt und geheimnisvoll sich auf den Hörer überträgt. Dies Ideal schwebte schon den alten Griechen vor, wenn sie sagten: «Wissen ist Tugend», es wird aber im Johannesevangelium zur Wirklichkeit, wo es heißt: «Wer sündigt, hat Gott nicht erkannt, wer aber Gott erkannt hat, der sündigt nicht», sowie im Worte des Clemens Alexandrinus: «Heilig ist das ganze Leben des Menschen, welcher Gott in Christus erkannt hat.» Solche Worte erscheinen uns heute nur deswegen optimistisch oder gar ketzerisch, weil wir meist eine rein intellektuelle Erkenntnis Gottes besitzen und nicht jene pneumatisch tiefe, umwandelnde Gotteserkenntnis der ersten Zeiten. *Das* jedenfalls leuchtet hell aus der altchristlichen Zeit: Das Wort Gottes *kündet* nicht nur, sondern *bringt* Heil und Erlösung. «In meinem Worte habe ich euch gezeugt», konnte Paulus noch sagen. Das Wort Gottes soll denn auch nicht nur eine bloß intellektuelle Bereicherung für uns sein, sondern eine Art «Sakrament», eine Gnadenvermittlung, also etwas Heilwirkendes. «Empfingt ihr durch Gesetzes Werke den Geist

oder durch die Glaubenspredigt?» Nach diesem Worte des Paulus empfangen wir aus dem Wort den Geist, das heißt das Pneuma, die Geistgabe. Diese Geistgabe gehört wesentlich zur subjektiven Erlösung. Während heute die Predigt meist nurmehr dem heiligen Speer gleicht, der die Wunde des Amfortas nur noch stärker bluten macht, statt sie zu heilen, das heißt den Zwiespalt im Menschen eher vergrößert, anstatt ihn zu überwinden, soll sie im Sinne jenes Apostelwortes durch die Übermittlung der Geistgabe den Menschen von jenem unseligen Zwiespalt erlösen. Die bloß äußerlich vermittelte autoritäre Lehre und ihr Korrelat, der Autoritätsglaube, sind nicht fruchtbar, ebensowenig wie das bloße Gefühl oder die bloße Addition von beidem. Im Geistwort dagegen liegt das Fruchtbare und Erlösende, das der Glaubensverkündigung innewohnen sollte. Hoch über dem logischen Verstand und dem bloßen Gefühl, hoch über Wort und Werk leuchtet das Licht des Logos, lebt der Geist, in welchem Sein und Wissen, Erkennen und Fühlen identisch sind, der deshalb allein der Seele Einheit und damit Erlösung gibt. In dieser Geistgabe liegt die Quelle der tiefsten schöpferischen Wirkungen, «die Quelle lebendigen Wassers, das ins ewige Leben fließt».

Aus diesem Geist und Lichte haben die Apostel einst ihre erfolgreiche und unversiegliche Kraft des Glaubens und Wirkens geschöpft, nicht aus den bloßen Definitionen des Verstandes, aus dem kalten, gleichmäßigen Licht der Begriffe. Durch diesen Geist wohnt Christus selbst im gläubigen Menschen, seitdem er aufgefahren ist zum Vater, und darum war es nach seinen eigenen Worten «gut, daß er von uns ging».

Und dieser *Geist* kommt aus der *Glaubenspredigt*. Darum «selig, die das Wort Gottes hören und es bewahren». Wir können diese ethische, erlösende, ja schöpferische Wirkung des Geistwortes nicht hoch genug einschätzen. In Zeiten des unfruchtbaren, toten Wortes ist immer die Gefahr nahe, daß man das Wort gering schätzt, das Werk, das Tun allein oder einseitig betont. Gerade in solchen Zeiten soll man um so mehr um den Geist und das Geistwort beten, nach dem Grundsatz: «Im Anfang war das *Wort*.» Dieses «Wort» darf nicht intellektuell verstanden werden. Es ist das Wort, das nach dem Tod, der Auferstehung und der Himmelfahrt Christi am Pfingstfest über die Apostel kam und aus ihnen sprach, und das einst das Angesicht der Welt erneuert hat. *H.*

Das Ende der Vorherrschaft des Westens

Die amerikanische protestantische Wochenschrift «The Christian Century» veröffentlichte in ihren Ausgaben vom 5. und 12. Januar dieses Jahres die Ansprache, die der tschechische Delegierte, Prof. Joseph L. Hromàdka, am 24. August 1948 auf der Weltkirchenkonferenz in Amsterdam gehalten hatte. Sie ist im folgenden nach dem in «The Christian Century» erschienenen Text in Übersetzung wiedergegeben.

Die Kirche Christi ist eine Gemeinde von «Pilgern und Fremdlingen» auf dieser Erde.

Wir, ihre Diener, gesellen uns heute zu jener stillen, unscheinbaren Schar, die seit des Menschen Verstoßung aus dem Paradies durch das dunkle Tal des Todes wandert, arm, ohne irdische Güter, nirgends daheim, mit dem Blick unverrückbar gerichtet auf das Ziel: das Reich des lebendigen Gottes, das himmlische Jerusalem.

Berufung der Kirche Christi ist es, gegenwärtig zu sein, wo ihr Herr gegenwärtig ist: in den tiefsten Tiefen menschlicher Verderbnis und Hilflosigkeit. Sie hat keine Illusionen über das Menschenwesen und die Welt. Sie paßt sich nicht der Zeitlage an, noch können Katastrophen sie lähmen. Sie ist eine Gemeinde von Sündern, die, reingewaschen mit dem Wasser des Heiligen Geistes, unaufhörlich ringen mit den Mächten des Bösen, der Sünde, der Verderbnis, denen von außen die Versuchung zum Abfall begegnet, und die im Innern von den Geistern der Verzagtheit und der Furcht angefallen werden, die aber niemals nachgeben, noch zurückweichen, sondern frohgemut vorwärts schreiten unter dem Banner ihres Herrn, seines Beistandes und seiner Gnade gewiß.

Auf diese Grundlage muß sich unsere Weltversammlung stellen, wenn sie daran geht, mit den gewaltigen Problemen der heutigen Krise zu ringen.

Laßt uns eine Gemeinde von Glaubenden sein, grenzenlos in unserm Vertrauen und Gehorsam gegen den Herrn aller Herren, den König aller Könige, dem Haupt unserer Kirche! Laßt uns Geist und Herz befreien von den Ängsten, den Vorurteilen, den Bindungen an materielle Interessen, dem Haß und der Panik, die in unsern Heimatländern die Geister verwirren, und laßt uns nur auf den Herrn und seine Gebote und Verheißungen schauen!

Nur durch Loslösen vom Zurückliegenden und durch Vorwärtsschauen auf das Ewige wird unser Auge klar und fähig, die Wirklichkeit zu sehen und ihren Sinn zu verstehen, gewinnen wir die Kraft, sinngemäß zu handeln. Keine Art von Vorhang, weder ein goldener, ein seidener noch ein eiserner, darf uns voneinander trennen. Alle Mauern, die nationale und Klasseninteressen aufgerichtet haben, müssen wir niederreißen, alles Verhaftetsein an Güter der Kultur und Zivilisation lösen, bis «nur Jesus allein» vor uns steht. Laßt uns, den Blick auf das Kreuz und das offene Grab des Auferstandenen gerichtet, inständig beten, daß uns gegeben werde, die Wahrheit so rein wie möglich zu schauen!

Was sehen wir? — Nichts anderes als was die Propheten Israels, als was Paulus sah, wenn er sagte: «Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel.» Diese Gewalten und bösen Geister

sind heute überall auf dem Plan: im Norden und Süden, auf der westlichen und östlichen Halbkugel.

Wir erleben heute nichts weniger als das Ende der Vorherrschaft des Westens in der Völkerwelt. Das ist etwas absolut Neues in der Geschichte unserer Zivilisation. Wir spüren die Auswirkungen dieser erschütternden Umwälzung in allen Lebensbereichen: in der Politik, in Handel und Industrie, in der Literatur und andern Zweigen des geistigen und sittlichen Lebens. Ich meine damit nicht das, was man den «Untergang des Abendlandes» genannt hat. Was ich im Sinne habe, ist die Tatsache, daß die Westnationen aufgehört haben, die ausschließlichen Herren und Bildner der Welt zu sein. In einem furchtbaren Unwetter, das über die ganze Menschheit braust, geht die Hegemonie des westlichen Menschen zu Ende.

Tiefe und verantwortungsbewußte Zeitbeobachter haben schon seit Jahrzehnten auf die Vorzeichen der herannahenden Katastrophe gedeutet. Sie sahen zur Zeit, als der Westen auf dem Gipfel seiner Weltmacht stand, Anzeichen des geistigen, sittlichen, politischen Verfalls: eine zunehmende Geringschätzung geistiger Werte und der Taten selbstloser Hingabe zugunsten der Anbetung materiellen Genusses, ein Anwachsen von geistiger Gleichgültigkeit, von Skeptizismus und moralischem Pessimismus und ein Schwinden vom Glauben an des Menschen Möglichkeiten zum Guten. Diese geistigen Einbußen fanden keinen Ausgleich im Anwachsen des Reichtums und Komforts, im schwindelerregenden Fortschritt der Technik. Ja, gerade im Glanze dieser Errungenschaften machte sich immer deutlicher ein unterirdisches Raunen hörbar, das Murren der Millionen Enterbter und Verkürzter, die ihren Anteil an den guten Dingen des Lebens forderten, und der dröhnende Tritt der marschierenden Massen.

Die Vorhersagen und beschwörenden Warnrufe der Propheten wurden geringschätzig abgewiesen oder ganz überhört.

Wachsender materieller Wohlstand und relative nationale und internationale Stabilität unter dem Banner der westlichen Vorherrschaft hatten den Durchschnittsbürger selbstzufrieden gemacht und ihn dazu verführt, mehr und mehr sein Vertrauen in wirtschaftliche und militärische Macht zu setzen als in geistige Kräfte. So kam es, daß nach dem letzten Aufschwung des westlichen Ansehens nach dem ersten Weltkriege, als die Westdemokratien als unbestrittene Herren der Welt dastanden und ihr liberal-demokratisches System allgemein, politisch und sozial, als vorbildlich angenommen wurde, ein furchtbares Versagen folgte, ein Sturz von der Höhe. Die Nationen, die den Weltkrieg gewonnen hatten, verloren in erschreckender und kläglicher Weise den Frieden. Der Siegesglanz von 1918 vermochte einige Jahre lang den verhängnisvollen Charakter dieses Unheils zu verhüllen. Aber er konnte nicht hindern, daß die Weltlage schlimmer und schlimmer wurde. Die Intelligenz des Westens verfiel einem hoffnungslosen Defaitismus. Und seine Staats-

männer und Politiker, festgefahren in ihrer überlebten Routine und im Gehirn verkalkt durch ihren Kultus des Status quo, sahen furchtgelähmt, wie die soziale Umwälzung in Rußland vom Jahre 1917 die Mauern, die das Bürgertum des Westens dagegen aufgerichtet hatte, durchbrach.

Im Jahre 1930 wurde es sichtbar, daß die Westnationen der ungeheuren Aufgabe nicht gewachsen waren, die Welt den Anforderungen der Zeit gemäß zu organisieren und den Weltfrieden auf sicherem Grunde zu errichten, daß sie unfähig waren, das kostbare Erbe ihrer Kultur mit neuem Geiste zu erfüllen und es dadurch zu retten.

Dazu kam das Versagen der Gebildeten und der Kirche in Deutschland, den Sinn ihrer Niederlage zu begreifen und Deutschland in neuem Geiste der europäischen Völkerfamilie einzugliedern. Ihre verstockte Blindheit, die Zeichen der Zeit zu sehen, war der Hauptfaktor, der in die neue Katastrophe trieb.

Daß die bürgerliche Gesellschaft der Demokratien, in krampfhafter Anstrengung, die Uhr der Weltgeschichte zurückzustellen, sich erniedrigte, den faschistischen Gewalthabern zu Willen zu sein, brachte Europa und seine Zivilisation an den Rand oder vielmehr in die Tiefe des Abgrunds.

Heute, drei Jahre nach Ende des zweiten Weltkrieges, ist die Lage in mancher Hinsicht noch ernster als vor zehn Jahren. Die Westwelt hat sich nicht erneuert und verliert mehr und mehr die letzten Reste ihrer Weltführerschaft. Amerikas riesenhafter Reichtum, seine militärische Macht und seine Atombombe dürfen uns nicht blenden.

Ich will mit all diesem nicht sagen, daß der Westen unabwendbar und unwiderruflich zum endgültigen Untergang verurteilt sei. Was mir zu schaffen macht, ist des westlichen Menschen Furchtbesessenheit und die daraus fließende Verwirrung und Lähmung, die ihn unfähig macht, die Entwicklungen im Osten zu verstehen. Begriffe und Vorstellungen, die er für unantastbar hielt, schwanken heute. Das macht ihn unruhig und nervös oder gleichgültig und apathisch. Er fühlt, daß er dem nichts Überzeugendes entgegenzusetzen hat. Er verliert seine stolze Sicherheit, wenn er gewahrt, daß er seinen Halt über die früheren Kolonialvölker verliert, die sich, mit Recht oder Unrecht, dem russischen Kommunismus und der sowjetischen Art von Demokratie als dem zuverlässigeren Führer aus dem Labyrinth der heutigen Welt zuwenden.

Was die Lage noch verschlimmert, ist die Tatsache, daß die westliche Politik sich auf Elemente und Gruppen im «Ostraum» stützt, die zu Aufbauarbeit unfähig sind, weil sie im Sterben liegen oder schon tot sind.

Wiederum ist es nicht meine Meinung, daß keine Rettungsmöglichkeit für das große Erbe der europäischen Kultur besteht, jener Kultur, die auf der Unterordnung des Menschen und der Gesellschaft unter den Herrn und Erlöser der Schöpfung beruht, die vom Menschen fordert, daß er seine Instinkte und Leidenschaften unter die Herrschaft seines Verstandes und die Majestät eines wachen Gewissens stelle, daß er

Gerechtigkeit über Gewalt herrschen lasse, daß das Gebot der Liebe seine Begriffe von Gerechtigkeit und sein Verhältnis zum Mitmenschen zu formen habe; jener Kultur, die ihn zum freien, selbstverantwortlichen Wesen macht, das keiner menschlichen Autorität die Herrschaft über seine Seele erlaubt. Welch ein Jammer, daß die gewaltigen Möglichkeiten, die in der heutigen Welterschütterung liegen, im Westen einem Geschlecht begegnen, das geistig und sittlich erschöpft und so irregeführt ist, daß es die Art der Krise nicht zu erkennen weiß und deshalb auch nicht die rechten Heilmittel finden kann.

Wohl bestehen in allen westlichen Ländern kleine Gruppen von Menschen, die sich über die gefährliche Krankheit ihrer Gesellschaft klar sind. Um sie zu heilen und ihr Geschlecht zu verjüngen, müßten sie die Wand durchbrechen, die die Versessenheit in den Status quo, das konservative Haften am Alten, der Zynismus der Zweifler, und vor allem das irrationale Grauen vor der wachsenden neuen Gesellschaftsordnung aufgerichtet haben.

Lassen Sie mich noch etwas zur deutschen Lage sagen, weil wir das europäische Problem nicht lösen können ohne in die Tiefe der Fragen um Deutschland, dieser offenen, schwärenden Wunde am Körper Europas, gedrungen zu sein.

Der Zusammenbruch Deutschlands übersteigt unser Begriffsvermögen. Wenn wir ihn schildern wollten, müßten wir zu Bildern aus der Apokalypse greifen. Ich will mich auf ein paar Andeutungen beschränken. Deutschland liegt zerschlagen an Leib und Seele auf seinen Ruinen und windet sich in hilfloser Qual. Das große Erbe seiner Vergangenheit ist vertan. Und doch kann Europa nicht ohne es fertig werden und ist, menschlich gesehen, keine Hoffnung auf seine Wiedergeburt zu sehen, wenn Deutschland nicht guten Willens daran mitarbeitet.

Doch so groß und unabweisbar die Verantwortung Deutschlands für Europas Genesung ist, so hat die übrige Welt, besonders die europäische, eine noch größere Verpflichtung.

Haben die Sieger einen Plan anzubieten, in den sich das deutsche Volk nützlich einfügen ließe? Sind wir sittlich und politisch fähig, zu erkennen, worauf es ankommt, wenn wir den Deutschen helfen wollen, wieder Menschen zu werden? Sollten wir doch dazu vor allem unsere eigenen Verfehlungen, die Unterlassungssünden wie die Tatsünden, unter die Lupe nehmen! Vestigia terrent! Die Spuren schrecken!

Lassen Sie mich nun zu dem zurückkommen, was ich über die allgemeine Weltkrise sagte. Sie ist toternst und geht weit über das Politische und Wirtschaftliche hinaus. Es geht um die tiefsten Fragen. Was haben wir Christen der Verwirrung und dem geistigen Chaos entgegenzusetzen? Wer ist unser Herr? Was haben wir als Gegengewicht zum Atheismus, den wir verdammen, zu bieten? Ein liberales Christentum ohne tiefe Überzeugungen? Eine Geistesfreiheit ohne Glauben an Absolutes? Eine Toleranz ohne Grundsätze? Sehnsucht nach der vergehenden

alten Ordnung der politischen und wirtschaftlichen Vorrechte für einige? Wirtschaftliche Wohlfahrt ohne Seele? Freiheit — wozu? Zu welchem Ende?

Überall auf dem Erdenrund gibt es Staatsmänner, Politiker, Militärs und auch gewöhnliche Bürger, die eine Lösung der Krise nur in einem neuen Krieg sehen können. Ein tödlicher Fatalismus geistert durch die Welt.

Doch mit Waffengewalt läßt sich die Krise nicht lösen. Was könnte ein neuer Krieg vollbringen? Fallen wir doch nicht der Täuschung anheim, daß er zweifellos einen Sieg des Westens bringen würde! Die Greuel seiner Verwüstung werden unausdenkbar sein. Und selbst wenn der Westen militärisch obsiegte, so würde er moralisch und politisch unfähig sein, mit der geschlagenen Sowjetunion fertig zu werden. Jeder Versuch, dieses Land, das seit dreißig Jahren sozialistisch regiert wird, wieder kapitalistisch zu verwalten, wird scheitern müssen.

West- und Mitteleuropa wurden seit hundert Jahren vom Bürgertum beherrscht, das meiner Einsicht und nüchternen Überlegung nach heute nicht die nötige Weisheit, politische Geschicklichkeit und sittliche Kraft besitzt, das totale Chaos, das einem Zusammenbruch der Sowjetunion folgen muß, zu meistern. So anständig und ehrenhaft der einzelne Bürger sein mag, die bürgerliche Klasse (verzeihen Sie mir den Ausdruck «Klasse»!) hat ihr Prestige verloren und durch ihr Verhalten in der Zeit von 1918 bis 1938 sich unfähig zu politischem Aufbau erwiesen. Diese dreißig Jahre können davon etwas erzählen.

Malen wir uns einmal aus, wenn Rußland und die sogenannten Volksdemokratien vernichtet wären! Alle Höllengeister, die für die Katastrophe von 1939 bis 1945 verantwortlich waren, würden wieder aufstehen, und daneben würden revolutionäre Elemente des Westens und des Ostens ruchlos die letzten Überbleibsel der alten Kultur vernichten. Auch ein etwa unentschiedener Ausgang des Krieges würde ein unvorstellbares und unbezwingbares Chaos hinterlassen.

Sie werden gewiß einwenden: «Aber wie können wir je zu Frieden und Neuordnung kommen, wenn der Osten jedes Entgegenkommen und Anerbieten für eine vernünftige Verständigung abweist? Wenn er seinen revolutionären Kreuzzug fortsetzt und immer neue Gebiete unter seine Herrschaft bringt?» Sie mögen auch sagen: «Wir sind ja gar nicht gegen sozialistische und kommunistische Regimes, wenn sie in ihren Grenzen bleiben. Es ist vielmehr der Ausdehnungs- und Beherrschungsdrang, der politische Imperialismus des Ostens, der seine Lehre immer weiter vortreibt, dem wir einen Damm entgegensetzen müssen, wenn nötig durch einen neuen Krieg.»

Ich muß den Kritikern des Sowjetsystems recht geben, daß es eine traurige und bedrückende Tatsache ist, daß der radikale Sozialismus — seit langem der Traum unterdrückter Völker — in Rußland — in-

folge der beispiellosen Bedrohung von außen — dazu getrieben wurde, sich vieler böser Methoden des alten Zarenreiches zu bedienen und außerdem sich eine große Armee mit allem, was dazu gehört, zu halten. Auch weiß ich um die Gefahr, die der Heiligkeit der menschlichen Person und der Majestät des Rechts und der Liebe von der Philosophie des russischen Staates, dem dialektischen und historischen Materialismus her, droht. Die Tendenz zum Totalitären, Geringachtung des Einzelwesens, das bis zu einem gewissen Grade zum Beiprodukt des geschichtlichen Geschehens ohne persönliche Verantwortung gestempelt wird, liegt im Wesen der russischen Staatsphilosophie. Daß in Rußland entarteter Individualismus und krankhafte Ich-Befangenheit verurteilt und dafür die Pflicht des Einzelnen gegenüber der Gemeinschaft aufgestellt wurde, sehe ich als sittliche Errungenschaft an. Ich verkenne ferner nicht die Gefahr, die in der Machtfülle liegt, die den Männern an der Spitze zur Verfügung steht, und die außerordentliche Ansprüche an ihr Verantwortungsgefühl und ihre Selbstbeherrschung stellt.

Gewiß, es geht in Rußland weder zart noch duldsam zu, und das, was wir unter verfeinerter Kultur und Sitte verstehen, ist dort nicht zu finden. Die Massen mögen uns manchmal roh und primitiv erscheinen. Doch sollten wir bedenken, daß die meisten heute kommunistisch regierten Völker niemals eine politische Demokratie, wie sie sich während vieler Jahrhunderte unter den besonderen Verhältnissen des Westens herausgebildet hatte, gekannt haben, und anerkennen, daß die russische Erziehung es vermochte, halbwilde Völkerschaften in kurzer Zeit zu bilden und ihnen zu einem menschenwürdigen Dasein zu verhelfen.

Können wir doch dem Problem des Kommunismus nur gerecht werden, wenn wir es im Zusammenhang mit der Geschichte der christlichen Gesellschaft betrachten, von den ersten Christen an, über Leibeigenschaft und Feudalismus, fortschreitend zum bürgerlichen Kapitalismus und weiter. Solche Betrachtung zeigt uns, daß der Kommunismus — im atheistischen Gewande — viele von den Triebkräften entwickelte, die die lebende Kirche zur Zeit der Apostel, durch die Mönchsorden, in der Reformation und im liberalen Humanismus ausgelöst hatte.

Auf keinen Fall kommen wir dem Kommunismus bei, wenn wir ihn auf gleiche Stufe mit dem Hitlerbarbarismus stellen und die ganze Welt zu seiner Niederschlagung mobilisieren.

Und eindringlich möchte ich zu bedenken geben, daß das, was als ruchloser Imperialismus erscheint, sehr wohl zu einem großen Teil Schutzmaßnahmen sein könnten, Rußland vor den Bedrohungen von außen zu sichern und ihm die Früchte seines Sieges und seines gewaltigen sozialen Experiments zu erhalten.

Der Westen kann eine östliche Gefahr nur dadurch abwehren, daß er zu den Ewigkeitswerten seiner glorreichen Zivilisation zurückkehrt und im übrigen die Toten ihre Toten begraben läßt.

Und die Kirche Christi muß von den Ruinen überholter Ordnungen hinabsteigen dorthin, wo ihr Platz ist: in die tiefste Tiefe des menschlichen Abgrundes, und von dort aus ihre Botschaft von Gericht, von Vergebung und Erlösung verkünden und geduldig versuchen, die entzweiten Völker wieder zusammenzubinden, ihnen ihre Irrungen und Wirrungen, ihre Gebrechen und Verbrechen sichtbar zu machen, aber auch das, was an ihnen, an ihren Nachbarn, an ihren Feinden «ehrbar, gerecht, keusch und lieblich» ist.

Die Kirche Christi hat über den nationalen, politischen und sozialen Spaltungen der Zeit zu stehen. Sie darf für keine Gruppe Partei nehmen, wenn sie ihrer Berufung treu bleiben will. Sie sollte klarer als irgendein Staatsmann, Politiker oder Weltweiser sehen, was der heutigen Menschheit nottut. Frei von Selbsttäuschung, mit reinem Blick sollte sie den Dämonen, die sich der Herzen im Westen und Osten zu bemächtigen drohen, entgegentreten.

Die Verwirrung der Geister, Herzen und Zungen übertrifft heute alles bisher Erfahrene. Alle menschlichen Beziehungen sind in Fluß gekommen. Alle Begriffe von Gerechtigkeit, Freiheit, Bürgerrecht müssen neu gedacht, neu umrissen, neu ausgedeutet werden.

Gewisse Völker und Richtungen verstehen unter Freiheit, Recht, Demokratie gerade das Gegenteil von dem, was wir darunter verstehen. Und andere, die verstört auf den Trümmern ihrer Existenz stehen, wissen mit unsern Begriffen von Lebensnotwendigkeiten, Wohlstand, Luxus nichts anzufangen.

Wenn die Kirche Christi das ist, was sie sein soll, dann steht sie — frei von Wahn — über den Ängsten, der Panik und Verzweiflung unserer Zeit. Sie ruft ihre Glieder und indirekt auch die Massen außerhalb ihrer Mauern auf zu Werken des Glaubens, der Liebe, zur «Geduld in der Hoffnung» — ja, zur Geduld in der Hoffnung. Sie weist ihnen den Weg zu einem neuen Anfang, zu einer Ordnung, die, ohne ihren Zusammenhang mit der Vergangenheit zu lösen, sich auf die Forderungen der Gegenwart und Zukunft ausrichtet und vom Glanz und der Majestät des Gekreuzigten berührt ist.

Was wir Einzelnen tun können, ist nicht viel. Aber wir können uns fragen: «Habe ich, haben wir uns dem Willen Gottes unterworfen?» Wir können nicht zu wahrer Freiheit und Gerechtigkeit kommen, ohne uns rückhaltlos unter ihn zu stellen, der uns Leben gab und es uns aus dem Vollen geben will. Nur wenn wir in Demut und Selbsterkenntnis uns ihm unterordnen, werden wir zum Frieden kommen, wird ein Verstehen zwischen Osten und Westen möglich sein.

Ihm, Gott Vater, Gott Heiliger Geist, sei Ehre in Ewigkeit!

J. L. Hromàdka.

(Übersetzt von *Alice Herz*)

Holländische Stimmen zum indonesischen Konflikt

Indonesien — Holland

Ich schreibe diesen Aufsatz nicht gern, denn ich liebe mein Vaterland und das Volk, zu dem ich gehöre. Ich glaube jedoch, daß es gut ist, zu betonen, daß es in Holland Gruppen gibt (und nicht nur antimilitaristische), deren Meinung bezüglich Indonesiens von dem offiziellen holländischen Standpunkt abweicht.

Am Sonntag, dem 19. Dezember 1948, wurde die niederländische Wehrmacht in Indonesien zum zweiten Male eingesetzt. In meinen Predigten an diesem Tage nannte ich den 19. Dezember den schwärzesten Sonntag des ganzen Jahres. Dieser Krieg gegen die «indonesischen Extremisten» ist ja ein verhängnisvoller Irrtum. Denn was ist die Wurzel dieses niederländisch-indonesischen Konflikts? Die Antwort lautet: Eine *Vertrauenskrise*, welche im Laufe der Geschichte zwischen den beiden Völkern entstanden ist. Das koloniale Verhältnis, gegründet auf ein unbedingt falsches Superioritätsgefühl, verursachte notwendigerweise ein tiefgewurzeltes Mißtrauen. Dies bedeutet jedoch nicht, daß es überhaupt keine guten persönlichen Beziehungen gäbe zwischen einzelnen Indonesiern und Holländern. Es hat ja immer Holländer gegeben und es gibt auch heute noch solche, die nicht nach Indonesien gingen, um so viel wie möglich zu verdienen, sondern um so gut wie möglich dienen zu können. Diese Tatsache ändert jedoch die politische Lage gar nicht. Denn rückblickend müssen wir gestehen, daß wir dem indonesischen Nationalismus nie in genügendem Maße gerecht geworden sind.

Bis zum Jahre 1942 war das koloniale Verhältnis zwar dem Namen nach, aber in Wirklichkeit durchaus noch nicht aufgehoben. Im Jahre 1932 wurde Soekarno interniert und erst 1942 von den Japanern befreit. Hatta und Sjahrir wurden im Jahre 1934 verhaftet und nach einer Untersuchungshaft von elf Monaten nach dem Gefangenenlager Boven-Digoel in Neu-Guinea ausgewiesen. 1939 wurden sie weitertransportiert nach Banda. Auch sie wurden von den Japanern befreit. *Holland will eben immer das Heft in Händen haben.*

Auch 1940, nachdem sie ein sehr eindringliches indonesisches Gesuch um Gewährung eines Mitbestimmungsrechtes erhalten hatte, antwortete die niederländische Regierung, daß sie nicht beabsichtige, irgendwelche Versprechungen für die künftige politische Gestaltung Niederländisch-Indiens abzugeben.

Nach dem zweiten Weltkrieg, als die Nationalisten in Java die Gelegenheit zur Gründung einer Republik benützten (diese Republik nahm Ende 1948 den größten Teil dieser Insel ein), und als in den anderen Teilen Indonesiens der Nationalismus sich mehr und mehr ausbreitete, änderten die meisten Niederländer ihre Gesinnung noch immer nicht. Wir wollen das Heft selber in Händen haben, auch wenn wir

Indonesien theoretisch das Recht auf Autonomie zuerkennen. Die Mittel, welche man zur Realisierung dieses Zwecks bis heute benutzt hat, beweisen wohl sehr klar, daß wir nur sehr wenig Verständnis für das Wesentliche dieser Angelegenheit haben. Wir müssen aber verstehen, daß die Vertrauenskrise nur dann überwunden wird, wenn wir klar zeigen, daß wir den Indonesiern aufrichtig helfen wollen, damit sie ihre nationale Selbständigkeit erreichen können.

In den ersten Jahren nach dem Krieg gaben van Mook und Schermerhorn, beides Führer fortschrittlicher Gruppen, ihr Letztes her, um Holland zur Anerkennung des indonesischen Nationalismus zu bewegen. Die Reaktion war jedoch zu stark. Die «christlichen» Parteien in Holland waren die Verkörperung des Kolonialismus. Die Liberale Partei war nicht «christlicher» in dieser Hinsicht als diese «christlichen» Parteien. Die Kommunisten versuchten aus den Schwierigkeiten mit Indonesien nur politisches Kapital zu schlagen. Die römischen Katholiken betrieben eine sehr schlüpfrige Politik, so daß sie jeden Augenblick die Richtung ändern konnten. Die demokratischen Sozialisten aber zeigten gar keinen Radikalismus, und so gab es Kompromiß auf Kompromiß, bis es zur ersten «Polizeiaktion» im Juli 1947 kam.

Nur wenige Leute in Holland verstanden, daß eine derartige Polizeiaktion nie eine Vertrauenskrise erledigen konnte. Sogar die Kirchen schwiegen leider. Nur wenige Pfarrer, der niederländische Zweig des Versöhnungsbundes («Kerk en Vrede») und einige fortschrittliche Wochenblätter sprachen aus, was die ganze niederländische Kirche hätte aussprechen sollen.

Jeder, der die Geschichte der mißlungenen Verhandlungen seit 1947 liest, bekommt einen unabweisbaren Eindruck von Schuld und Tragödie. Gelegenheit auf Gelegenheit wurde versäumt; die Holländer machten immer aufs neue wieder Vorbehalte, wenn sie auch anscheinend bereit waren, das Recht auf Autonomie zu gewähren. Manchmal verschenkten sie Rechte, welche sich die Republik bereits endgültig selbst genommen hatte. So konnten bald die Extremisten dominieren, und das Chaos in der Republik äußerte sich in Mord und Brandstiftung.

In Holland sieht man im großen und ganzen gar nicht ein, wie unmöglich es ist, Ordnung zu schaffen, solange diese Vertrauenskrise nicht beseitigt ist. Immerhin hat im September 1948 die Hervormde Kerk (die Reformierte Kirche, die größte protestantische Kirche in Holland) einen sehr mutigen Brief an den Ministerrat gesandt, worin sie sagte, daß jede Lösung des Problems mittels Waffengewalt unvermeidlich eine Quelle großer künftiger Schwierigkeiten sein würde, und daß für die Kirche wie auch für die Mission in Indonesien eine gewaltsame Lösung der heutigen Schwierigkeiten menschlich gesprochen eine unüberwindliche und katastrophale Entfremdung der indonesischen Bevölkerung bedeuten würde.

Wir hoffen recht sehr, daß diese ziemlich pessimistische Voraussage

sich nicht bewahrheiten werde. Wir fürchten jedoch, daß Holland in Indonesien schon verloren hat, und dies bedeutet, daß Holland Asien tatsächlich verloren hat. Wir haben die Möglichkeiten von drei Jahren schuldhaft versäumt. *Kr. Strijd.*

Wir geben im folgenden auch einen offiziellen kirchlichen Protest wieder, dessen anständige Tendenz freilich durch die übliche Betonung der kirchlichen Inkompetenz gegenüber Entscheidungen der «Fachleute» abgeschächt wird. (B. B.)

Ein Wort der Generalsynode der reformierten Kirche zum indonesischen Konflikt

Die Generalsynode der Nederlandsch-Hervormde Kerk hat am 14. Januar 1949 folgende Erklärung abgegeben:

«In ihrem Schreiben vom 22. September 1948 an den Ministerrat ging die Generalsynode von dem Versprechen aus, das die Königin im Namen des niederländischen Volkes abgegeben und bei verschiedenen Gelegenheiten wiederholt hat, nämlich an der Herbeiführung der politischen Unabhängigkeit Indonesiens mitzuwirken.

Inzwischen hat man aber wieder zu den Waffen gegriffen, und wir müssen nun damit rechnen, daß der geistige Schaden, vor dem wir in unserem Schreiben an den Ministerrat gewarnt haben, nun wirklich angerichtet worden ist. Wir wissen, daß der Entschluß der Regierung nach wirklicher Herzensprüfung gefaßt wurde. Die Regierung war der Auffassung, daß durch ihr Nichteingreifen in dieser augenblicklichen Situation größerer Schaden angerichtet worden wäre und sie damit das den Indonesiern gegebene Versprechen nicht eingehalten hätte. Die Regierung allein war befugt, diesen Entschluß zu fassen, den die Kirche in seiner politischen Tragweite nicht beurteilen kann. Die Synode befürchtet jedoch, daß die militärische Aktion das gegenseitige Vertrauen untergraben hat und daß sich das nicht nur in den künftigen Beziehungen zwischen Holland und Indonesien, sondern auch in der Arbeit von Kirche und der Mission auswirken wird. Dennoch ist die Kirche geneigt, die Erklärung der zuständigen staatlichen Behörden, wonach ungeachtet dieser Maßnahmen sie ihre ganze Kraft auf die rasche Verwirklichung der politischen Freiheit und Unabhängigkeit Indonesiens konzentrieren werden, sehr ernst zu nehmen.

Wir bekennen, daß wir nicht nur als Kirche, sondern auch als Volk in unseren Beziehungen zum indonesischen Volk mehr an uns selbst gedacht haben als an sie, die wir lieben und als Nachbarn anerkennen sollten. Sollte entgegen unseren Hoffnungen die Regierung von der Linie abweichen, zu der sie sich in den letzten Wochen wiederholt bekannt hat, so fühlen wir uns verpflichtet, wenn auch im vollen Bewußtsein unserer eigenen Schuld, unsere Stimme zu erheben. Alle Hinder-

nisse müssen beseitigt werden, die der freien und unabhängigen Zusammenarbeit zwischen den Niederlanden und Indonesien im Wege stehen.

Das niederländische Volk und seine Regierung müssen unter Verzicht auf jegliche selbstsüchtigen Interessen das Möglichste tun, um durch eine vorbehaltlose und großzügige Erfüllung der gegebenen Versprechen das Vertrauen unter den Indonesiern, einschließlich der Republikaner, wiederherzustellen.

Im Glauben an unseren Herrn Jesus Christus bekennen wir unsere Gemeinschaft mit den Kirchen Indonesiens, die sich zu dem gleichen Herrn und Heiland bekennen. Er allein kann uns frei und bereit zum Dienst aneinander machen.» *Oe. P. D.*

Weltrundschau

New Deal Nr. 2 Die Vereinigten Staaten von Amerika sind die erste Weltmacht unserer Zeit. Sie sind das reichste Land der Erde, der größte Güterproduzent, der größte Warenexporteur, das größte Kapitalreservoir, der größte Kreditgeber und die größte Militärmacht aller bisherigen Geschichte. Ihr Einfluß zum Guten und zum Bösen ist ungeheuer und entsprechend groß auch ihre Verantwortung gegenüber den anderen Völkern. Das ist die Lage, der sich Präsident *Truman* beim Antritt seiner neuen Amtsperiode gegenübersieht, und sie spiegelt sich denn auch deutlich in allen Kundgebungen wider, die von ihm bei dieser Gelegenheit ausgegangen sind. Seine Botschaften und Reden atmen einen sachlichen Ehrgeiz und eine Großzügigkeit, die man dem «kleinen Mann aus Missouri» gar nicht zugetraut hätte. Es geht zwar natürlich viel zu weit, wenn man dem innerpolitischen Programm der neuen demokratischen Regierung — anklagend oder rühmend — sozialistische Neigungen nachsagt. Auch der zweite New oder Fair Deal, wie ihn Truman angekündigt hat, soll im Gegenteil, wie schon der erste, Rooseveltsche, den *Kapitalismus* stärken und erhalten, der nun einmal die Wirtschaftsreligion des Durchschnittsamerikaners ist, aber er wird das zu erreichen suchen, indem er noch mehr als schon bisher den *Staat* zum Teilhaber und Regulator einer Wirtschaft machen will, die, sich selbst überlassen, nicht imstande wäre, die Verbraucher vor überhöhten Preisen zu schützen, den Arbeitern angemessene Mindestlöhne zu sichern, die Finanz- und Industriemonopole zurückzubinden, den Millionen von Menschen, die «immer noch in Elendsquartieren und Brandfallen hausen», anständige Wohnungen zu bauen, der Jugend allgemein einen ordentlichen Schulunterricht zu ermöglichen und den Kranken und Alten menschliche Stütze und Hilfe zu bieten. Der Staat soll im Sinne dieses Programms in großem Stil elektrische Kraft erzeugen und Wasserstraßen bauen, soll die Bürgerfreiheiten gewährleisten, auch wenn es sich

um «Rote» oder Schwarze handelt, soll die Gewerkschaftsrechte wiederherstellen und die Reichen und die Kapitalgesellschaften schärfer besteuern — kurz, Amerika soll auf dem Weg zum *Wohlfahrtsstaat* eine tüchtige Strecke vorwärtsgebracht und sein Wirtschaftsapparat mit Brems- und Steuerungsvorrichtungen ausgestattet werden, die ihn vor dem Sturz in eine neue Krise bewahren und womöglich eine dauernde Hochkonjunktur sichern sollen.

Dieses letztere Ziel wird zwar nicht erreicht werden; die Hoffnung, den Kapitalismus und Mammonismus zähmen und ihn seines dämonischen Charakters entkleiden zu können, wird sich als große Täuschung erweisen. Das hindert aber nicht, daß Trumans Wirtschafts- und Sozialprogramm innert den Grenzen, die ihm durch das Profitsystem und seine Dynamik gesteckt sind, grundsätzlich ebenso große Erfolgsmöglichkeiten hat wie Roosevelts New Deal, von dem bei all seinen Fehlschlägen doch mindestens vier große Errungenschaften bleiben: die Stützung der amerikanischen Landwirtschaft, die Bodenerhaltungs-, Waldwirtschafts- und Krafterzeugungswerke, deren bekanntestes das prachtvolle Tennesseetalunternehmen ist, das neue, vorbildliche Gewerkschaftsrecht und die Anfänge einer staatlichen Sozialversicherung. Dies unter *einer* Voraussetzung freilich: daß die *militärische Aufrüstung* nicht, wie ein Krebsgeschwür, die lebendigen Kräfte und Säfte des Volkskörpers mehr und mehr auffrißt, bestimmt doch das neue Budget für Kriegsvorbereitungen und Unterstützung an fremde Staaten nicht weniger als 21 Milliarden (21 000 Millionen) Dollar, rund die Hälfte sämtlicher Bundesausgaben, so daß für Wohnungsbau, Sozialversicherung, Erziehung, Gesundheitsdienst usw. nur noch armselige 800 Millionen übrig bleiben. Man ist zwar in den Vereinigten Staaten überzeugt, daß die ungeheuren und noch immer weiter ausgedehnten Rüstungsaufträge des Staates an die Industrie wenigstens die Vollbeschäftigung der Wirtschaft sichern werden; aber daß eine Wirtschafts- und Staatsordnung, die sich nur mehr durch fortwährend höher getriebene Kriegsrüstungen zu halten vermag, innerlich gesund und nicht vielmehr erst recht vom Zusammenbruch bedroht sei, das ist eben doch eine Annahme, deren Phantastik schon durch das deutsche, das italienische und das japanische Beispiel erwiesen sein sollte.

Welthilfe durch Kapitalismus? Nun soll freilich die amerikanische Binnenwirtschaft, außer durch Kriegsrüstungen, Marshallplan usw., auch noch durch eine weitere außenpolitische Aktion gestützt werden: durch die von Präsident Truman angekündigte planmäßige *Erschließung zurückgebliebener Länder* mittelst großzügiger, staatlich gelenkter Kapitalanlagen. Was man über diese Absicht vernimmt — sie scheint bisher erst als allgemeine Idee zu bestehen —, erinnert zunächst stark an den «Wallaceplan», von dem hier wiederholt die Rede war, und der ebenfalls die umfassende

Entwicklung der Wirtschaftskräfte besonders der kolonialen und halbkolonialen Völker durch internationale Zusammenarbeit ins Auge faßt. Aber zwischen beiden Plänen besteht dennoch ein grundsätzlicher Unterschied. Der Wallaceplan schließt — wenn er auch die Vorteile für die amerikanische Wirtschaft durchaus hervorhebt — alle Ausbeutungs- und Herrschaftszwecke von vornherein aus. Er stützt sich auf das, was Wallace, wohl um amerikanische Empfindlichkeiten zu schonen, «fortschrittlichen» oder «demokratischen» Kapitalismus nennt, und was auf jeden Fall ein Regime wäre, das man ebenso gut eine den Sozialismus vorbereitende Planwirtschaft heißen könnte, während der Trumanplan vom *gegenwärtigen*, reaktionären und monopolistischen Kapitalismus ausgeht, der auch durch den zweiten New Deal nicht im Wesen geändert würde, und sich damit, als eine Art verlängerter Marshallplan, ganz natürlich in das allgemeine System der konservativ-imperialistischen Weltpolitik der Vereinigten Staaten einordnen würde. Es handelt sich, wie die «Neue Zürcher Zeitung» aus Neuyork berichtet, nach amerikanischer Auffassung «vor allem auch um einen Plan zur Sicherung der amerikanischen Wirtschaftsprosperität, die mit den wirtschafts- und sozialpolitischen Projekten des innerpolitischen ‚Fair Deal' nicht allein aufrecht erhalten werden könne», um ein Unternehmen, «durch das das Geheimnis der amerikanischen Produktionsweise, die in der Neuen Welt zu einem so hohen Lebensstandard geführt hat, der ganzen Welt als Beispiel dafür vorgeführt werden soll, wie man den Kommunismus überwinden kann».

Natürlich leugnet Präsident Truman — wie der patriotische Amerikaner überhaupt — entrüstet jede imperialistische Absicht der Vereinigten Staaten; aber das tun ihrerseits schließlich auch die holländische, die französische, die britische usw. Regierung, wie ja die liberale Ideologie überhaupt Ausbeutungswirtschaft, Klassenherrschaft und Klassenkampf als wesensnotwendige Tatsachen der bürgerlichen Gesellschaft zu leugnen pflegt. Der Amerikaner George *Marion* hat schon recht, wenn er in seinem von uns bereits erwähnten Buch «Bases and Empire» («Stützpunkte und Weltreich») schreibt, hinter all den üblichen Bestreitungen des imperialistischen Charakters der amerikanischen Außenpolitik stehe die «anmaßende Annahme unserer eigenen moralischen Vollkommenheit» und der Bösartigkeit der auf Weltbeherrschung ausgehenden Politik der anderen, besonders der Russen.

«Dieser doppelte Maßstab hat seit Roosevelts Tode zum eisernen Bestand fast unserer ganzen Meinungsmaschinerie und Amtswelt gehört. Immer und immer wieder haben sie die Untaten der Sowjetunion aufgezählt und die Pflicht der Vereinigten Staaten betont, ihre Macht überall in der Welt einzusetzen, damit nicht die Russen auf irgendeine nicht näher bezeichnete Weise zuerst dorthin kämen. Und als gar ein so hervorragender Mitbürger wie Henry Wallace, der vertraute Mitarbeiter Präsident Roosevelts, eine andere Meinung zu äußern wagte, da wurde er zuerst aus dem Kabinett verdrängt, dann in der Presse nicht zum Wort zugelassen und schließlich als ‚Verräter' gebrandmarkt.» (Marion, S. 118.)

Der Sicherheitskomplex Das Wenigste, das man von dieser Art amerikanischer Weltpolitik sagen kann, ist, daß sie in der Vorstellung von einer tödlichen Gefahr, die den Vereinigten Staaten im Innern und von außen her durch die Sowjetunion drohe, einen regelrechten Sicherheitskomplex entwickelt hat, der sie zu wahrhaft uferlosen Kriegsrüstungen treibt. Sie steht unter einem eigentlichen *Zwang* zur fortwährenden Steigerung ihrer Kriegsvorbereitungen, nicht nur von der gewaltig aufgeblähten Rüstungsindustrie her, die daran ein materielles Lebensinteresse hat, sondern auch und noch stärker infolge jenes militärischen Denkens, das immer und überall die Neigung hat, den Rüstungsapparat zu einem Ding an sich, zu einem selbständigen Wesen mit eigenen, tyrannischen Gesetzen zu erheben und die Politik der gepanzerten Faust zur normalen, auf jeden Fall zur entscheidenden Methode internationalen Verkehrs zu erklären, um so mehr wenn Reichtum und technische Leistungsfähigkeit eines Landes ihm die sozusagen unbegrenzte Steigerung seiner militärischen Machtmittel zu erlauben scheinen.*

Die Vereinigten Staaten haben so ihren militärischen Machtbereich tatsächlich über den ganzen Erdball hin ausgedehnt. Sie haben sich ihrer unmittelbaren Nachbarn für alle Fälle versichert. Sie haben sich in Labrador und Neufundland festgesetzt und beherrschen damit auch das übrige Kanada, dessen Wehrmacht mit der amerikanischen ohnehin mehr und mehr verschmolzen wird. Sie haben die mittelamerikanischen Länder (um den Golf von Mexiko herum und in der Nähe des Panamakanals) fest in der Hand, so wie auch die meisten südamerikanischen Staaten nicht mehr viel anderes als Satelliten der nordamerikanischen Zentralsonne sind. Mit ihren Stützpunkten auf Grönland, Island, den Azoren, den Bermudas und in Liberia haben sie den Atlantischen Ozean zu einem amerikanischen Binnensee gemacht. Durch ungenierte Übernahme Hunderter von ehemals japanischen, britischen, australischen, neuseeländischen und französischen Inseln «zu treuen Handen», durch Wiederfestsetzung auf den Philippinen (mit 23 amerikanischen Stützpunkten) und durch ihre unumschränkte Herrschaft über Japan und Formosa haben die Vereinigten Staaten die unermeßlichen Land- und Wasserräume der Welt des Stillen Ozeans tatsächlich in ihr Imperium einbezogen, auch wenn ihnen China jetzt zu entgleiten droht. In Vorderasien gehören mindestens vier von den sieben arabischen Staaten, dazu Persien und die Türkei, unbestritten zu ihrer militärischen und politi-

* Die amerikanische Kommission für Atomkraft hat in ihrem soeben erschienenen Halbjahresbericht an die Bundesversammlung festgestellt, daß in der letzten Zeit ganz neuartige Atombomben hergestellt worden seien. Auf jeden Fall werde der Vorsprung der Vereinigten Staaten in der Atomindustrie von nun an immer größer werden. Die Atombombenfabriken befänden sich im Zustand höchster Bereitschaft und würden den amerikanischen Streitkräften im Kriegsfall neuartige Atomwaffen zur Verfügung stellen, sobald Präsident Truman das Stichwort gebe.

schen Einflußzone. Stützpunkte, Geld und Militärmissionen sichern Amerika die Kontrolle über das östliche Mittelmeerbecken, eingeschlossen Italien, das denn auch jetzt in aller Form zum Eintritt in den Westbund eingeladen worden ist, und nur ein gewisses Schamgefühl hält es bisher ab, auch Spanien — das es nebst Portugal zwar sowieso unter Druck halten kann — förmlich in sein Weltsystem einzubeziehen. Dafür wird in kurzem der Atlantikpakt fast ganz Westeuropa, vielleicht auch einen Teil der nordischen Länder, dem amerikanischen Machtbereich anschließen. Kurz, wie Marion sagt (a. a. O., Seite 159):

«Die Wahrheit — die wichtigste Wahrheit an unserem Ort und für unsere Zeit — ist, daß sich die Vereinigten Staaten in einem Tempo und Umfang ausdehnen, die ohne Beispiel in der Geschichte dastehen. Während wir hinter der Sowjetunion her ‚Haltet den Dieb!' schreien, sind wir selber damit beschäftigt, das schon jetzt größte militärisch-strategische Herrschaftsgebiet, das je einer einzelnen Nation unterstand, noch weiter auszudehnen.»

Haben wir übertrieben, als wir von einem Sicherheitskomplex sprachen, von einem krankhaften Sicherheitsstreben, das die amerikanische Führungsschicht erfaßt habe und sie von Rüstung zu Rüstung, von Stützpunkt zu Stützpunkt, von einer militärischen Machtposition zur anderen treibe, in uferlosem, endlosem Absolutheitsdrang, aber einem nur zu gewissen Ende mit Schrecken entgegen, wenn der Bann nicht gebrochen wird? James R. Newman, ein früherer Sachverständiger des US-Senatsausschusses für Atomkraft, meint denn auch sorgenvoll in der «New Republic»:

«Ob es Schuldgefühl, Furcht oder ein Gemisch von Angstneurosen ist, was uns eine Art von Sicherheit suchen läßt, die normalerweise nur Toten vorbehalten ist, das ist eine Frage, die man den Sozialwissenschaftern und Psychoanalytikern überlassen kann. Die seelische Störung selbst ist jedenfalls weitverbreitet und macht sich ebenso sehr in innerpolitischen Säuberungen und Hexenverfolgungen bemerkbar wie in der Außenpolitik. Es ist offenkundig ungerecht, das amerikanische Volk imperialistischer Absichten zu zeihen (das *Volk* — allerdings! H. K.); aber unser Sicherheitsverlangen treibt uns gleichwohl allmählich zu Forderungen, die nur durch Weltherrschaft zu erfüllen sind.»

Wer bedroht wen? Nun ist es gewiß richtig, daß auch die *Sowjetunion* ein übertriebenes Sicherheitsverlangen bekundet, und daß sie vor allem ihre Sicherheit in der Gewinnung von Machtpositionen sucht, die angesichts ihrer geographischen Lage und der amerikanischen Kampfmittel von vornherein trügerisch sind. Allein das russische Sicherungsstreben ist — ähnlich dem französischen — dennoch unvergleichlich viel stärker als das amerikanische in den realen Erfahrungen einer furchtbar schweren Vergangenheit begründet. Man wird in der Sowjetunion nie vergessen, daß die junge Räterepublik vom ersten Tag ihres Daseins an der Gegenstand von Angriffshandlungen und Angriffsdrohungen der westlichen Welt gewesen ist, und kann jeden Tag feststellen, daß die Führung des ewigen Kreuzzuges gegen den ungläubigen Osten nunmehr eindeutig auf die Vereinigten Staaten

übergegangen ist, in denen der Gedanke eines ultimativen politischen Vorstoßes, ja eines präventiven Atomkrieges gegen Rußland bis in höchste militärische Kreise hinauf Anhänger gefunden hat. Und dann sind doch namentlich die russischen Kriegsvorbereitungen und Sicherungsmaßnahmen selbst als Ganzes, trotz der größeren Gefährdung der Sowjetunion, bei weitem weniger umfassend, weniger wirksam und für die Vereinigten Staaten weniger bedrohlich, als es die amerikanischen Rüstungen und Machtsicherungen gegenüber Rußland sind. Die militärischen Stellungen, die die Sowjetunion seit Kriegsende gewonnen hat — wohlgemerkt: fast alle mit Zustimmung der Westalliierten! —, sind meistens ihren Grenzen unmittelbar vorgelagert und bringen ihre Streitkräfte den durch Weltmeere von ihr getrennten Vereinigten Staaten nicht entscheidend näher, während die Ausdehnung des militärischen Machtbereiches der Vereinigten Staaten deren Streitkräfte im Westen, Osten und Süden bis ganz nahe an die Grenzen der Sowjetunion herangeführt hat und der Kranz von Ausfallbastionen rings um das Sowjetgebiet herum ihr die Zuschlagsbereitschaft der amerikanischen Waffen sozusagen täglich greifbar vor Augen hält. Auf jeden Fall gilt aber: Wenn man den Verteidigungs- und Sicherheitscharakter der *russischen* Außenpolitik mit dem Hinweis auf die Ausdehnung des militärischen Machtbereiches der Sowjetunion über ihre Grenzen hinaus bestreitet, so muß man das mit noch viel mehr Recht in bezug auf die *amerikanische* Außenpolitik tun, deren weltumspannende militärische Ausdehnung dann doppelt und dreifach als Beweis eines *politischen* Expansionismus und Imperialismus anzuerkennen wäre.

Man muß sich diese ganze Lage auch bei der Würdigung des *Atlantikpaktes* vor Augen halten, dessen Abschluß doch gewisse Schwierigkeiten zu bereiten scheint, nicht zuletzt, weil Schweden und vielleicht auch Dänemark nicht gern dabei sein möchten (Norwegen will auf jeden Fall «in dem Ding sein»). Am Zustandekommen des Paktes ist natürlich trotzdem nicht zu zweifeln, so wenig wie an seiner Ergänzung durch ausgiebige amerikanische Geld- und Materialhilfe für die Aufrüstung der überseeischen Bundesgenossen der Vereinigten Staaten. Man glaubt zwar im westlichen Lager selbst nicht ernsthaft an kriegerische Absichten der Sowjetunion. Sogar die «Neue Zürcher Zeitung» schrieb letzthin (am 16. Januar 1949), daß

«die Sowjetunion vorläufig ihre militärischen Rüstungen als *Defensivmaßnahme* betreibt, für die Offensive aber ausschließlich die Waffe der politischen Infiltration und Unterwühlung benützt, die nicht einen Gegenschlag auszulösen droht. Als weitere Hinweise auf den im gegenwärtigen Stadium defensiven Charakter der militärischen Rüstungen Rußlands können die Nachrichten über die Vernachlässigung des Eisenbahnnetzes in Polen und Ostdeutschland und über das umfangreiche Verteidigungsdispositiv im Gebiet der alten Ostgrenze Polens gelten.»

Theoretisch wäre zwar ein mit überlegenen Kräften geführter russischer Offensivstoß gegen Westeuropa durchaus möglich; aber diese

Gefahr scheidet praktisch schon deswegen aus, weil, wie das genannte Blatt feststellt,

«für Amerika, England und Frankreich die Mobilisierung erheblicher zusätzlicher Truppen in der Zeit möglich wäre, die für die Konzentrierung der weitverstreuten russischen Armeen zur Einleitung irgendeiner Operation nötig ist. Und dazu kommt, daß die amerikanischen Luftstreitkräfte in Europa etwa 100 Bomber vom Typ der ‚Superfestung' umfassen, die wahrscheinlich in ihren Munitionsvorräten auch über Atombomben verfügen, was ihre Wirkungsmöglichkeit zum hundertfachen derjenigen normaler Bomber macht.»

Sollte die Sowjetunion aber trotz alledem in einem Anfall von Selbstzerstörungswahn einen Schlag gegen Westeuropa führen, so würde ein solcher Angriff — wieder nach der «NZZ» — ohne weiteres «die Mobilisierung des ungeheuren Kriegspotentials der Vereinigten Staaten von Amerika, der britischen Völkergemeinschaft und wohl auch Südamerikas auslösen, und Moskau weiß, daß es in der gegenwärtigen Phase der Industrialisierung Rußlands dem unweigerlich folgenden Gegenschlag dieser Weltmächte erliegen müßte».

Und trotz alledem fühlen sich die Westmächte, fühlen sich vor allem die Vereinigten Staaten von Amerika in keiner Weise sicher, kommen sich vielmehr immer noch von Rußland her tödlich bedroht vor, so daß sie glauben, nicht bei ihren bisherigen Rüstungen und Sicherheitsmaßnahmen stehen bleiben zu können, sondern auch noch ein atlantisches Schutz- und Trutzbündnis abschließen zu müssen, um auch für den unwahrscheinlichsten Fall das Höchstmaß von Sicherung zu schaffen, das überhaupt erreichbar sei! Wenn das *keine* Zwangsvorstellung, kein Sicherheits*wahn* ist, dann wissen wir nicht, was diese Ausdrücke überhaupt besagen sollen!

Spannung und Entspannung Kann man sich aber unter diesen Umständen allzusehr wundern, daß den Russen das immer weitergreifende Sicherheitsverlangen der Westmächte allmählich doch etwas unheimlich wird, und daß sie neuestens *Norwegen*, ihren Grenznachbar, angefragt haben, was für militärische Verpflichtungen (Überlassung von Stützpunkten usw.) es im Falle seines Beitritts zum Atlantikpakt zu übernehmen gedenke? Gewiß ist die Form, in der diese Anfrage geschah, wieder denkbar unglücklich; die in der Sowjetnote an Norwegen wie in einer gleichzeitigen Erklärung des Moskauer Außenministeriums enthaltene Beschuldigung, der Atlantikpakt diene zweifellos Angriffszwecken, ist ebenso offensichtlich falsch wie unklug. Aber man würde sich die Sache gar zu leicht machen, wollte man unter Hervorkehrung dieses russischen Fehlgriffs von der Tatsache ablenken, daß — menschlich gesprochen — die Sowjetunion wirklichen Grund hat, über die Bildung einer Militärallianz beunruhigt zu sein, welche die Streitkräfte der Westmächte, vor allem also amerikanische Bomber und Schlachtschiffe, bis unmittelbar an die russischen

Grenzen vorzuschieben erlaubt. Man stelle sich doch nur einen Augenblick vor, wie die Vereinigten Staaten reagieren würden, wenn der Fall umgekehrt läge, wenn ihr Gebiet schon bisher von russischen Stützpunkten umgeben wäre, wenn die *Sowjetunion* das Monopol der Atombombe hätte, und wenn nun ein Bündnissystem im Entstehen begriffen wäre, dem auch ein unmittelbarer Grenznachbar der Vereinigten Staaten, sagen wir Mexiko, angehören solle. Würde man dem allem in Amerika auch ruhig zusehen und nicht vielmehr allerhand dunkle Absichten dahinter wittern? Wenn man es *nicht* täte — und alles spricht dafür, daß dies der Fall wäre —, wie will man dann aber den Russen einen Vorwurf daraus machen, daß sie ihrerseits mißtrauisch und — zugegebenermaßen — überempfindlich sind? Aber so ist es eben meistens: wer selber in ständiger Besitz- und Machtangst lebt und sich in eigenen Sicherheitsvorkehrungen nie genug tun kann, der ist der erste, es einem anderen übelzunehmen, wenn sich auch er bedroht fühlt und seinerseits dem Nachbar nicht mehr traut. Das klassische Spiel von Furcht und Gegenfurcht, von eigenem Mißtrauen, das zu immer neuen Sicherungsmaßnahmen führt, und fremdem Argwohn, der durch jene Maßnahmen wieder *seine* Sicherheit bedroht sieht — mit dem einzig sicheren Ergebnis, daß schließlich allgemeine Unsicherheit herrscht und jeder dem anderen zuschreit: *Du* hast angefangen!

Wie aber aus diesem Fehlerkreis herauskommen? Es war vielleicht *Stalins* Absicht, mit seinen Erklärungen zu Handen der amerikanischen Presseagentur, die ihn ausfragte, einen neuen Versuch zu machen, die immer neuen Umdrehungen der Furcht- und Sicherungsspirale, die auch seine eigene Regierung mitmacht, endlich einmal zum Stillstand zu bringen. Er dachte dabei wohl daran, daß Präsident Truman im letzten Herbst seinerseits den Plan gehegt hatte, direkte Fühlung mit ihm zu nehmen und an der Ausführung seiner Absicht nur durch das Eingreifen der Gläubigen der gepanzerten Faust gehindert wurde. Er erinnerte sich gewiß auch des Ausspruches, den Truman kurz nach seiner Wahl in engerem Freundeskreise — bei einem Anlaß zu Ehren seines ehemaligen Geschäftspartners Eddie Jacobson in Kansas City — getan hatte, er wisse, daß es «in der Regierung jenes großen Landes (Rußlands) gewisse Führer gibt, denen außerordentlich viel daran gelegen ist, mit uns zu einer Verständigung zu gelangen». Und manche Anzeichen schienen ja auch tatsächlich dafür zu sprechen, daß die Sowjetunion wieder ins Gespräch mit dem Westen zu kommen suche, so ihre Bereitwilligkeit, neuerdings über den Friedensvertrag mit Österreich zu verhandeln, und die vielbemerkten Äußerungen der kommunistischen Führer Cachin und Togliatti, die wiederholt auffallend milde Urteile über den Marshallplan und die Möglichkeit einer wirtschaftlichen Zusammenarbeit zwischen Ost und West abgaben. Anderseits legten eine Reihe von Erwägungen auch den Westmächten eine Lockerung ihrer starren Haltung gegenüber der Sowjetunion nahe, nicht zuletzt die auf die

Länge schwer erträgliche Lage in Berlin und das Fiasko der amerikanisch-britischen Politik in China, in Vorderasien und auch in Griechenland, wo eine neue Umbildung der Regierung die Dauerkrise des korrupten Diktatur- und Schreckensregimes vergebens zu überdecken sucht.*

Zwar fehlte es auch nicht an Symptomen für eine weitere Versteifung der beidseitigen Stellungen. Man kann dazu die Schaffung eines «*Rates für gegenseitige Wirtschaftshilfe*» zwischen der Sowjetunion und den anderen Ostblockstaaten — unter Ausschluß Jugoslawiens! — zählen, eine Art Gegenstück zur amerikanisch-europäischen Wirtschaftsorganisation, und den Austritt der westeuropäischen und amerikanischen Gewerkschaftsverbände aus dem *Weltgewerkschaftsbund*, der fortan eine rein kommunistisch geführte Körperschaft sein wird. So gehen eben Ausgleichs- und Kampftendenzen auf beiden Seiten beständig nebeneinander her, ohne daß die eine oder die andere Kraft endgültig durchzubrechen vermöchte. Man braucht darin nicht notwendigerweise einen inneren Widerspruch oder das Ringen entgegengesetzter Strömungen innerhalb des gleichen Lagers zu sehen (obwohl namentlich in der sowjetischen Führungsschicht sicherlich dauernde Richtungskämpfe ausgetragen werden); in dem Hin und Her der Strömungen und Tendenzen spiegelt sich zunächst einfach der zwiespältige Charakter des West-Ost-Verhältnisses überhaupt wider: der (vermeintliche) Zwang, das Spiel der Macht- und Sicherungspolitik bis zum Ende weiterzuspielen, und anderseits das nie ganz einschlafende Bedürfnis, diesen Zwang doch zu durchbrechen und die gegenseitigen Beziehungen auf eine völlig neue Grundlage zu stellen.

Ob sich aus Stalins abermaligem Vortasten wirklich ein Ansatz für eine solche Neuorientierung ergeben wird, erscheint mehr als zweifelhaft, wenn man auf das Echo hört, das die Erklärungen des sowjetischen Staatschefs im Westen gefunden haben («Propagandamanöver», «Sabotage des wirklichen Friedens», «Vorbereitung eines neuen Münchens», «Einlullung des Westens zur wirksameren Vorbereitung des russischen Angriffs» usw.). Und doch muß dieser ganze Lügennebel, der immer wieder künstlich erzeugt wird, so oft die «Gefahr» eines für *beide* Teile annehmbaren Interessenausgleiches auftaucht, einmal durchstoßen werden, sollen wir nicht alle darin ersticken. Es *muß* einmal völlig klar gemacht werden, daß Frieden nicht einfach dann sein wird, wenn sich die Sowjetunion und die kleineren Oststaaten in das amerikanische Weltsystem ebenso fügsam einordnen wie England, Frankreich, Italien

* Wenn die Berichte unserer Presse über die jüngste Aktion der Partisanen gegen das Städtchen Naussa richtig sind, so wäre das freilich ebenfalls ein Verbrechen, das sich durch keinerlei militärische oder politische Notwendigkeit entschuldigen ließe. — General Markos hat übrigens ein neues Friedensangebot an die Athener Regierung gerichtet, und diese scheint gewillt zu sein, darauf einzutreten, wenn auch nur, um im Falle des Scheiterns der Verhandlungen eine neue Propagandawaffe gegen die Aufständischen zu haben.

usw. Es muß einmal anerkannt werden, daß in den Beziehungen zwischen der Sowjetunion und dem Westen bis zum Ende des zweiten Weltkrieges nie die Sowjetunion der angreifende und drohende Teil war, sondern immer der Westen, und daß die Sowjetunion seither keinen Grund hat, ihrerseits zum Angriff überzugehen, wohl aber tausend Gründe, jede neue kriegerische Verwicklung zu vermeiden. Und es muß einmal unwiderstehlich ins Bewußtsein der Völker eindringen, daß die fraglose militärische Überlegenheit der Westmächte der Sowjetunion jede Ausdehnungs- und Angriffspolitik auch dann verbieten würde, wenn sie aus sich selbst heraus diesen Weg ganz gern beschreiten möchte. Kurz, die Wahrheit muß durchdringen, daß es die in jeder Richtung gesicherten *Vereinigten Staaten* sind, die durch eine Rückkehr zur Politik Roosevelts auch in den auswärtigen Beziehungen den entscheidenden Schritt zur Herstellung eines tragbaren und redlichen Ausgleichs zwischen Ost und West tun müssen. Ob Präsident Truman und sein neuer Außenminister Dean Acheson, der als Zivilist eher in politischen als in militärischen Begriffen denken sollte, weitsichtig und tapfer genug sind, um diese Notwendigkeit zu erkennen und dem moralischen Terror wie dem Ansturm der materiellen Interessen zu trotzen, der gegen eine sofort als «Appeasement», als selbstmörderische Beschwichtigung des sprungbereiten Feindes, verleumdete neue amerikanische Außenpolitik losbrechen würde, das ist freilich die große Frage, die zu beantworten wir uns nicht anmaßen. Sicher ist nur, daß die Regierung der Vereinigten Staaten heute in erster Linie die Entscheidung über Krieg und Frieden in der Hand hält. Ihre Verantwortung vor den Völkern der Welt ist riesengroß, größer als man das in den amtlichen Kreisen Washingtons zuzugeben geneigt ist, wo man sich über den Grad der Zustimmung der westeuropäischen Völker zur Tat- und Schlagbereitschaft Amerikas vielleicht doch einer gewissen Täuschung hingibt. Alvarez del Vayo, der ehemalige Außenminister der spanischen Republik, legt jedenfalls den Finger auf den wunden Punkt der amerikanischen Politik der Militärallianzen, wenn er zu dem erstaunlichen Publikumserfolg, den Garry Davis, der als Narr verschrieene «erste Weltbürger», während der jüngsten UNO-Tagung in Paris hatte, in der New Yorker «Nation» schreibt:

«Das Echo auf Garry Davis' Botschaft dramatisiert die Tatsache, daß nach der Meinung sehr vieler Europäer die Antwort auf die Frage, ob es Krieg geben werde oder nicht, von den Vereinigten Staaten abhängt. Diese Ansicht hat nichts mit der Frage zu tun, wer an der gegenwärtigen Weltkrise schuld ist. Auch diejenigen, welche die Grundverantwortung auf Rußland schieben, glauben, daß die endgültige Entscheidung über Krieg und Frieden von Amerika getroffen werden wird ... Der Schleier von Furcht, den die amerikanische Propaganda um die Atombombe herum gewoben hat, hat Rußland nicht eingeschüchtert, wohl aber die Europäer zu hartnäckigen Verteidigern des Friedens gemacht. Auch die Gegner des Kommunismus sagen: ‚Eine kommunistische Welt wäre schrecklich, eine russische Besetzung unerträglich, aber einmal könnten wir doch von dem allem frei werden. Wovor es aber kein

Entrinnen gäbe, das ist die Atombombe.' Die westeuropäischen Mächte können unter dem Vorsitz von Feldmarschall Montgomery zusammentreten, die amerikanische Bundesversammlung kann Milliarden bewilligen — aber diesmal werden die Menschen in Europa nicht marschieren.»

Der Weg Frankreichs Es ist natürlich kein Zufall, daß in Frankreich Stimmungen um sich greifen, wie sie jetzt in der Garry-Davis-Bewegung zum Ausdruck kommen. Denn *wenn* je ein neuer Krieg ausbrechen sollte, dann käme — im Gegensatz zu Amerika und vielleicht auch England — Frankreich auf alle Fälle unter die Räder. Und davor empfindet das französische Volk nach all seinem furchtbaren Erleben nun einfach ein Grauen, gegen das kein politisches Raisonnement und keine Marshall-Lieferungen etwas vermögen. Es wehrt sich darum instinktiv dagegen, eine Schachfigur — oder gar das Spielbrett selbst — in der großen Partie zu werden, die jetzt zwischen Ost und West ausgetragen wird. Es läßt sich gewiß gern die amerikanische Wirtschaftshilfe gefallen, die abzulehnen keine französische Regierung verantworten könnte, ist aber auch eifersüchtig darauf bedacht, die bedenklichen politischen Wirkungen dieser Unterstützungsgenössigkeit abzuwehren, die eine kurzsichtige Propaganda törichterweise immer noch abzuleugnen sucht, die aber eben doch eine handgreifliche Tatsache sind und von der Gegenpropaganda nur ausgenützt und übertrieben werden, keinesfalls jedoch erfunden worden sind. Bezeichnend für eine in Frankreich weitverbreitete Auffassung erscheinen uns in dieser Hinsicht zwei Stimmen, die sich in der letzten Nummer des «*Socialiste Chrétien*» haben vernehmen lassen, und die wohl auch unsere Leser interessieren. Camille Val, der Redaktor des uns gesinnungsverwandten Blattes, stellt da fest:

«Nach einjähriger Wirksamkeit des europäischen Wirtschaftsprogramms ist die politische Bilanz düster. Wir bezahlen eben die empfangene Hilfe mit der Unabhängigkeit unserer Diplomatie, mit der Unabhängigkeit unserer Außenpolitik. Von Stufe zu Stufe sinkend, sind wir jetzt beim Atlantikpakt angelangt, der nichts anderes als ein gegen die Sowjetunion gerichtetes Militärbündnis ist, und das heißt Entscheidung für den einen der beiden Großen gegen den andern, heißt Umwandlung unseres Landes in einen Brückenkopf für den Atomkrieg, den man vorbereitet.»

Innenpolitisch aber bedeutet die wirtschaftliche Bindung Frankreichs an Amerika, wie Robert Joseph am selben Ort bemerkt,

«in erster Linie den Stillstand der Nationalisierungspolitik zum Zwecke des Schutzes der Kapitalanlagen der amerikanischen Financiers. Zweitens bedeutet sie die Gewinnung einer politischen Sicherheit und Stetigkeit, welche die Risiken einer Nationalisierung ausschließt. Drittens Einschränkung der Befugnisse der Gewerkschaftsorganisationen bei der Überwachung der Betriebsführung ... Wir wissen bereits, daß in Deutschland die Industrie der Westzone kolonisiert ist. In Italien sind die amerikanischen Kapitalanlagen in der Automobil- und der Elektrizitätsindustrie gleichfalls gewaltig ... Die Amerikaner sind keine edelmütigen Mäzene. Und *wir* sind keine Bettler.»

Partei- und klassenpolitisch hat Frankreich für den Augenblick so ziemlich Ruhe. Aber die zaghaften und einseitig die Verbraucher und Lohnempfänger treffenden Lenkungsmaßnahmen, zu denen sich das eigentlich doch dem Wirtschaftsliberalismus verpflichtete Kabinett Queuille herbeigelassen hat, werden auf die Länge doch nicht durchgreifend helfen. Das französische Wirtschaftsproblem kann, wie man immer wieder sagen muß, nur durch radikale Eingriffe in die Produktionsmethoden, in die Landwirtschaftspolitik, in die Lohn- und Preisgestaltung, in die Inflations- und Schwarzhandelspraktiken gelöst werden. Das erfordert harte Arbeit, bittere Opfer und damit eine Disziplin, die nur durch hingebungsvollen, freiwilligen Einsatz der *ganzen* Arbeiterschaft, eingeschlossen ihren stärksten und tätigsten Bestandteil, die Kommunisten, zu erreichen ist. Jeder andere Weg, vor allem derjenige der nationalistischen Reaktion, wird Frankreich nur tiefer in die Not hineinführen.

Und Deutschland? Ähnliches gilt für Deutschland. Das Erstarken der nationalistischen Reaktion ist ja auch hier, besonders in der Westzone, mit Händen zu greifen. Ihr großes Sammelbecken, so schreibt Anna Siemsen in der «Roten Revue», ist die Christlich-Demokratische Union (die ja in Wahrheit weder christlich noch demokratisch ist, sondern so ziemlich das Gegenteil). «Unbedingt beherrscht von ihrem großkapitalistischen rechten Flügel, findet sie unter der sehr klugen Leitung des herrschgewohnten Klerus die vollste Unterstützung der Militärregierungen, die in ihr den Garanten sehen, daß ‚nix passieren' kann. Sie rechnen und hoffen durchaus auf die Reaktion in der übrigen Welt.» Und deren Unterstützung ist denn auch den deutschen Rückwärtsern völlig sicher. Churchill fordert immer wieder, man solle bei der Behandlung Deutschlands nun doch endlich einmal «den Schwamm über die Verbrechen und Schrecken der Vergangenheit ziehen und um unserer Rettung willen in die Zukunft blicken». Noch deutlicher sagt es der amerikanische Militärgouverneur von Bayern, Murray van Wagoner, wenn er erklärt, Westdeutschland sei nunmehr zur Frontlinie im kalten Krieg gegen den Kommunismus geworden. Und Lord Douglas, bis vor kurzem britischer Oberkommandierender in Deutschland, schrieb letztes Jahr im gleichen Sinn: «Die drängendste Gefahr ist heute nicht sowohl ein Wiederaufleben des deutschen Militarismus, sondern die Ausbreitung des Kommunismus nach Westen.» Höchst zeitgemäß erinnert demgegenüber der «New Statesman» an eine bestürzend ähnlich lautende Äußerung Lord d'Abernons, des unseligen britischen Botschafters in Berlin nach dem ersten Weltkrieg, der unter dem 20. November 1920 in seinem Tagebuch bemerkt: «Die Franzosen scheinen nicht zu begreifen, daß die militärische Gefahr (von seiten Deutschlands) der Vergangenheit angehört, und daß die wirkliche Gefahr in Deutschland die kom-

munistische Unordnung ist.» Das sozialistische Londoner Blatt meint dazu:

«Feststehende und unausweichliche Tatsache ist, daß die Westalliierten es nicht verstanden haben, den Grundriß und Aufbau des sozialen und wirtschaftlichen Lebens in Deutschland zu verändern ... Die Grundlagen, das Gerüst, die Aufstiegstreppen und -leitern des deutschen Nationalismus sind trotz einem gewissen gegenteiligen Augenscheine ungefähr ebenso sicher und haltbar wie in den zwanziger Jahren. Unter dem Schutt und Wirrwarr, den die Niederlage erzeugt hat — und die humanitären Gefühle haben sich verständlicherweise vor allem dieser Seite des Bildes zugewandt —, haben die gesellschaftlichen Kräfte, die sich einer demokratischen Lenkung unzugänglich erwiesen haben, ständig an Boden gewonnen[1].»

Stellen wir dem gegenüber, was einer unserer religiös-sozialen Gesinnungsgenossen, der im amerikanischen Sektor von Berlin, also gleichzeitig auch mitten in der russischen Zone Deutschlands drin, lebt, in einem Privatbrief nach der Schweiz schreibt:

«Auch bei uns gibt es genug Sozialdemokraten, die ihren Hauptfeind im Kommunismus sehen und sich zum ‚Kreuzzug gegen Rußland' mit jedem bürgerlichen Politiker verbünden ... (Aber) denen, die es ernst meinen, geht es in erster Linie darum, daß der Sozialismus verwirklicht wird. Dabei ist uns selbstverständlich die Gewissensfreiheit und die Menschenwürde ebenso wichtig wie unseren Brüdern im Westen, und wir werden unseren Mann stehen, wenn eins dieser beiden gefährdet oder vernachlässigt wird. Aber wir sind soweit ‚Marxisten', daß wir glauben: Beides kann im eigentlichen, wahren Sinne nur nach dem Siege des Sozialismus verwirklicht werden. An der bürgerlichen Scheinfreiheit und an dem, was der Kapitalismus unter Menschenwürde versteht, liegt uns gar nichts. Wir sind über das, was in der deutschen Ostzone geschieht, in der viele von uns leben, genau orientiert und denken nicht daran, irgend etwas zu verharmlosen oder zu vertuschen. Aber wir sehen eben auch das Positive! Um nur die drei wichtigsten Punkte zu nennen: Die restlose Beseitigung des junkerlichen Großgrundbesitzes durch die Bodenreform, die Öffnung der Universitäten für die intelligenten Söhne des Proletariats, und die Heranbildung eines Richterstandes, der nicht mehr einseitig die Interessen der Besitzenden und die Ideale der bürgerlichen Welt als ‚Recht' verficht. Das alles geschieht etwas gewaltsam, wenn man so will ‚diktatorisch' ... (Aber) ich sage den Kritikern aus dem Westen immer: Macht es uns doch vor, wie ihr auf dem westlich-demokratischen Wege auch nur *ein Stückchen* Sozialismus verwirklichen könnt! Aber leider geht die Entwicklung im Westen Deutschlands genau denselben verhängnisvollen Weg, wie wir alle ihn nach 1918 gegangen sind, und der uns binnen 15 Jahren zu Hitler geführt hat. Schon versammelt sich alles, was im Nazireich eine Rolle spielte, im Westen; militärisches Denken wird nicht nur geschont, sondern geradezu gepflegt; die Universitäten werden von ehemaligen

[1] Es mag hier vermerkt werden, daß die aufgeregte Auseinandersetzung über eine mögliche Wiederaufrüstung Westdeutschlands, von der hier wiederholt die Rede war, des ernsten Hintergrundes doch nicht zu entbehren scheint. Es war nämlich eine *amerikanische* Presseagentur, die «United States News», die seinerzeit als erste zu melden wußte: «Militärische Sachverständige der Vereinigten Staaten sind daran, eine neue politische Linie auszuarbeiten (Militärs eine *politische* Linie! H. K.): sie empfehlen den Wiederaufbau der deutschen Armee als Gegengewicht gegen die Russen. Die Meinung der Militärs ist, daß die Deutschen eher gewillt wären, militärische Pflichten auf sich zu nehmen, als die zögernden Franzosen.» Devere Allen, der dies in der «Worldover Press» (7. 1. 49) feststellt, fragt mit Recht: «Ist der Plan nun tot? Wird Mr. Royalls (des amerikanischen Kriegsministers) Dementi gültig bleiben? Sprach er nur von der bisherigen Lage oder wird der Plan für eine neue deutsche Armee später wieder vorgenommen werden? Das ist es, was Europa gerne wüßte.»

Frontoffizieren beherrscht; die Justiz treibt die reaktionärsten Blüten; und alles spricht schon vom nächsten Krieg, in dem es mit amerikanischer Rüstung und amerikanischer Hilfe gegen Rußland gehen soll . . .»

Mit *solcher* Gesinnung wird freilich das deutsche Problem nie zu lösen sein!

«Die Schweiz des Mittelostens» Kurzsichtiger Antisowjetismus hat bisher immer wieder auch die Lösung der *Palästinafrage* erschwert. Die arabischen Staaten, zusammen mit Iran und der Türkei, zu einem Bollwerk gegen das Vordringen des Kommunismus in Vorderasien zu machen und das ohnehin schon ganz «jüdisch-bolschewistisch durchtränkte» Palästina möglichst kurz zu halten, das war ja die längste Zeit ein Hauptziel der Orientpolitik des britischen und des amerikanischen Außenministeriums. Dieses Ziel schien nun aber durch die Verhandlungen, die angesichts der heldenhaften Selbstbehauptung der Juden gegen eine anscheinend erdrükkende Übermacht sowohl Ägypten als Transjordanien mit Israel anzuknüpfen für gut befunden hatten, um die Jahreswende herum ernsthaft gefährdet. Es sah ganz so aus, als würden außer dem «roten» Israel auch noch wichtigste Araberstaaten aus der antikommunistischen Front ausbrechen, ja vielleicht mit der Zeit, wenn die herrschenden Feudalklassen ihren Rückhalt an den westlichen Demokratien verlören, gar zum Feind übergehen. Dem mußte vorgebeugt werden. Man entschloß sich darum in London zu tatkräftigem Handeln. Man intrigierte in Kairo gegen Israel — ohne Erfolg zwar, wie der Fortgang der Friedensverhandlungen auf Rhodos zeigt. Man bearbeitete aufs neue Abdullah von Transjordanien und brachte es auch wirklich fertig, den Wüstenkönig zum Abbruch seiner Verhandlungen mit Israel und zur Anrufung britischer Hilfe zu veranlassen, einer Hilfe, die dann mit verdächtiger Promptheit tatsächlich in Akaba, am Nordostzipfel des Roten Meeres, eintraf, gefährlichste Verwicklungen mit den Juden in Aussicht stellend, die bereits fünf britische «Erkundungsflugzeuge» im israelitisch-ägyptischen Grenzgebiet abgeschossen hatten.

Aber das war nun wirklich auch der Gipfel einer Palästina- und Orientpolitik des britischen Außenministeriums, deren Ungeschicklichkeit und Unfähigkeit mit dem Fehlen jeglicher demokratisch-sozialistischen Gesinnung bei einigen ihrer Hauptträger erfolgreich wetteiferten. Der Umschlag mußte kommen. Und die an Rebellion grenzende Opposition in England selbst, die sich gegen Bevin (und Attlee) erhob, zusammen mit dem Druck, den Präsident Truman und einige britische Dominien auf London ausübten, führte ihn denn auch rasch herbei. Noch sträubte sich der Außenminister, eigensinnig und selbstgerecht wie er ist, mit Händen und Füßen gegen ein offenes Eingeständnis des Kurswechsels, der unvermeidlich geworden war, und setzte damit sich selber wie das

ganze Kabinett einer förmlichen Niederlage aus. Aber irgendwie scheint ihm doch beigebracht worden zu sein, daß die Arabische Liga heute nur noch ein Bluff, Israel aber eine bleibende Tatsache ist; die De-facto-Anerkennung Israels ist nun jedenfalls auch von Großbritannien ausgesprochen und so der Weg zu einer völligen Umgruppierung der Kräfte in Vorderasien freigemacht worden. Bevin scheint zwar mit dem Gedanken zu spielen, Israel in einen jüdisch-arabischen Staatenbund einzuspannen, der seinerseits dem Westblock anzugliedern wäre; aber dazu ist es nun wohl bereits zu spät. Israel dürfte keine Neigung verspüren, zum Anhängsel der Westallianz zu werden, strebt vielmehr danach, sozusagen als «mittelöstliche Schweiz», wie man es genannt hat, nach beiden Seiten hin unabhängig und *neutral* zu bleiben. Und in dieser Haltung trifft es sich mit den anderen vorderasiatischen Staaten, so daß sich hier die ganz reale Möglichkeit für die Bildung einer politischen Föderation zeigt, die ihre Selbständigkeit gegenüber *beiden* Machtblöcken zu bewahren gewillt wäre — zur Beschämung für Westeuropa, das immer tiefer in die Abhängigkeit von *einem* Großmachtsystem versinkt. Die Wahlen zur israelitischen Nationalversammlung, die die Stellung der Regierungsparteien und besonders der über die Mehrheit der Stimmen verfügenden sozialistischen Gruppen merklich gekräftigt haben, bilden zum mindesten kein Hindernis für eine solche Politik, und wenn es richtig ist, daß besonders von Amerika her in den nächsten Jahren sehr große jüdische Kapitalien nach Palästina fließen werden, so besteht alle Aussicht, daß mit britischer und offiziell-amerikanischer Hilfe große Werke der Bodengewinnung, Bewässerung, Aufforstung und Krafterzeugung erstellt werden, die zusammen mit einer politischen Erneuerung der Welt des Orients geradezu eine geistige und leibliche Auferstehung der Völker Vorderasiens einzuleiten geeignet sind.

China und die Folgen Unser Raum erlaubt es nicht, auf die jüngste Entwicklung in China genauer einzutreten. Es ist das aber vielleicht auch gar nicht nötig, da wir den *Sinn* der chinesischen Umwälzung schon bisher hinreichend deutlich herausgestellt zu haben glauben. So sei denn einfach festgehalten, daß nach dem Fall von Peking und Tientsin den kommunistischen Armeen der Weg ins Yangtsetal endgültig freigeworden ist, daß Chiang Kai-Shek, die Hoffnungslosigkeit seiner Lage einsehend, «vorläufig» von der Bildfläche verschwunden ist und die Kuomintang-Regierung bei den Kommunisten um Friedensverhandlungen nachgesucht, sich dann aber, angesichts der «Härte» der kommunistischen Bedingungen, nach Canton zurückgezogen hat, wo sie vielleicht eine Zeitlang, jeglicher Autorität beraubt, noch ein Schattendasein führen kann. Die Kapitulation wird ihr auf die Länge gleichwohl nicht erspart werden, scheint doch Mao Tse-Tung, der «Lenin Chinas», entschlossen, diesmal ganze Arbeit zu machen und die vor 38 Jahren begonnene Revolution auch in Mittel- und Süd-

china mit der gleichen Gründlichkeit durchzuführen wie in den befreiten West- und Nordprovinzen, wo auch nach dem Zeugnis ganz und gar nicht kommunistischer ausländischer Beobachter eine saubere Verwaltung, eine fortschrittliche Regierung und eine verheißungsvoll aufblühende Bauern- und Arbeiterdemokratie besteht. Mit dem alten Regime geht es wirklich zu Ende; ein neues China tritt, zunächst unter kommunistischer Flagge, auf den Plan, ein China, das auch die Geschicke der übrigen Völker des Fernen Ostens aufs tiefste beeinflussen wird.

Man bemerkt die Ausstrahlung der chinesischen Ereignisse schon jetzt insbesondere in *Japan*, wo die jüngsten Parlamentswahlen auf der einen Seite, unter dem Druck der amerikanischen Besetzungsmacht, einen Erdrutsch zugunsten der konservativ-kapitalistischen Rechten und einen eigentlichen Zusammenbruch der Mittelparteien gebracht haben, auf der anderen Seite aber ein unerwartet starkes Anschwellen der kommunistischen Bewegung erzeigen, deren Abgeordnetenzahl (eingeschlossen die sieben Vertreter der Bauern- und Arbeiterpartei) von vier auf 42 angestiegen und damit nahe an diejenige der Sozialdemokraten herangekommen ist, die von 143 auf 49 Mandate herabgesunken sind. Aber auch in Indochina, Siam, Malaya, Indonesien, Burma und selbst Indien werden mit der Zeit die Wirkungen der Umwälzung in China fühlbar werden. Erwähnen wir für heute nur, was Andrew Roth nach einer Unterredung mit dem Führer der nichtkommunistischen Freiheitsbewegung von *Cambodscha* (Indochina), Prapiset Panich, in der New Yorker «Nation» berichtet:

«Wenn die chinesischen Kommunisten — so sagte Prapiset — an der Grenze von Jünnan erscheinen und Ho Chi Minh (dem Führer der vietnamischen Nationalisten) auch nur mäßige Unterstützung gewähren, so kann er, wie ich glaube, die Franzosen aus diesem Teil des Landes in drei Monaten hinauswerfen. Das wird aber heißen, daß Ho Chi Minhs Regierung rot werden wird. Und wenn sie uns Waffen anbieten, um die Franzosen zu verjagen, so werden wir sie annehmen, auch wenn das heißt, daß wir ebenfalls rot werden. Ich habe jahrelang die Engländer, Amerikaner und Siamesen um Hilfe in unserem Unabhängigkeitskampf gebeten — ohne Erfolg. Wir würden uns lieber von den Demokraten helfen lassen, aber wir werden die Hilfe annehmen, woher sie uns auch geboten wird und dankbar dafür sein. Die Demokraten haben zwei Wege zur Wahl vor sich und nur ganz wenige Wochen Zeit, um sich zu entscheiden. Entweder unterstützen sie die gemäßigten Nationalisten oder aber (ungewollt) die Kommunisten. Wenn sie den zweiten Weg einschlagen, wird es mit dem westlichen Einfluß in Südostasien bald fertig sein.»

Kleinkrieg in Indonesien Daß dies auch in bezug auf *Indonesien* weder die Holländer noch die übrigen Westvölker einsehen wollen, kann sie alle teuer zu stehen kommen. Es ist ja doch einfach beschämend, wie willen- und hilflos die sogenannten Vereinten Nationen vor dem holländischen Rechtsbruch dastehen. Was Wunder, daß Holland dem hohen Sicherheitsrat unverhohlen seine Verachtung zeigt und ihm kühl ins Gesicht sagt, es falle ihm überhaupt nicht ein, sich an seine Beschlüsse zu halten, etwa durch Frei-

lassung der republikanischen Führer oder gar durch Rückgabe der eroberten Gebiete an die Indonesier. Es verfolgt vielmehr, nach dem Abschluß des ersten Teiles der Kriegshandlungen, unbeirrt seinen Plan weiter, eine indonesische Puppenföderation aufzurichten, durch die gedeckt der alte Kolonialimperialismus, wenn auch etwas neu aufgeputzt, seine Geschäfte ungestört fortzusetzen gedenkt. Ob diese Absicht auch nur vorläufig gelingt, erscheint schon jetzt zweifelhaft. Der Kleinkrieg der Indonesier nimmt mit jedem Tag an Ausdehnung und Erbitterung zu und soll bereits große Teile von Java und Sumatra erfaßt haben, so daß der holländische Oberkommandierende, General Spoor, offen erklärt hat, die ihm zur Verfügung stehenden Truppen (immerhin über 100 000 Mann) reichten nicht aus, um eine rasche «Befriedung» Indonesiens herbeizuführen. Dazu kommt, daß die Indonesier die «Strategie der verbrannten Erde» offenbar recht planmäßig anzuwenden begonnen haben und Siedlungen, Pflanzungen, Fabriken und Ölfelder in großem Umfang zerstören. Das Wirtschaftsleben Indonesiens droht dadurch schwer geschädigt und die innere Entfremdung zwischen Holland und dem indonesischen Volk immer heilloser gemacht zu werden. Gleichzeitig werden sich auch die *Fernwirkungen* des holländischen Kolonialismus in die asiatische Völkerwelt hinein als immer verhängnisvoller erweisen. Denn so maßvoll auch bisher die Haltung der südostasiatischen Regierungen war, deren Vertreter kürzlich in Neu-Delhi zur Besprechung der indonesischen Frage zusammengekommen sind, so ernst ist die Möglichkeit, daß sich die Abwehrbewegung der hier durchaus solidarischen farbigen Nationen gegen den Imperialismus der weißen Völker mehr und mehr radikalisiert, je länger Holland zögert, von seinem falschen Weg umzukehren.

Eine Herzstärkung bleibt uns bei alledem, daß in Holland selbst die neue *Widerstandsbewegung*, der Kampf gegen den gewalttätigen Kolonialismus, viel weitere Kreise gezogen hat, als die Offiziellen wahr haben wollen. Es sind keineswegs nur die Kommunisten, die in Opposition zum indonesischen Krieg stehen; neben ihnen kämpfen tapfer die Linkssozialisten*, die Pazifisten und starke protestantisch-kirchliche Gruppen, unter denen unsere Gesinnungsfreunde in vorderster Reihe stehen. Ebenso sachlich wie grundsätzlich klar hat insbesondere Professor G. J. Heering in der «Militia Christi», dem Organ von «Kirche und Frieden»,

* Ein kürzlich abgehaltener außerordentlicher Kongreß der (sozialdemokratischen) Partei der Arbeit Hollands hat zwar mit großer Mehrheit einer von der Parteileitung vorgelegten Resolution zugestimmt, die besagt, daß der Kongreß es *«begreife»*, wenn die Regierung in Indonesien Waffengewalt anwende. Aber ein voller Drittel der Parteitagsdelegierten stimmte doch für die Gegenresolution, welche die Gewaltaktion gegen die Indonesische Republik verurteilt. Und nachher wurde sogar eine zweite von der Opposition unterbreitete Resolution angenommen (wenn auch nur mit schwachem Mehr), die die Wiederherstellung der Indonesischen Republik als autonomes Gemeinwesen und völlige Bewegungsfreiheit für die gefangengenommenen Führer der Republik fordert.

die Ausflucht zurückgewiesen, der holländischen Regierung sei gar keine andere Wahl geblieben als mit dem Schwert dreinzuschlagen. «Es ist», so schreibt er,

«seine (des holländischen Volkes) eigene Kolonialgeschichte, seine eigene Haltung in den letzten Jahren, die diese Zwangslage geschaffen hat, worin unsere Regierung nur die Wahl zwischen einem großen Übel und einem vielleicht noch größeren hatte... (Holland) hat, unterstützt durch Haltung und Benehmen der Gegenpartei, sich selbst in eine Zwangslage gebracht, eine Lage, die ihm durch seine eigene Vergangenheit aufgezwungen wurde — der Fluch der bösen Tat, der bösen Vorgeschichte. Es hat im Osten sein Leben nicht verlieren können. Darum wird es dort sein Leben auch nicht mehr finden.»

Und Professor Heering schließt — womit auch unsere heutige Rundschau geschlossen sei —, indem er bittet: «Herr, erlöse uns von dem Bösen und von der bösen Tat mit ihren bösen Folgen! Herr, zerbrich den Bann des Bösen! *Rette* Holland und *beschütze* Indonesien!»

Hugo Kramer.

BUCHBESPRECHUNGEN

Die Neger in USA

Sinclair Lewis, Kingsblood Royal, Random House, New York, 1947.

Zu den Problemen, die der erste und noch viel dringlicher der Ausgang des zweiten Weltkrieges zu lösen aufgab, gehört ohne Zweifel die Einstellung der Weißen zu den sogenannten «coloured races», den Farbigen. Die Freiheitskämpfe in Indonesien und Malaia, die Empörung, die das gewaltsame Vorgehen der europäischen Kolonialmächte in Asien schürt, der Aufruf Indiens zum Kongreß der asiatischen Völker, sind eine deutliche Warnung an die Machthaber, die noch immer an der Fiktion der Minderwertigkeit der farbigen Rassen festhalten. Das Problem stellt sich, wie man weiß, nicht nur in Asien, es zeigt sich in nicht weniger heftiger Form in Afrika und nicht zuletzt in den USA. Ob die Weißen als Minderheit den Farbigen gegenüberstehen, wie in Asien, Afrika, oder als erdrückende Mehrheit, wie in den USA, die Wirkung scheint immer dieselbe zu sein und zur Unterdrückung und Ausnützung der Farbigen zu führen. Heute, im Zeitalter der vier Freiheiten, allerdings auch zur Auflehnung der Unterdrückten.

Es ist in diesem Zusammenhang von Interesse, die Stimme eines vorurteilsfreien Amerikaners zu hören. Nicht daß Sinclair Lewis konkrete Vorschläge für das Zusammenleben mit den Schwarzen in seinem Lande zu machen hätte. Aber kraft seines unbestechlichen Urteils und seiner Gestaltungskraft gelingt ihm, was noch so wohlmeinende Schilderungen und Statistiken nicht zustande bringen. In seinem «Kingsblood Royal», das etwa mit «Königliches Blut» zu übersetzen wäre, läßt er uns spüren, wie einem Angehörigen der amerikanischen oberen Schichten zumute ist, wenn er die USA als Schwarzer erlebt. Ein kriegsverwundeter Offizier, mit einer Dame aus bester Familie verheiratet, entdeckt, daß ein Vorfahre, in dem er nach allerlei geheimnisvollen Andeutungen einen Prinzen königlichen Geblütes vermutete, in Wirklichkeit ein Vollblutneger war. Damit ist er als Nachkomme, obwohl nur zu einem Zweiunddreißigstel schwarz, nach Yankeebegriffen eben doch ein Angehöriger der «minderwertigen» Rasse. Das Großartige an ihm ist nun, daß er nach anfänglichen schweren Anfechtungen spürt,

daß er sein Geheimnis preisgeben und den Kampf um seine menschliche Würde als «Neger» aufnehmen muß. Was ihn vor allem dazu bestimmt, ist sein Zusammentreffen mit einer Anzahl von Angehörigen der verfemten Rasse, prächtigen Menschen. Wie dies von Sinclair Lewis nicht anders zu erwarten ist, idealisiert er zwar auch die Schwarzen nicht; was Jahrhunderte der Rechtlosigkeit an Unterwürfigkeit und Heuchelei im Menschen erzeugen können, gehört ebenfalls zu seinem Bilde.

Das Schönste aber ist, daß der Leser die Überzeugung gewinnt, wenn auch Gemeinheit und Unverstand den Kampf der Schwarzen noch verlängern mag, der Triumph ihrer Sache wird nicht ausbleiben, nicht zuletzt dank dem persönlichen Einsatz der besten Weißen.

P. Furrer.

Nochmals Neger in Amerika

Richard Wright: «Onkel Toms Kinder». Steinberg-Verlag, Zürich. 1948.

Dieses neue Buch von Richard Wright verdiente eine eingehende Besprechung, denn es ist wiederum eine sehr bedeutsame Veröffentlichung.

In fünf «Kurzromanen» stellt Wright die geistige und seelische Einstellung des heutigen Negermenschen, und wohl noch mehr des kommenden, im Konflikt mit der weißen Welt und den weißen Menschen dar. Es ist nicht mehr der «gute, alte Onkel Tom» aus «Onkel Toms Hütte», dessen Demut und Unterwerfung nicht ausreichten, die Einstellung der Weißen in ihrer Mehrheit und in der Tiefe zu verwandeln. Es sind die Kinder und die Enkel Onkel Toms, die heutigen Neger, in denen, wie bei fast allen andern Farbigen, die Empörung und Auflehnung gärt, und die den Weißen mit einem neuen Selbstbewußtsein begegnen. Der Kampf mit der weißen Welt, die dem Neger Menschenwürde und Menschenrecht vorenthält, die ihn ausbeutet und terrorisiert, ist in vollem Gange. Er verläuft im wesentlichen auf der Linie der Vergeltung, der Beantwortung der Gewalt durch die Gewalt. Wie konnte auch eine andere Frucht aus der Behandlung der Neger wachsen?

Wright möchte diesem Kampf einen Inhalt und eine Richtung geben. Er zeigt den Rassenhaß auf, aber er weist über ihn hinaus auf den echten Freiheitskampf hin, der die Neger an die Seite des armen gedrückten Volkes aller Rassen führt. Es ist ein volks- und völkerverbindender Sozialismus, den er vertritt. Im dritten Stück läßt er den in der Nacht von den Weißen fast zu Tode gepeitschten Negerpfarrer, der es mit dem schwarzen und weißen Proletariat hält, dem empörten Sohne Inhalt und Ziel des Kampfes erklären: «Wir müssen an das Menschenvolk denken, Nacht und Tag; so hart und angestrengt müssen wir denken, daß wir darüber unser armes eigenes Selbst vergessen. Was sie leiden, ist das, was ich heute nacht gelitten habe, wie sie mich ausgepeitscht haben. Wir müssen das Menschenvolk bei uns haben.» Zuvor hat er den Sohn noch etwas gefragt, was man nur in entscheidenden Augenblicken und Stunden fragen kann: «Weißt du noch, Sohn, was ich dir vom Gebet gesagt habe, was es ist?»

Schweigen. Dann kam langsam die Antwort des Jungen: «Du hast gesagt: Lasse Gott in deinem Leben so wirklich sein, daß alles, was du tust, seinetwegen geschieht . . .»

«Ja. Aber da gibt es noch etwas anderes, mein Junge. Das Volk, die wahrhaften Menschen. Sie sind es, die für uns Wirklichkeit werden müssen. Gott ist mit dem Volk. Das soll uns so wirklich werden wie Gott!» So spricht Wright die große Losung für den Kampf unserer Zeit aus. Daß Christus das Licht und der Weg in diesem Kampfe sein könnte, das ist ihm freilich entschwunden oder verdeckt durch die «christliche» weiße Rasse. Es scheint, daß ihm hier der Sozialismus, die Menschenverbrüderung als «lichter Morgenstern» vor Augen steht. Dafür stirbt die alte Negermutter im letzten Stück und geht damit den Weg des Sohnes, der von diesem neuen Glauben durchglüht ist und vor den Augen der Mutter dafür hingemordet wird. Da steht unsere, der westlichen, der weißen Welt Schuld vor uns auf, daß Christus nicht erkannt werden kann, daß er verkannt wird um unseretwillen, er, der der Tag Gottes für die Menschen ist und dessen Reich das wahre Menschenreich ist. Wir dürfen aber hoffen, daß das nicht so bleiben wird, sondern daß bald und über die ganze Welt hin offenbar werden wird,

wer Christus ist und was er will und daß sich um ihn die Völkergemeinde Gottes sammeln wird, die in Wahrheit seinem Reiche dient.

Wrights Darstellungskraft ist eine gewaltige, völlig durchglüht von der Sache, der der Dichter dient, und auch darin ein verheißungsvolles Zeichen. *Albert Böhler*

Die Anatomie des Friedens

Emery Reves: «Die Anatomie des Friedens». Europa Verlag Zürich.

Albert Einstein hat dieses Buch in einer Besprechung «Die Antwort auf die Atombombe» genannt. Auf alle Fälle ist es ein wichtiges Buch, das durch die Energie und die Geradlinigkeit, mit der es das Friedensproblem erfaßt und seine Hauptforderung vertritt, verdient, ernsthaft erwogen und diskutiert zu werden.

Reves sieht den Haupthinderungsgrund für die Gewinnung und Errichtung einer Friedensordnung in der Welt in der Grundstruktur der modernen Staatenwelt, die auf das Prinzip der Souveränität des Einzelstaates gegründet ist. Der Nationalismus, der der Wesensausdruck dieser im Grunde feudalistischen Konzeption ist, ist nach Reves der große Zerstörer jeglichen Versuches einer Friedensordnung. Er ist das sprengende Element bei allen Versuchen, eine auf dem Recht beruhende Völkerordnung aufzubauen. Er ist der große Götzenglaube der Moderne, der die Welt immer neu zersprengt. Er ist das Gift, das die echten Versuche, eine wahrhaft menschliche Friedensordnung aufzubauen – die Demokratie, den Sozialismus, den Völkerbund –, immer wieder zersetzt und vergiftet hat und sie ohnmächtig werden ließ. Auch das Versagen und die Schuld der Weltreligionen werden von Reves mit Recht auf das Schärfste herausgestellt: «Es ist für die Zukunft der Menschheit äußerst wichtig, die Abtrünnigkeit und das Versagen aller drei monotheistischen Weltreligionen und ihre Beherrschung durch zerreißenden und zerstörenden Nationalismus zu erkennen, da ohne den tiefen Einfluß der monotheistischen Weltanschauung des Judentums, Christentums und Islams menschliche Freiheit in der Gesellschaft – Demokratie – niemals hätte begründet werden können und nicht überleben kann.»

Wir stimmen Reves in dieser Beurteilung des Nationalismus zu. Er ist in der Tat ein Moloch, ein Götze. Er trägt als kollektive Selbstsucht der vielen nationalen Staaten, der vielen «souveränen» Völker den Stempel aller Selbstsucht an sich: die Gier, das Ganze zu sein und sich zum Ganzen zu erweitern, und die Feindschaft gegen alles, was sich nicht verschlingen läßt, und ebenso die Angst des Kleinen vor dem Großen, des Schwachen vor dem Starken. Er ist ein falscher Totalitätsanspruch mit allen seinen Folgen, wie sie uns bis jetzt am krassesten im Faschismus und Nazismus entgegengetreten sind, aber im Schoße jedes nur menschlichen Totalitarismus sich gebären.

Welches ist die Lösung, die Reves vorschlägt? Bei ihm gibt es nur eine Lösung: die Errichtung einer Weltregierung, die die nationalfeudalistische Gewalt des Einzelstaates aufhebt und die Völker an ein Weltgesetz, in dem die Menschenrechte und die Menschenpflichten aller und für alle festgelegt sind, bindet. Wie den Völkerbund, so sieht er auch die Organisation der Vereinten Nationen daran scheitern, daß sie die Souveränität des Einzelstaates nicht aufhebt durch die Errichtung des Weltvölkergesetzes und die dasselbe garantierende Weltregierung. Die Weltregierung muß der erste und nächste Schritt sein – oder die Völkerwelt taumelt in den Untergang.

Das Buch endigt mit einem Aufruf an alle Menschen guten Willens, sich dafür sofort und ohne Vorbehalt einzusetzen, dafür überall Menschen zu gewinnen.

Ob die Beschreitung dieses Weges zur Erringung dieses Zieles genügt, sei hier nicht weiter diskutiert. Dem Schreibenden scheint es fraglich. Wenn es nicht gelingt, die Völker als Völker zur Völkergemeinschaft, zur Völkerdemokratie aufzurufen, zu erwecken, vorwärtszubringen, daß sie den Bann des Nationalismus, in dem sie sich bewegen, zerbrechen, scheint eine Rettung unmöglich. Der Einzelne, Vereinigungen, Organisationen im Dienste dieser Sache werden viel tun können; zuletzt wird es aber eine neue Gemeinschaft sein müssen, die aus der Kraft einer neuen Freiheit heraus,

den Völkern wegweisend, zeugnishaft, mit Glaubenskraft und voll Opfersinn vorangeht. Die Zeit dafür ist gekommen, der Ruf dazu kann von jedem wachen Gewissen gehört werden. Es muß eine neue Gemeinde Christi kommen, die das Panier aufwirft für die Völker, daß sie Zion entgegenziehen können, dem Zion Gottes in seinem Reiche.

Damit ist noch ein weiteres Wort zu dem Buche von Reves gesagt. Gewiß, die neue Ordnung der Völkerwelt, Zion, muß mit *Recht* gebaut werden, aber dieses Recht muß von etwas anderem getragen sein – von einer erlösenden Kraft, von der Freiheits- und Liebeskraft des Evangeliums vom Reiche Gottes und seinem Christus. Davon dürfen wir das Größte und Umwälzendste erwarten, auch wenn es scheinen mag, als ob wir das Verrückteste und Unmöglichste für unsere Zeit aussprächen. Lasset aber einmal eine echte Völkergemeinde Gottes zum Saatfeld der Revolution Christi werden, und ihr werdet wie ehedem staunen über die großen Taten Gottes, die in der Welt möglich sind. *Albert Böhler*

Eine „Standeslehre"

Hans Martin Stückelberger: «Das Amt und die Gemeinde». Ein Wegweiser durch das theologische Studium und eine praktische Hilfe im Pfarramt auf dem Land und in der Stadt — dargeboten in Briefen zur Vertiefung des gegenseitigen Verständnisses von Pfarrer und Gemeinde. Evangelischer Verlag, Zollikon, 1948. 290 S.

Der an Produktivität scheinbar unerschöpfliche St. Galler Stadtpfarrer H. M. Stückelberger, dem sowohl als Theologen als auch als Historiker ein guter Ruf vorangeht, der flott geschriebene und gern gelesene Bücher über den «Evangelischen Glauben», über das «Christliche Handeln» und über «Ursprung, Gestalt und Auftrag der Kirche» verfaßt hat, der seinerzeit Martin Niemöller gegenüber üblen Verdächtigungen in Schutz nahm und der die römisch-katholische Kirche ohne Federlesens mit dem Großinquisitor Dostojewskijs in Analogie setzte, der als Feldprediger seine Offiziersuniform ebenso würdig zu tragen versteht wie als Pfarrer seinen Talar und als Zivilist sein stets gebügeltes Kleid, der ein Künstler der Zeiteinteilung ist und dem das Tagespensum in pausenloser Pünktlichkeit fast bis zur Sekunde genau abrollt, der bei alledem bescheiden genug ist, zu gestehen, daß auch er noch vieles zu lernen habe und daß des Strebens kein Ende ist, zumal für solche, die sich den Willen zum Universalgenie in den Kopf gesetzt haben, dieser Mann also tut den eleganten Wurf eines neuen Buches, in welchem durch 55 Hirtenbriefe die angehenden und auch schon amtierenden Pfarrer landauf und landab beraten, ermahnt, erschüttert, ermuntert, gelobt und mitunter auch sehr offenherzig beschimpft werden. Wer noch Wernles «Einführung in das theologische Studium» und dessen väterliche Art der Beratung und der Anweisung im Sinne hat, wer Thurneysens tiefschürfende und nach allen Seiten hin wohldurchdachte «Lehre von der Seelsorge» kennt und schätzt, oder wer Köhlers plauderndes Buch über «Nöte und Pflege des inneren Lebens» hat auf sich einwirken lassen, der merkt gleich, daß hier ein anderer Wind weht. Hier atmet jede Zeile den verantwortungsvollen Ernst eines Eifers, der an den Exerzitiengeist eines Ignatius von Loyola erinnert. Dem jungen Theologen, der noch nicht von der vollen Gültigkeit des Evangeliums überzeugt ist, wird die Fähigkeit zu einem ersprießlichen Pfarrdienst abgesprochen. Wem die Weihe der Rekrutenschulung nicht zuteil wurde, wird die beinahe unausweichliche Gefahr dauernder Disziplinlosigkeit vor Augen gemalt. Dem Landpfarrer wird empfohlen, sich eine möglichst umfassende Bibliothek anzueignen, dafür aber seine Salatköpfe getrost ins Kraut schießen zu lassen. Es wird ihm der sicherlich gute und beherzigenswerte Rat erteilt, sich nie nach einer Stadtgemeinde zu sehnen — mögen die Kollegen der Stadt meinetwegen vor Neid gelb werden! —, aber wir Landpfarrer haben es nicht nötig, von einem Stadtpastor darüber belehrt zu werden, wohin man seine Finken hinzustellen und wie man Velo zu fahren habe. Es ist ja wahr, wir sitzen alle in einem Glaspalast, aber weh' uns! wenn man darin lauter Musterpfäfflein hausen sähe, die pünktlich ihre Gebete verrichten, korrekt ihre Hausbesuche absolvieren, Kranken und Sterbenden ihre Teilnahme zollen — aber nicht

zu lange! —, und die im übrigen es glänzend verstehen, sich «unproduktive Abhaltungen» vom Leibe zu halten, weil es ja nicht ihre Sorge ist, wie man die Menschen recht lieben könnte, sondern weil sie beständig auf dem Sprunge stehen, irgendeinen Lorbeer oder gar die Siegespalme eines akademischen Grades zu pflücken.

Daß der Verfasser dieser Briefe natürlich ein feuriger Verfechter des Feldpredigeramtes ist und den kirchlichen Dienst an der feldgrauen Gemeinde verklärt, bedarf kaum der Erwähnung. Er gibt auch nützliche Anweisungen dafür, wie sich der Feldprediger inmitten des Offiziersstabes vorteilhaft zur Geltung bringt durch scharf geführte Diskussionen, so daß der erst mit Mißtrauen empfangene Geistliche auch in solcher erlauchter Gesellschaft letztlich als Hirsch dazustehen vermag. «Wäre nur das Töten nicht die letzte Konsequenz des Soldatseins, so ließe sich für jeden Schweizer keine bessere Lebensschule durch menschliche Maßnahmen errichten als die Verpflichtung zum Militärdienst» (S. 266). Ach, wie schön ist doch dieses Buch, wie klug, wie elegant, wie salonfähig bis in den Generalstab hinein! Wie löblich, wie geschniegelt sind doch die Jünger Jesu von heute! Wie gerne möchte ich zum Schlusse noch die jüdische Legende von Rabbi Josua ben Levi erzählen, dem Gerechten ohne Fehl, der zu Gott betete, daß er den Propheten Elia sehen möge. Elia kam. Er kam auch in eine Stadt, wo es viele hochmütige Männer gab. Er segnete diese Männer und sprach zu ihnen: «Möget ihr alle Stadtoberste werden!» Warum wünschte er ihnen das? Sie waren doch des Segens nicht wert. Nun, eine Stadt, die viele Oberste hat, wird in Zank und Streit untergehen, und ihr eigner Hochmut wird sie bestrafen. Mir scheint, Elia ist wiedergekommen. Er segnet die Pfarrer und spricht zu ihnen: «Möget ihr alle Hauptleute werden!» Meinerseits fürchte ich mich vor solchem Segen ... und auch Rabbi Josua ben Levi, der Gerechte, hat zu seiner Zeit sein Unrecht eingesehen und Buße getan.

Herbert Hug.

Lied der Kriegsgefangenen[1]

Herr, laß uns stille werden,
Ganz still zu Dir.
Zu Deinen Friedensgärten
Tu auf die Tür.

Sieh, Nacht und Schwermut dunkeln,
Uns stärkt kein Wein.
Sterne und Tränen funkeln —
Trostloser Schein.

Wir klopfen an Deine Türen,
Lauschend, blind.
Du mußt die Bettler nun führen,
Die weglos sind.

Ach Herr, uns Bettler im Geiste
Sieh gütig an.
Wir sind in der Welt Verwaiste,
Sind spät erwacht aus dem Wahn.

Herr, laß uns stille werden,
Ganz still zu Dir.
Zu Deinen Friedensgärten
Tu auf die Tür.

Eduard Haller.

[1] Aus der Sammlung «Wie sind wir Dir in diesen Tagen nah ...» Religiöse Dichtung deutscher Kriegsgefangener in Lagern des Mittleren Ostens, 1947.

Bitte an unsere Leser!

Tun wir genug, um inmitten von so viel Fatalismus, Haß, Reaktion und Furcht die nötige Klarheit und die aufrichtende Verheißung zu verbreiten? Dankesbriefe aus dem Ausland bestätigen uns, daß dort vielerorts die Botschaft, die uns aufgetragen ist und die wir ziemlich einsam im großen Blätterwald vertreten, erwartet, ja begehrt wird. Seit Jahren werden die «Neuen Wege» auch an Leser verschickt, die wohl Interesse für unsere Sache, nicht aber die Möglichkeit zur Bezahlung des Abonnements haben, da mit weiten Teilen Europas immer noch kein normaler Zahlungsverkehr besteht. Wir fühlen uns verpflichtet, diesen Dienst allen Schwierigkeiten zum Trotz auch jetzt nicht ab-, vielmehr weiter auszubauen.

Wer hilft mit, daß noch mehr Freunden im Ausland, die kein Abonnement bezahlen können, oder auch Schweizer Lesern, für die dasselbe aus anderen Gründen zutrifft – etwa jungen Menschen in Internaten und Anstalten –, unsere Zeitschrift gratis abgegeben werden kann? An Abnehmeradressen fehlt es nicht. Wenn alle Leser, die dazu in der Lage sind, uns durch Bezahlung eines weiteren Abonnements für die Schweiz oder das Ausland diesen Dienst an der Wahrheit ermöglichen wollten, dürfen sie unseres Dankes und vor allem des Dankes der Beschenkten gewiß sein.

Bitte, senden Sie uns jetzt oder bei Bezahlung Ihres Abonnements den Betrag für ein weiteres Abonnement und vermerken Sie auf der Rückseite des Einzahlungsscheines, ob Sie das Geschenkabonnement für die Schweiz oder das Ausland oder vielleicht für eine von Ihnen genannte Adresse bestimmt wissen wollen (Postscheckkonto VIII 8608).

Wir danken allen denen, die schon bis heute so treu geholfen haben, die «Neuen Wege» in weitere Kreise zu tragen, und wagen diese weitere Bitte im Glauben an den Segen der uns aufgetragenen Aufgabe.

Der Vorstand der Vereinigung Freunde der «Neuen Wege».

Gern erfüllen wir den Wunsch unserer französischen Gesinnungsfreunde und laden in ihrem Auftrag unsere Leser zum *27. Nationalkongreß der Christlichsozialen Bewegung in Saint-Etienne, vom 26. Februar bis 1. März 1949*, ein.

PROGRAMM

Samstag, den 26. Februar

15.00 Uhr: Eröffnung des Kongresses durch Elie Gounelle und Elie Lauriol.

15.30 Uhr: Wahl der Kommissionen.

16.00 Uhr: *«Krise und Zukunft des Sozialismus»*, Studie von Prof. Georges Lasserre: «Fatalitätssozialismus und aktiver Sozialismus in der modernen Gemeinwirtschaft».

20.30 Uhr: Öffentliche Zusammenkunft unter dem Vorsitz von Elie Gounelle: «Wiederaufbau — vor allem des Menschen», mit André Monnier, Daniel Parker, Henri Roser.

Sonntag, den 27. Februar

10.30 Uhr: Besuch des Gottesdienstes. Predigt von Pfr. E. Lauriol.

14.30 Uhr: «Die Krise des Sozialismus», Fortsetzung der Diskussion. Voten der Herren *François Goguel, André Philip.*

17.00 Uhr: Sitzung der Kommissionen.

20.30 Uhr: Öffentliche Zusammenkunft: «Der soziale Kampf und die Christen», mit Georges Lasserre, André Philip, André Trocmé.

Die Freiheit am Kreuz

Die Freiheit wird heute gekreuzigt. Die Aufhebung bürgerlicher Freiheitsrechte, der formalen Rechtsgleichheit aller, der garantiert staatsfreien, privaten Sphäre, Deportationen und Liquidationen, bei denen das Individuum als Glied eines Kollektivs ungeachtet der individuellen Rechtslage miterfaßt wird, sind Stationen dieses Passionsweges. Was an diesen Stationen geschieht, ist und bleibt Schuld.

Die geistigen Gründe dieser Schuld aber liegen dort, wo der Glaube herrscht, es gehöre nun einmal zum Wesen des Menschen, Kreuze zu errichten. Möge immer Unrecht geschehen, die Idee, welcher der Mensch zu dienen meint, schafft ihm, wenn er das Unrecht tut, ein gutes Gewissen. Die Idee gibt auch den Maßstab für Gut und Böse, gut wird das, was der Idee dient; böse, was ihr im Wege steht. Und die Idee bestimmt schließlich den Glauben an den zukünftigen Gang der Geschichte und vermittelt ihren Trägern den Glauben an ihre Weltmission.

Diese geistigen Gründe für die Kreuzigung der bürgerlichen Freiheit in der Gegenwart dürften die Welt, die sich noch ihres Besitzes an solchen Freiheiten rühmt, allerdings merkwürdig vertraut anmuten. Der Glaube, es gehöre nun schlechthin zur menschlichen Existenz, Kreuze zu errichten, geistert durch die Geschichte der zivilisierten Welt, seit das Christentum seinen Fakt mit dem konstantinischen Staate schloß. Er schuf den Typus des mittelalterlichen «christlichen Söldners» wie den des modernen Feld-, Wald- und Wiesenpredigers. Und der Glaube an Ideen, die über Gut und Böse entscheiden und beunruhigten Gewissen Absolution erteilen, liegt der mittelalterlichen Ablaßpraxis und der nachreformatorischen Orthodoxie ebenso zugrunde wie der bürgerlichen Aufklärung — das eine Mal im frommen, das andere Mal im unfrommen Gewande.

Was den gewaltgläubigen Kommunismus zur Kreuzigung der bürgerlichen Freiheit treibt, ist darum nicht sein nur allzu berechtigter sozialistischer Radikalismus, sondern im Gegenteil seine ihm innewohnende geistige Bürgerlichkeit! Was Marx im Kommunistischen Manifest von der Wirtschaftswelt der Bourgeoisie sagte, sie produziere ihre eigenen Totengräber, gilt eben auch von der Geisteswelt der Bourgeoisie. Die geistigen Gründe der Freiheitszerstörung sind die gleichen wie die der nur bürgerlichen Freiheit selber. Wenn das gilt, dann dürfte es auch klar sein, daß die Bekämpfung derer, die die bürgerliche Freiheit kreuzigen, durch die vereinigte Weltbourgeoisie der Tat einer Feuerwehr gleicht, die lodernde Gluten mit Petrol zu löschen unternimmt.

Die Passionsstationen der Freiheit beginnen schon tief im Tal. Wo Freiheit zur Freiheit der Starken wird, wo der Freiheit Reservate zugewiesen werden, in denen sie kümmern mag, damit im übrigen Raum die Herrschaft der Notwendigkeit um so ungestörter sich ausleben

könne, wo der Glaube an die Grenzen der Freiheit und des Menschen stärker wird als der Glaube an die Freiheit und den Menschen selber, da beginnt der Weg zum Kalvarienberg. In der Überwindung der Bourgeoisie, ihrer geistigen Grundlagen vor allem, liegt der einzige Sieg über die freiheitsfeindliche Gewalt.

Die *Freiheit* hängt am Kreuze, das ist eine Erkenntnis; am *Kreuz* ist die Freiheit offenbart, das ist ein Glaube, der neue geistige Grundlagen zu geben vermag. Von diesem Glauben her wird der Weg des Menschen verändert. Das neue Lebenselement des Menschen, Gottesliebe und Gotteswille, ist scheinbar das schwächste, die alten Lebenselemente schlagen es ja ans Kreuz; die stursten Gewalttäter, die geistlosesten Besitzmenschen sind stärker. Ihre Lebenselemente behaupten sich durch ihre Quantität. Die göttliche Liebe aber und die Zwiegespräche mit dem lebendigen Gott sind mit Quantitäten nicht zu messen, aber sie leben durch ihre eigene Qualität. Der Mensch dieses neuen Lebenselements ist der größere und freiere Mensch, er kann über seine Grenzen wachsen. Weil er über Volks- und Klassen-, Milieu- und Schicksalsgrenzen hinaus in den freien Raum der Gottessöhne wächst, kann er die Ewigkeitsdauer dieser Grenzen niemals annehmen. Dieses größeren Menschen Freiheit ist auch größer als die in Reservate eingesperrte oder durch Gewalttat zertretene Freiheit. Sie ist eine innere Freiheit, aber damit gerade nicht das, was die bürgerlich-christliche Welt unter «Innere Freiheit» versteht, kein harmloses Souvenir und keine Rechtfertigung äußerer Unfreiheit, sondern eine durch alle Grenzen drängende revolutionäre geistige Kraft, die nicht ruhen kann, bis das Reich der Notwendigkeiten dem Reich der Freiheit gewichen ist. Sie ist Schöpfungskraft des Geistes. Wenn sie im Menschenleben Raum findet, gibt sie dem Menschen, den die Bourgeoisie zum geistlosen — von Ideen und Ideologien maskenhaft verhüllten — Knecht der Materie gemacht hat, das große Reich des schöpferischen Geistes als wesenshafte Bestimmung. Diese Bestimmung erst läßt den Menschen zum Bild und Werkzeug des Schöpfers werden.

Aus dem am Kreuz offenbarten Gottmenschentum quillt neues Menschentum, dessen Lebenselement die geistigen Grundlagen der freiheitsfeindlichen Gewalt — der reinen Bourgeoisie, wie des geistig bourgeoisen Kommunismus — erschüttert und überwindet. Wer an die Freiheit, die am Kreuz sich offenbart hat, glaubt, wird den Kampf unserer Zeit als eigentlichen Geisteskampf erkennen. Er wird sich nie ein Entweder-Oder aufzwängen lassen, das keines ist, er wird sich nicht zwischen zwei Punkte drängen lassen, die im Grunde identisch sind, er sieht vielmehr das Gesicht dieser Zeit, sieht, daß die Freiheit am Kreuze hängt und vernimmt aber auch das dieses Zeitgesicht verwandelnde Wort, daß am Kreuze die Freiheit erschienen ist. Er vernimmt damit vor allem die Frage: «Auf welchem geistigen Grunde lebst du?»

Bruno Balscheit.

Passion Christi — Passion der Welt

Vor etwa zwanzig Jahren erschien in Deutschland ein Buch mit dem Titel: «Das Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo.» Es machte den Versuch, das Leben Jesu in die eigene Gegenwart hineinzutragen, am eigenen Leben und Erleben Jesus sichtbar zu machen. Das Buch wurde von den einen begeistert aufgenommen, von den andern abgelehnt. Ähnlich erging es neulich den Passionsbildern von Willi Fries. Dieser stellt die Passion Christi mitten in seine eigene Umwelt hinein, mitten hinein in die heutige Zeit und in das Milieu seiner eigenen toggenburgischen Landschaft. Die Jahreszahl 1944, die über dem Eingang zum Gerichtshaus steht, die Uniformen der Soldaten, die Talare der Schriftgelehrten und Priester sowie die Gewänder der Zuschauer — alles bringt uns erschütternd zum Bewußtsein, daß es sich bei der Passion Christi nicht nur um einen einmaligen historischen, sondern um einen typischen, ewigen Vorgang handelt, an dem wir alle auch beteiligt sind. Zeitgenossen sind es, die da spotten; Zeitgenossen sind es, die da mitheulen «Kreuzige ihn!»; Zeitgenossen sind es aber auch, die da mit Christus leiden und in denen Christus von neuem leidet und verurteilt wird, verurteilt wird von der Welt der Ordnung und der Orthodoxie der heutigen Zeit! Breit und stolz und würdig steht bei der Gerichtsszene die mit dem Kreuz (!) gezierte Kirche im Hintergrund, gleichsam der tragende Hintergrund, vor dem die ganze Passion sich abspielt, der Inbegriff von Ordnung und Recht, kraft dessen der Ruhestörer Jesus verurteilt wird. Diese Kirche erscheint gleichsam als Versteinerung jenes Gesetzes, von dem es immer wieder heißen wird: «Wir haben ein Gesetz, und nach diesem Gesetze muß er sterben.» (Joh. 19, 7.) Ja, die heimatliche Landschaft gehört notwendig zu einer richtigen Passion. Es geht nicht an, daß ein Prophet anderswo getötet wird als in Jerusalem, d. h. in der Hauptstadt seiner Religion und Nation, denn kein Prophet wird anerkannt in seinem eigenen Vaterland.

Dieses In-die-Gegenwart- und In-die-eigene-Heimat-Hineinstellen des Lebens und Leidens Christi beweist anschaulich, daß das Leben Jesu weitergeht, und dies scheint uns von großer Bedeutung und Wirksamkeit zu sein. Die Sache läßt uns nicht kalt und unbeteiligt; wir werden irgendwie mit hereingenommen in diese Passion Christi. Es ist eine «Passion Jesu in Palästina, Helvetien und anderswo». Aber eben deswegen, weil man nicht auskneifen kann, sondern unerbittlich in die Passion hineingerissen wird, kann es nicht ausbleiben, daß viele sich daran stoßen werden. Wir sind es ja nicht mehr gewohnt, bei der Passion Christi an etwas zu denken, was auch uns selber angeht. Wir abendländischen Christen, besonders die protestantischen, feiern zwar alljährlich mit großer Festlichkeit den Karfreitag, die Erinnerung an die Passion Christi. Allein durch das reformatorische Verständnis des Kreuzes Christi erhielt die Passion Christi immer mehr den Sinn eines stell-

vertretenden Leidens des Gottmenschen, wodurch der sündige Mensch gerechtfertigt wird. Diese an sich richtige, biblisch begründete Ansicht verdrängte aber in ihrer Einseitigkeit nach und nach ganz den prototypischen, vorbildlichen Sinn des Kreuzes und der Passion Christi, der nicht weniger biblisch ist (siehe Petr. 2, 5). Durch die einseitige reformatorische Rechtfertigungslehre fühlte sich der Gläubige der Pflicht der Nachfolge enthoben. Wir wissen zwar noch etwas von einem christlichen Martyrium; der Kalender enthält noch die Namen vieler Märtyrer, und die katholische Kirche feiert außer dem Karfreitag auch die Feste der Märtyrer, die für Christus gestorben sind. Wir haben uns aber schon längst daran gewöhnt, daß es solches Martyrium nur in der christlichen Urzeit gab, für uns heutige Christen aber kaum mehr in Betracht komme. Jetzt gelte es nicht mehr Ernst, jetzt werde sozusagen nicht mehr scharf geschossen, jetzt sei das Christentum zu einem «bloßen Feste frommer Erinnerungen und Gottesdienste» (Nietzsche) geworden, das keine großen Entscheidungen mehr von uns fordere.

Allein heute werden wir allmählich eines besseren bekehrt. Wir leben plötzlich wieder in einer Märtyrerzeit. Seitdem die Staaten zu Kirchen, d. h. Weltanschauungsinstituten zu werden beginnen, seitdem ganz unchristliche Ideologien von Totalitärstaaten den Menschen aufoktroyiert werden, wie der Hitlerismus und der Bolschewismus, ist der Christ, der mit seiner Überzeugung Ernst macht, wieder genau so gefährdet wie einst unter den römischen Cäsaren, einem Nero oder Diokletian. Unter der Diktatur des Nationalsozialismus mußten Tausende von Gläubigen, Laien und Geistliche, um ihrer Überzeugung willen Kerker und Konzentrationslager, Tortur und Tod erleiden. Heute ist das gleiche wieder unter dem Bolschewismus der Fall. Das Kreuz droht vom Osten her allen senkrechten ernsten Christen, mögen sie stehen, wo sie wollen. «Man braucht Gewalt, Gott sei Dank», hat einmal ein Bischof gesagt, als er gefangengenommen wurde. «Es gilt Ernst, man braucht Gewalt, Gott sei Dank», so sollten auch wir heute sagen, wenn wir mit den unchristlichen Mächten des Tages in Konflikt geraten. Für das Christentum ist es ein gutes Zeichen, wenn es nicht mehr bloß «ein Fest frommer Erinnerungen und Gottesdienste» ist, sondern das «Zeichen, dem widersprochen wird». So können wir heute nicht mehr erbauliche und salbungsvolle, aber unverbindliche Passionsbetrachtungen schreiben. Die Zeit ist zu ernst. Das Wort vom existentiellen Christentum, so oft als fromme, unverstandene Phrase benützt, wird heute plötzlich Erfahrungswahrheit: Es geht heute von der Phrase zur Wirklichkeit, von der Kirche in die Arena. Das Kreuz in der Kirche und die Heiligen auf den Altären läßt man nicht mehr gelten, der Kredit der ruhmreichen Vergangenheit ist aufgebraucht. Wir selber müssen an das Kreuz, auf das Forum und in den Zirkus Maximus. Von *uns selbst* wird Bekennertum und Martyrium gefordert. Wir werden mit persönlichem Einsatz und Wagnis bewahren müssen, was wir bisher nur bekannt, verehrt und gefeiert

haben. Liegt nicht darin der tiefere, gottgewollte *Sinn* der heutigen Christenverfolgungen und Kirchenverfolgungen, den wir endlich verstehen sollten. Anstatt bloß am kulturellen Gewand, anstatt an den bloßen religiösen Formen festzuhalten, sollen wir durch die Zerstörung dieser Formen durch die Kirchengegner *zum inneren Wesen des Christentums und dadurch zur urchristlichen Liebe und Einheit gelangen.* Sollen wir also nicht dankbar dafür sein, daß die Passion Christi zur Passion der Christenheit wird?

Wir erinnern uns wieder des Wortes Christi: «Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.» (Matth. 10, 34.) Das war bisher den meisten Christen ein anstößiges Wort und ist es heute noch für viele Ohren, besonders das nachfolgende Wort: «Ich bin gekommen, den Sohn zu trennen von seinem Vater, die Tochter von ihrer Mutter» usw. Wie kann Christus so reden, Er, der den Frieden und nicht die Spaltung der Welt bringen wollte? Wie kann er den Konflikt hineintragen wollen in die intimste, von Gott selbst begründete Gemeinschaft der Familie? Man sieht, wie oberflächlich wir das Christliche erfaßten und wie wenig wir das Leben kannten!

Gewiß, Christus hat nichts anderes bezweckt, als der Welt den wahren Frieden und die wahre Einheit zu bringen. Aber der Weg zum wahren Frieden geht hinieden erfahrungsgemäß durch Kampf und Trennungen hindurch. Das Schwert (sosehr viele Pazifisten dieses Wort aus unserem Sprachschatz streichen wollen) ist nun einmal eine Tatsache, um die man nicht herumkommt. Man muß Konflikte riskieren, selbst mit denen, die uns am nächsten stehen, mit unseren eigenen Verwandten und Hausgenossen, wenn wir der Wahrheit und unserer Überzeugung treu bleiben wollen.

Jesus selbst war durchaus kein Leisetreter und Diplomat, der den Konflikten des Lebens klug aus dem Wege ging. Er hatte es nicht wie jener Junge, der seine Zipfelkappe um den Finger wickelte, als er beim Pfarrhaus anklopfte — mit dem Erfolg, daß er nicht gehört wurde! Nein, es war seine Absicht, gehört zu werden und anzustoßen; er wollte die Leute aus dem Schlaf rütteln, er wollte ihren Widerspruch herausfordern. Es sollte einmal Schluß sein mit dem faulen Frieden. Sein Schafstall sollte kein Schlafsaal sein! Darum ist er denn auch in Konflikt getreten mit den damaligen Priestern und Theologen und Schriftgelehrten, mit den kirchlichen und staatlichen Machthabern seiner Zeit. Ja gerade, *weil* er den wahren Frieden brachte, mußte er den bestehenden faulen Frieden stören. Die Wahrheit, die er predigte, war naturgemäß vielen unangenehm. Er durfte aber nicht um des lieben Friedens willen schweigen. Er hätte ein bequemeres Leben gehabt, wenn er den Frieden mehr geliebt hätte als den Kampf und das Kreuz um der Wahrheit willen. Und auch die Nachfolger Jesu hätten es auf der Welt geruhsamer gehabt, wenn sie mit dem großen Haufen gegangen wären. Dann hätten sie die Konflikte mit ihrer Familie, mit ihrer Volks- und ihrer Glaubensgemeinschaft verhüten können. Aber sie mußten «Märtyrer» werden,

d. h. Blutzeugen, Menschen, die um ihrer Überzeugung willen verfolgt und getötet wurden. Man lese einmal das 11. Kapitel des Hebräerbriefes, da sieht man, was jenen zu allen Zeiten blühte, die Ernst gemacht haben mit der Nachfolge Christi. Es herrscht in unserer heutigen bürgerlichen Zeit oft die Ansicht, es sei gewiß ein Mißverständnis gewesen, daß Jesus gekreuzigt und die Märtyrer getötet wurden. Solch Mißgeschick könnte mit einiger Klugheit vermieden werden. Kein Wunder, daß auch Märtyrern unserer Zeit gegenüber selbst von ihren eigenen Glaubensgenossen «Unklugheit» vorgeworfen wurde; sie hätten sich zu sehr mit Politik belastet usw., und wie die Vorwürfe alle heißen. Allein, es ist die Frage, ob diese Klugheit von Gott komme. Jedenfalls hat Christus selbst unmißverständlich gesagt, daß man dem Martyrium nicht entfliehen könne, daß es vielmehr eine göttliche Notwendigkeit sei. «Mußte nicht Christus dies leiden, um so in seine Herrlichkeit einzugehen?» Und er läßt uns nicht im Unklaren darüber, daß wir *auch* diesen Weg gehen müßten. «Haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen.» (Joh. 15, 20.) «Wer mein Jünger sein will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.» «Wer sein Leben zu erhalten sucht, der wird es verlieren, wer es aber um meinetwillen verliert, der wird es gewinnen.» (Mark. 8, 34 f.)

Es stellt sich nun aber die Frage, ob die heutigen Christen überhaupt noch zu dieser christlichen Passion fähig und geneigt seien. Das Wort «Aktion» ist im Abendland immer gebräuchlicher und beliebter gewesen als das Wort «Passion». Es ist ja eine interessante Erscheinung, daß gerade die westliche Christenheit, welche den Karfreitag, das Kreuz, die Passion in den Mittelpunkt ihres Glaubens und Kultes stellt, für sich selbst von dieser Passion nichts wissen will, sondern mit allen Mitteln sich gegen das vom Osten her drohende Kreuz zu verteidigen sucht und sozusagen einen «Kreuzzug gegen das Kreuz» führt für die Erhaltung der abendländisch-christlichen Kultur, während der christliche Osten, der die Auferstehung Christi und das Osterfest in den Mittelpunkt seines Glaubens und Kultes stellt, von jeher die Passion und das Kreuz Christi bereitwillig auf sich zu nehmen pflegte und heute in heroischer Weise trägt. Kein Wunder, daß unser westliches Kulturchristentum sich der heutigen Verfolgungssituation nicht gewachsen fühlt, daß es entweder feige nachgibt, oder aber, wo es noch Charakter hat, ritterlich bis zum letzten für seine Sache kämpft, die es für die Sache Gottes hält. Aber in der Rolle des Märtyrers im *eigentlichen Sinne* nimmt es sich schlecht aus. «Wir brauchen keine Märytrer,» sagte daher seinerzeit ein deutscher Bischof während der Hitler-Verfolgung. Er hätte eigentlich sagen können: «Wir können keine Märtyrer mehr sein». Martyrium ist ein Korrelat zum Urchristentum. Nur ein neues Urchristentum wird wieder echte Märtyrer stellen, denn «Martyrem non facit poena sed causa», wie schon Augustinus schrieb; nicht das Leiden an sich macht einen zum Märtyrer, sondern die *Ursache* des Leidens. Nur wenn man verfolgt

wird, weil man *Christ* ist, nur wenn man um der christlichen *Wahrheit und Liebe* willen, eines *christlichen Lebens* willen verfolgt wird (also nicht nur um der Treue zu kulturellen Traditionen und Forderungen willen), ist man ein eigentlicher christlicher Märtyrer.

Wir Christen des Westens haben uns bisher immer verschanzt in die Bastion christlicher Kultur und Politik. Wo und inwiefern uns heute diese Bastion Stück um Stück genommen wird, empfinden wir es als Angriff auf Glaube und Christentum selber. Wenn es uns möglich wäre, würden wir nicht zurückschrecken davor, auch mit der Waffe in der Hand, dieses kulturelle Erbe gegen jeden Angriff zu verteidigen. Jene mutigen Kirchenmänner, die sich um dieser christlichen Kultur und ihrer Rechte willen einkerkern und töten lassen, verdienen unseren vollen Respekt und unsere Hochachtung schon rein menschlich als Märtyrer ihrer Überzeugung; sie sind aber nicht im strengen Sinne christliche Märtyrer, sondern ritterliche Verteidiger der abendländischen christlichen Kultur. Denn sie sehen nicht, daß in unserer Zeit etwas vor sich geht, das als *neue Inkarnation der christlichen Idee selbst* bezeichnet werden kann und die eine gewisse Indifferenz, eine innere Losschälung von den alten kulturellen Formen des Christentums von uns fordert, was schon Papst Leo XIII. vorausgesehen hat, als er, auf einen Kruzifixus hinweisend, sagte: «Dies ist der einzige Leichnam, an den die Kirche gebunden ist.» Damit wollte er sagen: «Wir dürfen uns in dieser Übergangs- und Gerichtszeit nicht zu sehr an das Gewand der christlichen Kultur halten, sondern nur an den nackten Christus selbst, an den ewigen Christus und nicht an das Christusbild einer zeitbedingten christlichen Kultur, das vergänglich ist und mit der Zeit überholt werden kann. In seinem Roman, «Das östliche Fenster» läßt der Verfasser, Alex Müller, in einem Traume Stalin also zu diesem traditionellen Christus sprechen: «Du warst ja schon ein Gestorbener, wir waren nur deine Totengräber.»

Während nun der Westen immer noch verzweifelt am Kleid der alten christlichen Kultur sich festhält, scheint der russische Christ am Anfang einer neuen christlichen Inkarnation und Entwicklung zu stehen. Große Denker haben vom russischen Volke als vom eigentlichen «Christusvolk» gesprochen. Was es dazu geeignet macht, ist die schon oben erwähnte Tatsache, daß es ein Kreuzträgervolk ist und die Passion Christi in der Welt verewigt. Das Ereignis von Golgatha bedeutet, daß der göttliche Kern der Welt die schöpferische Kraft des Menschentodes begründete. Aus diesem weltgeschichtlichen Ereignis gewinnt das Christentum das Verständnis für den metaphysischen Sinn der Weltgeschichte, denn aus dem Tode auf Golgatha läßt sich paradoxerweise das *Leben* herleiten, das eigentliche und tiefere geistige Leben der Menschheit. Nach dem Urteil Jakob Burkhardts liegt das Christentum des Westens in den letzten Zügen. Der russische Mensch aber blickt auf den kommenden Christus, und eben deshalb steht er am Anfang einer neuen christlichen Entwicklung. *H.*

Leo Tolstoj

Ein Vortrag

Der Einbruch der großen russischen Dichtung in Westeuropa etwa um die Jahrhundertwende war wie der Einbruch eines glühenden Lavastroms aus dem vulkanischen Erdinnern in eine beruhigte und erstarrende Welt. Die europäischen Geister, die auch diese Erstarrung zu lösen suchten, die auch mit dem Wort Freuds «am Schlaf der Welt gerüttelt» hatten, waren trotz allem Europa noch vertrauter, sie sprachen noch mehr seine Sprache als die Menschen dieses noch unerschlossenen, unmittelbarer und rückhaltloser dem Wirklichen aufgeschlossenen Volkes, dem das, was dem europäischen Durchschnittsmenschen am meisten am Herzen lag, das Entlegenste und Unwichtigste, und das dem gewöhnlichen Europäer Fremdeste das Nächste und Dringlichste war. Es stammt nicht aus einem Roman Dostojewskijs, sondern aus dem weit zurückliegenden mündlichen Bericht eines Russen, daß es im damaligen Rußland durchaus nichts Erstaunliches war, wenn irgendein Mensch einen andern plötzlich um 2 Uhr nachts aus dem Schlaf läutete, um ihn zu fragen, ob er an Gott glaube, und daß der aus dem Schlaf Aufgescheuchte dies durchaus natürlich fand, weil auch ihm die Frage nach Gott wichtiger war als sein Schlaf.

Man kann diesen intensiveren, in Beziehung auf das Wesentliche und Letzte soviel realeren Menschentypus nur verstehen, wenn man sich wenigstens andeutungsweise die geschichtliche Entwicklung Rußlands vergegenwärtigt, in der das Verhältnis des Menschen zum Wirklichen: zu den bestehenden Gewalten und zum Absoluten selbst sich in anderer Weise als in Europa geformt und verwirklicht hat.

Der russische Staat in seiner nicht nur geographischen Weite und Ungegliedertheit, seiner gigantischen Einheitlichkeit und Macht, der von dem ersten Herrscher Rurik an (862—879) nie seine Gestalt gewechselt hatte, hatte für die russischen Menschen weit eher die Selbstverständlichkeit eines Naturgebildes oder einer von Gott gesetzten Wirklichkeit als den Charakter einer menschlichen Einrichtung, wie ihn die kleinen zahlreichen, sehr verschiedenen und wechselnden Staaten Europas für die Europäer hatten. Und ebenso war die *Kirche* seit Byzanz, seit den Zeiten Konstantins, unverändert und ungespalten die gleiche geblieben, so daß auch ihre Macht über die Menschen von einer ganz andern Stabilität und Selbstverständlichkeit war als in Europa, wo die Bekenntnisse, vor allem durch die eine große Kirchenspaltung, dann aber auch weiterhin vielfach wechselten und einander bestritten. Und dieser doppelten Festigkeit der Überlieferung kam auch die durch die lange Abgeschlossenheit Rußlands bedingt andere russische Geistesentwicklung entgegen. Die griechische wie die römische Antike und dann die Renaissance beider, die am entscheidendsten den Geist und das Leben Europas geprägt hatten, waren dem russischen Geistesleben fremd geblieben, so daß sie, als sie

dann spät, im 16. und entscheidend erst im 17. Jahrhundert, schon vom modernen Europa umgewandelt, in Rußland eindrangen, auf einen ganz andern Menschentypus auftrafen, in dem auch das beiden Welten Gemeinsame: das Christentum sich in ganz anderer Weise gestaltet hatte. Es gab in Rußland nicht wie in Europa eine Fülle großer gedanklicher, metaphysischer und politischer Systeme. Und das russische Christentum hatte nicht wie das Europas eine große Theologie und Philosophie ausgebildet; es hatte statt dessen ein unmittelbar christliches Leben und in ihm eine Fülle lebendiger religiöser Typen geschaffen: den Typus des Büßers, des Pilgers, der zahlreichen Sektierer, des östlichen Mönchtums, und in ihm die Europa so fremde und neue Gestalt des klösterlichen und doch ganz mit der Welt verbundenen Staretz, der die Sphäre des Heiligen tief in das tägliche Leben der Menschen hineintrug und der dann in der Dichtung Dostojewskijs eine so einzige Bedeutung gewann.

Durch diese im Weltlichen wie im Geistlichen andere geschichtliche Entwicklung wurde das Neue, das mit den europäischen Geistesgehalten in Rußland eindrang und sogleich begierig aufgenommen wurde, dort in einer ganz anderen, intensiveren und realeren Weise verarbeitet. Alles, was in Europa *Idee* und *Gedanke* war, wurde in Rußland sogleich *Gestalt* und *Wirklichkeit*: mit der wilden und ursprünglichen russischen Leidenschaft gelebtes wirkliches Leben. So allein ist das immer wieder erstaunliche Phänomen zu erklären, daß der russische Nihilismus, die Gestalt des russischen Nihilisten, lange Zeit für Europa ein fremdartiges und bedrohliches Schreckgespenst war, während doch der Nihilismus ein Produkt des europäischen Geistes war, die nihilistischen Gedankengänge von Europa nach Rußland gekommen waren. Was dann aber in Rußland sogleich Leben und Wirklichkeit geworden war, das blieb in Europa noch Jahrzehnte lang in die Gestalt von Gedanken und Problemen verhüllt und trat in der Wirklichkeit erst ein halbes Jahrhundert später in Hitler als das bis zur Unkenntlichkeit verzerrte geistige Erbe Europas hervor.

Teils in begeisterter Aufnahme, teils in ursprünglicher Ablehnung, und in beidem verwandelt, formte sich so das Bild des neuen russischen Menschen und jener neuen russischen Gesellschaft, wie wir sie am klarsten und größten in der Dichtung Tolstojs und Dostojewskijs finden.

Der Schauplatz beider Dichtungen ist so die von der europäischen Auflösung schon durchsetzte und damit selbst in rascher Auflösung begriffene russische Gesellschaft gegen das Ende des letzten Jahrhunderts, die sich beiden im Zerfall aller Werte und Ordnungen als das reine Nichts enthüllt. Aber das Nichts ist bei beiden nicht einfach dargestellt und angenommen; diese Dichtung ist zugleich ein einziges Ringen mit dem Nichts. Sie ist ein einziger mächtiger Jakobskampf mit der die Seele antretenden dunklen Gewalt des Nichts um ihren Segen. Es ist, so verschieden es sich bei beiden abspielt, ein Ringen von wahrhaft biblischer Wucht. Und diese Wucht und Mächtigkeit stammt daraus, daß beide

als moderne, allem neuen Leben und Wissen aufgeschlossene Menschen die tödliche Gewalt, mit der sie ringen, nicht nur in der Welt um sie her, sondern auch — und vielleicht am tiefsten und mächtigsten — in ihrer eigenen Brust finden.

Tolstoj ist 1828, sieben Jahre nach Dostojewskij geboren und fast drei Jahrzehnte später, 1910, gestorben. Trotzdem scheint uns sein Werk heute schon um ein Stück weiter im Hintergrund zu liegen. Teilweise liegt das daran, daß die Gesellschaft, die er in seinen großen Romanen darstellt, fast durchweg die der russischen Aristokratie ist, die Dostojewskij die letzte «schöne», d. h. noch in festgeprägten Formen lebende, Gesellschaft nannte, und die zugleich als Landadel durchweg noch einen ländlichen Hintergrund hat. Tolstoj ist selbst noch ein in seiner Wurzel ländlicher Mensch, ein Mensch von jener gewaltigen russischen Naturkraft, die allein schon es dem städtischen Europäer unmöglich macht, sein Leben mit den gewohnten Maßstäben zu messen.

Es ist, als wäre in ihm der längst verstorbene Natur- und Waldgott Pan in der russischen Steppe noch einmal erwacht. Wie wild und dunkel ertönt seine Flöte aus dem Herzen der Natur selbst! Wie stark, von wie unerhörter Schönheit und Frische sind seine mit fast göttlichem Realismus gezeichneten Landschaften, die auch als halb schon vom Menschen geformte den ganzen Duft und Zauber der Wildnis atmen! Wie leidenschaftlich ist er Jäger! Wie beschützt und mehrt er seine Herden, wie kennt und liebt er jedes seiner Tiere, wie seltsam und tief hat er die Tierwelt verstanden! Wie ganz und rauschend ist er selbst Wildnis und Fülle, Kraft und Natur! Vor vielen Jahren hat Rilke in einem Brief an einen französischen Dichter über seine erste Begegnung mit Tolstoj die auf einem Spaziergang mit ihm erlebte Gewalt und Wildheit seiner Bewegungen beschrieben. Es ist mir von diesen Bewegungen die eine unauslöschlich haftengeblieben: «La manière dont il arrachait les fleurs.» Denn derselbe Ungestüm, das gewaltsam Machtergreifende dieser Bewegung kehrt in allen seinen Lebensäußerungen, seinen oft stürmischen Tagebuchaufzeichnungen, seinen Briefen, in der durch die Form gebändigten Macht und Größe seiner Werke, in dem gewaltigen, fast drohenden Antlitz seiner Spätzeit wieder. In allem erscheint er als der wilde, gehörnte, behaarte Gott Pan, vor dessen Anblick bei seiner Geburt die eigene Mutter erschrocken flüchtet, während sein göttlicher Vater ihn zu sich emporhebt zum Olymp.

Und ähnlich ist wirklich das Leben Tolstojs zwischen den Mächten verlaufen, nur daß umgekehrt nicht die Mutter vor ihm, sondern er selbst in tödlichem Erschrecken vor der Natur, seiner Mutter, floh und daß der Weg, auf dem ihn sein göttlicher Vater zu sich emporzog, nicht ein gerader und einfacher war, sondern daß er als Christ gerade in der Tiefe seiner mächtigen Natur erst zerbrechen mußte, um den Weg zu seiner ewigen Heimat zu finden. Aber dies Zerbrechen, dieser Einbruch eines ganz anderen in sein Leben konnte sich so doch nur vollziehen,

weil diesem wilden panischen Menschen in seiner Kindheit auch schon ein allem Naturhaften entgegengesetztes Erlebnis widerfahren war, ein sehr bescheidenes Erlebnis, das dennoch für immer über sein Leben entschied. Es war die Begegnung mit den armen christlichen Einfältigen, denen eine fromme Verwandte in seinem Elternhaus dauerndes Obdach gegeben hatte: armselige, bescheidene Kreaturen, Menschen an der Grenze des Blödsinns, deren Leben einzig im Beten und Weinen bestand; einem Beten, für das sie nur stammelnde oder überhaupt keine Worte hatten. Welche Quelle letzter Lebenserschließung in diesen armen stummen Einfältigen für den jungen Tolstoj aufbrach und darin so nur für einen russischen Menschen aufbrechen konnte und in seinem Leben unterirdisch immer bewahrt blieb, sagt uns ein Wort aus seinen Kindheitserinnerungen: «O guter Christ Grischa, dein Glaube war so stark, daß du die Nähe Gottes fühltest, deine Liebe war so heiß, daß deine Worte den Lippen entschlüpften, ohne daß dein Verstand sich Rechenschaft darüber gab. Und da du Gottes Herrlichkeit verehrtest und nicht Worte dafür fandest, warfst du dich tränenüberströmt zu Boden!» Niemals bis ans Ende seines Lebens sollte Tolstoj diese ihn überwältigende Erfahrung aus dem Grunde seiner Seele verlieren. Aber diese ursprüngliche Erfahrung, in der er für immer den letzten Lebenswert erkannt hatte, blieb ihm noch lange durch sein eigenes Leben und Schaffen selbst verhüllt. Das Leben, das er in seiner Jugend führte und das er in seinen großen Romanen mit dem ganzen großartigen Realismus seiner Kunst dargestellt hat, war das des reichen unabhängigen Adligen, der, obwohl auch er seiner Herkunft nach Landedelmann war, damals als Offizier und Weltmann ein rein städtisches Leben führte. Mit dem ganzen Lebensdurst, der ganzen Gewalt und Wildheit seiner Natur stürzte er sich in die Vergnügungen und Ausschweifungen dieses Lebens hinein. Aber nicht nur manche Äußerungen seiner Kameraden, auch seine eigene schonungslose, realistische Kritik, sein klarer oft düsterer Überblick über das Ganze dieser glänzenden Gesellschaft beweist, daß er auch schon damals nicht einfach im Strom dieses Lebens mitschwamm, daß er in diesem Leben immer zugleich außerhalb blieb, daß er in allem Machthunger und Schönheitsrausch, aller Ruhmbegier seines Daseins immer mit aller Deutlichkeit fühlte, daß nicht *dies* das ihm gemäße, das den Forderungen seines Innern entsprechende Leben war. Er vergrub sich in philosophische Studien, führte ein grübelndes Tagebuch, dachte und dachte. Eine quälende Wahrhaftigkeit zwang ihn, alles in sich und um sich zu zergrübeln, zu zerstören und auf seine eigentliche Wahrheit zurückzuführen, weil ihm nichts im wirklichen Leben ganz wahr und wahrhaftig erschien. Ein Geist von zersetzender Schärfe, ein unablässig forschender, zweifelnder, verneinender Geist, der nichts hinnehmen, nichts ungeprüft lassen konnte: der ganz auf das Wirkliche gerichtete russische Geist und der Geist des Nihilismus selbst kamen ihm dabei zu Hilfe. Wie alle Menschen seiner Umgebung, wie die Weltmenschen,

die gebildeten städtischen Menschen seines Kreises, war er ein überzeugter Atheist. Aber freilich hatte dieser Atheismus bei ihm eine eigentümliche Grundlage: die Verneinung oder Abweisung Gottes beruhte bei ihm auf der Gewißheit, daß Gott viel zu fern und viel zu groß sei, als daß der Mensch ihn irgendwie erfassen und sich ihm im Gebet nahen könne. So war das, was er seinen Atheismus nannte, paradoxerweise gerade in der Größe Gottes begründet. Und niemals ist dem Geiste Tolstojs die Gewißheit entschwunden, daß die menschliche Geschichte als ganze nicht in sich selbst begründet sein könne, daß sie allein, sich selbst überlassen, keinen Augenblick bestehen könnte.

Sein dichterisches Schauen selbst drängte ihm diese Gewißheit auf. Während er mit der durchdringenden Kraft seiner Beobachtung und Selbstbeobachtung, mit der unerhört realistischen Psychologie, dem menschlichen Tiefblick seiner großen Romane die Welt in Erstaunen setzte, aus einem Lächeln, einem Blick die geheimsten Regungen des Inneren zu lesen vermochte, während so sein Blick prüfend und erschließend in die verborgensten Tiefen der Seelen hinabdrang, drang er zugleich immer tiefer in das Leben selbst hinab. Im unablässigen Drängen auf das Einfache und Wahre sah er, durch alle Verirrungen des einzelnen Lebens und Tuns hindurch, alles Einzelleben übergreifende große *Gesamtzusammenhänge*. Die Individuen wurden ihm immer mehr zu bloßen Spielbällen der Gewalten, die die Menschen im Auf und Ab des Lebens, im unablässigen Werden und Vergehen, in Anziehung und Abstoßung, Liebe und Haß einander zuschleudern. Die Gewalten der Geschichte und Gesellschaft wurden ihm so — und dies ist es, was seine Romane, was vor allem den großen geschichtlichen Roman «Krieg und Frieden» über den Roman, die Gestaltung der Einzelschicksale hinaushebt und zum weltgestaltenden Epos macht — zu den eigentlichen Helden seiner Dichtung. Es waren traurige, furchtbare, zermalmende Gewalten. Die Schwermut eines dunklen Fatums lagert über dieser glänzenden schon halb aufgelösten Gesellschaft, die im Innern verworren und leer ist, weil ihre äußerlich noch bestehende, die Menschen qualvoll bindende Ordnung an keiner höheren Gesetzlichkeit mehr ausgerichtet ist. Die großen Leidenschaften heben und stürzen die Menschen wie Wellen des immer gleichen sinnlosen und leeren Lebens, lassen sie auf die Gipfel steigen oder im Abgrund zerschellen, aber niemals landen.

Aber das Eigentliche und Hintergründige in den großen Schicksalsgestaltungen Tolstojs ist etwas, das tief hinter ihnen verborgen ist und nur in Augenblicken plötzlich hindurchbricht. Immer ist es, als ob er horchte, ob nicht hinter all diesem blinden und verworrenen Geschehen, hinter seinem Glanz und seiner Trauer noch etwas ganz anderes stände, ob nicht hinter all dem plötzlich eine verborgene Tür aufginge und den Blick in eine wahre Wirklichkeit freigäbe. Immer hat er so in der Ergründung der Seelen und Schicksale und durch sie hindurch eine noch

tiefere Frage an das Leben gerichtet. Aber die Antwort, die er vernahm, war nur eine leise und ferne und niemals festzuhaltende. In den beiden großen Romanen seiner Reifezeit «*Krieg und Frieden*» und «*Anna Karenina*» wird eine solche Antwort einen Augenblick lang vernehmbar. Im großen Meer der geschichtlichen Ereignisse, das sich in «Krieg und Frieden» vor uns ausbreitet und aus dem sich nichts endgültig heraushebt, weder Freude noch Trauer, weder Liebe noch Schuld, bleibt ein einziger Augenblick haften, der den Helden aus der Problematik seines zeitlichen Daseins in ein Ewiges heraushebt. Es ist der Augenblick, in dem der junge Fürst Bolkonsky, selbst ein Fragender und ein Trauernder, schwer verwundet auf dem Schlachtfeld ausgestreckt, plötzlich über sich die stille, lichtgraue Unendlichkeit des Himmels gewahrt, die er nie vorher so hoch und licht als die Ewigkeit selbst gesehen hatte und die ihm nun plötzlich als der Friede, als die friedvolle Lösung seines ganzen ruhelosen Lebens aufgeht. Bolkonsky kehrt wieder in sein gewohntes Leben zurück; nirgends wird von einer Wandlung gesprochen; aber unsichtbar und unausgesprochen scheint die Erfahrung dieses Augenblicks sein Leben und seine Liebe umzugestalten.

Krasser noch, schonungsloser als selbst im Kriegsgeschehen ist im Gesellschaftsroman «Anna Karenina» die Vergeblichkeit und Nichtigkeit menschlichen Schicksals dargestellt. Aber auch hier kommt ein Augenblick, in dem plötzlich die verborgene Tür aufgestoßen wird und der Atem einer andern Welt hereinweht. Es ist der Augenblick an Annas Sterbebett, in dem die Menschen aus der Welt der leeren Konvention und des bloßen Scheins durch die Todesnähe aufgerüttelt werden, in dem jeder dieser oberflächlichen Gesellschaftsmenschen liebevoll und einfach und fast zum Engel wird, und mit der Güte eines Engels jeder dem andern vergibt.

Aber auch diesmal geschieht dasselbe: die Sterbende wird gegen alle Erwartung wieder gesund, und das gewöhnliche Leben geht weiter; alle alten Probleme brechen neu und noch tiefer auf, alle unlösbaren Fragen sind wieder gestellt. Es war auch in Tolstojs eigenem Leben so: nach jedem großen Augenblick schien sein Leben und seine Arbeit weiterzugehen wie bisher. Bis auf einmal der Sturmwind kam, der die unsichtbare Tür mit solcher Gewalt aufstieß, daß sie sich nie mehr schließen konnte und die Gewißheit, die ihn aus ihr antrat, sein ganzes Leben wandelte.

Tolstoj hatte seine beiden großen Romane im Glück und Frieden seiner, wenn auch gewiß nicht problemlosen Ehe — denn Probleme und Problematik waren mit Tolstojs Dasein gegeben —, aber doch in der Ehe mit einer liebenden und geliebten Frau, auf dem ihm teuren väterlichen Gut unter einer um ihn her aufwachsenden Kinderschar geschrieben. Er war zu jener Zeit schon ein weltberühmter Dichter, den die

Besten seiner Zeit bewundernd verehrten. Er besaß Ruhm, Reichtum, Liebe, Macht und eine Umgebung, die seinem Herzen Heimat war.

Und zu eben dieser Zeit überfiel ihn plötzlich ohne erkennbaren äußeren Grund eine aus dem Abgrund des Lebens selbst aufsteigende Schwermut: aus der Tiefe unterhalb seines glücklichen, reichen, liebeerfüllten Lebens rauschte etwas Fremdes, Drohendes, schon von jeher sich ihm und seinen Werken Aufdrängendes, aber stets Zurückgehaltenes übermächtig auf. Und wie er ihm ganz ins Auge blickte, es mit seinem eigensten Namen nannte, war es der *Tod*.

Am Tode, an der Todesnähe war Tolstoj von je alle Sinnlosigkeit und aller Sinn des Lebens klar geworden. Alle großen Augenblicke seiner Dichtung, die die gewöhnliche Ordnung der Dinge aufheben, stammten aus der Nähe des Todes. Immer war in ihnen der Tod als ein Übermächtiges aufgebrochen, das das Leben der Menschen von Grund auf in Frage stellte und dann wieder verebbte und entschwand. Aber diesmal entschwand es nicht wieder: der Blitz, der ihn in diesem Augenblick traf, fuhr in die Krone des mächtigen Baumes und veränderte für immer seine Gestalt. Der von diesem Blitz Getroffene war ein anderer, als der er vorher gewesen war.

Es ist schwer zu ergründen und zu deuten, was sich in diesem Augenblick in Tolstojs Leben vollzogen hat, was sich ihm als die Gewißheit aufgedrängt hat: «Ich gelangte plötzlich an einen Abgrund, wo ich sah, daß nichts als Untergang vor mir lag.» Denn ist nicht dies die Lage des Menschen überhaupt? Der Mensch weiß, daß er ein sterbliches Wesen ist, das in jedem Augenblick vor dem Untergang steht. Aber dies ist nicht die ganze Wahrheit. Das Menschenleben besteht ja darin, daß es nicht nur Tod, sondern auch Leben ist, daß in ihm der Tod in jedem Augenblick zugleich auch vom Leben aufgehoben ist. Und dies nicht nur vom Gefühl, von der Fülle, vom Rausch des Lebens, sondern auch vom Gesetz des Ganzen aus. Das einzige, das wir Sterblichen dem Tod und der Verzweiflung des Todes entgegenzusetzen haben, ist, daß wir ihn, der im Einzelleben als sinnlose Grausamkeit erscheint, in das Ganze des Lebens als ein Sinnvolles, als ein höheres Gesetz einzuordnen vermögen. Darauf beruht jede Religion, jede Metaphysik.

Es war das Entsetzliche an Tolstojs Todeserlebnis, das so ganz der Vehemenz seiner Natur entsprach, daß in ihm der Zusammenhang zwischen Leben und Tod durch die Gewalt des Erlebens selbst zerrissen, daß der Tod als ein vollkommen Isoliertes aus dem Ganzen des Lebens herausgeschleudert war, das wie ein riesenhafter schwarzer Fels einsam aus der Flut des Lebens herausragte und allein noch dem Auge erblickbar war. Und da, wo der Tod das allein noch Wirkliche war, gab es vor dem Tod kein anderes Ausweichen als in den Tod. «Der Gedanke an den Selbstmord», schreibt Tolstoj in seiner «Beichte» ,«war so verführerisch, daß ich alle List gegen mich selbst aufwenden mußte, um ihn nicht auszuführen. Und so versteckte ich, glücklicher Mensch, vor mir selbst

den Strick, um mich nicht am Balken zwischen den Schränken meines Zimmers aufzuhängen, wo ich jeden Abend beim Auskleiden allein war. Ich ging nicht mehr mit meinem Gewehr auf die Jagd, um nicht in Versuchung zu geraten.» Daran ist die ganze Gewalt und Ausschließlichkeit von Tolstojs Todeserlebnis zu ermessen: ihm, dem der Tod das bare Entsetzen war, war er die einzige Befreiung.

Sicher zeigt jedem Menschen der Tod ein anderes Antlitz, hält er jedem auch einen Spiegel vor, in dem sich sein eigenes Antlitz spiegelt. Wie anders mag — um nur ein äußerstes Gegenbild zu berühren — Mozart, der in seinem kurzen Leben jeden Tag an den Tod und an die Wirklichkeit des Todes gedacht hat, ihn erfahren haben! Ihm kam der Tod nicht als ein gewaltsamer Einbruch in sein Leben, ihm muß er als der stete vertraute Begleiter seines Lebens erschienen sein. Es ist, als wäre das Geheimnis des Todes durch seine ganze große Musik ausgegossen, deren unsagbarer Zauber vielleicht gerade darin besteht, daß in ihr immer im rauschendsten Leben leise und heimlich der Tod mitschwingt. In ihr ist der Tod so rein in das Leben eingeordnet, daß er selbst Leben geworden ist. Bei Tolstoj aber, wo er auf ein Leben traf, das sich selbst mit der ganzen Gewalt seiner Natur von ihm abstieß, mußte der Tod als rein von außen kommender erbarmungsloser Feind alles Lebens erscheinen und es mit seiner Gewalt auslöschen und vernichten. Am ersten ist sicher das Todeserlebnis Tolstojs mit dem Buddhas zu vergleichen. Aber von dem indischen Königssohn erzählt die Legende, daß er in seiner frühen Jugend im väterlichen Schloß von der Wirklichkeit und ihren Schrecken abgesondert gehalten wurde, und daß dann die erste Begegnung mit dem Tod ihm mit einem Schlag die Nichtigkeit alles Lebens offenbarte. Tolstoj dagegen wußte um den Tod, und er wußte nicht nur um ihn, er hatte ihn erfahren und in seiner Dichtung einmal schon bewältigt. Und gerade an dieser Stelle seiner dichterischen Bewältigung scheint mir der einzige Schlüssel zu der gewaltsamen Todeserfahrung Tolstojs gegeben, scheint eine Deutung wenigstens der Herkunft dieses Erlebnisses möglich.

In «Anna Karenina» widerfährt dem jungen Lewin, der das Abbild Tolstojs und der Träger seiner Überzeugungen ist, plötzlich ein nah verwandtes Erlebnis des Todes. Aber hier wird es durch die Liebe zu der geliebten Frau und das schwere und selige Erlebnis der Geburt seines ersten Kindes überwunden. Damit wird uns durch diese Dichtung die Deutung nahegelegt, daß der Tod den wirklichen Tolstoj mit so schrankenloser Gewalt der Vernichtung überfallen konnte, weil in jenem Augenblick die einzige Macht, die dem Tod die Waage hält: die Liebe, die stark ist wie der Tod, die erotisch-schöpferische Liebe in seinem Leben ihre zentrale Macht eingebüßt hatte, so daß der einzige Damm gegen die Überflutung durch den Tod in seinem Leben eingebrochen war.

Und das eine bestätigt uns diese Deutung: die Liebe hat von diesem

Augenblick an in Tolstojs Leben ihre Gestalt gewandelt. Und wir erkennen an dieser Wandlung, daß nicht nur das Spiegelbild, das der Tod ihm zeigte, daß auch der Auftrag des Todes an sein Leben ein besonderer und einzigartiger war. Diese Wandlung vollzog sich mit einem Schlage; aber sie war nicht mit einem Schlage vollendet; sie ging einen langen und vielfältigen Weg. Um einen Ausweg aus der Verzweiflung und Sinnlosigkeit zu finden, versank Tolstoj zunächst wieder in ein unablässiges Grübeln, in dem er das Denken aller Zeiten an sich vorüberziehen ließ, einzig um die Frage bemüht, wie alle diese Menschen es fertiggebracht hatten, trotz dem Tod und der Todesgewißheit zu leben. Er wandte sich endlich vor allem an zwei sehr verschiedene und weit voneinander entfernte Geister: Salomo und Schopenhauer, weil beide so tief die Eitelkeit und Sinnlosigkeit des Lebens erkannt hatten, und stellte an beide die Frage, warum sie in dieser Gewißheit ihr Leben nicht von sich geworfen hatten. Bei Salomo fand er die Antwort in einem epikureischen Leben des Genusses (obwohl freilich durch das Leben und die Sprüche des Königs, dem Gott ins Herz gegeben hat, zu wissen, was gut und böse ist, auch noch eine weit tiefere Weisheit hindurchscheint). Bei Schopenhauer hätte er eine vollkommen eindeutige Antwort gefunden; denn für ihn, dem die individuelle Daseinsform nur ein täuschender Schein war, wäre das Heraustreten eines Menschen aus seinem Leben nur das aus einer scheinhaften Form des Lebens, nicht aber das Heraustreten aus dem Leben selbst gewesen. Es ist überaus charakteristisch für Tolstoj, daß er, der scharfsinnige Denker, der Schopenhauer gut kannte, diese Antwort auf seine Frage gar nicht vernommen, sie in seiner Auseinandersetzung mit dem Selbstmord nicht einmal gestreift hat. Denn die Antwort, die *er* suchte, lag nicht wie die des großen europäischen Denkenrs in einer metaphysischen Anschauung des Lebensganzen; was er suchte, war ein Sinn, eine Wahrheit, aus der er selbst im Angesicht des Todes ein wahres Leben leben konnte und die zugleich eine Anweisung zur Lebensmöglichkeit für die ganze todgetroffene Menschheit war.

Darum wandte er sich von der Weisheit der Weisen aller Zeiten ab, und weil er sah, wie die unzählige Menge einfacher Menschen und vor allem die einfachen Menschen um ihn her so schlicht und selbstverständlich ihr Leben lebten, nicht etwa, weil sie um den Tod nicht wußten, sondern weil sie ihn aus der Gewißheit eines andern Lebens in ihr Leben aufgenommen hatten, wandte er sich zu den Menschen des einfachen Volkes, um bei ihnen die Antwort auf seine Frage zu finden.

Daß sowohl Tolstoj wie Dostojewskij, wenn auch in sehr verschiedener Weise, den eigentlichen Sinn und die lebensgestaltende Kraft ihrer Wahrheit beim einfachen russischen Volke fanden, hat bei beiden den Grund, daß die Gesellschaft, in der sie lebten, in dreifacher Weise den Lebensgrund verloren hatte, der im einfachen russischen Volk noch in letzter Tiefe bewahrt war: als lebendige Beziehung zur russischen Erde, als lebengliedernde ländliche Arbeit und als der mit beidem ver-

bundene christliche Glaube, der Leben und Tod und alles alltägliche Tun sichtbar als seine tiefere und eigentliche Wirklichkeit begleitete.

Der Weg, auf dem beide dies verlorene Gut wiederzugewinnen suchten, und das Ziel, das sie auf ihm gewannen, war so verschieden, wie christliche Wahrheit von christlicher Wahrheit sein kann. Tolstoj hat, da er sah, welche Kraft zum Leben das einfache rechtgläubige Volk aus der Kirche schöpfte, nach dem Zusammenbruch seines Lebens drei Jahre lang keinen einzigen Gottesdienst versäumt; er, der skeptische, atheistische Denker, hat drei Jahre lang in ehrfürchtigem Suchen an allen Formen und Zeremonien der Kirche teilgenommen.

Bis dann gerade am zentralen Symbol des Abendmahls seinem allem Wunderhaften, Sakramentalen, Symbolischen abgeneigten eigentümlich nüchternen Verstand und zugleich auch seinem leidenschaftlichen, allein auf das unmittelbar Wirkliche drängenden Herzen aufging, daß auch auf diesem Wege das Heil für ihn nicht zu gewinnen war. Und doch war auch in der ihm nun falsch erscheinenden Form der fortwährende Verkehr mit Gott für die Überwindung seiner Verzweiflung nicht umsonst gewesen. Er hatte dabei die Erfahrung gemacht, daß jedesmal, wenn er sich dem Gedanken an Gott näherte, zu dem er den Weg des Glaubens noch nicht gefunden hatte, das Erstorbene in ihm wieder aufzuleben begann, daß er jedesmal, wenn er sich von Gott entfernte, wenn der Zweifel an Gott in ihm übermächtig wurde, wieder in die tödliche Erstarrung zurückfiel. Aus diesem Rhythmus einer lebendigen Gotteserfahrung, die ihm die allein Leben verbürgende war, erwuchs ihm so ein neues Begreifen der Beziehung von Leben und Tod zu Gott. «Ich fing an zu begreifen», sagt er noch tastend, «daß in der Antwort, die der Glaube gibt, die tiefste Wahrheit der Menschheit enthalten ist.» Bevor er selbst noch zum Glauben gelangt war, hatte er im Glauben die einzige Gegenkraft gegen den Tod erkannt. Aber er tat auch noch den nächsten Schritt zu der Beziehung dieser Erkenntnis auf sich selbst. «Und plötzlich sah ich», sagt er ganz schlicht, «daß ich nur leben konnte, wenn ich an Gott glaubte.» Die Gottesgewißheit hatte den Schrecken der Todeserfahrung in seinem Herzen gebrochen; er konnte wieder leben.

Aber er konnte nur darum leben, weil er in Gott *die* Wirklichkeit gefunden hatte, in der nicht nur *sein* Leben, sondern *alles* Leben gerettet war, weil er über alle Einzelerfahrung hinaus wußte: «Gott ist das Leben». Und damit war ihm Gott nicht nur *Leben*, er war auch ein *neues Leben*: er war eine überaus strenge Forderung. Mit der Gewißheit von Gott weiterzuleben wie bisher und aus ihr nicht sein eigenes Leben und das der Menschen umzugestalten, wäre für Tolstoj undenkbar gewesen. Der Glaube selbst war ihm die Forderung eines neuen Lebens. Und so gewaltsam war der Bruch zwischen seinem alten und seinem neuen Leben, daß der große Dichter Tolstoj, einer der größten Künstler aller Zeiten, dem seine Kunst selbst die Fülle des Lebens gewesen war,

nicht zögerte, diese ganze große Kunst von sich zu werfen; alles, was er bis dahin geschaffen hatte, aus dem Gericht des Glaubens zu richten.

Es ist eine Tat, der des heiligen Franz von Assisi vergleichbar, der von einem Augenblick zum andern die glänzenden Kleider des Vaterhauses von sich warf, um als Bettler nackt und bloß in die Welt hinauszuziehen. Und sicher war bei dem großen späten Russen dies jähe Abwerfen des eigenen glänzenden Erbes nur dadurch möglich, daß vom Beginn seines Lebens an sein Blick doch auch in eine andere Richtung gewandt war als die der großen europäischen Geister, deren Leben sich in der Gestaltung erschöpfte und vollendete. Nicht nur nach oben, wohin der Geist ihn trug, nach unten, wohin das Herz ihn riß, in die Wirklichkeit, die Not, das Dunkel des Menschenlebens war er vor allem zu blicken gezwungen. Und hierfür entschied er sich nun ganz. So hat die Abkehr von seinem bisherigen Leben, diese Umkehr, die er aus der Gewißheit des Herzens vollzog, nicht nur die Beziehung zu seiner Kunst, sondern auch zu seinem und allem Leben gewandelt. An allem und jedem, was Leben und Wirklichkeit war, vollzog sich durch sein Herz hindurch das Gericht des Unbedingten.

Dies ist es, was die Verehrer Tolstojs, was vor allem die europäischen Bewunderer seiner Kunst an ihm mißverstanden haben. Sie haben ihm den freiwilligen Verzicht auf seine große weltumspannende Dichtung nicht verziehen. Sie nahmen an, er habe die eine Leistung der andern gegenübergestellt und sich dabei für die weniger große und weniger reiche entschieden. Aber es ging hier nicht um das Abwägen eines Schaffensbereiches gegen den andern. Tolstoj dachte gar nicht daran, daß sein einfach dem Wahren und Rechten nachgehendes Denken die schöpferische Größe seiner Kunst, um deren Wert und Bedeutung er selbstverständlich wußte, erreichen oder ersetzen sollte, etwas ganz anderes stand für ihn auf dem Spiel. Schon allein, daß er in seinen christlichen Schriften auf alle Originalität seines Denkens verzichtete, daß er vielmehr immer aufs neue aufzählte, wie viele Menschen vor und neben ihm schon dasselbe gedacht und ausgesprochen und ihn so in seiner Wahrheit bestätigt hatten, zeigt, daß es ihm in diesen Schriften nicht um Größe und Schöpfertum ging, sondern einzig um die Wahrheit, wie sie sich ihm in seiner Todeserfahrung erschlossen hatte. Vom Unbedingten aufgeschreckt, erkannte er die Hinfälligkeit auch seiner großen Kunst. Er erkannte, was alle Bewunderer seiner Kunst nicht gesehen hatten, oder was sie nicht bekümmert hatte, was zu beheben sie nicht für seines Amtes gehalten hatten: seine großen Werke waren geschrieben; aber am Leben der Menschen war nichts verändert. Alles lebte, litt und sündigte weiter wie bisher. Er hatte keine ihrer Tränen getrocknet und keine Last von ihren Schultern genommen; er hatte ihnen keinen Weg zu einem besseren, gerechteren Leben gewiesen, und eine andere Aufgabe als diese gab es für ihn nicht mehr. Hinter dem schöpferischen Geist des großen Dichters trat unsichtbar und übermächtig die

Gestalt des einfältigeren Christen Grischa hervor. Daß er Christ geworden war, bedeutete für Tolstoj, daß ihn allein noch das Wirkliche und das Leben im Wirklichen anging. Sein Herz bangte und brannte darum, daß das Leben der Menschen besser würde, und dies zu verkünden und zu bewirken, erfuhr er als die ihm unmittelbar auferlegte Verantwortung. Auch darin haben die Verehrer seiner Kunst, vor allem wieder die Europäer, seine späten Schriften mißverstanden, die so unendlich viel einfacher sind als seine Kunst: Tolstoj war nicht ein bloßer sachlicher Weltverbesserer, der eine neue Moral lehren wollte; nicht nur, daß das Leben der Menschen gereinigt und gebessert werde, sondern daß er es zu reinigen und zu bessern habe, war die Forderung seines Gewissens. Die Besserung des Lebens der Menschen war die Frage seines *persönlichen Heils*.

Aber auch wenn wir seine aufrufenden christlichen Schriften nicht aus seinem eigenen Leben und auch nicht aus dem Zerfall der Gesellschaft seiner Zeit verstehen würden, müßten wir sie von unserer heutigen Wirklichkeit aus verstehen. Denn wenn wir heute diese schlichten, angesichts der inzwischen erlebten Dämonien oft fast zu schlichten, mahnenden Schriften lesen und sie mit unserer heutigen Wirklichkeit vergleichen, so sehen wir, wie in ihnen doch die Grundlinien des wachsenden Verderbens mit solcher Klarheit gezogen sind, daß wir an ihnen innewerden, wie die Menschheit durch die Nichtbeachtung dessen, was in ihnen gefordert ist, an den Abgrund der Selbstvernichtung gelangt ist. Dem Dichter die in ihnen vollzogene Abkehr von seinem bisherigen Schaffen vorzuwerfen, ist, von unserer heutigen Zeit aus gesehen, dasselbe, wie wenn man einen Menschen, der, ganz in eine große Arbeit vertieft, plötzlich aufblickend innewird, daß die Menschen um ihn her einem Abgrund entgegenrasen, vorwerfen wollte, daß er, statt in seiner Arbeit fortzufahren, in den gewaltigen Schreckensruf ausbricht: «Haltet an! Geht nicht weiter! Kehret um!» und daß er, wenn er sieht, daß die Menschen seinen Ruf nicht hören und ohne Anhalten weiterstürzen, nicht wieder ruhig zu seiner Arbeit zurückkehrt, sondern ihnen in Todesangst nachrennt und ruft: «Macht die Augen auf, um das zu sehen, was ich sehe und was ihr in eurer Verblendung nicht gewahrt!»

Was Tolstoj vor allem am Leben seiner Zeit entsetzte, war das hemmungslose Anwachsen der Gewalt, die aus ihr entspringende Verwilderung der Gewissen, die daraus drohenden furchtbaren Kriege und Katastrophen. In der Gewalt erkannte er den tiefsten Feind der Menschheit. Und indem er von dieser Einsicht aus auf sein Leben zurückblickte, wurde ihm klar, daß man ihn seine ganze Jugend hindurch in zwei entgegengesetzten Wahrheiten erzogen habe: in der des Christentums und der der Gewalt. An diesem tief verwirrten Knäuel des Gemeinschaftslebens setzte seine schonungslose Kritik an: ihn suchte er aus der Wahrheit des Evangeliums zu entwirren und zu lösen. Mit diesem Versuch der Auflösung einer falsch versponnenen Gemeinschaft stand er,

der einzelne, gegen das Ganze, gegen alles und alle. Daraus stammt das Titanische seiner christlichen Verkündung der reinen Gewaltlosigkeit. Und doch ordnete, um die durch die ganze Welt und ihre Institutionen verbreitete Gewalt zu brechen, der mächtige Gewaltmensch Tolstoj sich in schrankenloser Demut in das Leben einer neuen Gemeinschaft ein, schmiedete er das blitzende Schwert seines Geistes um zur Pflugschar für das Reich Gottes. Aus der Forderung der Gerechtigkeit erwuchs ihm ein Reich reiner brüderlicher Liebe. Er hat neben seinen zahlreichen andern christlichen Schriften zwei Bände über das Reich Gottes geschrieben, die nicht eine theologische Auseinandersetzung, sondern ein einziges Ringen seines Herzens gegen die Gewalt sind. Im Zentrum seiner Lehre steht die Forderung der Bergpredigt, dem Bösen nicht mit Gewalt zu widerstehen. Und diese schwere rein menschlich unerfüllbare Forderung war nicht nur dem Herzen Tolstojs, sie war auch seinem Verstand unmittelbar einleuchtend. Wie sein Herz ihn an das Herz selbst als den einzigen Keim des Göttlichen im Menschen wies, so sagte ihm sein Verstand, daß auch das Böseste nicht mit Bösem vergolten werden darf, weil sonst die Kette des Bösen, Welt und Leben zerstörend, ins Unendliche wächst. Nur mit Güte ist das Böse wahrhaft zu bekämpfen, weil mit ihr die das Böse vernichtende Wirklichkeit des Herzens in das Menschenleben getragen wird. Und indem er so an die Kraft des Herzens allein von allen Mächten sich wandte, von allen Mächten allein ihr vertraute, verwarf er alle Formen und Institutionen der bisherigen Kultur: Staat, Kirche, Eigentum, Gerichtsbarkeit, weil sie alle letzthin auf der Gewalt beruhen. So war er dem Staat gegenüber reiner Anarchist, der Kirche gegenüber reiner Ketzer. Er war das Urbild des Anarchisten und des Ketzers, weil er das ganze Leben allein aus der rein inneren Ordnung des Herzens gestalten will.

Dem großen religiösen Sozialisten Tolstoj, dem die Gleichheit aller Menschen aus dem Gesetz Gottes verbürgt war, mußte nichts verwerflicher scheinen als die tatsächliche Ungleichheit, in der die Menschen leben. Und weil er mit der unbestechlichen Schärfe seines Blickes für das Wirkliche sogleich die ganze, fest ineinander hängende Kette der sozialen Zusammenhänge durchschaute, weil er erkannte, daß es durchweg der Reichtum der Wenigen ist, der den weitaus größeren Teil der Menschen verarmt und entrechtet, fiel ihm, dem reichen Gutsbesitzer, die Last seiner ganz persönlichen Verantwortung für immer aufs Herz.

Die Theologie hat dem christlichen Bekenntnis Tolstojs absprechend den Namen Jesuanismus gegeben, weil es nicht an Christus, als dem Fleisch gewordenen Wort, sondern allein an Leben und Lehre Jesu anschließt. Und sicher gleicht Tolstoj in seinem mächtigen und harten Drängen auf das Wirkliche mehr einem alttestamentlichen Propheten als einem aus dem Mysterium der Fleischwerdung des Wortes lebenden Bekenner Christi. Aber durchaus christlich im Sinne des schon dagewesenen Christus ist sein Herz und sein Glaube an die göttliche Kraft des

Herzens. Aus diesem Glauben hat er die Forderungen der Bergpredigt, die so schwer und unerfüllbar sind, daß sie von der westlichen wie von der östlichen Kirche stillschweigend beiseite gelassen worden sind, als die leichtesten und selbstverständlichsten erklärt, die die Menschen darum so leicht erfüllen könnten, weil sie als Gewißheit des Herzens ihnen unmittelbar gegeben seien.

Darum hat, wie die Theologie sein Christentum als Jesuanismus, so die Welt seine Lehre als utopisch und wirklichkeitsfremd verworfen. Und gewiß hat Tolstoj wie alle Propheten die ganze Wandlungsunfähigkeit des menschlichen Herzens verkannt, hat er verkannt, daß die Kraft zur vollkommenen Umwandlung des Lebens nur den tiefsten Gewissen: den Propheten und Heiligen vorbehalten ist. Daß aber seine Lehre dennoch keineswegs nur wirklichkeitsfremd ist, sondern auch eine tiefe Kraft zur Verwirklichung in sich schließt, dafür ist uns in der heutigen Welt, außerhalb Europas, ein großes Zeugnis erstanden. Gandhi, der große christliche Hindu, der durch die Kraft des Nichtwiderstehens das Schicksal seines Volkes wandelte, wäre ohne Tolstoj undenkbar gewesen. In ihm hat wirklich das Herz Tolstojs über die Welt gesiegt.

Aber das Herz des großen Russen war nicht, wie man nach seiner Verkündung der Gewaltlosigkeit glauben sollte, eine milde, sanfte, begütigende Macht; es war ein starkes, ein wildes, stürmisches, ja, es war ein im Dienste seiner Wahrheit grausames Herz. Wie der Tod für Tolstoj das Leben in zwei Hälften spaltete, so hat es auch das Gericht seines Herzens getan. Der Höhepunkt dieses Gerichtes ist die Erzählung «Die Kreutzersonate», mit der er die Jugend einer Generation verstört hat. In ihr tritt wie nirgends sonst in seinem Werke das Titanische seines christlichen Ringens hervor. Die Erzählung ist ein einziges gewaltiges Gericht über die Mächte, die die mächtigsten seines eigenen Lebens waren: den Eros, die erotische Liebe und die Musik als Inbegriff aller Kunst, die er beide mit so grimmigem Haß verfolgte, weil er keiner Macht, die nicht Gott war, die Gewalt über sein eigenes Leben und das der Menschen zugestand. So hat dieser Genius, der uns Bilder der Liebe und Ehe von einer Zartheit und Innigkeit wie wenige Dichter geschenkt hat, sich mit der ganzen Wucht seines Zornes gegen Liebe und Ehe als die verruchteste Sünde gewendet und sie aus dem Leben der Menschen auszuscheiden gesucht. Er ist damit im Nachwort zur «Kreuzersonate» zu der radikalsten sozialistischen Forderung gelangt, die je in der Welt aufgestellt worden ist, die selbst das Evangelium, die auch Paulus nicht gestellt hat: daß kein Kind in die Welt gesetzt werden dürfe, bevor das Los aller lebenden Kinder gesichert sei. Daß durch diese Forderung der Bestand des Menschengeschlechtes gefährdet sei, war ihm kein Einwand, weil dies der sittlich-religiösen gegenüber eine sekundäre Fragestellung war. Nicht das Leben als solches — hierin scheidet er sich tief vom gleichzeitigen europäischen Denken, von Nietzsche und aller Lebensphilosophie —, nur das durch die Wahrheit umgestaltete und geläuterte

Leben war ihm ein Wert. Dennoch bleibt gerade durch das Übermaß, den Radikalismus der Forderung der «Kreutzersonate» in ihr etwas Schillerndes. Der große Realist Tolstoj mußte in all seinem Radikalismus erkennen, daß das in ihr aufgestellte Ideal der reinen Keuschheit nicht auf einmal und nicht von der Mehrzahl der Menschen zu verwirklichen war. Er hat darum selbst diesem Ideal das unmittelbar Verpflichtende genommen, indem er es in die Geschichte, eine Geschichte des reinen Fortschritts, verlegt und in einer schwer verständlichen Täuschung an seine wachsende Verwirklichung in seiner Zeit schon geglaubt hat. Wir finden dasselbe eigentümliche Schillern wieder im Verhältnis zur Verwirklichung seines Ideals in seinem eigenen Leben. Die Wildheit, der Radikalismus seiner Forderung hat zwar sein Leben verstört, aber ihre Verwirklichung in ihm verhindert.

Es wäre das eigentliche Los dieses großen Bekenners gewesen, von der Welt verbrannt, gesteinigt, gekreuzigt zu werden. Und darin, daß ihm dies, Verfolgung und Märtyrertum, versagt blieb, hat er scharf und richtig empfunden, daß ihm die eigentliche Krönung seines Lebens versagt blieb. Hier rühren wir an die tiefste Tragik seines Lebens. Hätte Tolstoj sein Bekenntnis im zaristischen orthodoxen Rußland ganz zu Ende gelebt — er wäre zweifellos verbrannt oder totgeschlagen, zum mindesten verbannt und grimmig verfolgt worden. Aber er, der das Eigentum mit religiöser Schroffheit verwarf, der den Großgrundbesitz das große Verbrechen nannte, blieb der Großgrundbesitzer von Jasnaja Poljana; er, der so scharf erkannt hatte, daß alles, was ihn umgab: die Ruhe, die Sicherheit seiner Person, seiner Familie, seines Besitzes auf der Grundlage der Gewalt ruhte, verließ sein Heim und seine Familie nicht; und er, der alle weltlichen Ehren verachtete, blieb der angesehene Graf und der weltberühmte Dichter, an den sich die Hand der öffentlichen Gewalt nicht heranwagte.

Tolstoj ist hart darüber verurteilt worden, daß er nicht seiner Lehre entsprechend gelebt hat — am härtesten von denen, die sich Probleme wie die seinen niemals gestellt haben, die niemals wie er mit sich ins Gericht gegangen sind.

Aber er selbst, obwohl er sich der denkbar größten Einfachheit befleißigte, körperliche Arbeit jeder Art tat, mit seinen Bauern lebte, ihr Los zu erleichtern suchte und sie unterrichtete, hat dies Versagen als die große offene Wunde seines Lebens empfunden. Und niemals ließ ihn dieser Widerspruch ruhen. Die schmerzlichsten Worte, die schwersten Selbstanklagen des späten Tolstoj sprechen es aus. Immer von neuem hat er versucht sich loszureißen, allein in die Welt hinauszufliehen, den russischen Pilgern gleich auf die Wanderschaft zu gehen. Schon 15 Jahre vor seinem Tode hatte er den Abschiedsbrief an seine Frau geschrieben; sie erhielt ihn erst nach seinem Tode. Er vermochte diesen Schritt nicht zu tun.

Er vermochte es nicht. Er hat hierin versagt. Die ganze Schwermut seines verstörten Lebens steht hinter diesem Versagen. Und nicht der Schwere und Unerfüllbarkeit seiner Forderungen gab er die Schuld daran, sondern allein sich selbst. Seine ganze tödliche Angst war, daß dadurch, daß er ihn selbst nicht zu Ende ging, der Weg, den er so klar sah, den Menschen nicht als der rechte erscheinen könne. «Ich sterbe vor Scham», schreibt er in seiner Beichte, «*ich bin schuldig, ich verdiene Verachtung. Ich habe nicht den tausendsten Teil von dem getan, was nottut, und ich schäme mich dessen, aber ich habe es nicht unterlassen, weil ich es nicht gewollt, sondern weil ich es nicht gekonnt habe . . . Klagt mich an*, aber klagt nicht den Weg an, dem ich folge. Wenn ich die Straße kenne, die mich nach Hause führt, und wenn ich ihr nur taumelnd folge, ist damit gesagt, daß die Straße schlecht ist?»

Nein, nicht der Weg war es, der nicht genügte; er selbst war es, der sein Leben nicht mit ihm in Einklang zu bringen vermochte. Aber ihn von außen darum anzuklagen, ist ein Pharisäismus ohnegleichen. Wenn man sich seine Lage ganz vergegenwärtigt, so erkennt man, daß mit dem vollen Gehen dieses Weges von ihm nicht weniger verlangt war, als daß er das Schicksal, das Gott an Hiob vollzieht, um ihn in die äußerste Versuchung zu führen: den Einsturz seiner Häuser, den Verlust seiner Güter, seiner Familie, seines Heims, alles gottgegebenen Segens, der ihm geworden war, an sich selbst vollziehe. Tolstoj war zu der Zeit, als bei ihm der große Umbruch geschah, kein freier Mensch mehr; er war nach allen Richtungen gebunden und in großer Tiefe gebunden, und alle diese Bande zu zerreißen, wäre für ihn nicht nur Leid und Unglück, es wäre auch Schuld gewesen. So hat er nur das eine, über das er frei verfügen konnte und das zugleich sein größtes Gut war, von sich geworfen: seine Kunst. Er hat mit diesem Vonsichwerfen nicht auf *alle* Kunst verzichtet: er hat nur auch die Kunst rein in den Dienst seiner Forderung gestellt. Nur eine Kunst, die allen hilfreich ist, kann er noch wollen und bejahen. «Eine Erzählung oder ein Lied für Millionen Menschen verfassen, ein Bild für sie zeichnen, ist viel schwieriger und wichtiger als einen Roman oder eine Symphonie schreiben. Es ist ein ungeheuer großes und fast unbetretenes Gebiet. Dank solchen Werken werden die Menschen das Glück brüderlicher Vereinigung kennenlernen.» Es würde uns schwer, an eine solche schlichte, allen zugängliche, liebende, helfende Kunst zu glauben, wenn nicht Tolstoj selbst eine solche in seinen wundervollen Volkserzählungen und in seinem späten Roman «Auferstehung» verwirklicht hätte.

Aber er hat darüber die unaufhörliche Mahnung seines Lebens nicht vergessen. Und eines Tages ertrug er es nicht mehr. In der elften Stunde noch suchte das große Herz endgültig sein Heil, betrat der Greis festen Schrittes die Straße nach Hause, der er im Leben nur taumelnd gefolgt war, und floh, um in Einsamkeit zu sterben, aus seiner irdischen Heimat hinaus in die dunkle heimlose Nacht.

Die Nachricht von Tolstojs Tod und die Art seines Todes erfüllte damals — vier Jahre vor dem Ausbruch des ersten Weltkrieges — die Welt. Man verstand nicht, was vorgegangen war; aber man ahnte ein Ungeheures. Man sah die wohlbekannte Gestalt des Greises aus dem Behagen und der Ruhe der gewohnten Umgebung fern von den Seinen hinausirren in die Nacht. Man fühlte, wenn auch nur dunkel, daß ein gewaltiger, ringender Mensch im letzten Augenblick alles von sich abtat, um mit dem ewigen Richter allein zu sein.

Und man begriff, daß ein Mensch gestorben war, der Leben und Tod aus einer Tiefe gelebt und erlitten hatte, die für die Menschen stellvertretend gewesen war, daß ein Leben dahingegangen war, dessen Not und Wahrheit eine dunkle verirrte Menschheit nicht imstande war zu begreifen, geschweige denn sich anzueignen.

Der innerste Kern dieses stellvertretenden Lebens, aus dem seine ganze Gewißheit erwuchs, kommt in einer der schönsten Volkserzählungen Tolstojs zum Ausdruck. Es ist die Erzählung vom Besuch des Erzbischofs bei den drei frommen Greisen, die auf einer einsamen Insel wohnen und so bescheidenen Geistes sind, daß sie das Vaterunser nicht behalten können, ja, daß sie nicht einmal den Namen Gottes kennen und die doch durch ihre fromme Einfalt so unmittelbar in ein höheres Leben gehoben sind, daß sie, nachdem er sie verlassen hat, von aller irdischen Schwere befreit, leuchtend durch die finstere Nacht hinter dem Schiff des Erzbischofs hereilen, um die vergessenen Worte des Vaterunsers noch einmal zu hören, so daß der hohe Geistliche seine Belehrung aufgibt und sich tief vor ihrer schlichten Heiligkeit beugt.

Er *weiß* um das Licht; sie aber *leuchten*. Bei dieser schlicht-gewaltigen Erzählung hat sicher Grischa, der Einfältige, Pate gestanden.

Margarete Susman.

Raw Kuk

(Aus einer Serie von Vorträgen über «Religiöse Denker unserer Generation», gehalten in der Jüdischen Gemeinde in Stockholm)

Raw Abraham Isak Hakohen Kuk war der Oberrabbiner von Jerusalem nach dem ersten Weltkrieg, als in Erfüllung der Balfour-Deklaration das neue jüdische Gemeinwesen in Palästina geschaffen wurde. Eine Atmosphäre messianischer Erwartung breitete sich damals im Lande aus, und unter denen, welche in ständiger Bereitschaft des Kommens der Erfüllung harrten, war Raw Kuk sicherlich der erste. Für ihn war die Rückkehr der Juden nach Erez Israel bei weitem nicht nur ein kolonisatorisches und politisches Ereignis, er fühlte mit jeder Faser seines Herzens seine religiöse Bedeutung. In der Talmudschule, welcher er vor-

stand, legte er besonderes Gewicht darauf, daß die durch die Jahrhunderte vernachlässigten, weil nicht aktuellen Gesetze über den Tempeldienst aufs neue gelernt wurden; er betonte die Bedeutung der «Gebote, welche am Lande hängen», also jener Gebote, welche nur in Palästina eine Gültigkeit haben. Es war eine Zeit eines gewaltigen Umbruchs der Werte in der geistigen Welt Palästinas. Das jüdische Palästina hatte bisher den Stempel des sogenannten alten Jischuw getragen, der Menschen also, welche nach Palästina gekommen waren, um dort zu sterben oder um dort, unterstützt von Gaben ihrer Brüder aus der ganzen Welt, ein religiöses Leben zu führen, das mit dem Alltag und mit dem Lande in seiner Konkretheit wenig oder nichts zu schaffen hatte. Jetzt kamen junge Menschen ins Land, getrieben von nationalen und sozialen Impulsen, Menschen, welche durch die Schule der russischen Revolution oder des Sozialismus und der Jugendbewegung in Mitteleuropa gegangen waren und nun nach Palästina kamen, um ihre sozialen und nationalen Ideale in zionistischen Gemeinschaftssiedlungen zu verwirklichen, junge Menschen, die von allem Religiösen weit entfernt waren. Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz denken als die beiden geistigen Welten, die da in dem kleinen Lande zusammenstießen. Raw Kuk stand in der Mitte, dem alten Jischuw verwandt durch seine strenge Religiosität und durch seine literarische Bildung – er war ein Schüler der bekannten Jeschiwa in Volozhin, deren berühmter Leiter, Naftali Zwi Jehuda Berlin, in ihm seinen Lieblingsschüler gesehen hatte. Dem jungen Jischuw aber war er, trotz dem Abgrund, der ihn von den jungen Pionieren, den Anhängern aller europäischen Ismen, trennte, verwandt durch ein tiefes Verständnis für ihre zionistischen und sozialistischen Ideale.

Ich sprach eben von dem «Abgrund». Raw Kuk selbst würde es nicht so genannt haben. Er sah keine Abgründe in der Welt. Für ihn war die Welt eine Harmonie, aber nicht eine Harmonie dialektischer Gegensätze, wie etwa bei Hegel, sondern eine Harmonie, welche durch den göttlichen Ursprung der Welt von vornherein gegeben ist. Der junge palästinensische Philosoph Nathan Rotenstreich, dem wir eine größere Arbeit über das System Raw Kuks verdanken, hat in dieser Harmonie mit Recht einen Grundzug seines Gedankensystems gesehen. «Er schlägt Brücken über alle Abgründe und sieht die Wirklichkeit und den Menschen in einer alles umfassenden Sicht.»

Wenn wir die Weltansicht Raw Kuks mit einer Etikette versehen wollten – obwohl dies natürlich eine unerlaubte Vereinfachung ist –, so müßten wir sagen: Sie ist ein mystischer Panentheismus. Pan en theo: alles ist in Gott. Ich sage «Panentheismus» und nicht «Pantheismus», weil der Pantheismus, wenigstens in seiner populären Auffassung, allzusehr dazu neigt, die Welt zu vergöttlichen und so auf eine etwas vornehmere Weise den Gott der Tradition loszuwerden. Der Panentheismus dagegen sagt: wohl ist alle Realität in Gott, aber man kann nicht sagen, daß der

Inbegriff der Realität Gott ist. (Zu dieser wichtigen Unterscheidung vergleiche man G. G. Scholem, Major Trends in Jewish Mysticism, p. 249.)

Hermann Cohen hatte geglaubt, die Einzigkeit Gottes, das heißt Gottes völlige Verschiedenheit von der Welt, nur dadurch wahren zu können, daß er dem unveränderlichen *Sein* Gottes das Werden der Welt wie einen Schatten dem Lichte entgegensetzte und beide durch die Korrelation verband, welche eine Einheit aus Zweiheit ist. Kuk spricht der von Gott getrennten Welt *jedes* Dasein ab, es gibt gar keine *Zweiheit*, sondern nur die göttliche Einheit. «Das Geschaffene hat von sich aus überhaupt keine Existenz, sondern lebt nur durch die göttliche Fülle, die es belebt und seine Existenz fortführt und erhält.»

Indem Raw Kuk die ganze Welt als eine Welt *in* Gott sieht, gibt er dem Einheitsbekenntnis der Juden: «Höre Israel, Er dein Gott, Er ist Einer» die höchste Ausweitung und die tiefste Vertiefung. Gott ist Einer, Er ist All-Einer. Alles ist Eines in Ihm. Er ist eine für sich bestehende Einheit und doch nicht von der Welt abgesondert, denn die ganze Welt ist in Ihm. Er ist jenseits aller Körperlichkeit und aller Mannigfaltigkeit, aber alle Körperlichkeit und alle Mannigfaltigkeit ist in Ihm. In seiner dithyrambisch-lyrischen Sprache sagt Raw Kuk: «Alle Größe, Breite, Höhe, Tiefe, Erhabenheit, Lichtheit, Erneuerung, Fruchtbarkeit, alles Strömen, alle Impulse in Dichtung und Erkenntnis, die ewigen Lichter und die Lichter, die einen Augenblick lang aufglänzen, alles dies, in aller seiner Größe ist in Wahrheit nichts anderes als ein strahlender Punkt, der Punkt des Seins, ein Tropfen vom göttlichen Funken . . . Die Wissenschaft der Wahrheit lehrt uns die Einheit der Welt, die Gleichheit, die in allem Sein zu finden ist . . . Gleichheit des Körperlichen und des Seelischen, der Vorstellung und des Verstandes, des Niedrigen und des Erhabenen, wie sie alle einander entsprechen, sich miteinander vereinigen, bis ganz hinauf zur Gleichheit der Form und ihres Formers. Diese Weisheit der Wahrheit übersteigt alle begrenzten Wissenschaften, in welchen der umnebelte Geist des Menschen seine geistige Welt sehen will. Wir können keinen absoluten Unterschied machen zwischen dem einen Seienden und dem anderen. Aller Unterschied ist nur ein solcher der Stufe . . . alle Gegensätze vereinigt die Welt in sich . . . alle Seelen und alle Geister, alle Bewegungen und alle Dinge, alle Wallungen, Strebungen und Begeisterungen, sie alle sind eingeordnet in ein Reich und eine Reichsordnung. Gott ist König.»

Der letzte Zweck aller dieser Mannigfaltigkeit des Seins ist die *Offenbarung* des Lichtes Gottes in ihr. Denn es wird keinen Lebensfunken geben, dessen Wesen sich nicht bis zu dieser höchsten Stufe erheben wird. Dann wird die Vergöttlichung alles Seins in jeder kleinsten Besonderheit strahlen, sie alle werden Spiegel sein, in denen sich Gott spiegelt, ohne Ende wird diese Seligkeit sein. Zu diesem Ziele aber muß sich erst das Sein in Teile und abermals Teile der Teile

sondern, große Brüche müssen sich vollziehen, damit die Punkte voneinander getrennt werden und jeder Punkt gereinigt und geläutert wird, bis dann jeder das ganze Sein in sich enthalten wird und alles voll sein wird von Gottes Licht und Herrlichkeit.

Die gewöhnliche Auffassung stellt sich die Welt *außerhalb* Gottes vor. Allein diese Auffassung, welche in den Religionen herrscht, birgt eine Schwierigkeit in sich, die sie nicht überwinden kann. Der Unterschied zwischen Gott und seinen Geschöpfen bleibt dort unüberbrückbar, und es liegt eine unbegreifliche Bevorzugung darin, daß Gott in seiner Seligkeit verbleibt und alle Geschöpfe der göttlichen Seligkeit entbehren müssen. Die Folge dieser einseitigen Weltanschauung ist ein Neid, welcher den Menschen gegen Gott erfaßt. Raw Kuk hätte hier Nietzsche zitieren können: «Wenn es einen Gott gäbe, wie hielte ich es aus, nicht Gott zu sein?» Der Mensch beneidet Gott, und dieser Neid kann verschiedene Formen annehmen und schließlich zur Gottesleugnung führen. Durch die Leugnung befreit sich der Mensch von seinem Neid. Gegen diesen Neid sagt Raw Kuk, hilft die Erkenntnis, daß der Unterschied zwischen Gott und Welt nur ein solcher der Ansicht und der Perspektive ist. Je höher sich die Ansicht erhebt, desto mehr nähern sich für sie der Mensch und die Welt der göttlichen Größe; wenn die Erkenntnis vollständig wird, sieht der Mensch ein, daß alles in Gott inbegriffen ist. Das gesonderte Dasein der Einzelwesen ist nur die sich in vielen Farben brechende Offenbarung Gottes. Seine Seligkeit ist also zugleich die Seligkeit von allem, und diese wächst, je mehr sich die Erkenntnis aufklärt und vertieft. So bleibt dann kein Platz für den Neid.

Die Einzeldinge jedoch, in ihrer Absonderung betrachtet, haben keine *Existenz*. In seinem Kommentar zu unserem Gebetbuch vergleicht Raw Kuk einmal die Schöpfung der offenen Hand, die sich auftat, und an der nun alle einzelnen Finger in ihrer Gliederung sichtbar wurden. Aber es ist doch die eine Hand. Und an anderer Stelle gibt er dort dem bekannten Gebet: «Was sind wir? Was ist unser Leben? Unsere Güte? Unsere Gerechtigkeit? Unsere Kraft? Unsere Stärke?» die Deutung, daß hier in sechsfacher Perspektive das Nichtsein alles Geschaffenen betont wird. Das Geschaffene ist nicht, wenn nämlich sein Sein als ein für sich bestehendes betrachtet wird. Die buchstäbliche Deutung dieses Gebetes ist ja eine Schilderung der Schwäche des Menschen. Aber Raw Kuk drängt hier auf eine extreme Deutung. Alles Geschaffene ist buchstäblich *nichts*, es sei denn, wir sehen es als einen Vorgang der Offenbarung in Gott selbst an. Es ist die Aufgabe des Gebetes, uns in einen Bereich hinaufzuheben, wo es keine Einschränkung und keine für sich bestehende Individualität gibt. Unser Gebet gebraucht hier pleonastisch viele Ausdrücke, weil keine Sprache ausreicht, um die völlige Nichtigkeit dessen auszudrücken, was wir Wirklichkeit *nennen*, nämlich einer Wirklichkeit außer Gott. Das bedeutet durchaus nicht, daß die Welt eine Illusion ist. Sie ist nur eine Illusion, wenn wir sie ohne ihre Verwurzelung in Gott

betrachten. Es ist daher auch nicht richtig, wenn gesagt wurde, daß das Heidentum viel besser imstande war, den Reichtum der *Einzelheiten* der Welt zu würdigen, während die jüdische Auffassung, indem sie alles von Gott her betrachtet, allen Farbenreichtum in eine einzige Farbe auflöste. Nein, sagt Raw Kuk, alle Vielheit bleibt bewahrt. Man erhebt sich über die einseitige Einheit wie über die einseitige Vielheit zu einer Einheit, welche die Vielheit trägt. Die Besonderheit wird nicht verwischt, aber sie wird Träger unendlicher Verheißung. «Jeder Funke trägt in sich den Samen unendlicher Größe.»

Keineswegs will Raw Kuk, indem er die völlige Nichtigkeit einer Welt außer Gott betont, damit die Kreatur und insbesondere den Menschen demütigen, wie es asketische Religionen getan haben. Vielmehr soll die Ansicht, daß die Dinge und Menschen außerhalb Gottes nichts sind, dem Menschen eine unendliche Kraft geben. Der Mensch muß sich nur von dem Irrtum einer Auffassung befreien, die ihn von Gott losreißt. Er hat nicht zu verzichten auf irgend etwas Reales, sondern nur auf eine falsche Vorstellung. Freilich, fügt Raw Kuk hinzu, diese Selbstbefreiung ist keine leichte Sache. Es ist die Befreiung aus einem Gefängnis, das unsere Einbildungskraft geschaffen hat. Die Befreiung aus einem Phantasiegefängnis ist aber nicht weniger schwer als die aus einem wirklichen Gefängnis. Raw Kuk ist auch weltklug genug, um zu sehen, daß wir im praktischen Leben des Alltags uns nicht an diese Wahrheit hingeben können, nach der alles und auch wir selbst nur in Gott sind; wir müssen dann vielmehr das Licht dämpfen und uns für den Gebrauch des Alltags mit der gewöhnlichen monotheistischen Auffassung der Religion begnügen, welche uns und die Welt als außerhalb Gottes lebende und von ihm geschaffene Wesen ansieht.

Dies zeigt uns schon, daß wir nicht imstande sind, die volle Wahrheit, daß Gott einig-einzig ist und daß daher alles in Gott ist, festzuhalten in der ganzen Kraft der Verkündigung des «Höre Israel!». In unserem Gebet folgt auf das mit aller Kraft in die Welt hinausgerufene «Höre Israel!» das *still* gesagte Gebet «Gesegnet sei der Name der Herrlichkeit seines Reiches in Ewigkeit!» Hier ist nicht mehr von Gott selbst, sondern von seinem Reich die Rede. Die Seele steht nicht mehr in der vollen Kraft der Einung; nur ein Widerhall der wahren Einheit lebt in ihr, sie sucht jetzt die Einheit *in der Welt* mit Logik, mit Hypothesen mit sekundären Gedanken. Daher wird dieser zweite Satz still gesagt; nur am Versöhnungstag, wo alle Körperlichkeit und Diesseitigkeit aufgehoben ist, wird auch dieser zweite Vers im Triumphe laut hinausgerufen. Die Einung hat jetzt alles Geschaffene ergriffen, die Einung unten ist mit der Einheit oben identisch geworden. Der Versöhnungstag ist eine Antizipation der vollen Erlösung der Welt, und dies kommt in dem jetzt laut gesprochenen Gebet «Gesegnet sei der Name der Herrlichkeit seines Reiches in Ewigkeit» zum Ausdruck.

Der Versöhnungstag nimmt also die einstige Aufhebung der Trennung der Welt von Gott voraus. Die Trennung zog durch die Ursünde Adams in die Welt ein. Durch sie fiel der Mensch in das Netz der «Vergessenheit», durch die ihm die Welt fälschlich als in sich selbständig erschien. Die Ursünde wird gutgemacht durch die Umkehr, die Teschuwa, welche die Trennung aufhebt. «Die Umkehr» – so erklärt er in seinem Kommentar zum Gebetbuch – «ist entweder eine allgemeine Umkehr, das ist die Erhebung und Verbesserung der Welt, oder die Umkehr des Einzelnen, welche sein Leben zum Gegenstand hat. Aber diese beiden sind in Wahrheit eines, und so ist jede Verbesserung der Kultur, der gesellschaftlichen und ökonomischen Ordnung ein Teil der Umkehr.» Die Teschuwa ist also zugleich ein moralisch-religiöser und ein sozialer und kosmischer Begriff. «Durch das Vorhandensein der Kraft der Umkehr in allen Welten kehrt alles zurück und verbindet sich mit dem ganzen Sein der göttlichen Vollkommenheit.» *Hugo Bergman.*

(Fortsetzung folgt.)

Die Erhebung Chinas

«Unsere Aufgabe soll es sein, ein wahres Bild jener gewaltigen sozialen Umwälzung darzubieten, die sich vor unseren Augen vollzieht, der die Mächtigen und Reichen mit Zittern und Bangen, der die Armen und Gedrückten mit hoffendem Herzen und freudiger Erwartung folgen. Von dem Grade des Verständnisses, das die Arbeiterklasse für diese Entwicklung hat, hängt ihr Verlauf ab.» Diese Worte von Viktor Adler sollten die Arbeiter in Westeuropa heute beherzigen. Die Völker Asiens haben diese Hoffnung, die Westmächte bangen um ihre Vormachtstellung.

Wenn wir uns bemühen, diese große Umwälzung in China zu verstehen, sind wir auf die wenigen Bücher angewiesen, die zu uns kommen. Vor zwei Jahren ist eine Lebensgeschichte von Sun Yat-sen erschienen von Stephen Chen und Robert Payne (Asia Press, John Day Company), die uns einen Überblick über die Ereignisse in China zu Lebzeiten Sun Yat-sens gibt.

Schon 1895 nahm der 29jährige Sun Yat-sen an einem Aufstand teil, der mit der Hinrichtung vier seiner Freunde endete. Als kleiner Bub hatte er den Schilderungen des Taiping-Aufstandes gelauscht, in seinen vier Jahren an der anglikanischen Schule in Honolulu erfuhr er etwas über die Idee der Freiheit und lernte er von den Chinesen, die sich auf fremden Boden nach und nach von den Mandschus befreiten. Nach seinem Studium der Medizin in Hongkong wurde Sun Yat-sen wegen seiner revolutionären Tätigkeit von der portugiesischen Regierung aus Macao verbannt, und in Hawaii trat er einer geheimen revolutionären

Organisation bei, die sich den Sturz der Mandschus durch Gewalt zum Ziel setzte.[1]

Da Sun Yat-sen nach dem mißglückten Aufstand im Jahre 1895 fliehen mußte, entschloß er sich, von Land zu Land zu reisen, um die Unterstützung der Chinesen im Ausland zu gewinnen. Als Zeichen seiner vollständigen Befreiung von den Mandschus schnitt er sich den Zopf ab. Auf seiner Weltreise wurde er in London von der chinesischen Gesandtschaft in eine Falle gelockt und gefangen gehalten, und nur durch die Vermittlung eines englischen Arztes aus Lebensgefahr gerettet. Im Britischen Museum las er unter anderem die Bücher von Henry George und Karl Marx. Zu jener Zeit formulierte er seine «Drei Prinzipien», die er aber erst 1905 in Brüssel auf seiner zweiten Weltreise bekanntgab, nachdem zum ersten Male in der Geschichte ein Staat des Ostens eine westliche Macht besiegt hatte.

Erst während seines zweiten Aufenthaltes in den USA kam er unter den Einfluß der Ideen Abraham Lincolns, und «Regierung des Volkes, durch das Volk, für das Volk» wurde der Kampfruf der chinesischen Revolution. Es war aber in den Studentenkreisen in Paris, Berlin und Antwerpen, wo Pläne für die Zukunft der Revolution geschmiedet wurden. «Amerika lieferte die Slogans und das Beispiel, die ungeheizten, staubigen Zimmer in den Vororten von Paris und Berlin die Einzelheiten der Revolution» und Sun Yat-sen wurde als der künftige Führer der Revolution angesehen.

Nach zehn erfolglosen Versuchen gelang es, das Mandschu-Kaiserhaus zu stürzen, während sich Sun Yat-sen auf seiner dritten Weltreise in den USA aufhielt. Nachdem er in London und Paris von den Regierungen bestimmte Versprechungen erhalten hatte, ließ sich Sun Yat-sen am 1. Januar 1912 zum provisorischen Präsidenten der Republik Chinas wählen. Nanking wurde als Hauptstadt proklamiert, da der Kaiser noch im Sommerpalast in Peking lebte, und China in zwei bewaffnete Lager geteilt war. Die Kämpfe der nächsten Jahre sollten zeigen, wie schwer es war, das mächtige Land zu einer Einheit zu schmieden.

Im Jahre 1914 schrieb Sun Yat-sen: «Es ist nicht gesagt, daß ein Grundsatz, der für andere Länder paßt, auch für China gelten muß. Die Revolutionen des Westens machten sich den Kampf um die Freiheit zunutze, aber man kann nicht behaupten, daß auch die chinesische Revolution sich die Freiheit zum Ziel setzt. Wenn wir erklären, daß wir um die Freiheit kämpfen, bleiben wir eine dünne Schicht von Triebsand. Wir werden nie eine Einheit, wir werden nie das Ziel unserer Revolution erreichen. Wir dürfen unter keinen Umständen der Person mehr Freiheit geben. Wir müssen aber dem Staat größere Freiheit geben ... Schulen müssen Regeln haben und Armeen Disziplin.»

[1] «Man darf doch nicht die eigentümliche Rolle vergessen, die das Christentum, wie in seinen Anfängen und in den europäischen Bauernkriegen, so in der chinesischen Taipingzeit und deren Ausklang gespielt hat.» Wittfogel.

In diesem Geist begann Sun Yat-sen, von Canton, dem revolutionären Zentrum Chinas, aus, seine Partei neu aufzubauen, um gegen die Menge kleiner Regenten zu kämpfen, die den Platz des großen Regenten übernommen hatten.

Es war zu jener Zeit, daß er Ching-ling, die Tochter eines reichen Revolutionärs, Charles Soong, heiratete, die ihm eine treue Kameradin, und nach seinem Tod eine treue Verfechterin seiner Ideen sein sollte.

In den tragischen Jahren der Geschichte Chinas (1917 bis 1927) spielten die fremden Niederlassungen eine entscheidende Rolle, sagen Chen und Payne. Die Niederlassung in Schanghai zum Beispiel war der Zufluchtsort für alle geschlagenen Revolutionäre, für Mandschus, für zurückgetretene Kriegsherren, aber während fast drei Jahren auch für Sun Yat-sen. «Ohne Armee, ohne Hauptstadt, im Exil in der französischen Konzession in Schanghai, nahm Sun Yat-sen die Rolle des Propheten des Neuaufbaus an.» Er begann seine Grundsätze des nationalen Wiederaufbaus zu schreiben. Er vergleicht die Lehre der Französischen Revolution mit der Lehre der chinesischen. An Stelle der Freiheit setzt er die Freiheit der Nation, an Stelle der Gleichheit die Souveränität des Volkes, «deren Ziel ist, Autokratie zu überwinden, und für alle Menschen gleiches Recht zu schaffen, an Stelle der Brüderlichkeit Volkswohlfahrt, deren Ziel das Glück der 400 Millionen Chinesen ist». Vor allem müssen die Mitglieder seiner Partei ein Gelübde ablegen, den Unterdrückten zu helfen.

Es war erst gegen Ende seines Lebens, daß Sun Yat-sen den Kampf gegen den Imperialismus aufnahm. Zunächst sah er den Hauptfeind des Volkes in der Mandschu-Dynastie und hoffte auf Unterstützung von den Mächten, aber in seiner Enttäuschung über die vielen Niederlagen schrieb er: «Die imperialistischen Mächte sind die wahre Ursache des in China herrschenden Chaos. Es gibt nichts Roheres, Brutaleres, Bösartigeres als die gegenwärtig (1924) völlig materielle Zivilisation Europas und Amerikas. Man kann diese Zivilisation in zwei Worte zusammenfassen: Flugzeuge und Kanonen. Wir Chinesen nennen das Barbarei».

Das sind starke Worte aus dem Mund eines Mannes, der seine politische Laufbahn als begeisterter Verehrer der europäisch-amerikanischen Zivilisation begonnen hatte. Sie mögen uns auch heute als zu stark erscheinen, aber es tut uns Europäern gut, zu wissen, wie wir andern vorkommen.

Auch gegen die Reaktion im Lande wird Sun Yat-sen am Ende seines Lebens viel radikaler. Er mußte 1922 konstatieren, daß ihnen «die aufrichtige Sympathie des Volkes fehlte». Die Idee einer demokratischen Verfassung vermochte die Massen nicht an den politischen Kämpfen zu interessieren. Es war, wie er sagte «ein Bach ohne Quelle, ein Baum ohne Wurzeln». Man müsse an die Klasseninteressen der werktätigen Massen appellieren. Von dieser Zeit an verstärkt sich die Organisation der Arbeiter, der Bauern und der Studenten.

Die neuen Bestrebungen sollten auch in der letzten Fassung seiner «Drei Prinzipien» ihren Ausdruck finden (1924). Die Revolution soll in drei Etappen durchgeführt werden, in der Befreiung der chinesischen Nation von der Herrschaft der Mächte, in der Verwirklichung eines demokratischen Programms und in der gerechten Verteilung der Früchte der Arbeit, wovon die dritte Etappe nie aus den Augen zu verlieren sei.

Sun Yat-sen sah voraus, daß die erste Etappe lange dauern und von der zweiten und dritten nicht zu trennen sein würde. Daß sie weiter nicht an den Grenzen Chinas Halt machen würde, sehen wir aus seinen Worten: «Laßt uns heute, bevor die Entwicklung Chinas anfängt, uns verpflichten, die Gefallenen aufzurichten und den Schwachen zu helfen. Wenn wir dann stark werden und auf unseren Leidensweg unter der politischen und wirtschaftlichen Herrschaft der Mächte zurückschauen, wenn wir sehen, wie die schwächeren und kleineren Völker eine ähnliche Behandlung durchmachen, werden wir uns erheben und jenen Imperialismus schlagen. Dann werden wir wahrlich den Staat regieren und der Welt den Frieden bringen.»

Die zweite Etappe, die Verwirklichung eines demokratischen Programms, sah Sun Yat-sen etwas anders an als wir Westeuropäer. Im Westen ist die politische Einheit der Einzelmensch mit seinem Stimmrecht, in China sollte die Einheit das «hsien» sein, die Dorf- oder Stadt-Gemeinschaft, mit ihren gewählten Vertretern im Staatsrat, und die Dorf- und Stadt-Gemeinschaft sollte vier Rechte haben: Wahlrecht, Abberufungsrecht, Initiative und Referendum. In einem Land von 400 Millionen Einwohnern, meistens Analphabeten, bekomme man auf diese Weise, so fand er, ein besseres Bild der Wünsche des Volkes. Zu diesem Ergebnis kam Sun Yat-sen nach eingehendem Studium (an Ort und Stelle) der französischen und der amerikanischen Demokratie, denen er große Anerkennung zollte.

Die zwei ersten Etappen sollten den Weg für die dritte ebnen, Volkswohlfahrt. Die Gesundheit des Volkes stellte Sun Yat-sen als Arzt höher als alles andere. Gegen die Krankheit des Hungers mußte er für vermehrte Lebensmittel sorgen, wie Sir John Boyd Orr heute für eine gerechte Verteilung der Nahrungsmittel für die Völkerfamilie sorgen möchte. In einem so reichen Lande wie China wäre das Problem nicht schwierig, wenn der Wille des Volkes wirklich zum Ausdruck kommen könnte, und wenn die Einwohner geschult würden und Industrie in das Land käme. Sun Yat-sen, als Schüler von Henry George, legte großen Wert auf die gerechte Verteilung von Grund und Boden, die er nicht durch Verstaatlichung des Bodens, sondern durch eine Bodensteuer erreichen wollte.

Solange aber China nicht von der Fremdherrschaft befreit war, war dieses Programm nicht durchführbar. «Die Fremdmächte», schrieb Sun Yat-sen, «mischen sich in Chinas interne Angelegenheiten ein. Sie haben eine Regierung unterstützt, die sich ohne ihre Unterstützung kei-

nen Tag hätte halten können, sie haben es China verunmöglicht, eine wirksame und feste Regierung zu bilden.» Wie aktuell klingen diese Worte 20 Jahre später!

Mit den Russen war das Verhältnis anders. Im Jahre 1920 erklärten sie sich bereit, alle zwischen dem zaristischen Rußland und China vereinbarten Verträge zu annullieren, und Joffe, der russische Bevollmächtigte, versprach, daß die Sowjetregierung[1] in der Äußeren Mongolei keine imperialistische Politik führen, noch sie von China trennen würde. Dies war das erstemal, daß China von einer fremden Macht als ebenbürtig behandelt wurde.

«Unsere Augen sind nach Rußland gerichtet», schrieb Sun Yat-sen zu jener Zeit. «Wir schauen nicht länger auf die Westmächte»; und in einem Brief an Chiang Kai-shek schrieb er 1923: «Unsere Revolution wird nie gelingen, wenn wir nicht die russische Revolution zum Vorbilde nehmen.»

Als Chiang Kai-shek 1923 von Rußland zurückkehrte, organisierte er die Whampoa-Militärakademie, mit General Blücher als Ratgeber. Es waren auch russische (und deutsche) Ärzte, die 1925 an Sun Yat-sens Sterbebett in Peking standen, nachdem er in einem letzten Versuch, das Land zu einigen, nach dem Norden gereist war.

Über seiner Bahre standen die berühmten Worte aus Sun Yat-sens Testament auf einer Holztafel: «Die Revolution ist noch nicht durchgeführt.»

Schon zu Sun Yat-sens Lebzeiten hatte sich der rechte Flügel der Kuomintang über den wachsenden Einfluß der Arbeiter und Bauern und die Zulassung der Kommunisten zu ihren Reihen beklagt. Sie erkannten nicht wie Sun Yat-sen die Rolle, «die das unterdrückte Volk im Kampf für seine eigene Rettung zu spielen haben würde». Sie dachten eher an ihre Posten und persönlichen Vorteile. Auch waren unter ihnen zu viele Anhänger der früheren Monarchie.

Nach dem Tode von Sun Yat-sen kam ein Mann an die Macht, der unter ihm eine rein militärische Stellung innegehabt hatte. In seinem Kampf gegen die Kommunisten verstand Chiang Kai-shek sie nun gut zu brauchen. Zwar proklamierte er als sein Ziel, die drei Prinzipien Sun Yat-sens zu erfüllen, im übrigen aber, in seiner Verachtung der

---

[1] Stein erwähnt die Ansicht eines chinesischen Liberalen, daß die Japaner die Äußere Mongolei erobert hätten, wenn sie 1937 unter Chinas Kontrolle gewesen wäre. Die Japaner hätten das Herz Sibiriens bedroht und vielleicht den Lauf der Ereignisse zugunsten der Angreifer geändert.

Als Stein Mao fragte, ob er die Äußere Mongolei zurückfordern wolle, antwortete er: «Unsere nationale Regierung muß zunächst die Äußere Mongolei als autonomen Staat anerkennen, in Übereinstimmung mit dem Versprechen Sun Yat-sens an alle nationalen Minderheiten. Die Mongolen sind nicht Chinesen, sie sind eine Nation für sich. Ich hoffe und zweifle nicht daran, daß sie sich China wieder anschließen werden, sobald die nationale Regierung dem Versprechen des Gründers der Republik nachlebt.»

Massen und in der Förderung, die er der Korruption gewährte, war er in keiner Weise mit seinem großen Meister zu vergleichen.

Innert zwei Jahren wurde die Kuomintang, die von Sun Yat-sen gegründete Nationalpartei Chinas, vom Kommunisten gesäubert; die Zugehörigkeit zur Kommunistischen Partei sollte fortan mit dem Tode bestraft werden. Sein zehnjähriger Kampf zur Ausrottung der Kommunisten begann. «Die Kuomintang war 1927 keine Volkspartei, sondern eine Partei der Geheimpolizei» (Payne: «Revolt of Asia», Gollancz).

Wir sind so gewöhnt, die Figur Chiang Kai-sheks im rosigen Licht dargestellt zu sehen, daß es nicht schaden kann, wenn wir auch mit anderen Seiten seines Wesens bekanntgemacht werden. Nach Payne ist Chiang Kai-shek ein vielseitig begabter Mensch, aber kein Staatsmann. Payne schildert ihn als unwissend, untüchtig, sich in Kleinigkeiten verlierend, unfähig die Leiden anderer zu verstehen. Sein Glaube an die Lehre Konfuzius führt ihn dazu, die Weisheit der alten Chinesen zu konsultieren, wo die moderne Wissenschaft Ratgeberin sein sollte. «Der Mißerfolg der Kuomintang», schrieb Payne 1947, «kommt daher, daß er seine Politik auf den Nationalismus konzentrierte, und die zwei anderen Prinzipien Sun Yat-sens, Demokratie und Volkswohlfahrt, vergaß.» In «Chinas Schicksal», das Chiang Kai-shek 1943 schrieb, wird Volkswohlfahrt nur einmal erwähnt. Er bekannte sich zum Christentum, wie auch Sun Yat-sen, aber «es ist unvorstellbar, daß er die Liebe Christi verstanden hätte», sagt Payne. Es war diese Eigenschaft Sun Yat-sens, dieses Verständnis für die Leiden seines Volkes, das ihn zwang, für gerechte, gesunde Verhältnisse in China zu kämpfen, gerade wie sein Nachfolger Mao-Tse-tung.

Von diesem Nachfolger Sun Yat-sens haben wir bis heute sehr wenig erfahren. Edgar Snow, der erste, der 1937 ausführlich über ihn berichtete («Red Star over China»), gibt zu, daß er, trotzdem er sieben Jahre in China gewesen war, nichts von den Kommunisten in Nordwest-China gewußt hatte.

Nach dem Tode von Sun Yat-sen fand eine rapide Entfaltung der Massenorganisation statt, der Kommunistischen Partei Chinas, der Gewerkschaften und der Bauernverbände (z. B. Mitglieder der revolutionären Bauernverbände 1925: 200 000, 1927: 9 800 000). 1926 ging Chiang Kai-shek gegen die linken Führer vor. Sein Kampf gegen sie dauerte zehn Jahre. Sechs Jahre lang kämpften die Kommunisten im Süden und fingen an, die Rote Armee aus Bergarbeitern und Bauern zu organisieren. Als sie dort, mit der «Genehmigung der Fremdmächte und finanziellen Unterstützung der ausländischen Kapitalisten (Snow), in einem der demoralisierendsten Blutbäder der Geschichte unterdrückt worden waren», unternahmen sie ihren berühmten Marsch nach dem Norden, wovon man in der Welt so wenig wußte wie über die sechs Jahre kommunistischer Herrschaft in Südchina mit ihrer Bodenauftei-

lung, ihren Genossenschaften, Massenerziehung und Hebung des Lebensstandards der Arbeiter und armen Bauern.

Der Rückzug aus Kiangsi erfolgte schnell und heimlich. Der große Marsch fing am 16. Oktober 1934 an. In 12 Monaten legten diese 90 000 Männer, Frauen und Kinder, Kommunisten und Nichtkommunisten, zu Fuß 6000 Meilen zurück, bis sie mit 20 000 Überlebenden in Nordwestchina ankamen, nachdem sie die höchsten Berge und die größten Flüsse Chinas überquert und Gebiete durchwandert hatten, die von 200 Millionen Menschen bevölkert waren. Sie hatten jeden Tag kämpfen müssen und fünfzehn regelrechte Schlachten durchgefochten. Es war aber nicht nur eine Armee, die durch die Luftangriffe der Gegner zu Nachtmärschen gezwungen wurde, deren Helden spätere Generationen besingen werden. Es war zugleich eine Propagandatour, auf der Massenversammlungen abgehalten wurden, wo die Reichen «besteuert» und die Sklaven befreit wurden, wo man «Freiheit, Gleichheit und Demokratie» predigte. «Millionen Bauern haben die Rote Armee nun gesehen», schrieb Snow, «nun fürchten sie sie nicht mehr.» Viele Tausende konnten den langen, erbarmungslos harten Marsch nicht zu Ende führen, aber andere Tausende schlossen sich der Armee an.

Im Nordwesten Chinas bauten sie ein für Asien neues Sozialsystem auf. Dort, wo kurz vorher eine Hungersnot 3 bis 6 Millionen Menschen hingerafft hatte (eine Katastrophe, wovon unsere Welt kaum Notiz nahm), konnte die neue Regierung unter Mao Tse-tung und Chou En-lai eine soziale Umwälzung durchführen.

Chiang Kai-shek führte seinen erbitterten Kampf gegen die Rote Armee fort, als sie sich im Nordwesten festgesetzt hatte. Chang Hsueh-liang, der frühere Kriegsherr der Mandschurei, bekam den Befehl, sie zu vernichten, worauf viele seiner Soldaten zu den Roten übergingen und seine Truppen sich weigerten, ihre Brüder länger zu bekämpfen. Er nahm Ende 1936 Chiang Kai-shek in Sian gefangen. Chiangs Leben wurde nur durch die Kommunisten gerettet. Der Generalissimus muß sich in seiner Gefangenschaft verpflichtet haben, den Bürgerkrieg aufzugeben, so daß eine geschlossene chinesische Front gegen weitere japanische Angriffe zustande kommen konnte.

Es ist hier nicht die Stelle, die Ereignisse des zweiten Weltkrieges, wie sie sich in China abspielten, zu schildern, noch den neuen Bürgerkrieg, der 1946 wieder ausbrach, und der mit dem Sieg der Kommunisten zu enden scheint. Diese Ereignisse sind uns durch die Tagespresse eher bekannt. Wichtiger ist es, ein möglichst getreues Bild der Sieger zu bekommen, und zu verstehen, warum Chiang Kai-shek trotz Unterstützung Amerikas doch unterlegen ist. Zu diesem Zwecke muß man versuchen, mit den führenden Persönlichkeiten bekannt zu werden.

Mao Tse-tung wurde 1893 in Hunan als Sohn eines armen Bauern geboren. Als vierzehnjähriger Bub las er die Geschichte Napoleons, Washingtons, Wellingtons, Lincolns. Er verschlang alles, was er in der

Bibliothek von Changsha über den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, die Geschichte Chinas und die Weltgeographie in die Hände bekam. Als 1921 die Kommunistische Partei Chinas gegründet wurde, sagte Mao: «Die Partei muß zu den Massen gehen, muß sie organisieren.» Er wurde Vorsitzender der Sowjetregierung in Kiangsi. Seine Frau wurde vom Gouverneur hingerichtet, und auf dem langen Marsch verlor er eines seiner Kinder.

Durch diesen Verlust, wie durch sein bäuerliches Wesen, ist er dem Volke nah geblieben. «Wir dürfen uns nie vom Volke trennen lassen», schreibt er, «nicht den Interessen einer kleinen Gruppe noch seinen eigenen Interessen muß man dienen, sondern den Interessen des Volkes.»

Ungleich Chiang Kai-shek, glaubt Mao Tse-tung an das chinesische Volk. «Sehr oft sind die Massen uns voran. Sie wollen vorwärtsschreiten, während manche von unseren Kameraden sich nicht als Führer des Volkes benehmen, sondern eigene Interessen vertreten ... Jeder Genosse sollte verstehen lernen, daß, solange wir uns auf das Volk verlassen und auf die unendlich schöpferische Kraft des Volkes vertrauen, wir alle Schwierigkeiten überwinden können ... Die großen Hoffnungen unzähliger Opfer während der letzten 100 Jahre müssen in unserer Generation erfüllt werden. Wer immer die Erfüllung dieser Hoffnungen zu verhindern sucht, wird eine Niederlage erleiden.»

Im Jahre 1944 gab die Regierung Chiang Kai-sheks einigen alliierten Journalisten die Erlaubnis, das kommunistische Gebiet selbst anzusehen. Diese Nichtkommunisten berichteten von einer fortschrittlichen Regierung, von der Integrität der Verwaltung (im Gegensatz zur Kuomintang) und einer neuen Bauerndemokratie. Was diese Journalisten in Nordwestchina zu sehen bekamen, kann man in Gunther Steins «The Challenge of Red China» lesen (Pilot Press 1945). Nach Bekanntgabe ihrer Eindrücke entstanden einige Zweifel an Chiang Kai-sheks Anspruch auf die Führerschaft des chinesischen Volkes, und heute, nach weiteren vier Jahren, erleben wir das Ende eines Kapitels der chinesischen Geschichte.

Wenn man den günstigen Bericht von Gunther Stein liest, kann man nur hoffen, daß er wahrheitsgetreu ist, daß die Kommunisten durch ihre Politik «Lerne von den Massen, und dann unterrichte sie» es wirklich fertiggebracht haben, den Lebensstandard zu heben, die Kindersterblichkeitsziffer zu reduzieren, Vertrauen, Begeisterung und freiwillige Zusammenarbeit der Bevölkerung zu gewinnen. Diese Errungenschaften würden auch zum großen Teil den raschen Fortschritt der Roten Armeen erklären. Ob sie die Leistungen, von denen wir hören, von ihrem Stammgebiet mit 90 Millionen Einwohnern auf ganz China mit seinen 400 Millionen ausdehnen können, bleibt abzuwarten und hängt nicht nur von ihnen allein ab.

Die dritte Partei, die Mittelpartei, von der General Marshall in seiner Abschiedsrede als «jener Schar von prächtigen Menschen» spricht,

hat, obwohl sie über keine bewaffneten Streitkräfte verfügt, einen großen Einfluß. Payne schildert den tapferen Kampf der Studenten und Professoren im Südwesten, die eine Mittelstellung zwischen Kuomintang und den Kommunisten einnehmen und 1945 vor den Gefahren eines neuen Bürgerkriegs warnten. Auch sie waren unter Chiang Kai-shek illegal und büßten die Verbreitung ihrer Broschüren, die die Unabhängigkeitserklärung Amerikas und viele Zitate aus Thomas Paines «Menschenrechten» enthielten, mit Folterung und Tod.

Diese Mitglieder der Demokratischen Liga (gegründet 1941) werden sich für eine Koalitionsregierung (für die auch Mao eintritt), eine Konvention und eine nationale Verfassung einsetzen; aber wie weit sie Maos Idee von Volkswohlfahrt verstehen, ist aus Paynes Buch nicht ersichtlich, obwohl er am meisten Sympathie für diese Gruppe hat, war er doch selbst Professor an einer Universität in Kunming, einem wichtigen Zentrum ihres Widerstandes.

Ein Grund, der sie davon abhält, die Kommunisten zu unterstützen, ist sicher der Name ihrer Partei. «Das Wort ‚Kommunismus'», sagt Payne, «ist zu unbestimmt für die chinesische Mentalität, die das Wort ‚kan-chang-tang' (Teile-den-Reichtum-Partei) vorzieht.» Als Gunther Stein Mao fragte, ob es gar nicht möglich wäre, «jenes fürchterliche Wort ‚Kommunist'» wegzulassen, antwortete er: «Die Kommunisten in allen Ländern haben nur eines gemein: ihre Methode marxistischen Denkens —, ohne diese Gedankengänge wären wir nicht in der Lage, die gegenwärtige demokratische Etappe unserer sozialen Revolution zu leiten. Was China momentan braucht, ist Demokratie, nicht Sozialismus.» Ein anderes Mal sagte Mao: «Wir sind von der Richtigkeit des Marxismus überzeugt; aber das heißt nicht, daß wir das chinesische Kulturerbe nicht anerkennen oder den Wert des nicht-marxistischen Denkens anderer Länder. Wir sind dagegen, Ideen blindlings zu verwerfen oder blindlings anzunehmen. Wir Chinesen müssen selbst entscheiden, was auf unserem Boden gedeihen kann.»

Daß die Chinesen freie Hand haben werden, ihr Schicksal selbst zu bestimmen, ist, nach der alten Tradition der Einmischung der Mächte, kaum zu erwarten. Obwohl die Kommunisten in Nordwestchina ohne fremdes Kapital ausgekommen sind und ohne Hilfe der Sowjetunion (trotz gegenteiligen Berichten), werden die landwirtschaftliche Entwicklung des ganzen Landes, die dringende Notwendigkeit neuer Industrien sie vor viel größere Probleme stellen. Um diese Probleme zu lösen, sagt Mao, «müssen wir lernen, uns hauptsächlich auf unsere eigenen Anstrengungen zu verlassen».

Die chinesischen Kommunisten geben zu, daß sie immer bessere und engere Beziehungen mit der Sowjetunion wünschen, aber in seinem Gespräch mit Gunther Stein erklärte Mao: «China darf sich nicht auf freundschaftliche Beziehungen mit bloß einer Macht oder Mächtegruppe beschränken. Es wäre gerade so verkehrt für China, sich nur auf die

UdSSR zu verlassen und den USA und Großbritannien die kalte Schulter zu zeigen, wie es falsch war für Tschungking, nur auf die USA abzustellen.»

«Wir sind überzeugt», betonte Mao, «daß die kapitalistische Welt und UdSSR lernen werden, im Frieden zusammenzuarbeiten, wie sie im Krieg zusammenarbeiteten.» Er sah schon 1944 die Schwierigkeiten voraus, die entstehen könnten, und hoffte, China werde eine der Brükken zwischen den zwei Lagern. Wenn unter der Führung Nehrus in Südostasien eine zweite Brücke entsteht, dürfen wir wohl erwarten, nicht nur, daß die Armen und Gedrückten Asiens endlich zu ihrem Recht kommen, sondern daß auch eine friedliche Lösung der Kolonialprobleme eine Zusammenarbeit der Großmächte näherbringt.

Millicent Furrer-Proud.

Weltrundschau

Keine Friedensverhandlung . . . . Wie nach der Lage der Dinge erwartet werden mußte, haben die Westmächte und besonders die Vereinigten Staaten den neuen, wenn auch unformellen Versuch der Sowjetunion, zu Verhandlungen über die Beendigung des «kalten Krieges» zwischen den beiden großen Machtblöcken zu kommen, barsch abgelehnt. Das war abermals ein grober Fehler der westlichen Diplomatie. Denn entgegen der Meinung jener allzu vielen Zyniker, die hinter jedem russischen Friedensschritt ein unehrliches, hinterlistiges Manöver wittern, sprechen stärkste sachliche Gründe dafür, daß es den Leitern der russischen Außenpolitik mit ihrem Bemühen, den Ausbruch eines dritten Weltkrieges zu verhindern, vollkommen ernst ist. Nicht zuletzt ist, worauf Alvarez del Vayo in der Neuyorker «Nation» aufmerksam macht, der *Zeitpunkt* bedeutsam, in dem Moskau seinen jüngsten Friedensfühler ausgestreckt hat. «Amerikanische Rußlandsachverständige», so schreibt dieser unabhängige sozialistische Beobachter, «haben vorausgesagt, der Kreml werde erst dann Vernunft annehmen, wenn der Marshall-Plan seine Fähigkeit erwiesen habe, Europa wieder auf die Beine zu stellen, und wenn sich die Sowjets an allen Fronten hart bedrängt fühlten. Tatsächlich hat Moskau das Friedensgespräch in einem Augenblick aufgenommen, da sich gerade das Gegenteil ereignete: da der Marshall-Plan eine Vertrauenskrise durchmacht, da die Armeen Mao Tse-Tungs in die Vorstädte Nankings eindringen, da halb Asien und ein Teil von Afrika durch die Funken der Kolonialrevolution in Flammen gesetzt sind, da die amerikanische Politik der Unterstützung der griechischen Reaktion gänzlich bankerott ist — kurz, in einem Augenblick, da

Rußland, wenn auch nicht siegreich im kalten Krieg, so doch sicher Boden in ihm gewinnt.»

Um die Ablehnung der russischen Offerte zu begründen, hat man in Amerika darauf hingewiesen, daß ernsthafte Verhandlungen zwischen den beiden Lagern nur im Rahmen der Vereinten Nationen aufgenommen werden könnten — ein merkwürdiges Argument angesichts der Tatsache, daß die ganze amerikanische Politik, die unter dem Namen der Truman-Doktrin bekannt ist, daß das große Interventions-, Stützpunkt- und Allianzsystem, das die Vereinigten Staaten in den letzten Jahren aufgebaut haben, daß insbesondere auch der Marshall-Plan und was damit zusammenhängt völlig *außerhalb* dieses Rahmens ins Werk gesetzt wurde und weitergeführt wird. Und man hat von westalliierter Seite namentlich auch erklärt, was man von der Sowjetunion jetzt erwarte, das seien nicht unverbindliche Friedensworte, sondern unzweideutige Friedens*taten*. Was für Taten das aber sein sollen, hat man in Washington, London und der Enden längst klargemacht: bedingungslose Aufhebung der Blockade gegen Berlin, Anschluß Rußlands an die westmächtliche Politik für Deutschland und Österreich, Annahme des amerikanischen Planes für die Kontrolle der Atomkraft, Desinteressement der Sowjetunion an Polen, Ungarn, Griechenland, Korea usw., kurz, lauter Dinge, zu denen sich die Sowjetunion freiwillig kaum verstehen würde, weil sie allzu einseitig auf der Linie der westmächtlichen Machtpolitik liegen. Und da man sich eben im Westen eine Verständigung mit Rußland unter keinen andern Bedingungen vorstellen kann als denjenigen, die vorab den *eigenen* Wünschen und Interessen entsprechen, so klagt man die Sowjetunion dauernd der Friedensunwilligkeit, ja der Angriffslust und des Weltherrschaftsstrebens an, um desto energischer den großen Plan weiter zu verfolgen, durch militärische und wirtschaftliche Druckmittel Rußland zu *zwingen*, sich der Ordnung der Pax americana, des amerikanischen Friedens, zu unterwerfen.

. . . . aber gesteigerte Kriegsvorbereitung

Das ist insbesondere auch Sinn und Zweck des *Atlantikpaktes*, dessen anscheinend naher Abschluß zurzeit im Mittelpunkt der amerikanisch-westeuropäischen Auseinandersetzung steht. Außer den Staaten des Brüsseler Vertrages wird, wie nun feststeht, auch Norwegen dem atlantischen Bund beitreten, nachdem sich die dortige Arbeiterpartei fast einhellig für die Eingliederung Norwegens in das westliche Allianzsystem ausgesprochen und die Regierung den ihr von Rußland angebotenen Nichtangriffspakt höflich, aber bestimmt abgelehnt hat. Sie hat sich dabei den Scherz erlaubt, der Sowjetunion zu versichern, daß sich Norwegen ganz und gar nicht von ihr bedroht fühle, aber sich eben doch viel mehr für den Atlantikpakt interessiere, der natürlich ausschließlich der Verteidigung (gegen wen?) diene. Schweden will vorläufig seine Neutralität beibehalten, während Dänemark kaum anders können wird

als sich auch der Form nach in das strategische Weltnetz der Vereinigten Staaten einzufügen, dem es ja tatsächlich bereits angehört, haben sich doch die Amerikaner schon seit Jahr und Tag auf Grönland, das sozusagen eine dänische Besitzung ist, häuslich eingerichtet, ohne auch nur daran zu denken, jemals wieder hinauszugehen. (Wenn das die Russen getan hätten!) Der dänische Außenminister hat denn auch gerade dieser Tage die Wallfahrt nach Washington angetreten, um die Sache einmal in Ordnung zu bringen[1].

Ob auch Italien Mitglied des Atlantikbundes werden oder einem *Mittelmeerbund* beitreten wird, der (unter USA-Patronat natürlich) auch Griechenland, die Türkei, Syrien und Ägypten umfassen würde, steht noch nicht fest. Unklar ist ebenfalls, ob es außerdem noch zu einem *Mittelasienbund* kommen wird, der — als Gegengewicht gegen den kommunistischen Einfluß in China und Südostasien — Indien, Pakistan, Afghanistan, vielleicht auch Persien und Irak zusammenschließen würde. Sicher scheint hingegen schon heute zu sein, daß die Mitglieder dieser verschiedenen, aufeinander abzustimmenden Bünde, soweit nötig, von den Vereinigten Staaten mit Waffen und anderm Kriegsmaterial versorgt werden sollen, zur Ergänzung der Rüstung, die sie sich aus eigenen Mitteln zu beschaffen haben. Großbritannien hat schon jetzt eine neue Anstrengung in dieser Richtung gemacht; das neue Militärbudget ist um nicht weniger als 107 Millionen Pfund (etwa 1300 Millionen Franken) höher als dasjenige des Finanzjahres 1948/49.

All diese fieberhaft betriebenen militärischen Rüstungen dienen zwar — entgegen der russischen Behauptung — sicher nicht einem bereits beabsichtigten Angriffskrieg gegen die Sowjetunion. Sie entspringen aber auch nicht — wie das die populäre Propaganda der Westmächte will — der Überzeugung, daß ein kriegerischer Angriff von seiten *Rußlands* drohe. Sie sind vielmehr einesteils der Ausfluß jenes militärischen Denkens, das in nie gestilltem Sicherheitsbedürfnis von Rüstung zu Rüstung, von einer strategischen Grenze zur andern schreitet, andernteils aber ein Werkzeug des sich immer deutlicher abzeichnenden Planes, der verbündeten außerrussischen Welt ein derart erdrückendes militärisches und wehrwirtschaftliches Übergewicht zu verschaffen, daß sich die Sowjetunion wohl oder übel dem wohlgemeinten Friedensdiktat der Vereinigten Staaten und ihrer Alliierten und Assoziierten fügen müsse.

---

[1] Es sei daran erinnert, daß die damalige dänische Exilregierung im April 1941 Grönland den Vereinigten Staaten *vorübergehend* überlassen und Präsident Roosevelt ausdrücklich versprochen hat, daß «Grönland eine dänische Kolonie bleiben wird, sobald die deutsche Invasion in Dänemark zu Ende sein wird». Roosevelts Nachfolger hat nicht von ferne im Sinn, dieses Versprechen wahrzumachen; Grönland ist und bleibt dem amerikanischen Stützpunktsystem fest eingegliedert. Anderseits hat die Sowjetunion die dänische Insel Bornholm, die sie während des Krieges besetzt hatte, vereinbarungsgemäß wieder geräumt — ein sprechender Beweis für die in allen unsern Blättern und Blättchen ständig wiederholte Behauptung, daß die Russen sämtliche Verträge brächen, die Amerikaner sie aber getreulich erfüllten ...

Darum die Weigerung der Westmächte, auf die «lächerlichen» Verhandlungsangebote des Kremls einzutreten, bevor dieses Übergewicht unbedingt gesichert sei. Darum das dauernde Prahlen mit der fabelhaften Leistungsfähigkeit der amerikanischen Luftwaffe und ihrer Atombomber[2]. Und darum auch die mit allen Mitteln genährte weltweite Propaganda gegen den Kommunismus und die Sowjetunion, deren Unschädlichmachung, wie nachgerade der hinterste Buschmann wissen muß, die erste und heiligste Pflicht der Kulturmenschheit ist. (Eine Propaganda, die uns freilich trotz allem nicht abhalten soll, beispielsweise das Begehren nach einer unparteiischen Untersuchung über die vielgenannten russischen Zwangsarbeitslager auch unserseits zu unterstützen.)

Druck und Gegendruck Wie gefährlich diese mit ebensoviel Planmäßigkeit wie Kaltblütigkeit ins Werk gesetzte Pressionspolitik gegenüber der Sowjetunion ist — von ihrer Selbstgerechtigkeit noch ganz abgesehen —, braucht hier kaum auseinandergesetzt zu werden. Trygve Lie, der Generalsekretär der Vereinten Nationen, hat nicht umsonst gewarnt: «Wenn die Völker zugeben, daß regionale Bündnisse an die Stelle der kollektiven Sicherheit treten, so wird die Hoffnung auf einen dauerhaften Frieden dadurch schwer beeinträchtigt werden.» In der Tat ist keineswegs anzunehmen, daß sich Rußland durch eine ständig über ihm hängende Kriegsdrohung endgültig werde einschüchtern und in die Zwangsjacke des «amerikanischen Friedens» stecken lassen. Druck erzeugt auch hier nur Gegendruck, und die ersten negativen Reaktionen der Sowjetunion und der zu ihr haltenden kommunistischen Parteien auf die verschärfte Bündnis- und Aufrüstungspolitik der Vereinigten Staaten haben denn auch nicht auf sich warten lassen. Einerseits versteift sich die russische Haltung gegenüber den Westmächten neuerdings nicht unwesentlich; der bedauerliche Rückzug der Sowjetunion aus der kaum erst geschaffenen Weltgesundheitsorganisation ist nur *ein* Anzeichen dafür. Ob auch die Ersetzung *Molotows* durch *Wyschinski* in der Leitung des Außenministe-

---

[2] Der amerikanische Luftfahrtminister Symington erklärte unlängst im Katholischen Klub von Norwalk, der neue B-36-Bomber könne in einem einzigen Tage Zerstörungen anrichten, für die bisher ganze Armeen Jahre gebraucht hätten. Und der mit so viel Reklame umgebene jüngste Rekordflug eines solchen Bombers um die Erde herum scheint diese Aussage zu bestätigen. Der bisherige Kriegsminister Forestall aber, der sich jetzt wieder seinem «angestammten» Beruf als Bankier zugewandt hat, enthüllte vor einiger Zeit sogar, daß die amerikanische Wissenschaft und Technik an dem phantastisch anmutenden, jedoch angeblich durchaus realisierbaren Plan arbeite, im Weltenraum, außerhalb der Anziehungskraft der Erde, frei schwebende Operationsbasen zu errichten, von denen aus auf der Erde unvorstellbare Zerstörungen bewirkt werden könnten. «Darauf also sind wir aus», bemerkt dazu das «Christian Century» (19.1.49): «Wir brauchen unsere Wissenschaft und unsere unvergleichliche Produktionskraft, um neue Wege zur Erringung der Weltherrschaft zu finden. Und dabei empören wir uns dermaßen über das, was wir das russische Streben nach Weltherrschaft nennen!» Wenn das alles nicht Hybris ist, sträfliche Vermessenheit!

riums als Übergang zu einem schärferen Kurs gedeutet werden muß, ist im Augenblick, da wir schreiben, noch nicht klar. Anderseits kann aber kaum ein Zweifel daran bestehen, daß es durchaus Moskaus Wünschen entspricht, wenn jetzt eine kommunistische Landespartei nach der andern aufsteht und erklärt, daß sie auf einen Angriffskrieg Amerikas und seiner Verbündeten gegen die Sowjetunion mit aktivem Widerstand, wenn nicht mit offenem Aufstand antworten würde. Das Signal dazu hat Maurice *Thorez* gegeben, der volkstümlichste Führer der französischen Kommunisten, der gerade herausgesagt hat, daß die Arbeiterschaft und das Volk Frankreichs gemeinsame Sache mit der Sowjetunion machen würde, wenn sie *«wider ihren Willen»* in einen Krieg mit Rußland hineingerissen würden und die Sowjetarmee «in der Verteidigung der Sache der Völker und des Sozialismus in die Lage käme, die *Angreifer* bis auf unsern Boden zu verfolgen», ja daß es in einem solchen Falle die Pflicht des französischen Volkes sei, «in der Verwirrung der ersten Tage jede nichtkommunistische Regierung zu stürzen».

Um diese allerdings unnötig herausfordernden Erklärungen herum, denen sich auch die kommunistischen Parteien Italiens, Englands, Norwegens, Deutschlands, Österreichs usw. angeschlossen haben[3], ist natürlich wieder der übliche vaterländische Entrüstungslärm veranstaltet worden. In Wirklichkeit liegt zu solcher Entrüstung gar kein Anlaß vor. Die kommunistischen Parteien definieren ja ihre Haltung wohlweislich nur für den (von ihnen freilich als einzig denkbar erklärten) Fall, daß die Westmächte einen *Angriffskrieg gegen die Sowjetunion* führen sollten; und von dieser Voraussetzung aus erscheint ihre Schlußfolgerung durchaus logisch und gegeben. Ob der genannte Fall auch tatsächlich eintreten wird, ist natürlich eine Frage für sich. Aber billigerweise wird man den Kommunisten als einer revolutionären Partei ebensowenig das Recht bestreiten können, sich für einen gegenrevolutionär-imperialistischen Angriff der Westmächte auf die Sowjetunion vorzubereiten, wie man den antikommunistischen Parteien grundsätzlich das Recht absprechen wird, einen Angriffskrieg Rußlands gegen Westeuropa und Amerika ins Auge zu fassen und sich daraufhin zu rüsten. Die Zeiten sind vorbei, da die Regierungen die blinde Gefolgschaft ihrer Völker in *jedem* Krieg fordern können, den sie als gerechten Verteidigungskrieg erklären! «Die Wahrheit ist», wie der Londoner «New Statesman» sagt,

[3] Wenn *unsere* Kommunisten nicht ein ähnliches Verhalten für den Fall eines sowjetischen Einmarsches in die Schweiz in Aussicht gestellt haben, so darum, weil die neutrale Schweiz par définition nicht in einen Angriffskrieg gegen die Sowjetunion verwickelt werden kann. Léon Nicole, der Präsident der Partei der Arbeit, hat sich deshalb darauf beschränkt, Thorez für dessen auf *Frankreich* gemünzte Erklärung ein Bravo zuzurufen, was ihn natürlich nicht davor bewahrt hat, von seinen Gegnern als Verräter an der *Schweiz* gebrandmarkt zu werden. Die schwere Wahlniederlage, welche die Partei der Arbeit soeben in der Waadt erlitten hat — sie hat mehr als die Hälfte ihrer Sitze verloren, fast ausschließlich an die bürgerlichen Parteien —, steht in unmittelbarem Zusammenhang mit diesem Feldzug.

«daß, wenn der Krieg tatsächlich losgeht, der Patriotismus relativ wird und es schwer ist, zwischen Landesverrat und Heroismus zu unterscheiden Die französische Widerstandsbewegung von 1941/45 war ausgesprochenermaßen ein Akt des Verrates gegenüber der gesetzlich bestellten Regierung von Marschall Pétain. Und doch — wer feierte sie in wärmeren Ausdrücken als Churchill? Oder wiederum, was anderes als Anerkennung hatte jeder Antifaschist in der ganzen Welt für diejenigen, die den moralischen Mut besaßen, in Nazideutschland zur Untergrundbewegung zu gehen?»

Wie dem aber auch sein möge, irgend etwas unerhört Neues oder Sensationelles war es auf keinen Fall, was die Thorez, Togliatti, Pollitt und Genossen jetzt gesagt haben. Die französischen Sozialisten verkünden es schon längst von allen Plakatwänden herab: «Das französische Volk wird niemals gegen die Sowjetunion kämpfen», und wer einigermaßen über die Stimmung in unserem Nachbarland unterrichtet ist, der weiß auch, daß daran zum mindesten viel Wahres ist. Das bestätigt auch der amerikanische Journalist George Seldes, wenn er seinem Blatt «In Fact» von Paris aus berichtet: «Die gegenwärtige Regierung mag einen Vertrag über ihre Beteiligung am nächsten ‚Verteidigungskrieg' unterzeichnen, aber das französische Volk wird nicht kämpfen», und des weiteren schreibt:

«Ich glaube in meinen Europaartikeln klargemacht zu haben, daß die vorherrschende Empfindung in jedem der neun Länder, die ich besucht habe, die Furcht vor dem Krieg ist, daß keines von ihnen diesen Krieg will und daß die Mehrheit in verschiedenen Ländern, unter Führung der Gewerkschaften, in diesem Krieg nicht kämpfen wird — weder auf der einen noch auf der andern Seite.»

Sogar in England sind derartige Stimmungen verbreitet. Will Lawther zum Beispiel, der gegenwärtige Präsident des britischen Bergarbeiterverbandes, der kein Kommunist ist, vielmehr mit seinem kommunistischen Generalsekretär Arthur Horner in Konflikt steht, hat am Jahreskongreß der genannten Gewerkschaft vom 7. Juli 1947 widerspruchslos erklären können, «daß kein britischer Bergarbeiter oder sonst ein gewissenhafter Arbeiter irgendwelches Material für einen solchen Krieg (nämlich mit der Sowjetunion) herstellen würde, und je eher die Kriegstreiber das verstehen, um so besser», eine Erklärung, die er im letzten Jahr schriftlich in aller Form wiederholt hat. Ich erinnere auch an den Artikel Del Vayos, den ich in der Februarrundschau aus «The Nation» zitiert habe, und in dem dieser erfahrene Beobachter der europäischen Entwicklungen, von der Bewegung des «Weltbürgers» Garry Davis in Frankreich ausgehend, feststellt: «Die westeuropäischen Mächte können unter dem Vorsitz von Feldmarschall Montgomery zusammentreten, die amerikanische Bundesversammlung kann Milliarden bewilligen — aber diesmal werden die Menschen in Europa nicht marschieren.»

Angesichts dieser Tatsachen ist es schlechterdings einfältig, die Äußerungen eines Thorez oder Togliatti als «Landesverrat» zu denunzieren. Besonders gut macht sich diese Anklage natürlich im Munde von Leuten, die alles tun, um Frankreich und Westeuropa überhaupt militä-

risch wie wirtschaftlich an Amerika auszuliefern — Amerika, den Hort der bestehenden «Ordnung», seit es keinen Hitler und keinen Mussolini mehr gibt. Emmanuel *Mounier* sagt es denn auch im «Esprit» (Februar 1949) deutlich, wo die wahren Landesverräter zu suchen sind:

«Das ‚Lieber Hitler als Blum' der Bourgeoisie von 1939 unterscheidet sich nicht um Haaresbreite von dem ‚Lieber Truman als Thorez' der Bourgeoisie von 1949. Ihre Panik geht in der gleichen Richtung wie damals, wie 1871, wie 1848, wie 1830, in der gleichen Richtung auch ihre Kapitulation. Nur der ausländische Schutzherr dieses eigenartigen Patriotismus, nur der auserwählte Vorkämpfer dieses eigenartigen Pazifismus hat gewechselt... Der Frieden von 1938, hinter dem der Geist von München steht, hat uns den Krieg von 1939 und die Versumpfung von 1948 beschert. Und ein Frieden, der auf den gleichen Geist aufgepfropft wäre (der «amerikanische Frieden», H. K.), würde uns einem neuen, ebenso unfruchtbaren Krieg ausliefern.»

Der Widerstand der Völker gegen einen neuen Krieg (der wahrscheinlich nach holländischem Vorbild als «Polizeiaktion» zur Erzwingung eines Friedens, so wie die Nutznießer der herrschenden Ordnung ihn verstehen, aufgezogen würde) und besonders der Widerstand der aktivsten Gruppen der westeuropäischen Arbeiterschaft wird tatsächlich mehr und mehr zu einer entscheidenden Kraft der zeitgenössischen Weltpolitik. Ohne die tätige Mitwirkung der westeuropäischen Volksmassen ist eben an eine Niederringung der Sowjetunion und der östlichen «Volksrepubliken» kaum mehr zu denken. Grund genug, daß alle, die ein solches Ziel ins Auge fassen, von heißem Zorn gepackt werden, wenn sie sich die möglichen Auswirkungen der Widerstandsbewegung vorstellen, die sich jetzt allmählich in Westeuropa abzeichnet. Wir unserseits haben keine Angst vor dieser Bewegung. Im Gegenteil: die größten Verheißungen ruhen auf ihr, sofern sie wirklich vom rechten Geist getragen wird, aus den rechten Motiven herkommt und auf die rechten Ziele hingelenkt wird, sofern also die Friedenssehnsucht der Nationen nicht zu trüben, trügerischen Zwecken mißbraucht wird. Alle Kriegsrüstungen, Bomberstützpunkte und Militärallianzen können an einer *solchen* Bewegung zerbrechen, wenn sie erst einmal ihrer Kraft bewußt wird und dann auch zur entschlossenen Aktion schreitet.

Ein sozialistisches Europa! Die neu erwachende Friedensbewegung, so haben wir eben gesagt, muß auf die *rechten* Ziele hingelenkt werden. Und das heißt, daß ihre negative Zielsetzung — die Verhinderung eines neuen Krieges — durch ein positives Ideal ergänzt werden muß: die Aufrichtung einer solidarischen Weltplanwirtschaft und insbesondere eines eigentlich *sozialistischen Europa*. Damit ist nicht nur jene von Churchill begönnerte, durchaus bürgerlich-konservative und scharf antisowjetische «Europabewegung» abgelehnt, die letzthin in Brüssel ihre Tagung abgehalten hat[4];

[4] Ein Brüsseler Korrespondent der «Berner Tagwacht» schreibt zu dieser Tagung unter anderm: «Winston Churchill war zweifellos der große ‚Star' des Brüsseler Kongresses. Niemand versagt dem Churchill des zweiten Weltkrieges die Bewunderung.

es ist auch der Gegensatz zu einer Wiederaufrichtung der europäischen Wirtschaft auf *kapitalistischer* Grundlage gegeben, wie sie der Marshall-Plan erstrebt[5].

Wohin eine derartige «Wiederbelebung» der Wirtschaft führen kann, mag aus dem jüngsten Bericht der Marshall-Plan-Verwaltung an die amerikanische Bundesversammlung hervorgehen, in dem es heißt, daß «die Auswanderung von 2,5 Millionen Arbeitern die einzige Lösung des Arbeitslosenproblems in Italien, Griechenland und Westdeutschland darstelle». Gleichzeitig widersetzt sich der Vertreter der Marshall-Plan-Verwaltung in Italien, James D. Zellerbach, jeder Aufteilung des Großgrundbesitzes an die landhungrigen Kleinbauern und Pächter, weil das nur die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion verhindern könne. (Nebenbei: eine bemerkenswert wirksame Methode, den Kommunismus in Italien zu bekämpfen!) Sodann ist es aber namentlich die durch den Marshall-Plan hergestellte enge Verbindung der westeuropäischen Wirtschaft mit dem Schicksal des amerikanischen Kapitalismus, die jener zum Verhängnis zu werden droht. Man weiß, daß es in den Vereinigten Staaten zu *kriseln* beginnt. Eine Rekordernte einerseits (immer ein Unglück in der kapitalistischen Welt!), wachsende Arbeitslosigkeit und darum abnehmende Kaufkraft der städtischen Bevölkerung anderseits haben zu einem Preissturz für landwirtschaftliche Erzeugnisse geführt, der zwar noch lange nicht das Zeichen für die Auslösung einer allgemeinen Krise zu sein braucht, aber doch gewisse unangenehme

---

Dagegen kann der Churchill der Tory-Opposition und des Brüsseler Kongresses nicht als Stütze von Fortschritt und Frieden gelten. Als er hier in einer vielkommentierten Rede ‚die Befreiung der Völker Osteuropas' forderte, also zu einer Art Kreuzzug aufrief, da dachte so mancher Zuhörer unwillkürlich an die mißglückte Rußlandintervention des gleichen Churchill nach der bolschewistischen Revolution und ferner an den Rußlandkreuzzug (oder vielmehr Hakenkreuzzug) des ‚Führers'. Sehr beruhigend oder friedliebend klangen diese Töne nicht. Das gleiche läßt sich von der Rede des französischen Katholiken Teitgen sagen.»

[5] Daß auch große Teile der organisierten Arbeiterschaft eine Wirtschaftsblüte auf dieser Grundlage für möglich und erstrebenswert halten, ist freilich eine die Geistesverwirrung unserer Zeit kennzeichnende, betrübliche Tatsache. Wir lasen erst letzthin in der amerikanischen Presse einen Artikel von Homer Martin, dem früheren Leiter des mächtigen Automobilarbeiterverbandes, der «größten Gewerkschaft der Welt», der keinen Anstand nahm, zu erklären: «Die wichtigste Frage, der sich unser Land und die Welt gegenübersehen, ist die Frage der Rettung des Systems des freien Unternehmertums aus den todbringenden Händen des Staatseigentums und der Staatskontrolle. Ob nun Kommunismus, Sozialismus oder New-Deal-Politik: Staatseigentum und Staatskontrolle werden unser Wirtschaftssystem zerstören, das der Menschheit ihren höchsten Lebensstandard gegeben und gleichzeitig dem Einzelmenschen ein Höchstmaß von Freiheit verliehen hat. (Die 60 Prozent amerikanischer Familien, deren Einkommen unter dem sozialen Existenzminimum liegt, existieren offenbar für diesen Mann nicht. H. K.) Ein Großteil der heutigen Arbeiterbewegung stützt sich entweder unwissender- oder bösartigerweise auf die reaktionäre marxistische Lehre von Staatseigentum und Staatskontrolle. Wir müssen darum dieser Drohung entgegentreten, indem wir die arbeitenden Männer und Frauen des Landes unmittelbar in das Profitsystem eingliedern.» (Durch Gewinnbeteiligung nämlich.)

Rückwirkungen auch auf die europäische Wirtschaft haben kann. Der «New Statesman» stellt bereits fest:

«Die Marshall-Hilfe, die mindestens teilweise in einer großherzigen Stimmung einsetzte und sich dann mehr und mehr in einen unentbehrlichen Bestandteil der strategischen Vorbereitungen Amerikas für einen möglichen Weltkrieg verwandelte, hat einen neuen Aspekt anzunehmen begonnen: man betrachtet sie als notwendiges Mittel für die Stützung der amerikanischen Ausfuhr. Dollarkäufe im Ausland stoßen auf Widerstand, weil sie den Absatz amerikanischer Waren wie Weizen und Mais beschränkten; außerdem besteht in Washington eine wachsende Neigung, Europa klarzumachen, daß es nehmen müsse, was die Vereinigten Staaten loszuwerden wünschen, statt was für Europas Wiederaufrichtung am nötigsten ist.»

Am bedenklichsten aber bleibt, daß in den Vereinigten Staaten als ein Hauptmittel der Krisenabwehr immer offener die möglichste Forcierung der *Kriegsrüstungen* angepriesen wird. Bezeichnend dafür ist ein amerikanischer Bericht des Pariser «Figaro», in dem es heißt:

«‚Befinden sich die Vereinigten Staaten in einem Konjunkturniedergang?' so beginnt man sich zu fragen. Man muß diese Frage mit Nein beantworten, solange die Politik die Wiederaufnahme der Waffenproduktion erlaubt ... Die amtliche Zahl der Arbeitslosen beträgt 2,5 Millionen. Die Wirtschaftssachverständigen stehen diesen amtlichen Zahlen jedoch mißtrauisch gegenüber, denn in Wirklichkeit seien es 4 oder 5 Millionen ... Die Wiederaufrüstung Europas würde diese Millionen Arbeitsloser wieder beschäftigen und namentlich auch die Flugzeugwerke, die sich gegenwärtig in einem Halbschlaf befinden, zu neuem Leben erwecken.»

«Neues Leben» mit Hilfe höchstgesteigerter Todesproduktion — das sagt eigentlich alles. Aber es hat keinen Wert, sich einer Täuschung darüber hinzugeben: das gehört nun einmal wesentlich zum Spätkapitalismus und zu seinem Existenzkampf, gehört damit insbesondere auch zu den Elementen der gegenwärtigen Weltpolitik der Vereinigten Staaten. In diesem Licht muß man, was immer wieder gesagt zu werden verdient, auch die von Amerika beherrschte *Deutschlandpolitik* der Westalliierten sehen. Die Wiederauslieferung der Ruhrindustrie an die alte kapitalistische Herrenklasse, der Einspruch der Besetzungsmächte gegen deutsche Sozialisierungsbestrebungen, die Förderung oder doch Duldung des immer kühner auftretenden Neunazismus, die endgültige Freisprechung eines Schacht und Papen, der Propagandafeldzug gegen die Sowjetunion und die Ostzonenverwaltung — all das und anderes mehr dieser Art bekommt erst seine rechte Bedeutung, wenn man es in den Zusammenhang einer Gesamtpolitik hineinstellt, die auf die Verhinderung eines sozialistischen Europa und auf die Sicherung unseres Kontinents für die Herrschaft des «freien Unternehmertums» oder doch für die westliche Demokratie bürgerlich-liberalen Zuschnitts gerichtet ist. Sieht man nicht, was daraus eines Tages werden muß? Und wird es nicht allmählich klar, daß ein sozialistisches Europa, das mit allen Zwei- und Eindeutigkeiten der diversen Europaunionsbestrebungen aufräumt, eine Grundvoraussetzung für unsere Rettung vor dem «nächsten Krieg» ist, der sich lavaartig mit unheimlicher Geradlinigkeit auf uns zuwälzt?

Der Fall Mindszenty Auf die gleiche Linie wie die alliierte Deutschlandpolitik gehört aber endlich auch die Haltung der Westmächte und ihrer «Zugewandten» gegenüber den östlichen Volksrepubliken. Das Drum und Dran des Prozesses *Mindszenty* ist dafür ein höchst aufschlußreiches Beispiel.

Im Verfahren gegen den bisherigen Primas der römischen Kirche in Ungarn ist gewiß nicht alles klar, und die ungarische Regierung ist selber schuld daran, wenn die ihr feindliche Propaganda diesen Umstand mit skrupelloser Demagogie ausbeutet. Aber die für die Beurteilung des Falles *wesentlichen* Tatsachen heben sich jetzt dennoch klar und scharf heraus, und wir lassen sie uns durch kein Vorurteil und keine noch so gut orchestrierte Stimmungsmache vernebeln. Vor allem steht fest, daß Kardinal Mindszenty und die Führung der katholischen Kirche in Ungarn überhaupt nach der Ausschaltung der rein politischen Opposition zum Mittel- und Sammelpunkt des Kampfes gegen das neue Regime geworden ist. Und zwar des Kampfes gegen das neue Regime nicht als *Diktatur*, sondern als Träger einer sozialen und politischen *Revolution*. Sich als Kämpfer «für die allgemeinen Menschenrechte, für Lern- und Lehrfreiheit, für Gewissensfreiheit» zu erklären, wie das Kardinal Mindszenty in seinem Hirtenbrief vom 23. Mai 1948 getan hat, stand ihm schon darum nicht an, weil die Lehr- und Bewegungsfreiheit der römischen Kirche in Ungarn nicht ernsthaft angetastet ist und gar von einer Religionsverfolgung keine Rede sein kann. Der Versuch, Mindszenty zum Fahnenträger eines Menschheitskampfes gegen Totalismus und Absolutismus zu machen, war aber geradezu grotesk im Blick auf die Tatsache, daß die römische Kirche ja selbst im höchsten Grade totalitär und absolutistisch ist, daß sie auch nach der erzwungenen Einstellung von Inquisition und Ketzerausrottung gegenüber allen «Abweichungen» von der offiziellen Lehre und Praxis radikal unduldsam bleibt und insbesondere die letztlich auf die Reformation zurückgehenden Volks- und Menschenrechte, die die bürgerlichen Revolutionen des 17. und 18. Jahrhunderts verkündet haben, aus Grundsatz verwirft. Was Papst Gregor XVI. in seiner Enzyklika «Mirari vos» den liberalen Neuerern entgegengedonnert hat und was von späteren Päpsten, vor allem von Pius IX. und Leo XIII., förmlich bestätigt wurde, das gilt auch heute noch für die Haltung der Romkirche zu diesen Dingen im vollen Umfang:

«Wahrhaft absurd ist es, eine Erneuerung und Wiedergeburt der Kirche zu verlangen, wie wenn sie einem Mangel oder einer Verdunkelung ausgesetzt sein könnte. Aus dieser schmutzigen Quelle des Indifferentismus fließt jene absurde und irrige Lehre oder vielmehr jener Wahnwitz, daß jedermann Gewissensfreiheit haben müsse, und aus diesem unheilvollen Irrtum jene unnütze Freiheit der Meinungen, die zum Verderben von Staat und Kirche weitherum grassiert... Hierher gehört auch jene schändliche, nicht genug zu verabscheuende Freiheit der Presse, die einige zu fordern wagen.»

Es ist gar kein Zweifel, daß mindestens Kardinal Mindszenty, den uns auch seine Bewunderer als von geradezu mittelalterlichem Glaubenseifer beseelten Kirchenfürsten beschrieben haben, auf dem gleichen Boden steht wie diese päpstliche Kundgebung, zumal in Ungarn unter der Tünche eines liberalen Parlamentarismus auch in den letzten hundert Jahren immer ein feudaler Absolutismus geherrscht hat, dem alle Volks- und Freiheitsrechte innerlich fremd waren. Nein, Kardinal Mindszenty eignete sich wirklich schlecht zum Märtyrer eines Kampfes für Gewissens- und Meinungsfreiheit, der dem neumagyarischen Despotismus geliefert werden müsse. Was die Führung der katholischen Kirche in Ungarn *wirklich* gegen das neue Regime stellte, das war vielmehr — wenn man alles Nebensächliche auf der Seite läßt — ganz einfach ihr Interesse an der Erhaltung oder Wiederherstellung einer Wirtschafts- und Staatsordnung, die ihr im Laufe der Jahrhunderte unermeßlichen Reichtum, besonders an Grund und Boden, und die fast unumschränkte Herrschaft über die Schule, also über das Denken des heranwachsenden Geschlechtes, gebracht hatte, eine Ordnung, die nun durch die Aufteilung des Großgrundbesitzes und die Einführung der Staatsschule in ihren Grundlagen erschüttert wurde, durch Reformen also, die in Westeuropa schon längst angebahnt oder verwirklicht worden sind und keineswegs spezifisch bolschewistischen Charakter tragen. Die römische Kirche hat sich damit auch in Ungarn neuerdings als der Hort des Feudalismus und der Gegenrevolution erwiesen, der sie überall ist, und sie *mußte* damit in Konflikt mit einem Regime kommen, das nicht nur einen «Kulturkampf» zur Sicherstellung der Oberhoheit des modernen Staates über die katholische Kirche mit ihren weltlichen Herrschaftsansprüchen führt, sondern, weit darüber hinausgreifend, eine Gesellschaftsordnung aufrichten will, zu der die katholische Kirche bisher in schroffstem Gegensatz gestanden ist. *Darum* die leidenschaftliche Agitation Mindszentys gegen die Entmachtung des Feudalismus und die Einführung der Staatsschule; *darum* seine Versuche, eine Restauration des ancien régime vorzubereiten, auch wenn es einen neuen Krieg kosten sollte; *darum* seine enge, bis in die Untersuchungshaft fortgesetzte und durch Schriftstücke von seiner eigenen Hand erwiesene Verbindung mit amerikanischen Stellen und seine im Zusammenhang damit vorgenommenen Dollarschiebungen, die nun eben einmal ungesetzlich waren. *Darum* wurde der Kardinal verhaftet und verurteilt, *mußte* er verurteilt werden, auch wenn wir die lebenslängliche Einkerkerung als eine viel zu harte Strafe für Vergehen ansehen, die in nichtrevolutionären Ländern und Zeiten mit zehn Jahren Gefängnis hinreichend gebüßt worden wären. «Er (Mindszenty) ist schließlich», wie die Neuyorker «Nation» bemerkt, «Mensch und Bürger und sollte nach seinem Verhalten beurteilt werden, nicht nach seinem Kleid ... Wenn Kardinäle oder andere Kirchenmänner als gesetzlich unantastbar zu betrachten sind,

dann wird die kommunistische Anklage gegen die Kirche an Berechtigung erheblich gewinnen[6].»

Aber all das spielt jetzt für die katholische und die auf ihren Spuren wandelnde westlich-«demokratische» Propaganda keine wesentliche Rolle. Für *sie* ist die entscheidende Tatsache, daß es ein *kommunistisches* Regime ist, das gewagt hat, dem ungarischen Kirchenfürsten den Prozeß zu machen. *Das* ist die unverzeihliche Sünde. Und darum muß selbstverständlich a priori die Anklage gegen Kardinal Mindszenty falsch und künstlich zurechtgezimmert, muß sein Geständnis durch abscheuliche Mittel erzwungen sein, muß das ganze Verfahren gegen ihn einen Hohn auf alle Grundsätze wirklicher Rechtsprechung darstellen, muß der Kardinal zum Opfer eines «gewissenlosen Angriffs auf die religiöse und persönliche Freiheit» (Staatssekretär Acheson) gestempelt werden, so daß «nicht er, sondern die ungarische Regierung auf die Anklagebank gehöre» (Außenminister Bevin). Die Franzosen haben schon recht mit ihrem Spottwort: «Wenn einer seinen Hund ertränken will, dann sagt er, er habe die Tollwut.»

Heuchlerische Proteste Daß die Vertreter des gegenwärtigen politischen Kurses der römischen Kirche nicht das leiseste Recht zu solchen Anklagen haben, steht nach dem Gesagten von vornherein fest. Eine Kirche, die mit Mussolini und Hitler paktiert hat, die die spanische Republik hat ermorden helfen und bis zum heutigen Tage die Schreckensherrschaft eines Franco stützt, die weder gegen den Abessinienkrieg noch rechtzeitig gegen die Ausrottung der Juden ein machtvolles Wort des Protestes gefunden hat — eine solche Kirche zöge sich den Weheruf gegen die Heuchler und Pharisäer auch dann zu, wenn ihre Verdammungsurteile in diesem besonderen Falle sachlich gerechtfertigt wären. Berdiajews Wort verdient aufs neue angeführt zu werden, daß zwar «der ganze Aufbau der Sowjetphilo-

[6] Es ist festzuhalten, daß Mindszenty nicht wegen seiner allgemeinen gegenrevolutionären Agitation verurteilt wurde, sondern nur wegen seiner offenbar gesetzwidrigen und staatsfeindlichen Handlungen. Natürlich besteht aber trotzdem ein enger Zusammenhang zwischen diesen beiden Verhaltensweisen. Denn so wie die gesetzwidrigen Handlungen des Kardinals die Folge seiner reaktionären Grundhaltung sind, so hat auch die ungarische Regierung die strafbaren Handlungen Mindszentys dazu benutzt, zwar nicht die katholische Kirche als solche zu treffen, wohl aber die Funktion der katholischen Kirche in Ungarn als mächtigster Stütze des alten Regimes und als Hauptbestandteil des reaktionären Herrschafts- und Beeinflussungsapparates zu stören. Und daß die katholische Kirche, wie in andern Ländern so auch in Ungarn, die Bildung eines freien Volkswillens — dieses Herzstückes aller Demokratie — unmöglich macht, das wird man objektiverweise auch dann zugeben müssen, wenn man feststellt, daß die Kommunisten den Teufel mit Beelzebub austreiben wollen. Wie Kardinal Mindszenty gearbeitet hat, das mag aus einem Beispiel hervorgehen, das er in seinen Zeugenaussagen selber angeführt hat:

«Ich habe», so erzählt er, «die Ergebnisse der Wahlen von 1947 in entscheidender Weise zugunsten der Parteien der Rechten beeinflußt. An der Bischofskonferenz vom

sophie eine furchtbare Karikatur des Christentums» sei, daß aber niemand anders als die römische Kirche das Vorbild dafür geliefert habe, habe doch in ihr «erstmalig in der Geschichte der menschlichen Kultur das Christentum jeden Gedanken vom Standpunkt der Rechtgläubigkeit und der Ketzerei aus zu beurteilen begonnen und damit das traurige Beispiel einer kollektivistischen Denkart gegeben».

Aber auch den westlichen Demokratien, die den täglichen Massenverbrechen der griechischen, spanischen und sonstigen antikommunistischen Gewalthaber mit größter Gelassenheit zusehen und sie dadurch erst möglich machen[7], fehlt jegliche sittliche Vollmacht, wenn sie jetzt in leidenschaftlicher Empörung den «Justizskandal von Budapest» anprangern und ihm die tendenzfreie, streng sachliche Rechtsprechung des Westens gegenüberstellen. Von Klassenjustiz hat man bekanntlich bei uns zulande noch nie etwas gehört, und der hundertjährige Kampf der amerikanischen Gewerkschafter und Sozialreformer gegen eine Justiz, die mit den brutalsten Mitteln jede oppositionelle Regung in der Arbeiterschaft zu ersticken suchte, ist ebenso vergessen wie insbesondere die ständige Praxis der südstaatlichen Gerichte, weiße Lynchmörder freizusprechen oder überhaupt nicht zu verfolgen, auch wenn ihre Schuld einwandfrei am Tage liegt. Erst vor wenigen Wochen hat das Bezirksgericht von Toomby im Staate Georgia zwei Weiße freigesprochen, die an der Ermordung eines wohlhabenden Negers namens Robert Mallard teilgenommen hatten — freigesprochen, nachdem zwei Geschworene als Zeugen (!) die «Unglaubwürdigkeit» der Frau des Ermordeten bekundet hatten, die an seiner Seite saß, als er meuchlings niedergeknallt wurde.

---

27. Juli 1947 habe ich erklärt, die Geistlichkeit müsse in den Wahlkampf eingreifen. In einer für die Öffentlichkeit bestimmten Mitteilung, die vom ‚Magyar Kurir' veröffentlicht wurde, hatte die Bischofskonferenz allerdings erklärt, wir wollten uns jeglichen Eingreifens in die Wahlen enthalten und den Gläubigen volle Gewissensfreiheit in bezug auf ihre Stimmabgabe lassen. In Wirklichkeit habe ich aber an jener gleichen Konferenz erklärt, daß wir praktisch durch Vermittlung der Dekane die Gläubigen auffordern müßten, ihre Stimmen den Kandidaten der bürgerlichen Parteien und in erster Linie denjenigen des Christlichen Frauenbundes und der Partei Pfeiffer zu geben. Da der Christliche Frauenbund nur in einer sehr beschränkten Anzahl von Wahlkreisen Kandidaten aufgestellt hat, so kann ich sagen, daß ich praktisch die Partei Zoltán Pfeiffers (eine Partei der äußersten Rechten. H. K.) unterstützt habe. Im Geiste dieser Geheimresolution der Bischofskonferenz haben wir durch Vermittlung der Dekane und Pfarrer den Gläubigen unsere Weisungen erteilt. Außerdem habe ich Margrit Slachta materiell unterstützt und ihr 20 000 Gulden überwiesen, die sie im Wahlkampf verwenden solle.» (Aktenstücke zum Prozeß Mindszenty, französische Ausgabe, Seite 33.)

[7] Zwischen den Vereinigten Staaten und Franco-Spanien insbesondere knüpfen sich die Verbindungen neuerdings immer enger. Mit Zustimmung der Regierung hat kürzlich eine Neuyorker Bank der spanischen Regierung eine allerdings nur kleine Anleihe (25 Millionen Dollar) gewährt, ohne daß — von vereinzelten Ausnahmen abgesehen — die liberale Öffentlichkeit ernsthaft dagegen aufgetreten wäre. Die förmliche Wiederherstellung der vor zwei Jahren, infolge einer Resolution der UNO, abgebrochenen diplomatischen Beziehungen der Westmächte mit Madrid ist nur noch eine Frage der Zeit.

Das alles wird von unsern feurigen Menschenrechtskämpfern einfach ins Unterbewußtsein verdrängt. Und so kommt es, daß sich Katholiken und Protestanten, Juden und Freidenker, Liberale und teilweise sogar Sozialdemokraten brüderlich zusammenfinden, um den Fall Mindszenty weidlich gegen die Kommunisten auszuschlachten. Man sieht ein neues Mal, wie Objektivität und Rechtsgefühl völlig schweigen, wenn es darauf ankommt, ein «bolschewistisches Verbrechen» zu geißeln, und wie auch manche sonst ruhig urteilende Zeitgenossen die Besinnung sofort verlieren, wenn die antikommunistische Massenhysterie losbricht.

Aber die «erzwungenen *Geständnisse*» Mindszentys und seiner Mitarbeiter? Nun, ich glaube nicht an die Rauschgifte, gesalzenen Fische und «Spezialbehandlungen», durch die der Kardinal dazu gebracht worden sei, die Richtigkeit der hauptsächlichsten Anklagepunkte zuzugeben. Nicht daß ich ein kommunistisches Regime für unfähig hielte, von politischen Angeklagten Geständnisse zu erpressen. Aber bis zum heutigen Tage ist mir auch nicht ein einziges ernst zu nehmendes Indiz oder gar ein wirklicher Beweis dafür unter die Augen gekommen, daß im Prozeß Mindszenty tatsächlich solche Methoden angewandt worden wären. Die bloße Behauptung, daß die Budapester Untersuchungsbehörden infolge ihrer moralischen Verworfenheit *fähig* gewesen seien, durch Drogen, Folterungen usw. die Angeklagten zu wahrheitswidrigen Aussagen zu veranlassen, genügt noch lange nicht, um glaubhaft zu machen, daß sie es auch wirklich *getan* haben. Hingegen machen es allgemeine Erwägungen umgekehrt viel eher wahrscheinlich, daß man in Budapest auf alle unstatthaften Druckmittel verzichtet hat, denn so wirksam sind alle derartigen Methoden dann doch nicht, daß die ungarische Regierung hätte sicher sein können, Mindszenty oder irgendein anderer Angeklagter werde auf keinen Fall während einer mehrtägigen Verhandlung und im Angesichte ausländischer Beobachter in einem «lichten Augenblick» seine Haltung wiedergewinnen und damit seinen Gegnern die schwerste moralische Niederlage bereiten. Und vor allem: die ungarische Regierung hatte die Anwendung von Zwangsbekehrungsmitteln gar nicht nötig. Die Beweismittel, auf die sich die Anklage stützte — meistens Schriftstücke, die aus dem erzbischöflichen Palast selbst herstammten —, sind offenbar so unanfechtbar echt und stehen so sehr im Einklang mit allem, was man sonst über die politische Haltung des Kardinals weiß, daß ein Leugnen von seiten Mindszentys keinen Sinn gehabt hätte und die einfachste Klugheit ihm nahelegen mußte, «zu gestehen, was wahr, und zu bestreiten, was falsch war[8]».

[8] Diejenigen, die um jeden Preis die Folterhypothese stützen wollen, verstricken sich dabei in die seltsamsten Widersprüche. So bemüht sich beispielsweise Herr B. Kautsky im «Volksrecht» (vom 17. Februar) in einem zweispaltigen Leitartikel angelegentlichst (natürlich ohne den geringsten Beweis beizubringen, lediglich mit Analogien und Verdächtigungen operierend), seine Leser glauben zu machen, die ungarische Regierung habe die Aussagen der Angeklagten mit «mittelalterlichen Foltermethoden»

Er hätte natürlich auch, der These seines amerikanischen Kollegen Spellman beipflichtend, erklären können, in einem «gottlosen» Staat (und gottlos sind für Leute seines Schlages natürlich nicht die kapitalistischen Staaten) habe die katholische Kirche die Pflicht, mit allen Mitteln gegen die in diesem Fall eben nicht von Gott eingesetzte Obrigkeit zu komplottieren und zu konspirieren und die Machthaber offen oder unterirdisch zu bekämpfen. Aber das entsprach anscheinend, wenigstens was das gegenwärtige Ungarn betrifft, weder der Auffassung Mindszentys noch den Absichten des Vatikans, und so entschloß sich der Kardinal eben, «das Beste aus der Sache zu machen», das heißt zuzugeben, daß er mit den Gesetzen in Konflikt gekommen sei, aber auch in Aussicht zu stellen, daß er sich dem neuen Regime fügen werde, wenn er glimpflich davonkomme. Das war sicher nicht helden- oder märtyrermäßig und hat ihm auch in den Augen all der guten Leute, die sich von der Budapester Gerichtsverhandlung ein antikommunistisches Propagandastück ersten Ranges versprochen hatten, nicht wenig geschadet. Aber es war doch auch nicht unehrenhaft, und wenn die ungarische Regierung wohlberaten gewesen wäre, so hätte sie ruhig auf den ihr angebotenen Kompromiß eintreten und, nach einer formalen Verurteilung des reuigen Kardinals durch das Gericht, Gnade walten lassen können, auf diese Weise ein erträgliches Verhältnis zwischen Staat und Kirche anbahnend. Daß sie statt dessen ihren Triumph über den bloßgestellten Gegner ausgekostet und Mindszenty ins Gefängnis geschickt hat, war ein Akt zweifelhafter Staatsweisheit, den sie eines Tages bereuen dürfte. Aber das soll uns gerade als Religiös-Soziale dennoch nicht hindern, anzuerkennen, daß sich in Ungarn ein Stück Gericht über eine Kirche vollzieht, die, statt der Revolution Christi den Weg zu bereiten, im Dienste der Gegenrevolution Mammons steht. Und wenn der Urteilsvollstrecker in diesem Fall der *Kommunismus* ist — desto schlimmer für eine Christenheit, die ihrer Sendung so empörend untreu geworden ist, daß die «Ungläubigen» kommen mußten, um diese messianische Sendung in *ihrer* Art — *ohne* den Messias — auf sich zu nehmen[9].

---

erzwungen, sucht aber dann gleichzeitig, ohne sich seines logischen Salto mortale bewußt zu werden, nachzuweisen, daß die Anklage eigentlich ganz «nichtssagend» sei und insbesondere der Kardinal nichts gestanden habe, was als strafwürdiges Verbrechen bezeichnet werden könne. Das ist in dieser Form natürlich unrichtig, obwohl wir selbst damit einverstanden sind, daß die Bestrafung des Kardinals für die von ihm *tatsächlich* begangenen staatsfeindlichen und gesetzwidrigen Handlungen viel zu scharf ist. Aber darauf kommt es jetzt nicht an. Die Frage ist vielmehr: Wozu brauchte es dann noch «mittelalterliche Foltermethoden», wenn dem Kardinal gar nichts Strafbares vorgeworfen wurde? Was hatte der Mann überhaupt zu «gestehen», wenn er sich weder einer ungesetzlichen noch einer unehrenhaften Handlung schuldig gemacht hatte? Seit wann preßt man einem Angeklagten Geständnisse von «Verbrechen» ab, die dieser von vornherein ruhig zugeben kann, ja *muß*, ohne im geringsten erröten zu müssen?

[9] Über das Gegenstück des Prozesses Mindszenty, das Verfahren gegen die methodistischen und baptistischen Pfarrer in *Bulgarien*, ist ein sicheres Urteil noch nicht

Gärendes Asien Ein notgedrungen nur flüchtiger Blick auf Asien muß heute genügen, um unsere Weltrundschau abzuschließen. Es geschehen ja immerzu Dinge von großer Tragweite zwischen Ankara und Tokio, erfreuliche und unerfreuliche, und noch größere Ereignisse bereiten sich ohne Zweifel vor. Zu den erfreulichen Dingen aus der Berichtszeit zählen wir den Waffenstillstand zwischen *Israel* und *Ägypten*, dem ein solcher zwischen Israel und Transjordanien folgen soll. Israel setzt sich eben immer vollständiger durch und wird damit von selbst zum Ansatz einer Neuordnung, vor allem einer sozialen Neuordnung, der ganzen Welt des Nahen Ostens. Um *Persien* wird aufs neue geplänkelt; die Sowjetunion stellt sich vor die linksgerichtete, von der Regierung aber niedergehaltene Tudeh-Partei, die ihr als politischer Stützpunkt dient, während England und Amerika von den etwas realeren Stützpunkten aus, die ihre Ölfelder und Militärmissionen in Iran bedeuten, ihrerseits Rußland in Schach zu halten suchen. *Indien* hat es — bei seinen sozialen Zuständen keine Überraschung — in zunehmendem Maße mit den Kommunisten zu tun, durch deren Tätigkeit sich die Regierung Nehru mehr als gut ist nach rechts abdrängen läßt. Auch in *Burma*, wo der Aufstand der nationalen Minderheitsgruppe der Karenen noch nicht gedämpft zu sein scheint, wie in *Malaya* und namentlich in *Indochina* arbeiten die Kommunisten offenbar nach einem vereinbarten Plan und keineswegs erfolglos. In *Indonesien*, wo die Holländer ihre «Polizeiaktion» angeblich eingeleitet haben, um das Land nicht in die Hände der Kommunisten fallen zu lassen (wofür keinerlei ernstliche Gefahr bestand), bemüht sich jetzt die Haager Regierung, unter andauernden Kämpfen mit den republikanischen Partisanen, eifrig um die Aufrichtung ihres «souveränen» Marionettenstaates, während sie an der diplomatischen Front den Sicherheitsrat hinhält und seine Weisungen sabotiert. (Wiederum: Wenn sich das die Sowjetunion erlaubte oder — Israel!) Auffallenderweise haben die kommunistischen Armeen in *China* ihren Vormarsch gegen Süden unterbrochen, um in Verhandlungen mit der Kuomintangregierung einzutreten, die nach Lage der Dinge von vornherein wenig aussichtsvoll erscheinen. Man kann sich kaum vorstellen, daß im Reiche der Mitte Frieden wird, ohne daß das alte Regime auch in den Zentral- und Südprovinzen ganz gründlich erledigt wird. Amerika steht weiterhin beobachtend auf der Seite. Eine Gruppe republikanischer Abgeordneter verlangt zwar «im Hinblick auf die ernste Be-

möglich. Daß man das Sofioter Gericht von vornherein zu diskreditieren sucht und die Aussagen der Angeklagten als selbstverständlich ganz unglaubwürdig, das heißt unter Druck erfolgt, abtut — damit ist es freilich nicht getan. Gewiß ist auf jeden Fall, daß die Religionsfreiheit auch in Bulgarien nicht gefährdet ist; in der Kirche zum Beispiel, in der einer der Hauptangeklagten, Vassal Ziapkoff, amtete, leitet jetzt seine Frau die Gottesdienste. Von den 138 protestantischen Pfarrern, die es in Bulgarien gibt, sind übrigens nur 15 vor Gericht gestellt worden, und es ist fraglich, ob sich die 16 000 Evangelischen, die es im Lande gibt, in ihrer Mehrheit hinter diese fünfzehn stellen.

drohung unserer Sicherheit (!), wie sie sich aus der Krise in China ergibt», eine aktivere Politik der Washingtoner Regierung. Doch hält diese offenbar dafür, daß die Last, die sich die Vereinigten Staaten mit der Besetzung *Japans* aufgeladen haben, schon groß genug sei und die amerikanische Sicherheit nicht unbedingt auch noch in China verteidigt werden müsse . . .

«L'Asia farà da sè», Asien wird schon allein mit sich fertig werden, könnten die Völker des Ostens ihren ungebetenen westlichen Schutzherren zurufen. Und wirklich, wenn einmal weder Asien noch Afrika noch sonst ein «rückständiger» Erdteil mehr als koloniales Ausbeutungsobjekt behandelt werden wird, dann wird sich, auf Grund eines weltweiten Systems geplanter Wirtschaft und gegenseitiger Hilfe, von selbst jenes neue Verhältnis zwischen weißen und farbigen Völkern einstellen, das, statt eine ewige Kriegsquelle zu sein, eine der stärksten Kräfte dauernden Friedens auf unserer Erde werden kann.

7. März. *Hugo Kramer.*

Schweizerische Rundschau

Bundesfinanzreform? Die eidgenössische Politik wird seit Monaten vom Kampf um die Reform der Bundesfinanzen beherrscht. Es handelt sich darum, an Stelle des Vollmachten«rechtes», auf dem jetzt der Großteil der Bundeseinnahmen beruht, ordentliches Recht zu setzen und, wenigstens einmal für zwanzig Jahre, Verfassungsbestimmungen zu erlassen, die es dem Bund ermöglichen sollen, seine Ausgaben, eingeschlossen diejenigen für die Tilgung seiner Schulden — die jetzt rund 10 Millionen Franken betragen — wieder auf normale Weise zu decken. Kein Wunder deshalb, daß sich um die Art und Weise, wie der Bundeshaushalt neugeordnet werden soll, ein großes Ringen der Parteien, Klassen und Interessengruppen entsponnen hat. «Groß» ist zwar hier wirklich nur ganz äußerlich gemeint; denn die Auseinandersetzungen über diese Finanzreform, besonders soweit sie sich während der außerordentlichen Tagung der Bundesversammlung im Februar vor dem Nationalrat abgespielt haben, atmeten ja wieder einmal bedenklich stark jenen Geist der Kleinlichkeit, Knorzigkeit und Engherzigkeit, der für ein gewisses modernes Helvetiertum so bezeichnend ist. Nicht daß wir uns an der Notwendigkeit stoßen würden, bei der Lösung der Finanzfrage zu einem *Kompromiß*, zu einem schiedlich-friedlichen Ausgleich widerstreitender Interessen zu kommen; denn wenn man in Diktaturstaaten solche Sachen auch viel einfacher macht, so macht man sie in Wirklichkeit auch viel schlechter, als das in der schwerfälligeren Demokratie der Fall ist. Aber es drängt sich einem gerade beim Anblick des kläglichen Marktens um die Verteilung der Staatslasten eben aufs neue die starke Erkenntnis auf, daß auf dem Boden der Klassengesellschaft, in der die privaten Sonderinteressen vorherrschen und das Volk durch wirtschaftliche Gegensätze heillos zerrissen ist, eine rechte Demokratie überhaupt nicht bestehen kann und daß wir zu einer wirklichen Selbstregierung des Volkes, ja überhaupt zu einer anständigen Volksgemeinschaft, in deren Schoß dann Meinungs- und Interessenkonflikte unschwer überwunden werden können, erst kommen werden, wenn einmal Wirtschaft und Staat nicht mehr unter dem brutalen Gesetz des Profits und der egoistischen Konkurrenz stehen, sondern unter dem kategorischen Imperativ des gemeinen Wohles und der gegenseitigen Hilfe. Es kann deshalb auch keineswegs überraschen, daß das bisherige Ergebnis der parlamentarischen Verhand-

lungen über die Bundesfinanzreform denkbar unbefriedigend ist. Die ständerätliche «Lösung» der Finanzfrage ist mit dem schamlosen Besitzegoismus, aus dem sie stammt, von vornherein unannehmbar; aber auch der Nationalrat hat sich nicht einmal zu jener Verbindung von Verbrauchs- und Besitzbelastung durchzuringen vermocht, auf der, als einem Mindestmaß steuerlicher Gerechtigkeit, der bundesrätliche Entwurf beruhte, hat vielmehr die sogenannte Tilgungssteuer zugunsten der großen Einkommen noch weiter verschandelt und dazu durch Ablehnung einer einmaligen Vermögensabgabe sowie erst recht einer eidgenössischen Erbschaftssteuer und durch Besteuerung der Rückvergütung der Konsumgenossenschaften wie auch durch Beschneidung des Ausgabenrechtes der Bundesversammlung und durch eine *falsche* Subventionenreform eine Vorlage fertiggebracht, der man auch dann nur schwer zustimmen könnte, wenn der Ständerat — was ausgeschlossen ist — daran keinerlei neue Verschlechterungen vornähme. Es ist ein Jammer mit *dieser* Sorte Demokratie!

Auf schiefer Ebene

Dabei muß immer wieder daran erinnert werden, daß die Finanzfrage für den Bund mindestens zur Hälfte schon gelöst wäre, wenn nur endlich die Ausgaben für die *Kriegsrüstung* der Schweiz massiv herabgesetzt, statt immer weiter erhöht würden. Gerade jetzt liegt — um vom ordentlichen Militärbudget, das immer außerordentlichere Maße annimmt, ganz zu schweigen — eine Regierungsbotschaft vor den Räten, die den Ankauf von gleich hundert weiteren Flugzeugen im Kostenbetrag von 108 Millionen Franken verlangt — über eine Million für ein einziges dieser Flugzeuge, die in ein paar Jahren ja doch schon wieder veraltet sein werden! Eine radikale Umkehr der schweizerischen Außenpolitik, der Politik der bewaffneten Neutralität, drängt sich schon aus materiellen Gründen immer unabweisbarer auf — oder dann sollen eben die großen Patrioten, denen kein Opfer — der *andern* zu hoch ist, wenn es den Ausbau des Militärapparates zu fördern gilt, einmal kräftig ins eigene Portemonnaie langen. Aber an eine militärische Abrüstung denken diese Eidgenossen natürlich nicht einmal in ihren Träumen; wo bliebe denn sonst der Mythos vom «Volk in Waffen», der sich politisch und wirtschaftlich so gut bezahlt macht?

Eher lassen sie noch über eine Revision des *Neutralitätsdogmas* — wenigstens eine solche der Tat, wenn schon nicht des Bekenntnisses — mit sich reden; ist es doch kein Geheimnis, entspricht vielmehr völlig den Interessen der herrschenden Schicht, daß trotz aller Ausdehnung des Exportgeschäftes mit Osteuorpa die Außenpolitik unseres Bürgertums entschieden auf eine festere Verbindung mit dem *Westblock*, das heißt mit den Mächten der sozialen Konservation, hinzielt. In einer Zeit zunehmender Blockbildung wird der Anspruch der Schweiz, unbeteiligt und ungebunden eine bloße Zuschauer(und Profiteur-)rolle zwischen den beiden großen Heerlagern drin zu spielen, tatsächlich immer mehr zur bloßen Fiktion, ungeachtet der stereotypen Beteuerungen unseres «unverbrüchlichen Neutralitätswillens», die wir bei jeder Gelegenheit abgeben. Daran ändert es auch nichts, daß kürzlich kein Geringerer als Feldmarschall *Montgomery* die Schweiz ermahnt hat, doch ja nicht von ihrer «althergebrachten Neutralitätspolitik» abzuweichen, hat doch der Staatsbesuch des Chefs der künftigen Wehrmacht des Westbundes in Zürich und Bern die Aufmerksamkeit neuerdings auf das Interesse gelenkt, das die Westmächte an einer Schweiz haben, die ihr strategisch so wichtiges Gebiet «aus eigener Kraft» zu verteidigen gewillt ist, statt nun auch zur Kostgängerin Amerikas zu werden, das mit der Alimentierung der Kriegsrüstung seiner Verbündeten ohnehin schon genug belastet ist. Der Beitritt der Schweiz zum westmächtlichen *Wirtschaftsbund* («Organisation für europäische Wirtschaftszusammenarbeit») genügt deshalb vom Standpunkt des Westblocks aus vorerst durchaus, um so mehr als auch den Gegnern der marxistischen Gesellschaftslehre klar ist, daß wirtschaftliche Bindungen unvermeidlicherweise auch zu einer politischen Interessengemeinschaft führen.

Gerade darum hat sich aber die Schweiz mit ihrer Eingliederung in die westmächtlich-kapitalistische Wirtschaftsorganisation auf eine schiefe Ebene begeben, auf

der es zuletzt, trotz allen vermeintlichen Sicherungen, kein Halten mehr geben wird. Nicht daß wir ein Heraustreten der Schweiz aus ihrer egoistischen Isolierung bedauerten — ganz im Gegenteil. Wir beharren heute mehr als je auf unserer Forderung nach dem Anschluß der Schweiz an die Vereinten Nationen und könnten uns auch ihre initiative Mitwirkung an der Schaffung eines von *beiden* Weltblöcken unabhängigen und deren Zusammenstoß verhindernden Westeuropabundes sehr wohl vorstellen. Aber diejenige Neuorientierung der schweizerischen Außenpolitik, die sich jetzt anbahnt, die erweckt in uns nur stärkstes Unbehagen, auch wenn man uns — wie das unlängst der Präsident der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz in einem Zeitungsartikel getan hat — versichert, daß die von Amerika angeregte und finanzierte europäische Wirtschaftsorganisation eigentlich ein Unternehmen sei, das uns den Sozialismus bringen werde. «Was ist denn», so fragte tatsächlich der Verfasser des erwähnten Artikels, «die Politik des Marshall-Planes anderes als *angewandter Marxismus*? Wie könnten die Pläne der europäischen Wiederaufbauorganisation in Paris, womit auf Jahre hinaus die Wirtschaft der Länder in Westeuropa (auf *kapitalistischer* Grundlage! H. K.) gemeinschaftlich organisiert werden soll, anders denn als *angewandter Sozialismus* bezeichnet werden?»

Da kommt unsereiner freilich nicht mehr nach[10]. Aber was will man? Auch viele ausländische Sozialdemokraten unterstützen ja eine Außenpolitik, die entweder offenkundig von den kapitalistisch-konservativen Kräften gemacht wird oder doch, um unsere alte Formel zu gebrauchen, tatsächlich dem Ziele dient, «to make the world safe for capitalism», die Geltung des bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsideals in der Welt sicherzustellen. Auch hier wird einmal eine klare Umkehr erfolgen müssen, soll nicht immer größere Verwirrung und zuletzt nicht wiedergutzumachendes Unheil angerichtet werden!

8. März. *Hugo Kramer.*

[10] Daß Professor W. Roepke jetzt in der «Neuen Zürcher Zeitung» alarmierend fetstellt, die Marshall-Plan-Organisation wachse sich immer mehr zu einer «internationalen Planbürokratie» aus, die sogar — wenn auch wider Willen — dem Sozialismus helfe, so beweist das natürlich nichts für den marxistisch-sozialistischen Grundcharakter des Planes. Es gibt auch eine *kapitalistische* Wirtschaftsplanung, die Herr Roepke freilich in den gleichen «kollektivistischen» Tigel wirft wie den Sozialismus, Kommunismus usw. Aber was Herr Roepke als «Sozialismus» ausgibt, müssen nicht auch *wir* als solchen anerkennen! Und im übrigen bestätigt Roepke, daß der Sinn und Zweck des Marshall-Planes nur darin bestehen könne, in den Empfängerländern und in ihrem Verhältnis zueinander die «freie Marktwirtschaft» — den liberalen Kapitalismus — wiederherzustellen und allem Sozialismus den Garaus zu machen. (12. 3.)

Osterglocken

Goethes Faust rief beim Klang der Osterglocken und angesichts der in einfältiger Fröhlichkeit die Auferstehung ihres Herrn feiernden Menschenscharen: «Die Botschaft hör ich, doch allein mir fehlt der Glaube.» Ihm war wenigstens die Botschaft der Auferstehung noch nicht vom Schrei des Todes übertönt. Die Glocken — zum Teil die gleichen — läuten auch heute noch, und auch Osterfeiertage gibt es. Würde sich aber ein Faust in diese Zeit verirren, so müßte er wohl als die vernehmbarste Botschaft — ob er ihr nun Glauben schenken mag oder nicht — die dunkle Glocke des Todes hören.

Sie läutet, wenn der blutige Tod rast und auch wenn er rastet. Wenn er rast und Millionen Zertretene, Tote oder lebende Tote auf die Erde schleudert, ist nicht einmal ein Faust nötig, um *diese* Botschaft zu vernehmen. Wenn aber der Blutige Rast hält — nur Rast! — dann läutet seine Glocke auch. Die Menschenscharen, die Faust vor dem Stadttor sah, sind zu Menschenmassen geworden. Ein Zeitalter, das mit der Emanzipation der Individuen begann, hat, indem es Klassenschicksale schuf, zur Kettung des individuellen Schicksals an das Massenschicksal geführt. Der Massentod ist nur der letzte Ausdruck hierfür. Jakobsen und Rilke haben es schon vor der schrecklichsten Herrschaft des Massentodes als des Todes grausigsten Triumph empfunden, wenn der Mensch nicht mehr seinen eigenen Tod sterben kann, sondern nur noch einen in Serien fabrizierten und zum Einheitspreis aus dem Warenhaus des Zeitgeistes bezogenen.

Daß es überhaupt zur Herrschaft des Massentodes kommen konnte und kann, hat seine geistigen Wurzeln, die sich gerade dort zeigen, wo das Denken über den Tod und die Stellung des Todes im Denken sichtbar werden.

Da ist einmal das bewußte Vorbeisehen am Tode, das in der dann unübersehbar werdenden Todesherrschaft seine schlimme Frucht trägt; und da ist zum anderen die bewußte Anerkennung, ja Verklärung der Todesherrschaft, die diese legitimiert. Zwei einander entgegengesetzte Haltungen, die doch das gleiche bewirken! Der Tod, an dem der Mensch vorbeisieht, wird zum «kleinen Tode». Er ist in der materialistischen Welt ein kleiner Schönheits- oder Materialfehler, er ist nur passiv zu erleben und dauert nur einen Augenblick: «Wenn zu dir kommt dein letztes Stündlein, brauchst du nichts weiter als sterben.»

Und der «kleine Tod» ist nicht weniger mächtig, wenn dem individuellen Leben die Unsterblichkeit als natürliche Beigabe hinzugedichtet wird. Hier ist er die Pforte, durch die das Individuum schreitet. Das Individuum aber ist nie der ganze Mensch, geschweige denn die Welt.

Der Tod aber läßt sich weder durch materialistisches Vorbeisehen noch durch vulgär-christliches Vorbeitrösten um seinen Ernst und seine

Aktivität bringen. Die verdrängte Todesaktivität bricht durch berstende Dämme und äußert sich in Todestaten, in Vorbereitung des Massentodes, in materiellen Rüstungen und geistigen Zurüstungen. Wer hörte nicht diese Glocke heute! Sie läutet hinter den Sprüchen vom «bewaffneten Frieden», sie schallt hämisch hinter den zweckbestimmten Geschichtsverdrehungen, sie zittert dumpf hinter unverhüllten Drohungen, hinter alledem also, was so laut den Raum erfüllt.

Das entgegengesetzte Denken über den Tod sieht in ihm die letzte Grundtatsache und demzufolge in der Angst die menschliche Grundsituation. Dieses Denken aber trennt den Menschen von der Zukunft und raubt ihm für die Gegenwart den Sinn, der Werte und Wege unterscheidet.

Der eingeordnete, in religiöse oder philosophische Systeme eingeschlossene Tod aber sprengt auch diese Dämme und erscheint — seine Einkerkerung rächend — mitten im Leben. Wo der Mensch grundsätzlich fertig ist und keine Zukunft mehr hat, wo die Welt als fertig anerkannt und kein Weg zum Reiche Gottes mehr gesehen wird, da wird das Leben selber zum Tode; denn wo Geist und Wunder keinen Raum mehr haben, füllt allen Raum — der Tod!

Die Botschaft von der Auferstehung aber rückt das Wunder und den Geist in die Mitte der Welt. Die Osterglocken singen von der Überwindung des Todes: Gottes Wunder und Gottes Geist sind stärker. Der überwundene Tod aber ist wohl seiner absoluten Herrschaft beraubt, aber er erhält seinen rechten Ernst und seine Größe wieder. Der an den auferstandenen Christus glaubende Mensch kann wohl vor dem Tode nicht anders stehen als jener Reiter, der den zugefrorenen Bodensee überquerte und erst hernach das Ueberstandene erkannte.

Der Glaube an Geist und Wunder Gottes gibt dem in Passivität dem Tode gegenüber verfallenen Menschen die Aktivität echten und wachen Erlebens wieder. Und weil der Glaube an die Auferstehung Christi auch zugleich ein Glaube an die Auferstehung des ganzen Menschen, ja der ganzen Welt ist, darf sich diese Aktivität auf den ganzen Menschen und die ganze Welt richten. Wo das Reich Gottes Zukunft des Menschen und Zukunft der Welt ist — wartende, rufende Zukunft —, da gibt es Ehrfurcht vor dem Tode und Ueberwindung des Todes zugleich. Denn nun sprengt auch das große göttliche Leben seinerseits die Dämme, die es einschließen, und bricht in die todbeherrschte Welt ein. Es läßt Menschen an einer Welt bauen, die darum keinen Massentod mehr kennen wird, weil sie auch keine Massen- oder Klassenwelt mehr ist. Und dieses Leben läßt Menschen den materiellen Rüstungen und geistigen Zurüstungen zum Massentod widerstehen, weil nun nicht mehr nur dumpfe Notwendigkeiten diese Welt durchwalten, sondern ein lichter, reiner Sinn, die Liebe, jenes Lebenselement

des auferstandenen Herrn. Wo sie lebt, da dringt die Lebensflut auch ins Sterben, das eigene Sterben jedes Menschen.

Im Menschengeist darf und muß es entschieden werden, ob der Tod ins Leben oder das Leben in den Tod hineinbricht. Im Menschengeist wird damit aber auch das Schicksal der Welt entschieden. Welche Last für den Geist! Aber auch welche Begnadung, Treffpunkt der Zeit und der Ewigkeit zu sein.

So klingen sie dennoch, die Auferstehungsglocken, verhalten und leise neben der lauten Glocke des Todes. So wenig aber wie beim Menschen, so wenig ist auch bei diesen Klängen die Lautstärke ein Beweis für Lebenskraft oder gar für Wahrheit. Über der verhaltenen Glocke, die heute dem Wunder, dem Geiste wie dem Tode wie vor allem dem Menschen ihre geraubte Größe wieder verkündet, liegt die Verheißung des Sieges. *Bruno Balscheit.*

Georg Bernanos

«Je ne me vante pas d'être philosophe, économiste, et encore moins théologien. Je suis un simple observateur, je dis ce que je vois. Je le dis comme je veux, quand je veux. Et j'écris ce que je pense.»

1.

Als in den Septembertagen des Jahres 1946 aus ganz Europa die hervorragendsten Gestalten unserer intellektuellen Zeitgenossenschaft zu einer gemeinsamen geistigen Bemühung und Begegnung in Genf zusammenkamen und in aufeinanderfolgenden Konferenzen sich über das Wesen des europäischen Geistes klar zu werden versuchten, da befand sich auch *Georg Bernanos* unter ihnen und äußerte in einer ebenso temperamentvollen als eigenwilligen Rede seine durch Jahre im Exil angestauten Gedanken über das eben erst zertrümmerte Europa. Als er, von Amerika kommend, sein Frankreich wiedersah, das er im Jahre 1938, also in den Tagen des verruchten Münchner Friedens verlassen hatte, um in Brasilien Zuflucht und Besinnung zu finden, Frankreich, dem sein ganzes Sinnen und Trachten während der siebenjährigen Verbannung galt, da erschrak er über das Chaos, das sich ihm bot, obwohl er darauf gerüstet war und sich keinen falschen Erwartungen hingegeben hatte. Enttäuschungen kann es für einen Mann wie Bernanos kaum geben. «Das Leben bringt keine Enttäuschung», sagt er irgendwo[1], «das Leben hat nur *ein* Wort und hält es. Um so schlimmer für die, die das Gegenteil sagen. Das sind Heuchler und Memmen. Wohl wahr, die Menschen trügen, die Menschen allein. Um so schlim-

[1] In «Les grands cimetières sous la lune», S. 280.

mer für die, die sich von dieser Enttäuschung vergiften lassen. Das kommt daher, daß ihre Seele schlecht arbeitet; ihre Seele scheidet die Giftstoffe nicht aus. Was mich anbelangt, so haben mich die Menschen nie enttäuscht, und vor allem habe ich mich selbst nicht getäuscht. Ich erwartete stets das Schlimmste, das ist alles. Was ich im Menschen sogleich sehe, das ist sein Jammer. Des Menschen Jammer und Elend — das ist das Wunder des All.»

Nein, Bernanos wurde nicht enttäuscht, als er Frankreich wiedersah. Er sah es, wie er es erwartet hatte, und es war schlimm. Er sah auch Europa wieder, wie er es sich gedacht hatte, und auch das war schlimm, noch schlimmer als Frankreich. Aber was sah er denn in Frankreich, in Europa? Er sah — Hände, harte Hände und weiche Hände, saubere Hände und schmutzige Hände, kleine Sammethände mit lackierten Nägeln oder rohe Hände wie aus Leder, stämmige Hände, patschige Hände, bewegliche Hände, die mit ihren flinken Fingern von der einen Tasche zur andern greifen, Hände, die packen, verstecken und hamstern, ein Gewimmel von Händen, Sinnbild des Schwarzen Marktes. Aber er sah überall diese Hände in der ganzen Welt, Hände fast ins Unendliche vervielfacht in den technischen Werkzeugen und Maschinen unserer vermeintlichen Zivilisation, Hände, die nur noch ausführen, ohne daß Köpfe da sind, die denken und verantworten, was die Hände tun; Hände, die imstande sind, Atombomben auszuklinken, ohne daß noch ein Herz da wäre, das das Werk der Vernichtung bedächte. Mit dem neuen Sakrament, dem Sakrament von Bikini, schien ihm der Teufel seine letzte Kapriole gespielt zu haben; dort barst der Vorhang vor dem Zirkus unserer Zeit, und man verstand, daß der Mensch wirklich wieder Geist werden wird, aber in einer Art und Weise, wie man sich das einst nie hätte träumen lassen. Das alles aber im Namen des Daumens, des Zeigefingers, des Mittelfingers, des Ringfingers, des Kleinen Fingers, dieser fünf Personen in einem einzigen Gott — der Hand des *homo faber*, aber nicht mehr des *homo sapiens* der Humanisten. Damit stehen wir ja schon mitten drin in der Zeitanalyse, wie sie Bernanos, erregt und erregend wie ein Pointillist, entwirft. Er sieht Europa in einem Zustand der Selbstzersetzung, dieses Europa, dessen Kultur einst das Gefühl der Sicherheit einflößte; er sieht den von Oswald Spengler vorausgesagten Untergang des Abendlandes unter dem gezwungenen Zwang der Totalitarismen als unmittelbar bevorstehend, wenn nicht noch fünf Minuten vor zwölf eine letzte Chance zur Freiheit gerettet wird.

Aber die Menschheit wagt das Risiko der Freiheit nicht mehr zu tragen. «Die Menschheit ist offensichtlich besessen von Bildern des Todes», sagt er. «Die Menschheit hat Angst vor sich selber, Angst vor ihrem eigenen Schatten, Angst vor ihren Händen auf dem Tisch, Angst vor der halb geöffneten Schublade, wo matt der gut geölte Lauf des Revolvers glänzt. Wenn die Menschheit nach und nach willig und gleichsam unerbittlich ihr Erbteil an Freiheit einschränkt mit der Versiche-

rung, daß sie dieses Opfer ihrem zukünftigen Glück bringe, so glaubt das nur ja nicht. Sie opfert ihre Freiheit der Angst, die sie vor sich selber hat. Sie gleicht einem vom Selbstmord Besessenen, der, des Abends allein gelassen, sich an sein Bett binden läßt, um nicht in die Versuchung zu kommen, den Gashahn aufzudrehen. Sie quält sich selbst und lernt sich zugleich immer mehr hassen wie einer, der sich für seine Untaten verantwortlich weiß, und darum vermehrt und vervielfacht sie mit einer raffinierten Erfindungsgabe die technischen Waffen und Mordwerkzeuge, um sich gegenseitig die Massenflucht aus solcher Unkultur zu ermöglichen[2].» Bernanos glaubt längst nicht mehr an die alte Ideologie des Fortschrittes, des guten und lieben Fortschrittes, lieb wie der liebe Gott; er hält den Fortschrittsglauben für einen Aberglauben und für ein Gift im Organismus unserer Menschheit. Wie ein vor dem Fallit stehender Krämer, der sich zuletzt noch an das Wunder des großen Loses klammert, so nimmt heute die große Masse der Menschen von den Lieferanten des Optimismus eine Hoffnung entgegen, die ebenso maßlos und abgründig ist wie ihr eigenes Elend, ihre Armut. Es ist sinnlos, zu dieser Masse von fortschrittlicher Entwicklung zu sprechen — fortschrittlich oder rückschrittlich, was macht das schon aus! —; denn sie läßt sich ja doch nur davon überreden, daß, wenn alles schlecht geht, in hundert oder tausend Jahren alles noch einmal gut gehen wird. «Die Wut der Dummköpfe erfüllt die Welt[3]»; aber diese Dummköpfe sind auch systematische Betrüger, die hemmungslos stets aufs Totale ausgehen und in ihrer Arbeit keineswegs gehindert werden, weil sich die Masse willig ihrem Kampf bis aufs Messer fügt. In seinem Abscheu vor jeglichem totalitären Kollektivum, das ein unpersönliches Neutrum ist wie das Schicksal, kalt, blind und bar jeder Verantwortlichkeit wie dieses, schmettert Bernanos seine donnernden Invektiven nicht nur gegen Faschismus und Nazismus, sondern auch gegen jene Betrüger, die früher oder später unter einem Berg von in ihrem eigenen Blut klappernden Gebeinen eine bessere Menschheit hervorgehen zu lassen vorgeben, eine «marxistische Menschheit», neugeboren dereinst und frisch wie das Auge. Der Durchschnittsbürger kümmere sich zwar absolut nicht um diese neugeborene Menschheit, sondern begehre bloß einen Vorwand, um auf seine Freiheiten verzichten zu können, für die er das Wagnis nicht mehr auf sich nehmen will. Alle totalitären Betrüger — und Bernanos zählt auch Stalin durchaus zu ihnen — benötigten die schlau berechneten Extravaganzen einer Propaganda, die nicht darauf ausgeht, zu überzeugen, sondern abzustumpfen, ja, die absichtlich in der großen Masse einen resignierten Skeptizismus unterhalte, eine Art dauerhaften Ekelzustandes mit bis zum Erbrechen wiederholten Schlagworten.

Ebenso entsetzt wendet sich Bernanos ab von der Heraufkunft des

---

[2] Rencontres internationales de Genève: L'esprit européen, édition de la Baconnières, Neuchâtel 1946, S. 268 f.

[3] mehrmals in «Les grands cimetières ...»

«capitalisme totalitaire» amerikanischer Prägung. Er schildert ihn als gleich abwegig wie den «communisme totalitaire». Er haßt mit redlichem Haß das Ungeheuer totalitärer Kollektivismen, die fügsame Servilität des Massentypus. Das Verhängnisvolle an dieser Servilität ist, daß sie die Masse nicht etwa passiv, feige und knechtisch läßt, sondern sie höchst aktiv, tollkühn und tyrannisch in den Dienst der Fanatiker stellt, aufgepeitscht von Schlagworten, die elementar und heftig wie sexuelle Bilder wirken. Der Massenmensch gleicht der Dirne, die sich unter dem Druck ihrer Zuhälter freigebig prostituiert. Der amerikanische Typus des Massenmenschen ist der an sein Geld sich verlierende Mensch. Und der Kapitalismus vollzieht die Prostitution des Menschen auch, ja, vollzieht sie erst recht und unausweichlich, weil der Mensch im Dienste des Mammons nicht mehr anders kann, als die Würde des Menschen, des Bruders, niederzutreten. «Das Geld ist der Kuppler zwischen dem Bedürfnis und dem Gegenstand, zwischen dem Leben und dem Lebensmittel des Menschen», erklärt Marx[4] und wehrt sich dagegen, daß der Mensch so viel sei und gelte, als er besitze. Auch Bernanos wehrt sich dagegen und steht im gleichen Kampf mit Marx gegen jeglichen Mammonismus, aber er glaubt nicht an den Marxismus; er verwirft ihn sogar, weil er sowohl seine Voraussetzungen als auch seine Methoden nicht anerkennen kann. Nicht daß ihn das steinerne Herz Mammons gleichgültig ließe! O, Bernanos weiß um die Armut, um den Sumpf der Armut, um den Schmerz der Armut, um die Schande der Armut. Aber er weiß auch um den *Gott der Armut*. Und davon werden wir in der Folge noch gewichtige Zeugnisse vernehmen! Aber vorgängig derselben wollen wir nur erst einmal feststellen, daß Georg Bernanos als katholischer Christ — auf seine anfechtbare und angefochtene Katholizität werden wir ebenfalls noch zurückkommen müssen — das Lied der Armut viel mehr in der Weise von *Léon Bloy* singt, in der Weise also des Cantus firmus *«Sang du Pauvre»*, an dessen Eingang es heißt: «Le Sang du Pauvre, c'est l'argent. On en vit et on en meurt depuis des siècles. Il résume expressivement toute souffrance. Il est la Gloire, il est la Puissance. Il est la Justice et l'Injustice. Il est la Torture et la Volupté. Il est exécrable et adorable, symbole flagrant et ruisselant du Christ Sauveur, in quo omnia constant. — Le sang du riche est un plus fétide extravasé par les ulcères de Caïn. Le riche est un mauvais pauvre, un guenilleux très puant dont les étoiles ont peur. — La Révélation nous enseigne que Dieu seul est pauvre et que son Fils unique est l'unique mendiant. ‚Solus tantummodo Christus est qui in omnium pauperum universitate mendicet', disait Salvien. Son sang est celui du Pauvre par qui les hommes sont ‚achetés à grand prix'. Son sang *précieux*, infiniment rouge et pur, qui peut tout payer! — Il fallait donc bien que l'argent le représentât: l'argent qu'on donne, qu'on prête, qu'on vend, qu'on gagne ou qu'on vole; l'argent qui tue et qui vivifie comme la

[4] «Kapital» I, S. 356.

Parole, l'argent qu'on adore, l'eucharistique argent qu'on *boit* et qu'on *mange*. Viatique de la curiosité vagabonde et viatique de la mort. Tous les aspects de l'argent sont les aspects du Fils de Dieu suant le Sang par qui tout est assumé.» Mit diesem schwermütigen Gesang des Armen berühren wir den eigentlichen Problembereich, den Georg Bernanos zwar nicht als Lyriker wie Bloy, sondern als Realist und dramenloser Dramatiker in allen seinen Werken gestaltet. Er zeigt uns die Armut Gottes. Aber wird er auch Ohren finden, die hören; Augen, die sehen; Herzen, die da etwas merken?

Zunächst beschäftigt uns noch das Europa, so wie Bernanos es sieht. Kann ein vom christlichen Glauben erfaßter, mit diesem Glauben ringender Schriftsteller noch hoffen, in Europa verstanden zu werden? Was sämtliche Totalitarismen kapitalistischer und kommunistischer Observanz notorisch ausrotten, das ist der *Glaube*. Auch der Glaube in der elementaren Form des Vertrauens, des Selbstvertrauens. Europa hat das Vertrauen zu sich selbst verloren, und ohne dieses Vertrauen stirbt der europäische Geist. Was ist denn dieser europäische Geist anders als der Glaube Europas an sich selbst, an seine Bestimmung, an seine Geschichte, an seine umfassende Mission? Aber eben diesen Glauben hat Europa verloren, zwiefach verloren, weil es nicht einmal den Mut besitzt, ausdrücklich diesen Glauben abzulehnen. Es liefert sich einfach aus, dem Westen oder dem Osten, ohne sich zu einer konstruktiven Lösung des Weltkonflikts aufzuraffen. Wohl stünden wir noch gleichsam auf revolutionärem Boden, meint Bernanos, aber der Begriff der *Revolution* habe sich im Verständnis des europäischen Menschen grundlegend verändert. Einst war die Revolution ein heilsamer Ausbruch von Ideen der Gerechtigkeit, ein Aufstand der Schwachen gegen die Starken, eine Blutauffrischung, aber heute sei die Revolution keineswegs eine Explosion lebendiger Kräfte mehr, sondern viel eher deren *Liquidation*. Es wird liquidiert im großen Stil eben von jenen Händen des *homo faber*, die der Kontrolle durch den Geist des *homo sapiens* entgangen sind. Und damit hängt es denn auch zusammen, daß Treu und Glauben verschwunden sind. Es herrscht das Chaos degenerierter Mächte.

Um dieser pessimistischen Sicht unserer Zeit willen hat man Bernanos einen «*démolisseur*» gescholten. Aber er ist ein Niederreißer gerade nicht aus Gründen eines von ihm selbst ausgesuchten Pessimismus, sondern er reißt schonungslos nieder, um aufzudecken, was eigentlich hinter allen Masken steckt. Wenn seine Zeitanalyse in der Tat wenig ermutigend ist, dann liegt das nicht an ihm, sondern an dieser unserer Zeit. Er selber betrachtet sich nur als *Zeugen* und will Zeugnis ablegen von dem, was er sieht. Er sieht eine Welt sich aufbauen, von der man zwar nicht sagen kann, daß der Mensch darin nicht leben könnte; er wird darin leben können, aber unter einer Bedingung, die ihm immer weniger gestattet, ein Mensch zu sein. Er sieht den totalitären Roboter auf dem Plan, den Maschinenmenschen, den «Arbeiter» im Sinne Ernst

Jüngers, dem die Würde des Geistes und der Freiheit nichts mehr gilt. Er sieht ein dem *Christentum* entfremdetes Europa und ist doch fest davon überzeugt, daß im Christentum die Kräfte und Impulse liegen, die unserer Kultur ebenso nötig sind wie die Vitamine unserem Körper. Er befürchtet aber, daß durch das Robotertum die Welt von morgen für den Christenmenschen ebenso unbewohnbar werden könnte, wie die der Eiszeit es für die Mammute war. Er sieht alles so schlimm, weil sein Herz bis zum Rande voll ist vom *Glauben*, von der *Hoffnung*, von der *Liebe* und vor allem von der *Freiheit*, dieser Gnadengabe Gottes. Aber die Hoffnung lernt sich nicht wie die Grammatik! Die Hoffnung, wie der Glaube, ist ihrem Wesen nach Gnade. Es genügt, frei und offen für sie zu sein, um sie zu empfangen. Und um bereit zu sein, zu hoffen auf das, was nicht enttäuscht, gilt es zuerst zu *verzweifeln* an dem, was trügt. Bernanos lädt uns ein, an unsern Illusionen gründlich zu verzweifeln, und stellt so die Verzweiflung in den Dienst der Hoffnung. Was für einen Sinn hat es denn, für unsere Übel Heilmittel zu suchen, wenn wir nicht wissen, ob wir daran sterben? Bernanos weiß schon, was unserer Zeit und Welt heilsam wäre. Aber als getreuer Zeuge sieht er sie nicht, die Menschen, die da nötig wären. Mehrmals und laut hat er seinerzeit in Genf ausgerufen: «Le monde ne sera sauvé que par les hommes libres. Il faut faire un monde pour les hommes libres[5].» Freie Menschen sind erlöste Menschen. Bernanos' Werke zeigen uns, daß es viel braucht zur Erlösung, zur Freiheit. Die Gestalten seiner Romane sind lauter gebundene Geschöpfe, die manchmal aufschreien unter dem dumpfen Kettengerassel der Handschellen Satans. Kein Wunder, daß er auch uns Menschen von heute an solche Ketten geschmiedet sieht! Man kann, meint er, das katastrophale Ausmaß der Verwüstung nicht verstehen, wenn man es bloß mit dem kartesianischen Verstand zu ergründen versucht; um den Menschheitsjammer in seiner Tragweite zu erfassen, bedarf es eines luzideren Erkenntnisvermögens als das der Gelehrten und der Philosophen. Wie *Blaise Pascal* visiert Bernanos die übernatürliche Wesensart des Bösen in der Verderbtheit des Menschen. «L'essence de notre malheur est surnaturelle», bekennt er. Des Menschen Elend ist letztlich metaphysischer Art. Es quillt aus jenem Mysterium, welches unserer Erkenntnis am fernsten ist, nämlich aus dem der Verdammnis, einer Erbbelastung, ohne deren Berücksichtigung wir, sowohl nach Pascal als auch nach Bernanos, keinerlei Kenntnis unserer selbst haben können. In Pascals «Pensées» steht der denkwürdige Satz: «Le nœud de notre condition prend ses replis dans cet abîme; de sorte que l'homme est plus inconcevable sans ce mystère que ce mystère n'est inconcevable à l'homme» («Der Kern unseres Wesens ist auf diesen Abgrund zurückzuführen; dergestalt, daß der Mensch ohne dieses Mysterium unbegreiflicher ist als dieses Mysterium für den Menschen»).

[5] L'esprit européen etc., S. 289 f.

Dieser Gedanke begegnet uns bei Bernanos immer wieder, und er bringt ihn auch in Zusammenhang mit den Todesqualen Jesu Christi, die bis zum Weltende fortdauern werden, und derentwegen der Weise von Port-Royal, wie Shakespeares Macbeth, die Menschen auffordert, «den Schlaf zu ermorden». Auch Bernanos versagt uns den Schlaf. Auch er hat sich entschlossen, oder richtiger, ist verurteilt, so lange nicht zu schlafen, bis das Ende der Qualen Christi eingetreten sein wird; auch er steht stets wieder erschreckt und erweckt vor dem «*Ecce homo*», der ihn den Menschen, den Bruder, suchen und finden läßt im Geringsten seiner Brüder, in der Niedrigkeit, in der Knechtsgestalt, im Mysterium der Armut, die Gott an sein Herz nimmt.

2.

Karl Pfleger hat im Rückblick auf das Romanwerk Georg Bernanos' von einem «Aufstieg ins Mysterium[6]» gesprochen. Inwiefern man von einem «Aufstieg» reden kann, das wird uns erst klar werden, wenn wir die Romangestalten Bernanos' einer eingehenden Untersuchung würdigen. Aber vorläufig haben wir es noch mit dem zeitkritischen Schrifttum dieses Autors zu tun, das die folgenden Überschriften trägt: «Die große Furcht der Ordnungsleute» (La grande peur des bien-pensants, Verlag Grasset, Paris 1931), die bereits angeführte Schrift «Die großen Friedhöfe unter dem Mond» (Les grands cimetières sous la lune, Verlag Plon, Paris 1938), ferner «Frankreich unter den Robotern» (La France contre les robots, Verlag Laffont, Paris 1947) und schließlich «Der Kreuzesweg der Seelen» (Le chemin de la Croix-des-Ames, Verlag Gallimard 1948). Alle diese Essais haben zwar direkt nichts zu tun mit jenem Mysterium, das wir nannten, weil sie Zeitanalysen darstellen; aber sie bleiben uns in ihrer Grundhaltung doch rätselhaft und dunkel, wenn wir nicht wissen, daß ihr Verfasser als Romangestalter beständig mit jenem Mysterium gerungen hat und noch ringt. Wie man wissen muß, daß *Dostojewskij* in seinen Romanen gerungen hat mit den Problemen von Schuld und Sühne, mit Dämonen und Idioten und mit dem hypothetischen Ameisenhaufen «Wir», dem er in trotzigem Solipsismus das irrationale «Ich» des Kellerlochmenschen entgegenstemmte, um dann seine öffentliche Stellungnahme, seinen anarchistischen Nihilismus, recht würdigen zu können, so muß man auch bei der Beurteilung der zeitkritischen Werke Bernanos' das Ganze seiner Person in Betracht ziehen. Eben von Bernanos' Ideenwelt als Ganzer muß gesagt werden, daß sie beständig um den auf Gott bezogenen Pol der *Armut* als empirische Grundverfassung kreist. Hierin steht er ganz auf den Schultern *Bloys*, dessen wesentliches Schrifttum ja auch von einem tiefen Gefühl für das Mysterium der armen Welt durchtränkt und eigentlich ein immer wieder in verschiedenen Formen unternommener Kommentar dazu ist; denn die

[6] «Hochland», München, Sept. 1937, 34. Jahrg., S. 10—35.

Armut ist, abgesehen von den davon erfüllten Tagebüchern, der direkte Gegenstand von Bloys großen Romanen «Der Verzweifelte» (welcher der Roman des «armen Mannes» ist) und «Die arme Frau» sowie «Das Heil aus den Juden» (der Roman des ruhlosen Ahasvers). Nun, diese Armut ist das Zentralproblem auch Bernanos', und darum prüft er mit Argusaugen alle Bewegungen, die hierin eine Lösung versprechen. Er sieht aber keine Bewegungen, die *praktische* Lösungen enthalten, sondern nur solche, die mehr oder weniger Ausflüchte sind vor wirklichen Befreiungen. Lehnt er einerseits mit bissiger Ironie die Gewaltmethoden der Marxisten im Namen einer vermeintlich besseren Zukunft strikte ab, so wirft er anderseits den christlichen Bemühungen um die Behebung der Armut vor, daß sie das materielle Problem zugunsten des ethisch-religiösen in seiner Tragweite verkleinern, ja daß die Christen um so mehr Nachdruck auf die moralische und religiöse Seite der Frage legen, je mehr sich ihr Egoismus mit edelmütigen und frommen Erklärungen um das persönliche Opfer drücken zu können meint. Es gab einmal eine Zeit, wo noch im Namen einer konservativen «Partei der Ordnung» *Montalembert* von der französischen Kammer aus seinen berüchtigten Appell an die Armen ergehen lassen konnte: «Unterdrücktes Volk, beuge dein Haupt und höre nicht auf die heimtückischen Lehren, die ohne Unterlaß in deiner Seele das Feuer des Neides und der Begehrlichkeit schüren. Ergib dich in deine Armut, und du wirst dafür ewig belohnt und entschädigt werden.» Wenn Christen mit dem Christentum Hohn treiben wollen, können sie es nicht verruchter tun als mit solcher Sprache. Es ist klar, daß Bernanos mit dieser Sprache nie etwas zu tun hatte und nie zu tun haben wird, daß er sie vielmehr verabscheut mit sprühender Kraft und kompromißloser Leidenschaft, er, der nicht umsonst der Schreiber des wilden Pamphletes *«Die große Furcht der Ordnungsleute»* (1931) geworden ist. Hier wird den Armen kein billiger (und darum auch empörender) Trost verabreicht, hier wird in heißem Bemühen um die anscheinend «traurige, schwermütige», um die paradoxe, aber allein befreiende Wahrheit Christi gerungen. Und das ist die Wahrheit, daß in dieser «armen» Welt die Armut nie bloß als ökonomisches Problem, sondern erst als Mysterium restlos lösbar ist. Daß dem Ungläubigen diese Art der Lösung durch seinen Unglauben versperrt ist, ändert nichts an der Tatsache, daß es eine andere nicht gibt und niemals geben wird. Der Wille zur Macht, in dem alle Ungerechtigkeit und Unterdrückung wurzelt, kann durch keine Macht der Welt aus den Angeln gehoben werden, da er selber das tiefste Wesen der Welt, *dieser* Welt ausmacht. Der Pauperismus ist nur ein Aspekt der gefallenen, aus der göttlichen Ordnung gefallenen Welt, ist eine Folge und Offenbarung der Sünde und kann wie alle Sünde nur auf dem Wege des Opfers Christi überwunden werden, das heißt durch die Liebe und durch die von der Liebe geborene Gerechtigkeit, nicht aber automatisch und endgültig durch den Mechanismus einer Gesetzgebung. Auch *Fritz Lieb*

kommt zum Schluß, daß der Pauperismus gerade uns Christen angeht, weil «die Frage des Geldes eine wahrhaft christliche Frage ist, eine die Existenz der Christenheit berührende Frage Jesu Christi an sie[7]». Das erinnert an einen irgendwo bei Dostojewskij stehenden Ausspruch: «Es gäbe keinen Pauperismus, wenn alle Christusse wären». Aber Bernanos, weil er kein Doktrinär ist, sondern bloß *Zeuge* sein will, meint, daß das Elend der Armut — so wenig wie das Elend der Krankheit und des Todes — kaum weiche, sondern sich trotz der Christen und ihretwegen vielleicht erst recht zäh behaupte bis zur eschatologischen Weltverklärung. Er kann es als Zeuge der vom Leid zerrissenen menschlichen Existenz nicht anders feststellen.

Immer wieder erhebt Bernanos seine Stimme als Zeuge. Er ist selber, damals auf der Insel Mallorca lebend, Augenzeuge des *spanischen Bürgerkrieges* gewesen und hat damals seine Eindrücke im düster betitelten Werk «*Die großen Friedhöfe unter dem Mond*» gesammelt. Als Schweizer und als Protestant erschrickt man zuerst über die Fremdheit dieses Buches, weil hier unverkennbar ein Mann spricht, der alles das nicht ist, was wir von einem anständigen Menschen erwarten. Er ist nicht Demokrat und schon gar nicht Sozialist, er ist Royalist, früher sogar mit antisemitischen Allüren, seiner Konfession nach unbestreitbar Katholik, aber Mystiker aus Überzeugung. Hitler, Mussolini und Stalin bezeichnet er zwar durchweg als «imbéciles» (Dummköpfe) oder «imposteurs» (Betrüger), aber doch hat er die Stirn, den lutherischen Geist kurzerhand mit dem hitlerischen «Geist» in Vergleich zu setzen, was ihm nur verziehen werden kann, weil er es aus Unkenntnis der Dinge tut. Aber sehr treffend hat damals ein Basler Pfarrer nach der Lektüre dieses Buches geurteilt: «Dieser Mann offenbart hinter allen Übertreibungen und ganz gewiß auch Ungerechtigkeiten und Schiefheiten einen so hellen, gesunden Verstand, einen solchen *Bon-sens*, einen so glänzenden Witz, vor allem aber, was unvergleichlich größer ist: man spürt eine solche Noblesse der Gesinnung, solche Herzenshöflichkeit gegen alle Mißachteten, solchen Respekt vor den ehrlichen Gegnern, vor allem den Gegnern aus dem großen Krieg, daß man sich ihm einfach nicht verschließen kann. Das Beste aber ist damit noch nicht genannt: das ist eine ganz echte, am Evangelium genährte Frömmigkeit in gewiß durch und durch katholischer, aber absolut reiner Prägung. Gerade sie gestaltet die Schlußabrechnung mit dem Geiste der totalitären Staatsgesinnung so durchschlagend und erschütternd, wie ich es noch nirgends sonst getroffen habe. Man hat eine Zeitlang viel von ‚guten Europäern' geredet, zu denen dieser oder jener große Mann gehöre. Für Bernanos würde dieser Titel abgegriffen klingen. Er ist viel mehr als das; er ist etwas von dem, das er selber in seinem Vorwort als seine ehrgeizige Sehnsucht bezeichnet: ‚Das gläubige, reine Kind, das er einmal gewesen ist und das er wieder sein

[7] «Rußland unterwegs», Bern 1945, S. 384.

möchte[8].» Diese Charakteristik des Schriftstellers ist wirklich gut. Sein «esprit d'enfance» hat Bernanos davor bewahrt, bei seinen teilweise bedenklichen Entscheidungen und Urteilen zu verharren. Es gefällt uns nicht, daß er erst gar kein Verständnis hatte für das «Rote Spanien», sondern es mit den Phalangisten hielt, zu denen auch sein Sohn gehörte. Aber als er dann die Greuel des Bürgerkrieges erlebte, als er sah, wie die Franco-Truppen ihren Terror ausübten und wie selbst auf der kleinen, sonst so friedlichen Baleareninsel wahllos Männer verhaftet, gefangengesetzt oder sofort erschossen wurden, in sieben Monaten 3000 Menschen auf diesem einzigen Eiland, da begriff er, daß die Welt reif war für jede Art von Grausamkeit wie für jede Form von Fanatismus und Aberglauben. Und es erschütterte ihn bis aufs Tiefste, daß die katholische Kirche sich zum Handlanger dieses Vernichtungsfeldzuges erniedrigte, ja ihn schürte und begünstigte, indem sie ihm den Charakter eines Kreuzzuges gegen die Feinde Gottes verlieh. Hier setzt die Kritik Bernanos' ein, für ihn, den Katholiken, eine sehr schmerzliche Kritik, um so schmerzlicher, als sie nicht nur die Haltung im Bürgerkrieg, sondern die ganze spanische Kirchenpolitik trifft. Es ist sehr einfach, die Schuld an der antikirchlichen Revolution dem Teufel zuzuschieben; richtiger wäre es, zu fragen, ob nicht von jeher in Spanien die christliche Unterweisung und Erziehung sabotiert wurde zugunsten einer Handvoll Nutznießer der Frömmigkeit. Die Kirche hat ein seichtes Christentum gepflegt, sie hat sich weder der Armen und Geringen noch der Jugend wirklich angenommen; sie ist immer mit den Mächtigen gegangen, um ihre eigene Macht zu stützen. Der Erzbischof von Palma auf Mallorca kennt die furchtbare Zahl von 3000 meist unschuldigen Opfern der Säuberung, aber er zieht es vor, darüber zu schweigen und sich bei jeder Gelegenheit an der Seite der Leute zu zeigen, die den kurzen Todeskampf von Hunderten auf dem Gewissen haben. Darum ist das «christliche Spanien» eine sehr fragwürdige Größe. Bernanos zitiert die bezeichnende Antwort des berühmten Kardinals *Mercier*: als diesen nach einem Aufenthalt in Spanien jemand beglückwünschte, daß er das christliche Spanien aus der Nähe habe bewundern können, antwortete er nach einem langen Schweigen: «*Chrétienne, l'Espagne! Vous trouvez?*»

Bernanos weiß auch von einem Kreuzzug, einem heiligen Krieg, aber der ist ganz anders als der, dem die Kirche in Spanien ihren Arm lieh. «Möglicherweise kommt die Zeit, wo die letzten freien Menschen tatsächlich gezwungen sein werden, mit Gewalt die letzten Reste der Christenheit zu verteidigen; denn tausendmal lieber sterben, als in der Welt leben, die zu bereiten ihr jetzt im Zuge seid[9].» Zu diesem ersehnten Aufstand der freien Menschen gegen die Barbarei ist es dann aber gerade in Frankreich nicht gekommen, vielmehr stauten sich an seinen

[8] Oskar Moppert im «Kirchenblatt für die ref. Schweiz», Jahrg. 1939, S. 14.
[9] S. 159.

Grenzen die braunen Wogen, bis die morschen Dämme rissen und dem Lande die Demütigung der Vichyregierung auferlegten.

Damals befand sich Bernanos bereits in Brasilien, wohin ihn Freunde einluden. Er hatte die Atmosphäre von Lüge und Verrat schon 1938 verlassen, zuerst in der Absicht, im fernen Paraguay — wie er meinte — irgendeinen verlorenen Winkel zu finden, wo er seine Aufgabe hätte vollenden dürfen. Er wollte noch einige Bücher schreiben angesichts einer Zukunft, die je zu sehen auch er die Hoffnung hatte begraben müssen. Aber es verschlug ihn nach *Rio de Janeiro*, und dort sollte er nun seine Bücher schreiben; es werden jedoch *Tagebücher*, in denen er wie ein gewissenhafter Arzt alle Krisen und Fieberkurven seines todkranken, aber jetzt erst recht heiß geliebten Frankreichs aufzeichnete und mit seinen Prognosen glossierte. Diese Tagebücher liegen uns nun in einem mehr als 500 Seiten umfassenden Bande vor unter dem inhaltsschweren Titel *«Der Kreuzesweg der Seelen»*. Wiederum tritt hier Bernanos schlicht als Zeuge auf. Er ist ein unbestechlicher Zeuge, der sich alles gemerkt und vor allem nichts vergessen hat. Es fällt ihm auf, daß trotz allem, was geschehen war, die diplomatischen, die administrativen und die politischen Jahrbücher auf ihren Verzeichnissen noch immer dieselben Namen enthalten, wie das vor dem Kriege der Fall war. Er vermutet, daß auch Chamberlain noch immer mit seinem Regenschirm über den Kanal flöge und als ein großer Mann im Kreise der Diplomaten figurierte, wenn er inzwischen nicht zufälligerweise gestorben wäre. Er zieht aus solchen und ähnlichen Beobachtungen den Schluß, daß man sich durch das, was sich zwischen München und Pearl Harbour an gigantischen Katastrophen zugetragen hat, nicht eben aus der Ruhe bringen ließ. *«On efface tout et on recommence*[10], das heißt: man knotet. Das scheint für die meisten die Quintessenz eines totalen Krieges zu sein. Bernanos stellt das nicht als Pessimist fest. Er ist kein Pessimist. Aber er hat nicht das Bedürfnis, sich mit Illusionen oder Lügen zu trösten. Allein die Wahrheit tröstet, auch wenn sie traurig ist. Und sie ist traurig in diesem Fall, besonders die Wahrheit über Frankreich, das noch immer vom Gift des Kollaborationismus infiltriert und korrupt ist. Aber Bernanos weiß um ein anderes Frankreich, und er glaubt an dieses Frankreich, an dessen revolutionären Genius der Freiheit. Darum widmet er ihm noch ein besonderes Buch mit dem Titel *«Frankreich gegen die Roboter»*, ein Schlachtruf zur Bändigung der technischen Barbarei unseres Zeitalters. «Das Frankreich, das man liebt, ist immer das Frankreich von 1789, das Frankreich der neuen Ideen», heißt es in diesem Buch[11], und auf dieses Frankreich setzt er seine ganze Hoffnung. Er stellt die Revolution von 89 nicht nur in Gegensatz zur Russischen Revolution von 1917, die ihren Ausgangspunkt von einer völlig zerfahrenen Politik nahm, sondern unterscheidet sie auch grund-

[10] S. 427 ff. [11] S. 125.

sätzlich von derjenigen des Jahres 1793, die sichtlich schon nationalistische, zentralistische und mithin totalitäre Züge aufwies. Bernanos zieht es vor, der großen Sache des Jahres 89 den längst besudelten Namen der «Revolution» zu verweigern und statt dessen vom «Grand Mouvement de 89» zu sprechen. Ihr ging, so betont er, eine Periode des Wohlstandes* *voraus*. Dem Engländer Dallington erschien das Frankreich von 1772 als eine unermeßliche Demokratie, in der jedes Dorf eine Stadt für sich bildete, jede Gemeinde einer Familie glich, die sich selber regierte, und jedes Nest seinen Bürgermeister, seinen Schullehrer und seinen Pfarrer hatte, unter denen sich die Bauern wohlfühlten. Der Franzose des 18. Jahrhunderts war nicht ein Hund, der an seinen Ketten zerrte; er war vielmehr stolz auf die Arbeit seiner Ahnen, bewußt der Größe seiner Geschichte und wähnte sich an der Schwelle eines goldenen Zeitalters. Wurde nicht auch damals von der Berliner Universität als Thema einer Preisschrift vorgeschlagen: «Gründe für die Überlegenheit der französischen Sprache?» Die Überlegenheit der französischen Sprache, aber auch der französischen Künste, Wissenschaften und Sitten stand damals in Deutschland gar nicht mehr zur Diskussion, sondern bloß die Gründe ihrer Überlegenheit. Das beleuchtet wohl am schlagendsten das hohe Bewußtsein, das Frankreich von sich selber hatte, und in solcher Lage ereignete sich die große Bewegung von 89 mit ihrer Erklärung der Menschenrechte, der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, mit ihrem flammenden Glauben und ihrem gläubigen Enthusiasmus, getragen von einer zutiefst humanistischen Tradition. Im Geiste dieses Frankreichs sucht Bernanos den Standpunkt zu finden, um von dort her das gesamte Robotertum aus den Angeln zu heben. Er sieht sein Volk vor dem Dilemma, dessen Entscheidung ihm nicht zweifelhaft sein kann, wenn es sich selber treu bleiben will: «Obéissance et irresponsabilité, voilà les deux Mots Magiques qui ouvriront demain le Paradis de la Civilisation des Machines. La civilisation française, héritière de la civilisation hellénique, a travaillé pendant des siècles pour former des hommes libres, c'est-à-dire pleinement responsables de leurs actes: la France

* *Anmerkung*: Hier vermag ich nun allerdings den Ausführungen Bernanos' nicht zu folgen, ja, an diesem Punkte muß ich ihm die Gefolgschaft aufs bestimmteste verweigern. Wohl wahr, es gab damals in Frankreich einen *Wohlstand*, es gab sogar maßlosen Luxus und prunkvolle Festlichkeiten, aber all das gab es nur auf Kosten des arbeitenden und von Steuerlasten schier erdrückten Volkes, auf das die vom königlichen Hofe gewissenlos gemachten Staatsschulden — sie stiegen bekanntlich auf ganze 4 Milliarden! — abgewälzt wurden, indessen der Adel und die Geistlichkeit zwei Drittel von allem Grund und Boden besaßen und überdies noch trotz ihrer riesigen Reichtümer fast steuerfrei lebten. Außerdem beugten die bestechlichen Richter das Recht, so daß jeder Franzose gewärtigen mußte, ohne Urteil durch einen Siegelbrief («lettre de cachet») ins Gefängnis geworfen zu werden. Glaubens- und Gewissensfreiheit existierte nicht, und die Presse stand unter Zensur. Wie kann man also solchen «Wohlstand» als Positivum buchen, auch wenn man zugeben will, daß ihn das republikanische Frankreich nicht mehr erreicht hat?

refuse d'entrer dans le Paradis des Robots[12].» Es wird Frankreich um so leichter fallen, nicht in dieses «Maschinenmenschenparadies» zu treten, da es ein solches ja nirgends gibt.

Mit diesen Ausführungen verabschieden wir uns von den zeitkritischen Werken Bernanos'. Es gäbe aus ihnen noch vieles zu lernen, besonders aus den umfangreichen Tagebüchern, die eine unerschöpfliche Fundgrube sind für den, der das Spiel der Kräfte und Gestalten, die zwischen 1940 und 1945 am Werke waren, besser durchschauen möchte. Wir erfahren auch aus diesen Tagebüchern manches, was für die Beurteilung des Schriftstellers, seines Charakters und seines Kampfes wesentlich bleiben wird. So gilt es zum Beispiel die Auffassung zu tilgen, als gehöre er zur verrufenen Gilde der Antisemiten. Bernanos hat manchem Juden seine Ehre gerettet und ist für manchen bedrohten Juden in die Schanze getreten. Auch er hat seine *Judenfrage*, nicht weil er sie haben will, sondern weil die Tatsachen es beweisen. Seine Stellung zu ihr ist so banal und uninteressant wie diejenige des heiligen Augustin, der ja auch nichts anderes wußte, als über die Juden als solche den Kopf zu schütteln, einfach weil sie sich der frohen Botschaft nicht fügten. Bezüglich des Begriffes «Antisemit» erklärt Bernanos bloß, dieses Wort jage ihm mehr und mehr einen Schrecken ein, weil Hitler es für immer entehrt hat. Wenigstens *eine* Tat, die diesem «imbécile» gutzuhalten ist! Und nun nur noch ein Wort über *Rußland*. Was hält Bernanos von der östlichen Politik? «Wenn Rußland heute seinen Willen so brutal zur Geltung bringt, so ist es darum, weil man es beinahe allein das Gewicht des Krieges hat tragen lassen», erklärt er unumwunden. Aber im Koloß der USSR selbst erblickt er nichts als einen Trust, einen Staatstrust, notwendig erzeugt und entstanden nach den Gesetzen des Kapitalismus, der ja bekanntlich, wie eine Hydra ihre Köpfe, auch in den USA die Trusts hervorbringt, die sich dann gegenseitig konkurrenzieren und monopolisieren. Vom Kapitalismus des Westens und vom staatskapitalistischen Kommunismus des Ostens wendet sich Bernanos ab, um als *Realist* für Europa den Weg des *christlichen Humanismus* zu empfehlen. Das ist ein Weg der Seelen unter dem Kreuz. «*Cruz das Almas*» — Das Kreuz der Seelen —, so heißt ein kleiner Hügel auf der meerumwogten Insel Mallorca, ein Hügel, an dessen Hang das einsame Haus lag, von dem einst Bernanos in die Welt hinausschaute. Das «Kreuz der Seelen» ist ihm zum Wegweiser geworden für alle Zukunft, und wir verstehen nun, daß er auch in seinen Romangestalten mit der Bettlerweisheit des gekreuzigten Gottes ringt mitten in einer Welt, die unter der «Sonne Satans» schmachtet.

Herbert Hug.

(Fortsetzung folgt.)

[12] S. 219 f.

Raw Kuk

(Aus einer Serie von Vorträgen über «Religiöse Denker unserer Generation», gehalten in der Jüdischen Gemeinde in Stockholm)
(Fortsetzung und Schluß)

Die Umkehr und die durch sie herbeigeführte Wiederkehr aller Kreatur zum Urquell der Gottheit, von dem sie ausgegangen ist, ist der Abschluß des Entwicklungsprozesses der Welt. Raw Kuk hat dem durch die moderne wissenschaftliche Entwicklung so sehr in den Vordergrund getretenen Entwicklungsgedanken eine religiös-kosmische Deutung gegeben. Er hat betont, daß kein anderer Gedanke der modernen Wissenschaft dem Denken der jüdischen Mystik so verwandt ist wie die Entwicklungslehre. Raw Kuk lehnt die Einwände ab, welche erhoben worden sind, weil die Schöpfungsgeschichte in Genesis dem Entwicklungsgedanken widerspreche. Er bemerkt, vielleicht mit Ironie: «Alle wissen, daß in diesen Dingen die gleichnishafte und symbolische Erklärung vorherrscht, und der Mann auf der Straße ist gewohnt, daß man ihm sagt, daß der oder jener Vers nicht wörtlich verstanden werden dürfe, weil er ein Geheimnis enthalte.» Hier schließt Raw Kuk einige Worte an, die ich wörtlich übersetzen möchte: «Die Zeit zwingt uns zur Verbreitung einer erhabeneren, weiteren und idealeren Ansicht über den Glauben. Es geht nicht an, daß wir uns weiter zufriedengeben mit der groben Form der Religion, nachdem diese mehr und mehr hinabgestiegen ist und sich mit immer gröberen Säcken umhüllen mußte, um nur bestehen zu können. Wer aber wird dem reinen Glauben die Gewänder anziehen, die seiner würdig sind, wer wird ihm den reinen Kopfschmuck geben, welcher der Majestät des Glaubens entspricht, wenn nicht unsere Weisen, die Talmide Chachamim es tun werden?» Man muß die Ihnen vielleicht aus Selma Lagerlöfs ‚Jerusalem' bekannte Atmosphäre der heiligen Stadt kennen, um abzuschätzen, welcher Mut dazu gehörte, daß der Oberrabbiner von Jerusalem solche Worte schrieb.

Entscheidend für das Verständnis der Entwicklungslehre ist das Verständnis der Kraft, welche *hinter* der Entwicklung steht und sie vorwärts treibt. Es ist die Kraft, welche alles in Wirklichkeit umsetzen will, was im Unendlichen der Möglichkeit nach enthalten ist, alles offenbaren will, alle Göttlichkeit in den Geschöpfen enthüllen und so zurückkehren zum Quell alles Seins, zu leuchten im Lichte Gottes, wie Raw Kuk mit einem Vers aus Hiob (33, 30) sagt. Wo also bei Darwin der blinde Kampf ums Dasein steht als die Kraft, welche die Geschöpfe immer höher treibt, da steht bei Raw Kuk die Sehnsucht nach voller Offenbarung und Umkehr zu Gott. Diese Sehnsucht treibt immer neue Formen hervor. ‚Es gibt nichts *Altes* unter der Sonne.' Die Entwicklung ist ein umfassender Aufstieg der Schöpfung, keine Einzelheit kann sich ihr entziehen, sie alle streben *einem* Ziele zu.

Die ganze Schöpfung ist eine organische Einheit, ein «Bündel des Lebens», wie Raw Kuk mit einem bekannten hebräischen Wort sagt. Es gibt nicht einzelne Atome oder isolierte Monaden, wie bei Leibnitz, oder einsame Seelen, sondern alles ist miteinander verbunden oder verflochten. Das Leben, welches im Mineral schlummert, in der Pflanze etwas erweckt ist, im Tiere schon kräftig lebt, alles dies ist *ein* Leben, ein Baum des Lebens, von diesen niederen Geschöpfen her über den Menschen mit allen seinen Völkern und Parteien, bis hinauf zu den höchsten Engeln, alles das ist *eine* pulsierende lebendige organische Einheit. Alle Geschöpfe sind nur Bruchstücke einer einzigen großen Weltseele, die voller Weisheit ist. Wie oft finden wir bei den Tieren Werke der Weisheit, über die wir erstaunt sind und die wir vergebens nachzuahmen versuchen. Sie sind das Werk jener weisen Weltseele, von der jedes Geschöpf einen Teil darstellt. Je weiter die Welt fortschreitet, desto mehr tritt der organische Charakter der Welt hervor. Die Spitze ist die Einung des Verstandes des Menschen und seines Willens mit der ganzen Kreatur. Wenn wir hören, daß die großen Gerechten der Welt Wunder tun, so müssen wir uns auch dies aus der organischen Einheit alles Geschöpflichen erklären. Die Gerechten der Welt einen ihren Willen mit dem Willen Gottes, und so wirkt ihr Gebet durch diese Einung hindurch. Dies wird einst das Los der ganzen Menschheit sein, die Ehre Gottes wird die ganze Erde erfüllen, und die Menschen werden Wunder tun, denen gegenüber die heutigen Wunder der Technik verblassen werden.

Raw Kuk wird nicht müde, solche Gnadenstunden der Menschheit zu schildern und zu besingen, wo, sei es auch nur für eine Zeit, die Scheidewand durchbrochen wird, die uns in die Vergessenheit bannte. «Die Fülle des Segens ergießt sich dann auf die Menschheit. Worte und Bilder, Fühlungen und Taten senken sich auf die Menschheit herab, alle Maße füllen sich, der Zustrom des Guten steigt auf, das höchste Glück wächst, wer immer nahe kommt, heiligt sich, jedes Wort ist voll von Heiligkeit, voll ewigen Lebens, jeder Laut wird aus seiner Quelle gesegnet, jede Bewegung, jede Regung, jede Melodie und jeder Rhythmus strömt unmittelbar aus der höchsten Quelle. Der Geist der Welt eint sich mit dem Geiste von oben, alles erfüllt sich mit der Fülle des Segens. Die Seelen aller Geschöpfe und aller Welten erfüllen sich mit Wonne. Völker werden gesegnet, die Weisen und die Schriftsteller werden mit Gedanken des Friedens und des Segens begnadet, jeder Geist ist voll süßer Hoffnung. Göttliche Sicherheit, ihr Friede und ihre Seligkeit, die Wonne ihrer Freuden und der Stolz ihrer Heiligkeit erfüllt alles, es leuchtet ein Strahl über alle Wege des Lebens.» Ich muß die Übersetzung abbrechen, denn das Prosadeutsch reicht nicht aus, die begeisterte religiöse hebräische Lyrik zu übersetzen, welche immer wieder Raw Kuks Betrachtungen durchbricht, eine Lyrik, in welche Verse der Bibel völlig unmittelbar und ursprünglich einfließen, so daß der Leser gar nicht fühlt, und vermutlich auch der Verfasser sich im Schreiben

dessen nicht bewußt war, daß er oft redend und dichtend mit Worten der Bibel redete und dichtete.

Doch kehren wir zur Darstellung seiner Gedanken zurück. Wir haben davon gesprochen, daß alle Geschöpfe kraft ihrer Abstammung von der einen göttlichen Quelle eine organische Einheit bilden. Innerhalb dieser Einheit nimmt der Mensch eine besondere Stelle ein. Er steht im Zentrum des Universums, und es ist völlig falsch, zu glauben, daß die neuen astronomischen Entdeckungen der riesenhaften kosmischen Entfernungen den Menschen aus dieser zentralen Stellung verdrängen werden. Es besteht ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen Welt und Mensch. Der Einfluß des Menschen auf die Welt ist nicht nur deswegen gewaltig, weil er die Naturkräfte sich unterwirft; vielmehr sind die Tiere und die Naturkräfte *von sich aus* bereit, dem Menschen zu dienen. Raw Kuk zitiert Hiob (5, 23): «Mit den Steinen des Feldes hast du einen Bund, und das Tier des Feldes ist dir zu Willen.» Die Tiere kamen zu Noah in die Arche durch eine natürliche innere Anziehung, wie der Ast von seiner Wurzel angezogen wird. Es gibt Einflüsse des Menschen auf die Tiere und der Tiere auf die Menschen, von denen die Wissenschaft noch nichts ahnt. Erst im Laufe der letzten Generationen hat die Wissenschaft einzusehen begonnen, daß jeder einzelne Mensch in Wechselwirkung steht mit den gesamten Menschenmassen auf der ganzen Welt, und dieser Gedanke der unmittelbaren Verbindung aller Menschen revolutioniert unser soziales Leben. Aber die seelische Gemeinschaft des Menschen mit allem Lebendigen überhaupt und der wechselseitige Einfluß, der hier statthat, ist der Wissenschaft noch unbekannt, und noch hat kein Forscher Hand an dieses Geheimnis gelegt. Mit dieser Einsicht aber erschließt sich uns die Erkenntnis von der Verantwortung des Menschen für die gesamte Natur, die sich mit ihm zugleich erhebt und durch ihn ihrem göttlichen Urquell zustrebt. Dem Menschen selbst aber gehen auf seinem Wege zur Heiligung die einzelnen voran, von denen auch Bergson sprach. Raw Kuk nennt sie «Die Fürsten der Heiligkeit» oder «Die Mächtigen des Glaubens». Er sagt: «Es gibt Mächtige des Glaubens, große Seelen, von denen das Verhaftetsein in Gott, die Dwekut, niemals weicht. Sie sind die Säulen der Welt, die Wegweiser des Alls, die Friede und Glück in ihm verbreiten. Und alle Reformen und Aufstiege im Zustande des Lebens, alle Ratschläge der Herrscher, der Denker, der Parteien und dergleichen sind nur ein kleines Bruchstück vom Werke dieser großen Seelen. Durch ihr Verdienst lebt der Gedanke in der Menschheit und verwandelt sich in eine lebendige, wohltuende Kraft, das Leben der Völker und der Menschheit zu verschönen und emporzuheben, Stufe nach Stufe, bis zum allerhöchsten Grad.»

Auch dies ist wiederum ein schwach übersetzter Dithyrambus des religiösen Dichters, der in immer erneuter Begeisterung den Aufstieg der Menschheit und mit ihr dieser ganzen Welt der Trennung bis zur

höchsten Stufe, der Rückkehr und Wiedervereinigung mit dem göttlichen Ursprung, besingt. Wir sagten schon, daß der Ursprung der Trennung in der Ursünde liegt. Raw Kuk hat der Paradiesesage, dem Symbol des Baumes der Erkenntnis des Guten und Bösen, eine neue und kühne Deutung gegeben. Es gibt nach seiner Ansicht überhaupt nichts Böses in der Welt. Das Böse existiert nur durch die falsche, isolierende Betrachtung, aber in der Summe des ganzen Kosmos ist alles gut, nicht etwa bloß (wie Leibniz zu beweisen suchte) deshalb, weil das Böse in der Menge des Guten aufgeht, sondern weil auch das Böse in seinem eigenen idealen Wert ein Gutes ist, nur ein herabgemindertes Gutes. Zwei Weltanschauungen, sagt Raw Kuk, stehen einander gegenüber, eine einende und eine trennende. Die Weltanschauung der Einung sieht das Sein als eine Einheit, und dann erweist sich, daß alles zusammen sicherlich vollendet gut ist. Ihr steht die Weltanschauung der Trennung gegenüber, welche nur die Einzelheiten und ihre Gegensätze sieht. In dieser Weltanschauung ist die *Politik* verwurzelt, aber das Licht des *Messias* ist die Weltanschauung der Einung. Diese Weltanschauung muß sich freilich verborgen halten, denn wenn die Wahrheit zu früh bekannt würde, daß das Böse nicht existiert, würde das sogenannte Böse seine Funktion verlieren, die darin besteht, die Entwicklung vorwärtszutreiben. Am Schluß aber wird das Geheimnis offenbar werden, daß das Böse und seine Unterscheidung vom Guten gar nicht existieren, und dann verwandelt sich der Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen in den Baum des Lebens. So schwingt sich Raw Kuk zu dem kühnen Worte auf: «Wie die Lobpreisung Gottes von den Gerechten emporsteigt, so steigt sie auch empor von den Bösen.» Die übliche Auffassung befreit Gott dadurch vom Vorwurf des Übels in der Welt, daß sie sagt, der *Mensch* habe durch die freie Wahl das Böse in die Welt gebracht. Aber Raw Kuk geht noch einen Schritt weiter: vor Gott gibt es gar keinen bösen Trieb, und auch der Sündenfall ist nur für den Menschen, nicht für Gott ein Böses.

Für den Menschen freilich hat die Ursünde den Tod und die Todesfurcht in die Welt gebracht; aber die Rückkehr der Welt zu ihrem Urquell wird den Tod besiegen. Schon jetzt ist also jede Vervollkommnung der Welt, jede Annäherung an das messianische Ziel, eine Sprosse im Aufstieg zum Ziele der Überwindung des Todes, zur Wiedereinrenkung der Welt in ihren ursprünglichen Stand. Der Tod ist eine falsche Vorstellung, und eben deswegen verunreinigt er nach dem jüdischen Gesetz, weil er in sich selbst eine Lüge ist. Was die Menschen *Tod* nennen, ist in Wahrheit eine Erstarkung und Ermächtigung des *Lebens*. Nur durch den Niedergang des Menschen ist es zu erklären, daß der Mensch diese Verstärkung des Lebens, die dadurch kommt, daß der Mensch sich von der Fessel des Körpers befreit, in so entstellender Form sieht und Tod nennt. Wenn das Leben kein Ziel hat, wenn der Mensch in Materialismus versinkt, muß der Tod schrecklich sein und der Kampf gegen ihn

vergebens. Die Sünde hat den Tod geschaffen, und die Umkehr, die Teschuwa, vernichtet ihn. Alle Mühe des Menschen gilt dem Bestreben, sich vom Tode zu retten, aber er wird sein Ziel nur erreichen, wenn er seine Seele aus ihrem inneren Quell her ausweitet. Das seelische Leben enthüllt sich dann nicht als ein bloßes Anhängsel an den Körper, das mit dem Körper zusammen zugrunde ginge, sondern als eine in sich lebende Größe, von der nur ein Schatten mit dem Körper verbunden ist. Die Befreiung von der Todesfurcht wird also erreicht durch Erstarkung des seelischen Lebens in sich selbst. Ursprünglich war ja der Mensch vom inneren geistigen Licht außerhalb des Körpers erleuchtet. Wäre er nicht in das Netz der Vergessenheit gefallen, wäre er der ihm ursprünglich gegebenen Aufgabe, den Paradiesesgarten zu bearbeiten und zu hüten, treu geblieben, dann hätte das Leben des Menschen niemals aufhören müssen. Der Tod ist ein Gebrest an der Schöpfung. Aber der einzelne hat nicht die Kraft, den Kampf mit ihm aufzunehmen. Diesen Kampf, sagt Raw Kuk, kann nur ein Volk aufnehmen, das auserwählte Volk, Gottes Erbbesitz unter den Völkern, Israel. Nur ein Volk kann diesen Kampf führen, der im Grunde ein Kampf um eine neue Art des Bewußtseins ist. Dazu sind wir berufen, dafür kämpfen wir, und alle unsere Niederlagen werden uns von diesem höchsten Ziele nicht abbringen. Denn wir tragen dieses Ziel in unserer Seele. Der Tod ist ein Gebrechen an der Welt, und Israel ist berufen, ihn aus der Welt zu schaffen.

Ich habe diese Worte angeführt, weil sie charakteristisch sind für die Art, wie Raw Kuk Israel sah. Für ihn ist es weder eine Religion mit einer bestimmten Lehre und noch weniger eine bloße Nation mit gemeinsamer Geschichte und politischer Zukunft. Für ihn ist Israel, was sein Name besagt: der Kämpfer für Gott, das Volk, welches den Kampf für Gott auf sich genommen hat und sich verantwortlich fühlt für das Schicksal des Göttlichen in der Welt.

Er gehörte zu den großen Liebenden in Israel. Man hat ihn mit Rabbi Levi Jitzchack aus Berditschew verglichen. So wie dieser vor 150 Jahren die Partei Israels sogar gegen Gott selbst zu nehmen wagte, wie er die Sünder schützte und verteidigte, so erneuerte auch Raw Kuk aus seiner inbrünstigen Liebe heraus das alte Wort: «Dein Volk sind alle Gerechte.» Israel sündigt niemals. Ein Jude kann sich manchmal als Sünder verstellen, aber im Innersten ist er lauter und klar wie ein Kristall. Wir haben ja gesehen, daß Raw Kuk im Grunde überhaupt nicht glaubte, daß es ein Böses gibt, und so hätte er aus der *Logik* seines Systems heraus sagen können, daß es überhaupt keine Sünder gibt und daß *jeder* Mensch im Grunde ein Gerechter ist. Hier aber, dem eigenen Volke gegenüber, war es nicht die Logik des Systems, die aus ihm sprach, sondern die unendliche Liebe. In einem Briefe schreibt er: «Gott sei es gedankt, daß er mir eine Seele verliehen hat, die bis ins Innerste voll ist von Liebe zu Israel. Nicht um meiner Weisheit und nicht um

meiner Gerechtigkeit willen ist mir dies zuteil geworden, sondern durch Seine Barmherzigkeit und Gnade ohne Ende.»

«Der Charakter des israelitischen Volkes ist in seiner Wurzel die Heiligkeit. Durch den Auszug aus Ägypten und die ihm folgende Sinaioffenbarung ist Israel eine göttliche Natur verliehen worden, und dies in einem solchen Maße und in einer solchen Beständigkeit, daß bei aller Veränderung der historischen Umstände und der Weltereignisse, welche das Volk jeweils umgeben und die Linie seiner Geschichte zeitlich mehr und mehr von dem Ereignis des Auszuges aus Ägypten entfernen, trotz alledem dem Volke diese heilige Natur einer unmittelbaren Verbindung mit der göttlichen Heiligkeit erhalten geblieben ist und ihm für alle Ewigkeit eingewurzelt bleibt: ‚Den letzten wie den ersten'» (Kommentar zum Gebetbuch).

Aus dieser Liebe heraus trat Raw Kuk als Verteidiger der «gottlosen» Juden auf, die nach Beendigung des ersten Weltkrieges als Pioniere ins Land kamen. Er hat sich durch diese seine Verteidigung viele Feinde in den frommen Kreisen Jerusalems zugezogen, die ihn deswegen erbarmungslos bekämpften. Eine kleine Anekdote illustriert sein Verhalten zu den Chaluzim: Als ein rabbinischer Kollege ihm vorwarf, daß er diese jungen Menschen in Schutz nehme, welche alles Heilige mit Füßen träten, antwortete ihm Raw Kuk: Es ist genau so gewesen beim Allerheiligsten im Tempel. Das war so heilig, daß der Hohepriester allein es betreten durfte, und auch er nur in wenigen bestimmten Stunden. Aber als man den Tempel baute und die Zimmerleute das Allerheiligste errichteten, da gingen sie in ihren schmutzigen Arbeitskleidern dort aus und ein. Laßt die jungen Leute, sie sind Gerechte wider ihren Willen. Sie bauen das Allerheiligste.

Er war zutiefst davon überzeugt, daß die Rückkehr Israels zum heiligen Boden des heiligen Landes dem Volke seine Heiligkeit wiedergeben werde. Die Luft Erez Israels macht weise, dort nimmt der jüdische Mensch das Licht der Weisheit Israels in sich auf, das Wissen vom Siege der Welt der Einung über die Welt der Trennung. Freilich ahnte und wußte Raw Kuk, daß dieser Prozeß von furchtbaren Schmerzen begleitet sein werde. Er mahnte Israel, sich nicht im weltlichen Nationalismus zu verlieren. «Zwar ist es gut, daß das Streben nach der nationalen Ehre gepflegt wird und wächst, solange es verwurzelt ist in der Tiefe unseres hauptsächlichsten und wichtigsten Zieles: den Namen Gottes und seine Ehre in der Welt zu bekennen. Aber die Kraft des Menschen ist schwach, und wie leicht kann es geschehen, daß er, beschäftigt mit der Pflege des Mittels, der Vergrößerung der Ehre und des Ruhmes Israels, über dem Mittel vollständig das Ziel vergißt, vergißt, wer der Herr der Ehre ist, vergißt, daß das Mittel immer in der Weise erstrebt werden muß, daß dadurch das erwünschte Ziel, die Verherrlichung des Gottes Israels in der Welt, erreicht werde und daß durch das Volk

Gottes, welches Gott zu seiner Ehre geschaffen hat, sich die allumfassende Sendung Israels offenbart.»

Raw Kuk verneint den kriegerischen Nationalismus, der vielleicht nach menschlichen Berechnungen schneller zum Ziele führen könnte. «Nicht dies will Gott. Israel wird seinen Weg vollenden nicht im Sturme, denn nicht im Brausen ist Gott, sondern in der Stille der Stimme. Israel wird nach außen seine Stimme nicht erheben, und dennoch werden, wie der Prophet sagt, die Inseln auf seine Lehre warten.» Noch hat Israel den Schlüssel nicht gefunden, um Nationalismus und Universalismus, zeitliche Heiligkeit des Volkes und ewige Heiligkeit Israels in der richtigen Weise zu vereinigen, und deswegen konnten sich die Tore des Allerheiligsten ihm noch nicht öffnen. (Kommentar zu den Worten «Wer ist der König der Ehre?»)

Raw Kuk kannte auch die Gefahren, welche in der Rückkehr Israels zum Boden und der dadurch bedingten Überbetonung des materiellen Moments und der physischen Kraft beschlossen sind. Er schrieb: «Es ist uns überliefert, daß im Lande Israels und in Israel zur Zeit des Beginns der Wiederauferstehung eine geistige Empörung stattfinden wird», eine Empörung gegen den Geist und eine Empörung des Geistes gegen seine Heiligung. Denn wenn durch eine lange Periode hindurch die materielle Welt, auf der sich die Heiligung des Geistes aufbauen muß, vernachlässigt oder gar zerstört war, muß zunächst eine Hinneigung zur materiellen Welt auftreten. In dieser Zeit wird das Volk mit den materiellen Reformen beschäftigt sein, die Gebrechen des Geistes werden da am meisten spürbar, und die Materialität erhebt sich mit solcher Kraft, daß es vielen scheint, als würde diese Materialität alle geistige Ordnung zerstören. Dann aber zeigt sich im historischen Prozeß, daß diese Arbeit am Körper des Volkes auch die geistigen Ziele in sich enthalten und bewahrt hat, und das in ihrer reinsten Form.»

Immer wieder kehrt Raw Kuk zu diesem seinem Lieblingsthema, der besonderen Berufung Israels, zurück, welche durch die Rückkehr nach Erez Israel erst zur vollen Wirklichkeit werden wird. Er schreibt Israel, wenn wir so sagen dürfen, ein besonderes Talent für das Göttliche zu. «Andere Völker», schreibt er in seinem Kommentar zum Gebetbuch, «haben andere Fähigkeiten entwickelt: Verstand, Sittlichkeit, Schönheit. Israel aber hat jenes Geschenk erhalten, durch das erst die Menschenwelt aller Völker vollendet wird, die Gabe nämlich, daß es das göttliche Licht überall entdeckt.» Raw Kuk beruft sich auf die merkwürdige sprachliche Form des Segensspruchs, welchen der Jude spricht, wenn er zur Thora aufgerufen wird, und der mit den Worten beginnt: «Der uns die Lehre *gegeben hat*» und mit den Worten schließt: «Der uns die Lehre *gibt*». Aus diesem Nebeneinanderstehen der Vergangenheit und der Gegenwart folgert er, der Sinn des Segensspruches sei, daß die göttliche Offenbarung, die uns einmal gegeben wurde, unaufhörlich weitergeht. Die Eigenart, die einmal diesem Volke gegeben wurde, erneuert

sich immer wieder, in jeder Zeit, in jedem Augenblick, und strömt unaufhörlich in ihm fort.

Ich kann um der Wahrheit willen nicht verschweigen, daß die Art, wie Raw Kuk bisweilen den Ruhm Israels singt, geeignet erscheint, einem nationalen Chauvinismus Vorschub zu leisten. Die Gefahr, daß Raw Kuks Worte so gebraucht werden, mag besonders in unserer Zeit recht groß sein. Ich möchte aber, ohne die manchmal zutage tretende Ungerechtigkeit Raw Kuks in der verschiedenen Bewertung des eigenen und der fremden Völker zu beschönigen, doch hier ein großes Wort von ihm anführen. Im Kommentar zum Gebetbuch setzt Raw Kuk auseinander, daß es der Auszug aus Ägypten war, der das jüdische Volk zum Volke machte und ihm die Eigenart gab, die es für seinen Beruf von allen andern Völkern absondert. Aber an einer Stelle seines Buches über die Heiligkeit spricht er davon, daß der Tag kommen wird, wo die Gegenwart so sehr von Heiligkeit erfüllt sein wird, daß ob der Gegenwart die Vergangenheit vergessen werden wird. Dann, sagt er, wird der Auszug aus Ägypten von seinem Orte verdrängt werden, weil die ganze Essenz der Vergangenheit in die Gegenwart eingeflossen sein wird.

Raw Kuk sah in seiner Vision der Liebe ein Volk Israel, dessen besondere Fähigkeit die Heiligkeit ist. Für die Welt aber sind die großen Gerechten, die Genien der Heiligkeit, viel mehr nötig als die genialen Bahnbrecher auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, der Philosophie oder der Dichtung. Und die Fähigkeit, solche Gerechte hervorzubringen, ist unsere natürliche Anlage, die realer ist als eine Menge von anderen Dingen, die man in der Welt für real hält; und zu dieser uns von Anbeginn eingepflanzten Anlage gesellt sich unser eigener Wille, uns mit dem Göttlichen in der Welt zu verbinden und die Söhne seines Bundes, seine Bundesgenossen in der Welt zu sein: Werkzeuge der Heiligung.

Damit aber kehren wir noch einmal zum zentralen Begriff Raw Kuks zurück: zur *Heiligkeit*. Das große Werk Raw Kuks heißt: «Die Weisheit der Heiligkeit.» Heiligkeit erfüllt die Welt, sie ist heilig, weil sie ganz göttlich und in Gott beschlossen ist. Für den Menschen aber heißt heilig sein: verwurzelt sein in Gott, das Leben ganz hingegeben haben an Ihn, so daß der Mensch nichts anderes begehrt, als ein Werkzeug in der Hand Gottes zu sein. Die Heiligkeit strömt ohne Unterlaß, und wo immer man bereit ist, sie zu empfangen, strömt sie ein. Die Heiligkeit ist angelegt in jedem Menschen, in der ganzen Menschheit, sie strömt dahin auf verborgenen und oft seltsam gewundenen Wegen, aber der Garten Gottes wächst unaufhörlich. Wir müssen nur acht haben auf die heiligen Funken, die überall verstreut aufglänzen, bis sie sich vereinigen zu einer heiligen Flamme. Der Geist des Königs Messias, der Geist der liebenden Rückkehr zu Gott durchpulst die ganze Welt.

An einer Stelle seines Buches formuliert Raw Kuk sozusagen die Idee einer messianischen Soziologie: Wenn wir fragen, was denn das

Ziel des gesellschaftlichen Lebens ist, dann können wir aus diesem Leben selbst keine Antwort erhalten, sondern wir müssen uns an ein «höheres Weltleben» wenden, das in die menschliche Gesellschaft einstrahlt. Das menschliche Gesellschaftsleben ist sozusagen nicht autark, sondern nährt sich von einem höheren Leben her. Würde dieser Zustrom von oben aufhören, so würde das menschliche Gesellschaftsleben selbst einschrumpfen. Daher bedarf eine Reform der sozialen Welt der Erwartung des Heils von oben. Dazu aber sind Menschen notwendig — Raw Kuk nennt sie «Späher» —, die ihre Inspirationen von dort her bekommen, so daß dann die Schau, die von oben befruchtet ist, ihrerseits das soziale Leben der Menschheit befruchtet.

Eine menschliche Gruppenbildung, die fruchtbar und dauernd sein soll, kann nur erfolgen, wenn sie sich sozusagen um eine göttliche Mitte kristallisiert. «Friede und Einigung zwischen den Menschen kann auf zwei Wegen erfolgen. Der eine Weg ist der, daß der Mensch, der von Natur aus ein soziales Wesen ist, aus reinen Nützlichkeitsgründen eine Gemeinschaft eingeht, weil er auf diese Weise am besten seinen eigenen Vorteil wahrt. Eine solche Einigung, die auch unter gottvergessenen Räuberbanden vorkommt, ist reine Zufälligkeit und kann auf die Dauer keinen Bestand haben, denn sie hat in Wahrheit kein Zentrum. Auch wenn eine solche Einheit eine Zeitlang dauert, so endet sie zum Schluß doch wieder in Haß und Bruderkrieg. Eine wahre Einheit menschlicher Individuen und Gruppen kann nur auf der Tatsache aufgebaut sein, daß wir alle Brüder sind, Söhne unseres Vaters im Himmel, und daß durch unsere Einheit und unseren Frieden erst alle potenziellen Möglichkeiten der Weisheit, Gerechtigkeit und Billigkeit unter uns verwirklicht werden können. Eine solche Einheit hat dauernden Bestand und wird im Laufe der Zeiten in ihrer inneren Kraft nur noch wachsen.»

Das Gottesreich braucht «Späher». «Hast Du das Heil wartend erspäht?» So wird nach einer Talmudstelle die Seele gefragt, wenn sie im Jenseits über ihr vergangenes Leben Rechenschaft abzugeben hat. Was aber ist die Aufgabe eines Spähers? fragt Raw Kuk im Kommentar zur Gebetsstelle «auf Dein Heil warteten wir jeden Tag». Ist es nicht Aufgabe des Spähers, einerseits die kleinsten Veränderungen zu beachten, die sich im Umkreis seiner Beobachtung vollziehen, und ihnen zu entnehmen, ob vielleicht die Zeit gekommen ist zur Flucht oder zur Abwehr des Feindes; anderseits aber selbst auszuharren und weiterzuspähen? So muß auch der Mensch, während er ausharrend das Heil erwartet, doch jedes Zeichen wahrnehmen, das sich ihm vielleicht darbietet und das ein Wachsen des Heils in der Welt ankündigt. Das Wachsen der göttlichen Pflanzung, welche Gott nach dem Segensspruch in unsere Mitte gepflanzt hat, offenbart sich in kleinen alltäglichen Ereignissen, wie denn zum Beispiel der Heilsplan der Erlösung aus Ägypten vorbereitet wurde durch solche kleine und alltägliche Dinge wie Josephs bunten Rock und die Träume des Mundschenks und des

Pharao. Es gilt also, wachsam zu sein für die Zeichen und Offenbarungen des Gottesreiches.

Das Gottesreich wächst aber vor allem im Zusammenleben der Menschen, in der Ersetzung der «politischen» Grundlagen des menschlichen Zusammenlebens durch die «messianischen».

Wiederum sieht hier Raw Kuk eine Grundtendenz der Seele Israels (und er basiert sich wohl auf die starke Anteilnahme der Juden am Sozialismus in seiner klassischen Epoche und auf die sozialistischen Tendenzen der Verwirklichung in den palästinensischen Siedlungen). Er sieht in der Seele Israels das Streben, im Gemeinschaftsleben der Menschen das göttliche Leben so zu verwirklichen, daß das aufzurichtende messianische Reich gewissermaßen ein Abbild des himmlischen Reiches werde.

Das messianische Reich aber ist ein Reich des *Friedens*, wie das himmlische Reich ein Reich des Friedens ist, und Friede eines der Attribute Gottes. Alle Arbeit im Leben und besonders alle geistige Arbeit muß daher dahin gewendet sein, das Licht des messianischen himmlischen Friedens zu entdecken, das alle Kräfte, alle Gedanken, alle Strömungen, alle Neigungen einbaut in das große All des göttlichen unendlichen Lichtes, wo alles sich vereinigt, alles sich erhebt und alles sich heiligt . . .

So klingt das Heiligungsbuch des Raw Kuk aus in eine Vision des Friedens, wie das große Religionsbuch des von ihm so weit entfernten Zeitgenossen Hermann Cohen «Die Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums» ausklang in eine Vision des ewigen Friedens.

Während ich diesen Bericht über Raw Kuks Gedankengebäude vor Sie hinstelle, steigt vor meinen Augen ein Erinnerungsbild auf: Es war im Herbst, ein oder zwei Jahre vor seinem Tode, am Fest der Thorafreude. Am Vormittag aus der alten Stadt Jerusalem zurückkommend, sah ich Raw Kuk, wie er ins Jaffator hineinging, vermutlich auf dem Wege zur Klagemauer zum Gebet. Hinter ihm ging, mehr tanzend als schreitend, eine Schar seiner Schüler, junge Menschen, die im Takt mit den Händen klatschten und sangen: «David, König von Israel, er lebt, er ist da!» Vor ihnen ging Raw Kuk, angetan mit seinem feiertäglichen Rabbinatskleid mit der Pelzmütze auf dem Kopf. Ich sah das blasse, feingeschnittene Gesicht, die Augen waren fast geschlossen, er schien gar keine Kenntnis zu nehmen vom Huldigungszuruf seiner Jünger. Ein fremder Journalist, der etwa um diese Zeit an der merkwürdigen Gruppe mitten im Gewimmel der Menschen beim Eingang zur Altstadt vorbeigekommen wäre, hätte reichlich Stoff gehabt, über den pittoresken Aufzug des aschkenasischen Oberrabbiners von Jerusalem am Thorafreudenfest zu berichten. Aber Raw Kuk selbst wußte nichts von den mannigfachen Sensationen, welche er und seine Schüler bei einem europäischen Beobachter erwecken könnten. Für ihn, so schien es, war

diese ganze Welt versunken, er fühlte wohl nur die himmlische Freude der Vereinigung mit der Thora an ihrem Fest. Die Welt war nicht mehr da, er hörte nur «die Stimme des Geliebten, siehe, er kommt».

Auf seinem Grabstein ist das Datum seines Todes mit den Worten verzeichnet: Er stieg zum Himmel auf. *Hugo Bergman.*

Einem verstorbenen Freunde der „Neuen Wege"

Dr. Alexander Axer,
gewesenen Lehrers am Institut Tschulok in Zürich

«Mensch, werde wesentlich, denn wenn die Welt vergeht,
So fällt der Zufall weg; das Wesen, das besteht.»
Angelus Silesius.

Da für den lieben Verstorbenen das bloß Zufällige dieser äußeren Welt nicht allzu viel Gewicht hatte, darum ist es auch nicht wesentlich, wenn ich nicht viel von seinen zivilen Verhältnissen mitzuteilen weiß. Schwerwiegender sind ein paar mühsam hingeschriebene Notizen, die mir Dr. Alexander Axer, als ich ganz unverhofft an sein Krankenlager gerufen wurde, zwei Tage vor seinem Hinschied überreichte. Auf erschütternde Art bringt er darin zum Ausdruck, er wolle «keine Abdankung, gar keine, denn auch meine gemordeten, lieben Geschwister hatten keine ehrwürdige Abdankung». Dr. Axer, später in Zürich eingebürgert, stammte aus Polen. Wie mit Nachdruck bekennt er in seinen letzten Aufzeichnungen: «Als Jude geboren, als Jude gestorben»; er stand aber, so fügte er hinzu, «stets in tiefster Liebe zum Alten wie zum Neuen Testament», das letztere doppelt unterstreichend. Wer ihm, dem Juden, auch das Neue Testament erschlossen und lieb gemacht hatte, das war die führende Gestalt der Religiös-Sozialen Bewegung, Dr. Leonhard Ragaz. Mit schwacher, durch schwere Angina gehemmter Stimme beteuerte mir der Sterbensbereite, wie unendlich viel er diesem Manne verdanke. «Und auch Leo Tolstoj, diesen beiden», ergänzte er. Daß Dr. Axer in «diesen beiden» einen Anwalt und Ankläger gegen den je und je vorhandenen erbärmlichen Antisemtismus fand, mag *ein* Grund, aber bei weitem nicht der ausschlaggebende gewesen sein, sich ihnen so verbunden zu fühlen. Von Tolstoj sei zu dieser Sache ein Wort hier angeführt: «Ein Volk, das Antisemitismus pflegt, setzt sich selbst als Kulturvolk herab; und ein Christ, der Antisemit ist, verrät sein Christentum.»

Was ist denn dieses Gemeinsame in der Botschaft der beiden Denker, das der Russe und der Graubündner mit neuer Kraft und mit neuem Verständnis der Welt zu vermitteln suchten? Es ist die befreiende Botschaft vom Reiche Gottes mit seiner Gerechtigkeit für die Erde.

Haben schon die Propheten des Alten Testamentes dieses zu erkämpfende Reich und die ihnen von Gott geoffenbarte Welt, «wo man den

Krieg nicht mehr lernen wird», in Bildern und Symbolen dargestellt, so lautet im Neuen Testament die wichtigste Forderung an uns: «Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andere hinzugetan werden.»

Professor Ragaz hat in Vorträgen und in den «Neuen Wegen», deren eifriger Leser Dr. Axer war. immer wieder darauf hingewiesen, wie die meisten Kirchen die biblische Botschaft von der sozialen Gerechtigkeit unterschlagen und die Verkündigung und Verheißung des Reiches Gottes für die Erde unterlassen, abschwächen oder verfälschen. Sie beten zwar: «Zu uns komme dein Reich», verschieben aber dieses, und vor allem das Ringen um dieses, handkehrum weithinaus auf das Ende der Weltzeit. Viele Prediger, denen das Reich Gottes als weltumgestaltende Macht, die auch vor Kirchen nicht halt macht, zu unbehaglich ist, verlegen und verkapseln es gerne ins Innere der Menschen, wo es als privater Besitz, als private Frömmigkeit sein harmloses Dasein feiern möge. «Das Reich Gottes ist inwendig in euch», verkündigen diese Verkündiger in falscher Übersetzung.

Fatalerweise hat ein Werk Tostojs in der deutschen Ausgabe dieses falsch übersetzte Jesuwort zum Titel, wo doch dieser Dichter wie kaum einer ein Mitarbeiter war am Reiche Gottes für die Erde. Die Zürcher Bibel, leider nicht die von Luther, gibt Jesu Antwort an die Pharisäer richtig wieder: «*Das Reich Gottes ist mitten unter euch.*» Denn Christus ist der Stifter, er hatte den Grund gelegt; mit seinem Wirken hat die Veränderung und Befreiung der Welt aus dumpfem Fatalismus, aus blindem Schicksalsglauben, aus leiblicher und seelischer Bedrängnis machtvoll begonnen, und wir sind als Gottes Mitarbeiter aufgerufen, an der Umgestaltung dieser Welt gläubig mitzuhelfen, bis Gott das Übrige, das wir nicht zu tun vermögen, nach seinem Plan vollenden wird.

Für Leo Tolstoj wie für Leonhard Ragaz bedeutete der Glaube an das Reich Gottes zugleich den Kampf gegen alles, was diesem Reich entgegensteht, den Kampf gegen den Militärgeist, gegen den Glauben an die Gewalt, gegen das soziale Unrecht, gegen den Alkoholismus und gegen alle Mächte, die zur Entwürdigung des Menschen beitragen. Sie wähnten nicht, daß wir mit diesem Kampf warten müßten bis zum Jüngsten Tag. Sie erkannten, daß Gott im Verlaufe der Geschichte immer wieder Menschen erweckte und als seine Werkzeuge gebrauchte zur Weiterführung seines Rettungsplanes für die Welt.

Dieser Glaube wirkte sich bei Dr. Axer in aller Stille aus in seiner Lebensführung, in seiner Dienstbereitschaft, in der Gewissenhaftigkeit und Treue. Dieser Glaube gab ihm die beste Zuversicht, daß, wer sich hier, wenn auch behaftet mit allen menschlichen Unzulänglichkeiten, sein Mögliches zu tun bestrebte, daß der getrost in die jenseitige Welt hinübergehen dürfe. «Ich fürchte den Tod nicht», so heißt es am Anfang seiner letzten Aufzeichnungen.

Wenn auf dem hinterlassenen Dokument vorerst der Wunsch unse-

res verehrten Toten zum Ausdruck kommt, daß man keine Abdankung halten solle, so ist doch ein paar Zeilen weiter unten zu lesen: «. . . außer jemand von der Religiös-Sozialen Bewegung, zum Beispiel . . .», und dann steht mein Name da. Vor 35 Jahren war ich ein recht übermütiger Schüler von Dr. Axer, dem Lehrer für Mathematik, damals noch am Institut Minerva, hier in Zürich. Die Gründlichkeit, mit der die abgelieferten, oft schändlich flüchtigen Hausaufgaben nicht nur nach der mathematischen Seite, sondern auch nach fehlenden i-Punkten und Satzzeichen durchgesehen und verbessert wurden, hatte mir allmählich staunende Bewunderung eingeflößt. Noch Jahre lang bedrückte es mich beim Zurückdenken, durch meine jugendliche Unbändigkeit dem guten Lehrer manchen Kummer bereitet zu haben. Es war mir wie eine Erlösung, als ich am Schlusse eines Konzertes des «Böhmischen Streichquartettes» wieder einmal meinen Lehrer begrüßen durfte. Noch am selben Abend dichtete ich für ihn ein Sonett, das ich ihm anderntags zuschickte, und weil er mir in einem Briefe seine große Freude darüber bekundete, sei mir erlaubt, durch Bekanntgabe es meinem lieben Lehrer gleichsam noch einmal zu schenken:

Schon manche Jahre sind dahingegangen,
Seitdem ich noch zu seinen Schülern zählte,
Mit dummen Flausen meinen Lehrer quälte,
Wenngleich mit Liebe ich an ihm gehangen.

Schon jahrelang ist dies drum mein Verlangen:
Viel gutzumachen, wo ich viel verfehlte;
Doch hab ich Worte nur, arm ausgewählte,
Voll Reuedank zum Lehrer zu gelangen.

Heut abend, als vier Böhmen herzerschütternd
Von Smétana «Aus meinem Leben» geigten,
Fühlt' eine Träne ich herniederbeben.

Jemandem danken wollt' ich wonnezitternd,
Als plötzlich sich des Lehrers Züge zeigten.
— Ihm schenk ich nun dies Lied aus *meinem* Leben.

Später trafen wir uns recht selten, auch dann noch, als wir eines Tages entdeckten, daß wir in der gleichen Bewegung drin standen. Aber das Wissen, im gleichen Glauben, im gleichen Hoffen und Sehnen verbunden zu sein, mag meinen Lehrer auf dem Sterbelager bewogen haben, mir ein Abschiedswort anzuvertrauen. Dieses aufzusetzen ist mir, trotz gutem Willen, recht schwergefallen, und es bedrückt mich sehr, so unbeholfenerweise und in so ungenügendem Maße versucht zu haben, das stille Leuchten dieses übervollen Herzens unverlöschlich aufzubewahren.

«Es gibt kein Verlorengehen bei Gott.» — «Es gibt auch kein Verlorengehen im Tode.» (Leonhard Ragaz.) *Paul Keßler.*

Vom Kongreß des Christianisme social

Wenn man von Lyon, das sich von den Zerstörungen, wie wir sie gleich nach der Befreiung dort antrafen, schön erholt hat, südwestwärts fährt, so öffnet sich dem Reisenden ein langgestrecktes, schmales Flußtal, das sozusagen ein einziges, graues, ärmliches Industrierevier bildet. Und dann stößt man, aus einem langen Tunnel heraustretend, mitten ins Gebiet von *St-Etienne* vor, das mit seiner Anhäufung von Bergwerken, Metall- und Textilbetrieben, Waffen- und Velofabriken eines der wichtigsten industriellen Zentren Frankreichs ist. Die Stadt selber, am Nordhang eines kahlen Hügelmassivs gelegen, weist mit ihren rund 180 000 Einwohnern etwa die Größe von Genf aus, hat aber weder landschaftlich noch erst recht baulich — abgesehen von den neueren Quartieren — viel Anziehendes zu bieten. Insbesondere die industriellen und Arbeiterviertel kommen in ihrer Unsauberkeit, Häßlichkeit und Verwahrlosung den schlimmsten Slums, die man in England oder Amerika antreffen kann, bedenklich nahe. Nicht umsonst heißt St-Etienne «la capitale des taudis», die Hauptstadt der Wohnlöcher, und ein zweimaliger Rundgang durch einige Außenquartiere, deren eines ironischerweise «Soleil» genannt wird, hinterließ in mir wirklich die denkbar deprimierendsten Eindrücke. Begleitet von einem ortsansässigen Gesinnungsfreund, warf ich auch etwa einen Blick in ein Bergarbeiter«heim» — eine abgeschrägte Wohnküche und daneben eine dunkle Dachkammer, in der ein Säugling in der Wiege lag —, das noch lange nicht das elendeste, das man hier finden kann, aber doch in einem Zustand ist, der auf unsereinen schlechthin aufreizend wirkt. Man begreift wahrhaftig, daß ein Arbeitervolk, das in einer solchen Welt, unter solchen Elendsbedingungen lebt, chronisch revolutionär gestimmt ist, und hört auf, wenn man je dazu Neigung verspürte, abschätzig und selbstgerecht über die Gewalttätigkeiten zu urteilen, deren Schauplatz anläßlich der großen Streikbewegung vom letzten Herbst gerade auch St-Etienne war und deren Spuren noch jetzt sichtbar sind. (Nebenbei: aus bester Quelle weiß ich, daß die Schäden, die damals aus der Vernachlässigung der Sicherungseinrichtungen in den Gruben entstanden sind, spätestens nach 14 Tagen wiedergutgemacht waren. Von einer «Ersäufung der Bergwerke» und andern «Verbrechen» der Arbeiter, die die Gruben auf Monate hinaus unproduktiv gemacht hätten, ist mindestens hier keine Rede.) Die Menschenrechte werden eben inmitten derartiger sozialer Verhältnisse vor allem durch den Kampf für anständigere Wohnungen, ausreichende Ernährung und ordentliche Bekleidung verteidigt, nicht indem man sich für «Liberté, Egalité, Fraternité» — die Losung steht groß und schön auch am Stadthaus von St-Etienne eingemeißelt — begeistert oder gar Polizei und Militär gegen verzweifelnde Proleten einsetzt! Man wundert sich höchstens, daß St-Etienne nicht noch viel «röter» ist, als das tatsächlich der Fall ist, hat es doch die Ehre, von Herrn Georges Bidault, dem früheren

katholischkonservativen Außenminister, in der Kammer vertreten zu sein, und hat es doch gar einen gaullistischen Bürgermeister mit einer soliden reaktionären Mehrheit im Gemeinderat!

*

Das ist also der Boden, auf dem vom 26. Februar bis zum 1. März der alle zwei Jahre zusammentretende Kongreß des *Christianisme social* stattfand. «St-Etienne ist eine heilige Stätte der Arbeit, eine der heiligen Stätten auch — ganz natürlicherweise — des sozialen Christentums.» So hieß es in der «Cité Nouvelle», dem Halbmonatsorgan der Bewegung. Und wirklich, die Arbeiterbevölkerung weist einen kräftigen protestantischen Einschlag auf; die reformierte Kirchgemeinde trägt überwiegend proletarischen Charakter und zählte unter ihren Pfarrern so hervorragende Führer des Christianisme Social, wie Louis Comte und Elie Gounelle es waren oder noch sind. Die Bewegung des Christianisme Social selbst ist zu einem immer wichtigeren Bestandteil des französischen Gesamtprotestantismus geworden. Ursprünglich eher konservativ und konventionell eingestellt, ist sie in neuerer Zeit sehr viel radikaler geworden und heute im wesentlichen sogar eigentlich sozialistisch orientiert, was mit ein Grund dafür sein mag, daß die Fédération des Socialistes Chrétiens, mit ihrem Monatsblatt «Le Socialiste Chrétien», in den letzten Jahren an Ausdehnung und Einfluß stark verloren hat. Es ist darum mehr als eine bloße Merkwürdigkeit, daß an der Tagung von St-Etienne auch etliche kommunistische Stimmen zu hören waren; die mit dem Kommunismus sympathisierenden Christen haben sich vor kurzem übrigens eine eigene kleine Organisation und ein besonderes Organ «Des Chrétiens prennent position» geschaffen, wobei freilich anzumerken ist, daß es sich hier vorwiegend um Katholiken handelt, denen begreiflicherweise der Schritt zum Kommunismus hin nicht so unmöglich ist wie uns Protestanten.

Das Hauptthema der Verhandlungen war «*Die Krise und Zukunft des Sozialismus*». Den einleitenden Vortrag hielt der Lyoner Nationalökonom Georges *Lasserre*, der zurzeit das Präsidium der Bewegung führt; die Thesen des zweiten in Aussicht genommenen Referenten, François Goguel, der am Erscheinen verhindert war, lagen nur schriftlich vor. Da die «Neuen Wege», wie wir hoffen dürfen, den Vortrag zur Verfügung gestellt bekommen werden, wollen wir uns hier mit der Feststellung begnügen, daß Lasserre an seine Aufgabe mit dem ganzen Rüstzeug des volkswirtschaftlichen Fachmannes, aber auch mit dem unbestechlichen Wahrheits- und Wirklichkeitssinn des lebendigen Christen herangegangen ist. Er sieht den Kapitalismus in rettungslosem Zerfall begriffen, vermißt aber an der sozialistischen Bewegung durchaus die Klarheit und Entschlossenheit, die nötig sind, um das bankerotte alte Regime durch eine wahrhaft neue Ordnung zu ersetzen. Im Reformismus, so sagt er, sind der sozialistische Glaube und der revolutionäre Wille

durch eine Politik der Kompromisse und der Wahlrücksichten, durch eine fortschreitende Verbürgerlichung und Anpassung an die herrschenden Ordnungen sowie durch eine leidenschaftliche Ablehnung des Kommunismus ersetzt worden. Im Kommunismus aber ist die revolutionäre Tatkraft zur systematischen Gewalttätigkeit, zu Machiavellismus und Demagogie, ja teilweise zu Nationalismus und Militarismus entartet, verbunden mit einer bedenklichen Geringschätzung der sittlichen Werte. Die Lösung der Krise des Sozialismus findet Professor Lasserre einmal — von der technischen Seite her — in der Herausarbeitung der Richtlinien für eine nichtautoritäre Planwirtschaft, gestützt auf eine Konsumenten- und Produzentendemokratie, die im gegebenen Zeitpunkt die eigentlich sozialistische Revolution durchzuführen haben werde, und sodann — von der geistigen Seite her — in einer Bewußtmachung der christlichen Antriebskräfte des Sozialismus, im Gehorsam gegen den hinter der Geschichte wirkenden Willen Gottes, im Bemühen um eine Verbindung zwischen Freiheitsgeist und Revolutionswillen und im persönlichen Einsatz der sozialistischen Christen, die im Geiste der Gewaltlosigkeit, der Liebe und der unbedingten Redlichkeit neue Kampfmethoden zu entwickeln und vorzuleben haben.

François *Goguel* befaßte sich im besonderen mit der Krise der Sozialistischen Partei Frankreichs, die nicht nur zahlenmäßig zurückgeht, sondern vor allem ihren sozialistischen Gehalt mehr und mehr verliert, sich vielfach auf ausgesprochen bürgerliche, antikommunistische Elemente stützt, sich in ihrem ganzen Gehaben immer ausgesprochener dem Typ des radikalen Politikertums der Dritten Republik nähert und so in Gegensatz nicht nur zu ihrem theoretischen Bekenntnis, sondern auch zur Gesinnung ihrer sozialistisch gebliebenen Militanten gerät. Auch in der breit, aber lebendig und geistvoll geführten Diskussion kam immer wieder die Enttäuschung über die unheilvolle Entwicklung der französischen Sozialdemokratie zum Ausdruck, der viele sozialistische Christen — auch Profesor Lasserre — den Rücken gekehrt haben, während andere, wie André Monnier, nur darum in ihr bleiben, weil sie das Schiff nicht in einem Augenblick verlassen wollen, in dem es zu scheitern droht. Daß manche andere direkt zu den Kommunisten abgeschwenkt sind, habe ich bereits erwähnt; die Auseinandersetzung mit ihnen am Kongreß war ritterlich, ja brüderlich und entbehrte völlig jener Gehässigkeit, die sonst zwischen den beiden Lagern üblich ist. Anderseits fehlte es auch nicht ganz an Vertretern nichtsozialistischer Denkarten: Freiwirtschaftern, Nurreligiösen usw. Nur *eines* hörte man nicht: eine Verteidigung der offiziellen sozialdemokratischen Partei- und Regierungspolitik. Profesor André Philip, der sie ohne Zweifel versucht hätte, war eben durch seine Teilnahme am Brüsseler Kongreß der (Churchillschen) Europaunionsbewegung von St-Etienne ferngehalten . . .

Das zweite große Thema der Tagung war die *Kolonialfrage*. Seine Erörterung wurde eingeleitet durch eine kulturkritische Betrachtung des

Leiters einer französisch-afrikanischen Zeitschrift, Alioune Diop, der, selbst Neger, sich gleichzeitig zum Christentum und zum Sozialismus bekennt, und dann insbesondere genährt durch Beiträge von Missionaren und andern Kennern der Kolonien, die, wie Maurice Leenhardt oder Professor George Bois, jahrzehntelang in Kontinentalafrika, auf Madagaskar, in Indochina aufs engste mit den Farbigen zusammengearbeitet hatten. Daß diese Männer von den Methoden der französischen Kolonialverwaltung, der, wie gelegentlich betont wurde, jahrelang ein Sozialist vorstand, alles andere als erbaut sind, nimmt keinesfalls wunder, und aus der Mitte des Kongresses, der sich begreiflicherweise für die Kolonialfrage namentlich vom Standpunkt der Mission aus interessierte, kam denn auch noch manche weitere, scharfe Kritik am Regierungskurs. Die Forderung nach energischem Eingreifen des französischen Protestantismus in dieser die Gewissen der besten Franzosen immer stärker beunruhigenden Sache wurde in einer Resolution noch besonders begründet. Vom mehr politischen Standpunkt aus wurde betont, daß der Gegensatz der beiden großen Weltblöcke auch in die Kolonien hineinspiele: auf der einen Seite die Durchdringung der Kolonialländer mit der kommunistischen Mystik, auf der andern der wachsende Einfluß des amerikanischen Kapitalismus, der sich in Afrika und Asien geltend mache und die soziale und nationale Befreiung der farbigen Rassen erschwere. Nicht unerwähnt bleibe schließlich, was über das Problem der farbigen Franzosen im Mutterland selbst gesagt wurde, leben doch heute in Frankreich allein fast eine Million Nordafrikaner — auch wir begegneten nicht wenigen arabischen Arbeitern in Saint-Etienne —, die größtenteils sich selbst überlassen sind und nur zu oft verelenden und verkommen. In Marseille beispielsweise soll es mindestens 600 nordafrikanische Zuhälter geben, die nicht aus Vergnügen an diesem Gewerbe, sondern aus Not auf die Bahn des Lasters getrieben wurden. Frankreich sieht hier eine Gefahr großwachsen, zu deren Überwindung kaum die ersten Schritte getan sind.

An zwei Abenden wurden im großen Saal der Arbeitskammer gut besuchte Volksversammlungen veranstaltet, an denen die zentralen Anliegen des Christianisme Social von berufenen Sprechern vorgebracht wurden. Vorbildlich schien mir insbesondere die Art und Weise, wie am zweiten Abend das Problem «Die Christen und der Klassenkampf» von Georges Lasserre, André Trocmé und Henri Roser behandelt wurde. Und dann war da der Gottesdienst vom Sonntagvormittag in der protestantischen Kirche, mit Elie *Lauriol* als hinreißendem Prediger, einem Mann, in dem der beste Geist des französischen Protestantismus verkörpert vor uns trat. Welches Unglück, daß die Reformation in Frankreich so entsetzlich brutal erstickt wurde! Wäre sie durchgedrungen, die Geschichte Europas wäre ebenso sicher anders — und unendlich besser — verlaufen, wie das der Fall gewesen wäre, wenn die deutsche Reformation den Anschluß an die große soziale Bewegung *ihrer* Zeit gefunden

hätte. Wird der französische Protestantismus, vorab in seiner sozialistischen Ausprägung, Kraft genug haben, um wenigstens in den großen Kämpfen des 20. Jahrhunderts den entscheidenden Beitrag zu jener Erneuerung Frankreichs zu leisten, auf die wir so sehnsüchtig harren?

Hugo Kramer.

Weltrundschau

Der Atlantikbund Knapp vor Drucklegung unserer Rundschau ist in Washington der *Nordatlantikpakt* feierlich unterzeichnet worden. Er beruht, wie man weiß, auf der Voraussetzung, daß die Sowjetunion beständig sprungbereit dastehe, um Westeuropa zu überfallen, und hat zum Zweck, durch die Verpflichtung der Vertragsteilnehmer zu gemeinsamer Verteidigung gegen jeden Angriff auf irgendein Bundesglied diese Gefahr auf ein Mindestmaß herabzudrücken. Die Idee des Paktes ist also durchaus klar. Was bedeutet er nun aber *praktisch* und *real*, wir meinen über die bloße Erwartung hinaus, daß die Gewißheit eines Eingreifens der Vereinigten Staaten die Sowjetunion von einem Angriff auf Westeuropa von vornherein abhalten werde? Die Antwort ist nur zu einfach: Der Atlantikpakt bedeutet vorerst als greifbare Garantie erhöhter Sicherheit für die europäischen Bundesglieder noch gar nichts. Der Vertragstext sieht nicht einmal die automatische Auslösung der amerikanischen Intervention im Falle eines Angriffs auf einen westeuropäischen Staat vor; die Entscheidung über den Eintritt des Bündnisfalles behalten sich die verfassungsmäßig dazu berufenen Behörden der Vereinigten Staaten selbst vor. Aber auch wenn, wie zu erwarten, diese Entscheidung sehr schnell und in bejahendem Sinn getroffen würde, wären ihre Auswirkungen *beim Fortbestehen des heutigen Kräfteverhältnisses in Europa* höchst unsicher. Denn was geschähe denn in diesem Fall? Die amerikanisch-britische Luftwaffe würde zwar sofort die schwersten Atombombenangriffe auf die Sowjetunion ausführen — wie die United Preß unlängst meldete, sind nach Aussagen «maßgebender amerikanischer Militärs» bereits «70 Objekte als Ziele für die B 36 mit ihrem Aktionsradius von 8000 Kilometern für Nonstoppretourflüge bezeichnet worden» — und könnte zweifellos die russischen Industrie-, Verkehrs- und Verwaltungszentren aufs grauenhafteste verwüsten, wenn nicht ganz «ausradieren». Von einem Nachstoßen westmächtlicher Bodenarmeen nach Rußland hinein — und erst eine solche Operation könnte den Krieg entscheiden — wäre aber unter den gegenwärtigen Bedingungen keine Rede; die Westmächte müßten im Gegenteil die verhältnismäßig schwachen Kräfte, die sie jetzt in Deutschland stehen haben, schleunigst hinter den Rhein zurückzuziehen suchen — ein neues Dünkirchen! — und dann zwischen Basel und Bremen einen breiten deutschen Landstreifen so vollkommen

zerstören, daß der russische Vormarsch womöglich zum Stehen gebracht oder doch sehr verlangsamt würde. Sollten die Sowjetarmeen trotzdem bis zum Atlantik vordringen, so müßten die Westmächte von England, Spanien und Nordafrika aus — denn auch Italien stünde dann den Russen offen — die Wiedereroberung des festländischen Europa organisieren, was im besten Falle ein paar Jahre beanspruchen und ziemlich sicher die zu «befreienden» Länder in Schutt und Asche legen würde.

Wollen es aber die Westmächte — und das heißt die Vereinigten Staaten — nicht so weit kommen lassen, dann bleibt ihnen, um den Atlantikpakt wirksam zu machen, nichts anderes übrig als unverzüglich ihre europäischen Streitkräfte so gewaltig zu verstärken, daß sie nicht nur einen russischen Vorstoß gegen Westen zu zerschlagen, sondern den Angriff ihrerseits nach Rußland hineinzutragen vermöchten. Das hieße aber, daß die Amerikaner zu ihren jetzt in Deutschland stehenden Truppen hinzu mindestens eine Million Mann mit dem ganzen zugehörigen Apparat nach Europa werfen und außerdem ihre atlantischen Bundesgenossen, von denen einige militärisch ganz ohnmächtig sind, mit Kriegsmaterial auf Jahre hinaus sehr reichlich ausstatten müßten — eine Aussicht, die für die Masse des amerikanischen Volkes wenig Verlockendes haben und auch in der Bundesversammlung Widerstand hervorrufen dürfte. Es hieße aber wahrscheinlich außerdem, daß auch Westdeutschland militärisch und wehrwirtschaftlich in großem Stil wieder aufgerüstet werden müßte, wären doch die Atlantikstaaten, auf sich selber gestellt, auch bei größtem Kraftaufwand einer russischen Invasion schwerlich gewachsen, während die Deutschen der westlichen Zonen die Gelegenheit mit Jubel ergreifen würden, sich auf diese Weise wieder in die aktive Weltpolitik einzuschalten. Daß die Vereinigten Staaten eine Riesenanstrengung machen müßten, um Europa militärisch «auf die Höhe zu bringen», steht jedenfalls fest, und Max Werner übertreibt kaum, wenn er im (amerikanischen) «National Guardian» meint: «Wenn er (der Atlantikpakt) eine militärische Wirklichkeit werden soll, werden seine Kosten maßlos hoch sein und wird die Rechnung fast ganz von den Vereinigten Staaten bezahlt werden müssen. Die Geldauslagen für den Pakt werden sich auf 60 Milliarden Dollar (rund 240 000 Millionen Schweizerfranken) belaufen, und seine militärischen Kosten müssen mindestens 100, wahrscheinlich 150 amerikanische Divisionen ausmachen.»

Die Folgen Und nun überlege man sich einen Augenblick die politischen *Folgen*, die eine derartig forcierte Aufrüstung der Westblockstaaten haben müßte. Zunächst kann kaum ein Zweifel daran bestehen, daß die nationalistisch-militaristischen Kräfte und damit auch die allgemein reaktionären, demokratie- und sozialismusfeindlichen Elemente in ganz Europa und darüber hinaus dadurch mächtig gestärkt würden, vorab in *Deutschland*. General Clay, der ame-

rikanische Militärdiktator in Westdeutschland, hat in seinem letzten Monatsbericht ohnehin und nun schon zum drittenmal innert kurzer Frist festgestellt, daß die neunationalistischen, antiamerikanischen und antisemitischen Strömungen im deutschen Volk bedenklich im Anschwellen begriffen seien. Das soll man in Washington nur recht genau wissen; aber auch unsern schweizerischen Politikern hat es sicher ganz gut getan, daß sie neulich aus dem plumpen Berner Agitationsvortrag des christlich-demokratischen (!) Führers Adenauer authentisch erfahren haben, was für ein Deutschland da wieder im Anmarsch ist und wessen sich Europa von ihm zu versehen hat. (Der Sozialdemokrat Carlo Schmidt, der nach Adenauer sprach, hat dann natürlich die Lage wieder nach Kräften verwedelt.)

Zum zweiten ist aber völlig klar, daß der zu erwartende neue Rüstungswettlauf eine internationale Spannung erzeugen wird, die über kurz oder lang auch zu einem neuen *Krieg* zu führen droht. «Man rüstet, um den Nachbarn zu beeindrucken, der rüstet, um sich nicht beeindrucken zu lassen. So hält man die verhängnisvolle Furcht wach, die die Leute verhindert, an den Frieden zu denken und ihn vorzubereiten.» (Henri Tanner in der «Suisse Contemporaine».) Nur leichtfertiger Optimismus kann annehmen, daß sich die Russen durch die 25 oder 30 Divisionen, welche die Amerikaner neu in Deutschland aufstellen müßten, und durch die ewigen Drohungen mit der Atombombe, die man ihnen dann verabreichen werde, wirklich einschüchtern oder gar «bekehren» lassen würden. Das Gegenteil wird der Fall sein: Sie werden erst recht aufgeputscht, herausgefordert und verhärtet werden. Sogar ein John Foster Dulles scheint, seit er durch Deweys Niederlage um den Posten des amerikanischen Außenministers gekommen ist, in dieser Beziehung etwas hellhöriger geworden zu sein, hat er doch letzthin öffentlich gewarnt, daß, wenn auch die Sowjetunion «unter den obwaltenden Umständen» nicht an Krieg denke, eine großzügige amerikanische Militärhilfe an Skandinavien von selbst zum Krieg führen könnte, da dann die Russen ihr Kernland «unmittelbar und ernsthaft bedroht» sähen. Und es handelt sich nicht nur um Skandinavien!

Die russische Reaktion auf den Atlantikpakt wird denn auch zusehends eindeutiger. Nicht nur, daß die Heftigkeit, mit der die westeuropäischen Kommunisten den Pakt bekämpfen, die Stimmung in Moskau klar genug widerspiegelt und die soeben den Atlantikstaaten überreichte sowjetrussische Note eine erste offizielle Warnung an die Paktmacher darstellt, die sie nur zu ihrem eigenen Schaden leichthin abtun könnten: die Veränderungen in der Leitung der sowjetischen Außenpolitik, denen solche in der Führung der Roten Armee gefolgt sind, stellen sich tatsächlich als Bestandteil eines umfassenden Planes heraus, der auf die möglichste Straffung und wirksamste Ballung aller Verteidigungskräfte der Sowjetunion abzielt und sich zweifellos noch weiter entfalten wird. Hand in Hand damit geht, ebenfalls im Zeichen der Erhöhung der militärischen

Schlagkraft und der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des Ostblocks, die methodische Engerkettung der osteuropäischen Volksrepubliken an die Sowjetunion; Jugoslawien, das auf seiner Sonderstellung beharrt, sieht sich deshalb einem zunehmend verschärften Druck von seiten der übrigen kommunistisch regierten Staaten ausgesetzt, der es allerdings eher ins westliche Lager abzudrängen droht, während sich Ungarn, Albanien, Bulgarien, Rumänien und Polen gern oder ungern der russischen Führung unterordnen und besonders auch die Tschechoslowakei, angesichts der von Deutschland her neu drohenden Gefahr, gar keine andere Wahl hat als sich fest an die Sowjetunion anzulehnen, mit allen innerpolitischen Folgen, die sich daraus ergeben.

So wird es immer zweifelhafter, daß der Atlantikpakt wirklich «einer der größten Schritte zum Weltfrieden hin (ist), die seit dem Ende des ersten Weltkrieges gemacht worden sind», wie der britische Außenminister Bevin behauptet. Er droht vielmehr gerade das herbeizuziehen, was er zu verhindern bestimmt ist: den offenen Zusammenstoß der beiden großen Machtblöcke, die sich bisher erst im «kalten» Krieg, wenn auch einander aufs argwöhnischste belauernd, gegenüberstehen. Ja er ist sogar, weil er die Böswilligkeit und Angriffsbereitschaft des Gegenspielers als feststehende Tatsache voraussetzt, aus der es nur noch die Konsequenzen zu ziehen gelte, wie die politische Strategie der Westmächte überhaupt in Wirklichkeit schon jetzt weniger das Werkzeug einer Staatskunst, die — nach dem verruchten Wort — zum Kriege rüstet, um den Frieden zur sichern, als der Ausfluß des Willens, sich für einen Krieg, den man sowieso kommen sieht, diejenigen Ausgangsstellungen zu sichern, die den Sieg verbürgen sollen. Er wird mit der massiven Rüstungssteigerung und fortschreitenden Militarisierung der Völker[1], die er in Aussicht stellt, auf jeden Fall Wirtschaft und Finanzen der beteiligten Länder derart belasten, daß ihre Widerstandsfähigkeit gegenüber dem Kommunismus schon im Vorkriegsstadium bedenklich geschwächt werden dürfte — nicht zu reden von dem Chaos, das entstehen müßte, wenn der Krieg wirklich losbräche. O Torheit der Torheiten, dem Kommunismus mit Waffengewalt und politischen Machtmitteln entgegentreten zu wollen! Nur kurzsichtigstes Interessedenken und sturer Fanatismus kann auf *diesem* Weg Erfolg erwarten. Die westliche Welt lenkt sich damit und mit der unausgesetzten antikommunistischen Propaganda, die sie betreibt, nur selber von der Aufgabe ab, den Kommunismus mit *wirksamen* Mitteln zu überwinden — und der Teufel lacht dazu!

[1] Eine Gruppe amerikanischer Intellektueller und Gewerkschaftsführer, darunter Pearl Buck, Louis Bromfield, Albert Einstein und Victor Reuther (der Bruder Walters), hat kürzlich, als Ergänzung einer früher erschienenen Schrift, eine neue Studie über die Militarisierung Amerikas («New evidence of the militarization of America») veröffentlicht, die ebenso aufschlußreiches wie bedrückendes Material über den Grad der «Verpreußung', den die Vereinigten Staaten bereits erreicht haben, beibringt.

Résistez! Ob die Völker aber nicht doch noch rechtzeitig erwachen und den ganzen Lug und Trug der militärischen Friedenssicherung empört von sich tun? Die Lage wird tatsächlich immer offenkundiger reif für eine umfassende Bewegung *direkten Widerstandes gegen den Krieg und die Vorbereitung darauf.* Es müßte jetzt, so empfinden wir ganz deutlich, vor allem unter den Völkern Mittel- und Westeuropas, die dem Untergang verfallen wären, wenn die amerikanische Kriegsmaschine gegen die Sowjetunion losgelassen würde, der aus letztem Ernst entsprungene Willen aufbrechen: Da machen wir nicht mehr mit! Wir wollen leben und schaffen! Wir werden unsere Regierungen zur radikalen Abrüstung zwingen! Und wenn es dennoch so weit kommen sollte — marschieren werden wir auf gar keinen Fall!

Ich glaube denn auch, daß sich eine solche Widerstandsbewegung großen Stils in dem Maße unter uns erheben und ausbreiten wird, als den Völkern zu klarem Bewußtsein kommt, daß wir alle unweigerlich dem Niagara entgegentreiben, wenn wir unser Schiff nicht sehr rasch zum Halten und zum Anlegen an sicherem Land bringen können. Natürlich werden in der sich ankündigenden direkten Friedensaktion auch Kräfte mitwirken, die von recht gewöhnlichen und banalen, wenn nicht niedrigen Antrieben und Stimmungen bewegt werden: von kreatürlicher Todesangst, von Panikgefühlen aller Art, von politischen Spekulationen dieser oder jener Herkunft und dergleichen. Das ist ganz unvermeidlich. Ihre entscheidende Kraft wird die Aktion aber allein aus einem zutiefst sittlich und menschheitlich begründeten, durch keinerlei Sophistik mehr zu beschwichtigenden Abscheu gegen die boden- und gottlose Gemeinheit des modernen Totalkrieges und dem ebenso unbedingten Willen zu einem anständigen, wenn nicht schon brüderlichen, so doch wenigstens friedlich-rechtlichen Zusammenleben der Völker schöpfen, und ihr Kern werden diejenigen Menschen und Gruppen sein müssen, die die Botschaft von der gewaltlosen Überwindung des Bösen in ihr Herz und ihr Leben aufgenommen haben und lieber Verfolgung und Tod zu erleiden bereit sind, als daß sie an einem neuen Kriegsverbrechen, an dem unausdenkbar teuflischen Massenmord mitschuldig werden wollten, den die Gewaltgläubigen jetzt vorbereiten.

Man komme uns ja nicht mit dem bösartigen Geschwätz vom Landesverrat, den eine derartige Haltung darstelle. Solche Demagogie verdient überhaupt keine Erwiderung. Man erhebe aber auch nicht den billigen Einwand, der «weltfremde Idealismus» einer Aktion, wie wir sie im Auge haben, würde Westeuropa nur der Gewaltherrschaft des bolschewistischen Untermenschentums ausliefern. Den glaubenslosen «Realisten», die so sprechen, antworten wir mit einer dreifachen Feststellung:

1. Die Vorstellung von einem gierigen Sowjetimperalismus, der nur darauf lauere, über ein wehrloses Westeuropa herzufallen, ist kindisch und unwürdig. Die Außenpolitik der Sowjetunion in den 30 Jahren

ihrer bisherigen Existenz war — von der kurzen Periode weltrevolutionärer Träume abgesehen — wesentlich durch die Notwendigkeit der Verteidigung und Sicherung des neuen Staatsgebildes gegen auswärtige Intervention und Bekriegung gekennzeichnet. Es liegt kein ernsthafter Grund zur Annahme vor, daß dieser defensive Charakter der russischen Politik in ihr Gegenteil verkehrt würde, wenn ein abgerüstetes Westeuropa die Gefahr solcher Bekriegung aus der Welt schüfe, zumal die Führer der Sowjetunion recht wohl wissen, daß sich die Völker Westeuropas niemals von Moskau aus regieren ließen. Was man im Kreml jetzt mit Tito erlebt, würde sich zwischen Berlin und Bordeaux, zwischen Oslo und Palermo in hundertfach verstärkter Form wiederholen, wenn der Versuch gemacht würde, die Völker Europas durch einen kommunistischen Zentralismus zu disziplinieren und gleichzuschalten.

2. Sollte aber die Führung der Sowjetunion wirklich so verblendet sein, um Westeuropa militärisch besetzen zu lassen, so wären die gleichen moralischen Kräfte, die Abrüstung und Nichtkriegführung erzwungen hätten, stark genug, um auch die russisch-kommunistische Militärherrschaft durch gewaltlosen Widerstand zu brechen. Die Opfer, die dabei gebracht werden müßten, wären unter allen Umständen vieltausendmal geringer als diejenigen, die ein westmächtlicher «Freiheitskrieg» gegen die Sowjetunion in einem atomisierten Westeuropa fordern würde. Auch eine sowjetische Besetzung würde einmal abgeschüttelt werden, und das Leben ginge machtvoll weiter; käme es aber zu einem neuen europäischen Krieg, so wäre wahrscheinlich alles zu Ende.

3. Ein abgerüstetes, im guten Sinne neutrales, das heißt nicht in einen Krieg zwischen den beiden großen Weltmächten einzuspannendes Westeuropa wäre auch ein *sozialistisches* Westeuropa. Die aus dem Kapitalismus geborenen Kräfte, die immer wieder die westliche Welt gegen die Sowjetunion gestellt haben, wären damit grundsätzlich überwunden und zum erstenmal die Aussicht auf die Umwandlung des feindseligen Verhältnisses zwischen den beiden Hälften Europas in eine friedliche Zusammenarbeit eröffnet. Das bedeutet aber, daß die «Nie-wieder-Krieg»-Bewegung, die wir erwarten, sich auch die wirtschaftliche und politische Unabhängigmachung Westeuropas vom hochkapitalistischen Amerika zum entschlossen verfolgten Ziel setzen muß. Jetzt macht die ungeheure Belastung der westeuropäischen Länder durch Rüstungsausgaben die wirtschaftliche und finanzielle Hilfe der Vereinigten Staaten allerdings unvermeidlich. Dieser Zwang fiele jedoch in dem Augenblick weg, da sich Westeuropa entschlösse, auf Kriegsvorbereitungen zu verzichten und die dadurch freiwerdenden Mittel für den wirtschaftlichen Wiederaufbau und die soziale Wohlfahrt zu verwenden. Kein Marshall-Plan wäre jetzt mehr nötig und damit auch keine amerikanisch geleitete Wiederherstellung des kapitalistischen Regimes mehr möglich, wie sie jetzt in vollem Gange ist.

Also nicht Sozialismus *und* Aufrüstung, nicht europäischer Wiederaufbau *und* Abhängigkeit von Amerika, nicht Friedenspolitik *und* Kriegsvorbereitung, wie es dem oberflächlichen, faulen Kompromißdenken der Zeit entspricht, das aus jener Lähmung der Seelen hervorkommt, die alle, auch die bestgemeinten Bestrebungen — und mit Vorliebe *gerade* sie — zu verderben sucht. Hier gilt nicht das beliebte Sowohl-Als auch; hier gibt es nur ein unerbittliches Entweder-Oder. Wer (vermeintlich) der Entscheidung ausweicht, der wird eben von der Gesetzmäßigkeit der Ereignisse selbst zur Entscheidung gezwungen, und zwar meistens zur Entscheidung für eine Sache, die er eigentlich doch nicht so recht wollte. So wählet denn, ihr Menschen und Völker Westeuropas, in freiem Entschluß, was allein zu eurer Rettung dient! Wählet eure Einigung in gleicher Unabhängigkeit von Amerika wie von Rußland, vom Kapitalismus wie vom Kommunismus! Wählet den sozialistischen Wiederaufbau und verwerfet die kapitalistische Restauration! Wählet Freiheit und soziale Gerechtigkeit als die sicherste Verteidigung eures nationalen Eigenlebens und laßt sie nicht durch militärische Rüstungen, diplomatische Allianzen und auswärtige Subsidien korrumpieren und ersticken! Und vor allem: Laßt eure Länder nicht zum Schauplatz eines letzten Machtkampfes zwischen den beiden großen Weltreichen im Westen und im Osten werden! Wehrt euch mit ganzer Kraft gegen das euch drohende Los, bei einem solchen Zusammenprall erdrückt, vernichtet, atomisiert zu werden! Résistez!

Das Alte und das Neue Das ist die Aufgabe, die vor uns steht. Die *tatsächliche Lage* scheint freilich zunächst wenig Hoffnung zu bieten, daß die Aufgabe auch wirklich erfaßt und erfüllt werde. Vor allem nimmt die Abhängigkeit Westeuropas von Amerika zurzeit eher noch zu als ab. Auch auf wirtschaftlichem Gebiete. Die amerikanische Bundesversammlung ist gerade jetzt daran, die *Marshall-Plan-Hilfe* um ein weiteres Jahr zu verlängern und damit die Empfängerländer immer enger mit dem Schicksal des amerikanischen Kapitalismus zu verketten. Denn daß dies die Absicht sowohl wie die Wirkung des Marshall-Planes ist, kann nur leugnen, wer den inneren Zusammenhang der Dinge einfach nicht sehen *will*. Sogar der Pariser Wirtschaftskorrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung», der auf diese Frage spezialisiert ist, bestätigt es neuerdings in aller Unbefangenheit, indem er feststellt, daß die mit der Durchführung des amerikanischen Hilfsplanes betrauten Stellen, «weit davon entfernt, die Fahrt mit geschlossenen Augen angetreten zu haben, im Gegenteil eifrig darauf bedacht (sind), den Kurs unbeirrt auf das Endziel zu halten, das Endziel, das ja kein anderes ist als die Wiederherstellung einer sich selbst tragenden westeuropäischen Wirtschaft und das also die Rückkehr zur selbsttätigen *freiheitlichen Marktordnung* mit sich bringt», das heißt, aus dem liberalistischen Jargon in gewöhnliche Sprache übersetzt, die Wieder-

herstellung des *ungehemmten Kapitalismus* in sich schließt, dessen Antriebs- und Ordnungskraft das Streben nach größtmöglichem persönlichem Gewinn ist.

Die Wiederaufrichtung des guten, alten Vorkriegskapitalismus, dessen Weiterbestand durch die infolge von Krise und Krieg nötig gewordenen Lenkungs- und Planungsmaßnahmen eine Zeitlang ernstlich gefährdet schien, ist denn auch nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern insbesondere in Westeuropa und unter zielbewußter amerikanischer Führung auf bestem Wege. Am folgerichtigsten geschieht sie wohl in *Italien*, wo «die Wirtschaft», von lästigen Fesseln befreit, wieder prächtig in Schwung gekommen ist — mit der störenden Nebenwirkung allerdings, daß es wieder 2 bis 3 Millionen Ganzarbeitslose und doppelt so viele Teilarbeitslose gibt, daß allerorten unbeschreibliche Wohnungsnot herrscht und die Massenarmut in Stadt und Land, bei gleichzeitigem protzigem Reichtum der schwer verdienenden Oberschicht, so kraß ist wie nur je.

Auch *Frankreich* und *Belgien* haben die soziale Planwirtschaft grundsätzlich preisgegeben und mit amerikanischer Unterstützung die kapitalistische Marktwirtschaft wieder zu Ehren gezogen, Belgien — unter sozialdemokratischer Führung! — in raschem Entschluß und anfangs auch mit scheinbar großem Erfolg, mehr und mehr aber mit schweren sozialen Rückschlägen (unter anderm etwa 300 000 Arbeitslose auf 7,5 Millionen Einwohner), Frankreich zögernder und unter heftigen Zuckungen des ganzen Gesellschaftskörpers, jetzt aber mit sichtbarer Erholung der Produktion und Hebung des Lebensstandes besonders der bürgerlichen und bäuerlichen Bevölkerung. Die bedeutende Stärkung der Parteien der Rechten, besonders der Gaullisten, bei den jüngsten Departementswahlen ist der politische Ausdruck dieser Entwicklung, wenn auch der große Mandatsverlust der Kommunisten im wesentlichen die Folge des Mehrheitswahlsystems und der dadurch ermöglichten Blockbildung der antikommunistischen Parteien («Alles üse») ist und kein getreues Bild des tatsächlichen Kräfteverhältnisses gibt. (Mit 23 Prozent der Stimmen, ohne Paris und das Seinedepartement, in dem diesmal nicht gewählt wurde, haben die Kommunisten nur 2 Prozent der Mandate erhalten.)

Spanien hätte bei seiner völlig zerrütteten Volks- und Staatswirtschaft offizielle amerikanische Hilfe gleichfalls bitter nötig. Wegen des bekannten «demokratischen Vorurteils» gegen Franco kann aber das amerikanische Kapital sein Interesse an der Stützung des alten Regimes vorerst nur durch Industriebeteiligungen, Großgüteraufkäufe, Anleihen und andere private Operationen bekunden.

Von der planmäßigen Wiederherstellung des Kapitalismus — und zwar nicht eines liberalen, sondern des ausgewachsen monopolistischen Kapitalismus — in *Westdeutschland* braucht man kaum mehr zu reden; die Einsetzung früherer deutscher «Erzherzöge» als westmächtlicher Treu-

händer für die Ruhrindustrie, neben weniger einflußreichen Vertretern anderer Kreise, hat in der Berichtszeit immerhin noch einiges Aufsehen erregt und zeigt jedenfalls die Richtung, in der sich die westalliierte Deutschlandpolitik bewegt, neuerdings klar an. Daß die Arbeitslosenzahl in der britisch-amerikanischen Zone jetzt die Millionengrenze überschritten hat, gehört zum Gesamtbild dieser Art Wirtschaftssanierung.

Eine Sonderstellung innerhalb der westeuropäischen Gesamtentwicklung nimmt nach wie vor *England* ein, das sich unter Aufrechterhaltung der gelenkten Wirtschaft und stetiger Ausdehnung der Sozialisierung tapfer durch alle Schwierigkeiten hindurchkämpft, mit seiner fortschreitenden militärischen Aufrüstung aber ein finanzielles Bleigewicht an den Beinen hängen hat und durch Produktion von Kriegsmaterial wie durch Militärdienst seiner Exportindustrie dringend benötigte Arbeitskräfte und Rohstoffe entzieht.

In den *Vereinigten Staaten* anderseits stößt das hochgemute Erneuerungsprogramm, das Präsident Truman zu Beginn seiner neuen Amtsdauer verkündet hat, auf unerwartete Widerstände. Der Versuch der Regierung, den Unfug der Dauerreden, mit denen die ganze Tätigkeit des Senats lahmgelegt werden kann, einigermaßen abzustellen, hat zu einem Bündnis der erzreaktionären Süddemokraten mit den konservativen Rechtsrepublikanern geführt, das nicht nur jede Verbesserung der Negergesetzgebung unmöglich macht, sondern auch den ganzen wirtschafts- und sozialpolitischen Reformplan Trumans in Frage stellt. Der Wahlsieg der fortschrittlichen Kräfte vom November 1948 droht durch diese Neubildung einer rückschrittlichen Mehrheit im Parlament geradezu in sein Gegenteil verkehrt zu werden — ein weiteres Beispiel für die Ohnmacht eines «Volkswillens», der nicht auch die Herrschaftsstellung der diktatorischen Wirtschaftskräfte zu brechen imstande ist. Es sieht tatsächlich fast so aus, als würden die kapitalistisch-konservativen Interessengruppen, die nach wie vor die Außenpolitik der Vereinigten Staaten beherrschen, nun in aller Form auch wieder die Führung der amerikanischen Innenpolitik übernehmen, sicher nicht ohne Mitschuld des unentschiedenen Truman, der eben doch mit beiden Beinen auf dem Boden des «freien Unternehmertums» steht und darum der Gefangene dieses Systems bleibt, auch wenn er etwa Anwandlungen hat, da und dort seine eigenen Wege zu gehen. Wallace und seine Dritte Partei haben eben doch recht, wenn sie eine saubere politische Neugruppierung erstreben, die den reaktionären Elementen in *beiden* historischen Parteien eine Sammlung der radikal fortschrittlichen Kräfte gegenüberstellen und sie mit einem klaren, volkstümlichen Programm zum Siege führen soll.

West und Ost Inzwischen wird sich eben das kapitalistisch-großbürgerliche Regime in den Vereinigten Staaten ungeschwächt behaupten, ja weiter festigen und seine Kraft auch auf die

übrige Welt, besonders auf Westeuropa, ausstrahlen. Dies um so mehr, als bei einer Fortdauer der gegenwärtigen politischen und wirtschaftlichen Bedingungen gar nicht daran zu denken ist, daß Europa, wie bei der Ingangsetzung des Marshall-Planes angenommen wurde, um 1952 herum seine wirtschaftliche — und damit auch politische — Selbständigkeit wiedergewonnen haben werde. «Europa wird», so stellt auch Fritz Sternberg an Hand des Zwischenberichtes der Marshall-Plan-Verwaltung in «The Nation» fest, «noch lange nach 1952 von den Vereinigten Staaten abhängig sein.» Die westeuropäischen Länder könnten zwar, so meint dieser gewiegte Wirtschaftsbeobachter, ihre Produktion und Ausfuhr derart steigern, daß sie bis in drei Jahren ihre Einfuhr aus eigenen Mitteln zu bezahlen vermöchten, wenn sie ihren *Handel mit Osteuropa* entscheidend auszudehnen imstande wären. Aber das setzte eben voraus, daß Westeuropa in großem Maßstab Maschinen und Industrieerzeugnisse aller Art nach der Sowjetunion und den Volksrepubliken ausführte, um seinerseits Lebensmittel und Rohstoffe von dort zu bekommen, und das wäre wiederum nur mit Hilfe ausgiebiger Kredite möglich, die allein die Vereinigten Staaten gewähren *könnten*, aber nicht *wollen*, um nicht die Oststaaten wirtschaftlich und damit auch militärisch zu stärken. Immer wieder die unselige Spaltung zwischen Ost und West, die alle Gesundung und Befriedung der Welt verhindert!

Vor dem gleichen Sachverhalt stehen wir, wenn wir uns der Lage in *Asien* zuwenden. Statt seine reichen Kräfte und Mittel in die zurückgebliebenen und furchtbar verarmten Länder des Nahen und Fernen Ostens hineinströmen zu lassen und damit die unausweichliche soziale Revolution in friedliche Bahnen zu lenken, scheint der Westen jetzt vor allem von der Absicht erfüllt zu sein, gegen diese Revolution militärisch-politische Schutzdämme zu errichten, ihre Kräfte also zurückzustauen und zu gewalttätigen Ausbrüchen geradezu zu zwingen. Im *Vorderen Orient* ist es namentlich Großbritannien, hinter dem allerdings Amerika steht, das gegen die Sowjetunion und die Ausbreitung radikaler Volksbewegungen einen Machtblock zustande zu bringen sucht, dessen Eckpfeiler die Türkei und noch mehr Ägypten wären. Die Besetzung Akabas durch britische Truppen, welche die Landverbindung zwischen Ägypten und Transjordanien sicherstellen soll, hat vor allem *diesen* Hintergrund, und die Vermutung ist vielleicht nicht sehr abwegig, daß die Engländer, die bereits wieder 50 000 Mann in Vorderasien stehen haben, nicht übel Lust hätten, ihre überstürzt preisgegebenen Stellungen in Ägypten und Palästina soweit immer möglich wieder einzunehmen. Israel, das wie mit Ägypten und Transjordanien, so auch mit dem Libanon Waffenstillstand geschlossen hat, scheint auch fernerhin, von England mit äußerstem Mißtrauen beobachtet, seinen eigenen, unabhängigen Weg gehen zu wollen, während in Irak, Persien und Syrien Kundgebungen, Streiks, Parteiverbote, Putsche und soziale Unrast aller Art von der zunehmenden Auflehnung des Volkes gegen die unfähigen, korrupten Feudalregie-

rungen und damit gegen die Einordnung in das sie stützende britisch-amerikanische Machtsystem Zeugnis geben.

In *Südostasien* zeichnet sich mittlerweile, als Gegenstück zum Atlantikpakt, der Plan eines «Pazifischen Verteidigungspaktes» etwas deutlicher ab. Die Verteidigung gilt natürlich auch hier dem Vordringen der sozialen Revolution, insbesondere in ihrer kommunistischen Form, so wie sie China zu erobern im Begriffe steht und von hier aus auch eine ganze Reihe anderer Länder zu erfassen droht. Aber wiederum: welch primitive Vorstellung, der gewaltigen gesellschaftlichen Umwälzung, die in Asien vor sich geht, mit den Mitteln militärischer Machtpolitik begegnen zu wollen! Das Unterfangen, so viel kann man schon heute mit Gewißheit sagen, ist von vornherein zum Scheitern verurteilt, kann es doch, wie der «New Statesman» sich ausdrückt, «nichts tun, um den Lebensstandard der asiatischen Völker zu heben. Es bietet Kanonen, wo landwirtschaftliche Maschinen nötig sind. Es birgt in sich Atomanlagen, wo die Länder dringend Bewässerungsdämme brauchen. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß Militärhilfe mit dem Kommunismus nicht fertig werden kann, so liegt er im völligen Mißerfolg der amerikanischen Politik in China. Es besteht kein Grund zur Annahme, daß ein vom Westen begönnerter Verteidigungspakt, zu dem unausweichlich Militärhilfe gehörte, in andern Teilen Asiens andere Ergebnisse zeitigen würde, wenn es damit auch etwas langsamer ginge . . . Die gegenwärtige Konzentration auf einen Pazifikpakt fördert nur die Vorstellung, daß ein Krieg unvermeidlich sei; sie drängt das kommunistische China in eine Lage, wo der Jangtse die Sowjetgrenze wird. Es wäre ein Unglück, wenn eine Labourregierung in England, mit ihren guten Leistungen in Indien und manchen Teilen Südostasiens, ihr Ansehen ausnützte, um Mitglieder des Reichsverbandes zu veranlassen, sich im Namen eines antikommunistischen Kreuzzuges auf Kriegsfuß umzustellen».

Man kann wirklich nur mit Sorge all die Kreuzzugsvorbereitungen und Paktbestrebungen mit ansehen, die jetzt in aller Welt im Gange sind. Der Verteidigungscharakter der Rüstungen und strategischen Vorkehrungen beider Lager steht für mich nicht in Frage; aber Erfahrung und Überlegung warnen uns eben doch aufs eindringlichste vor der Weiterverfolgung eines Weges, auf dem sich aus lauter Furcht und Verteidigungswillen der eine der beiden möglichen Gegner einmal zu einer Haltung oder Handlung veranlaßt sehen könnte, die der andere als politischen Angriffsakt erklären und mit einem militärischen Gegenangriff beantworten würde. *Verzicht auch auf den Verteidigungskrieg* – darin liegt, wie die Dinge heute stehen, die einzige Chance, einen Zusammenprall zu verhindern, der sonst mit fataler Zwangsläufigkeit näher und näher rückt. Und da von den beiden *führenden* Weltmächten ein solcher Verzicht nicht zu erwarten ist, richtet sich unsere Hoffnung auf die *geführten* Staaten und Völker, vor allem auf die Völker West-

europas, die nun allmählich doch wissen könnten, was Krieg heißt. Eine Auferstehung, eine Überwindung der Todesmächte in der Völkerwelt müßte daraus erwachsen, die all unser Begreifen überstiege. Aber freilich, das *Opfer* müßte ihr vorausgehen und jenes Erdbeben, das sieghaft alle Grabeswände zu sprengen die Kraft hat!

1. April. *Hugo Kramer.*

BUCHBESPRECHUNGEN

Moderne Literatur

Lörinc Kovai: «Der Feuerkelch», Universum-Verlag, Zürich 1948, 784 S.

Die rote Fahne mit dem goldenen Kelch, das revolutionäre Hussitenbanner, welches in Böhmen nach der Verbrennung Hus' aufflatterte und mit den siegreichen Hussitenheeren in weitere Gebiete getragen wurde, war als Zeichen einer sozialen Revolution einerseits und eines gläubigen Bibelgehorsams anderseits Gegenstand des Hasses und der Furcht auf seiten der Feudalherren und der Kirche.

Während Westeuropa jene Kämpfe nur als Episode in Erinnerung hat, spielen diese im Gedächtnis der Ostvölker eine größere Rolle, und das nicht zu Unrecht, denn aus ihnen haben die späteren Bauernkriege den zündenden Funken erhalten.

Im vorliegenden Roman des Ungarn Kovai, der sich den Hussitenkrieg mit seinen wunderbaren Siegen der Schwachen über die Starken, aber auch mit seinen verzehrenden Parteikämpfen im hussitischen Lager selber, mit der ganzen Roheit jener Zeit, wie auch mit der blutigen Schlußtragödie zum Gegenstand gewählt hat, kommt etwas Ähnliches zum Ausdruck wie bei vielen romanhaften oder dramatischen Versuchen, Massenerlebnisse, Erhebungen revolutionärer Massen darzustellen. Die Handlung löst sich auf in ein oft unübersehbares Chaos einzelner Darstellungen. Die Personen tauchen, da es in ihnen keine wesentliche Entwicklung gibt, in ein ununterscheidbares Grau. Jagende und gejagte Masse, Hast der Geschehnisse, die auch die Sprache hastend macht, Übergehungen wichtiger Charakterzüge und Motive — wie z. B. der eigentlichen evangelischen Grundlagen bei Hus — sind auch hier zu Merkmalen der Darstellung geworden und bewirken, daß das Buch als Roman schwer genießbar wird. Es vermag nur einen Eindruck von der Spiegelung jener Zeit im Empfinden der heute lebenden Nachkommen zu geben; die Zeit selber vermag es kaum lebendig zu machen, dazu war wohl der Gegenstand zu groß. *B. B.*

Jaques Roumain: «Herr über den Tau». Universum-Verlag, Zürich, 148 S.

Daß erwachende Kolonialvölker sich ihre eigene Literatur schaffen, in welcher der Kampf gegen die außen und innen erwachsenden Hindernisse eine Hauptrolle spielt, versteht sich von selbst, wenn es auch für den Europäer stets eine kleine Überraschung bedeutet, dieser jungen Literatur zu begegnen. Was sich aber gar nicht von selbst versteht, ist die Größe der dargestellten Probleme. Seit die Könige und Helden Shakespeares den kleinen Leuten gewichen sind, sind oft genug auch die Probleme klein geworden. Müßten diese dann nicht geradezu in Unbedeutendheit versinken, wenn

irgendein paar Neger oder Mulatten, seit Jahrhunderten von der Größe des Raumes und des Geistes ferngehalten, zu Gestalten der Dichtung werden?

Jaques Roumain, der haitianische Dichter, von Beruf Archäologe und in seinen letzten Lebensjahren Diplomat, selber ein Farbiger, der europäische Bildung mit der Liebe zu den alteingewurzelten Bräuchen seiner Landsleute verbindet, der den Streik als die große Waffe der Unterdrückten und das Exil als Los der Freiheitskämpfer selber kennt, schildert in diesem Buch den Kampf eines haitianischen Bauernsohnes, der nach Jahren proletarischer Existenz im Ausland in sein Dorf zurückkehrt und die Seinen in müdem Fatalismus gegenüber vernichtender Dürre und dazu noch in zwei bitter verfeindete Lager getrennt wiederfindet. Der Suche nach Wasser und der Versöhnung der Dorfbewohner, damit ein wirkliches Gemeinschaftswerk erstehen könne, gilt das Bemühen. Wohl fällt der Held der Erzählung dem Messer eines eifersüchtigen Rivalen zum Opfer, doch das Werk gelingt, wei die Mutter und die Geliebte des Toten seinen Plan vollenden. Eine zarte Liebesgeschichte ist so verknüpft mit einer Schilderung des heroischen Kampfes gegen Unwissenheit und Vorurteilsbefangenheit.

Der Stoff ist ins Große gewachsen. Religionsgeschichtlich interessante Schilderungen über den unter dünnem christlichem Firnis weiterlebenden afrikanischen Heidenglauben finden sich neben feinem Humor. Der Held der Erzählung, wie der Dichter selber, hat an Stelle des Christentums, das er nur in einer traurigen Form sieht, den Glauben an das Leben gewählt. Und doch kündet sich noch Größeres an, denn der Held der Erzählung stirbt für die Versöhnung; seine letzte Handlung ist der Schutz des Mörders um des erstrebten Werkes willen. Daß hier der Glaube an das Leben schlechthin zum Glauben an die größere Macht des Geistes wird, ist immerhin möglich.

Die Darstellung selber fällt durch einen sprudelnden Stil auf, der immerhin nicht ohne europäische Vorbilder zu sein scheint. Wohl darum, weil es beim Erwachen der Farbigen um Begegnungen mit den elementaren Menschenaufgaben geht, kann diese Literatur über die Namenlosen über die Unbedeutendheit kleinbürgerlich europäischer Literatur hinauswachsen; diesem Werk fehlt die Größe nicht. *B. B.*

Béla Balázs: «Die Jugend eines Träumers». Universum-Verlag, Zürich, 1948, 375 S.

Der als Filmschriftsteller und Journalist bekannte Ungar Béla Balázs erweist sich in der Darstelung seiner Jugend als echter Dichter. Die lyrische Wortmagie Jakobsens wie die der Volksdichtung, und, wie es scheint, besonders auch der ungarischen, eigene Weise, Gefühlsgehalte allein durch Bilder, ohne Gefühlserwähnung zu zeichnen, bestimmen in gleicher Weise die Darstellung. Ohne daß in diesem Knabenleben im Milieu der bürgerlichen Intelligenz verträumter Kleinstädte weltbewegende Dinge geschehen, bildete die Autobiographie Balázs' eines der zartesten und zugleich spannendsten Werke der Gegenwart.

Mit Liebe sind die Menschen gesehen und gezeichnet, die Eltern, deren frohe Geistigkeit in enger Sorgenwelt verkümmert, die Mitschüler und Lehrer, hinter deren Schrullen und Fehlern stets auch das Suchende und Lichte gesehen ist, mit Liebe vor allem das «Volk», die Bauern, Taglöhner und Kleinhandwerker in ihrer Fron, und die Liebe fehlt schließlich auch nicht bei der Darstellung der Gegenseite, so daß dieses Buch eines Menschen, der aus der bürgerlichen Enge heraus den Weg zum «Volk» suchte, keine Schwarz-Weiß-Malerei darstellt. Es verschweigt auch die großen Niederlagen nicht, die auf den warten, der das Herz dieses Volkes sucht, ohne selber aus dessen Tiefen zu stammen. Der Zielpunkt, dem diese Jugendentwicklung zustrebt, ist die Erkenntnis der Klassenherrschaft und des sozialen Unrechts. Nicht ein von seiner Klasse brutal Verstoßener, nicht ein in der tiefsten Seele Verwundeter kommt zu solcher Erkenntnis, sondern ein seine Umwelt Liebender, der zunächst eher zum egozentrischen Dahindämmern geboren zu sein schien. Träumen, wie dieser Junge träumt, heißt eben nicht, hinstarren auf die über der Wirklichkeit wallenden Nebel, sondern liebend und erkennend hindurchschauen bis auf dieser Wirklichkeit — brüchigen — Grund. *B. B.*

Langston Hughes: «Vater und Sohn», Unversum-Verlag, Zürich 1949, 61 S.

In der Novelle «Vater und Sohn» des Negerdichters Hughes wird das amerikanische Farbigenproblem als Handlung zwischen einem weißen Großgrundbesitzer der Südstaaten und seinem von einer schwarzen Haushälterin geborenen Sohn aufgerollt und so in die wohl am meisten spannungsgeladene als auch am meisten menschlich erfühlbare Sphäre versetzt. Packend ist nicht nur das tragsche Ende, sondern vor allem, wie auf den wenigen Seiten die Opferung des Menschen, die eben schon lange vor dem Mord und Selbstmord geschieht, knapp und herb geschildert wird. Hughes gilt als der bedeutendste lyrische Negerdichter Amerikas. Die lyrische Begabung, die hier etwa im Gespräch der schwarzen Frau mit dem toten Colonel zutage tritt, vereint sich in der Novelle glücklich mit einem großen dramatischen Können. *B. B.*

Ernest Hemingway: «In einem andern Land», Steinberg-Verlag, Zürich, 360 S.

Hemingway, bei uns am meisten bekannt durch sein Buch «Wem die Stunde schlägt», gilt als Meister der herben und harten Sprachformen, der mit dem Gewöhnlichsten das Ungewöhnliche, mit dem Harten das Zarte sagen kann. Sein nun ins Deutsche übersetzte Frühwerk «In einem anderen Land» gibt davon keinen Eindruck. Wohl wird einmal der Versuch gemacht, Sentimentalität und Romantik zu verunmöglichen, doch was dann herauskommt, ist eine im Grunde sentimentale und nicht überzeugende Liebesgeschichte am Rande des ersten Weltkrieges. Die versuchte Absage an unwahre Romantik einerseits und an die Kriegswirklichkeit anderseits endet in der Banalität einer am Krieg gerade noch vorbeilebenden und die sentimentale Liebe auf Grund vorhandener Finanzen genießenden Kurgastexistenz. *B. B.*

Aus Geschichte und Gegenwart

Suzanne Engelson: «Une grande figure de femme de la Renaissance: La Reine Marguerite d'Angoulême, sœur du Roi François!» Genève, Imprimerie J. Guerry 1940, 34 S.

Daß von der Renaissance her nicht nur eine gerade und logische Linie zur Roheit der Bauernkriege und Glaubensverfolgungen führt, und nicht nur eine andere daneben, die zur höfischen Zivilisation des 18. Jahrhunderts und zur Leerheit derselben weist, sondern auch eine Linie, die aus den Tiefen des Menschlichen stammend, zu echter Kultur hinführt, vermag die feine Studie von Suzanne Engelson klarzumachen, welche Margarete von Ferrara als Frau, Dichterin und Beschützerin der Verfolgten zeigt und — was bei historischen Studien ein Vorzug ist — dazu anreizt, die Quellen selber zu erkennen. *B. B.*

Alice Descœudres: «Helden». Paul-Haupt-Verlag, Bern 1948, 87 S.

Alice Descœudres hat ein echtes Bedürfnis unserer Zeit bemerkt, die Notwendigkeit nämlich, der Heldensehnsucht und Heldenverehrung der Jugend einen tragenden Grund, eine sichere Ausrichtung zu geben. Ist der Begriff des Heldischen so leicht ein Spielball verlogener Romantik oder sturen Kraftmeiertums, so genügt diese negative Erkenntnis nicht, um den aus echter Sehnsucht erwachsenen Begriff neu zu erfüllen. Einfache Darstellungen aber wie die vorliegenden, die Franz von Assisi, Pestalozzi, Beethoven, Tolstoj und Pasteur gewidmet sind, lassen das Bild des Helden größer und wahrer werden. Dieser erste Teil der deutschen Übersetzung von Alice Descœudres französischen Heldenbiographien ist eine dankenswerte Gabe vor allem für die Jugend. *B. B.*

Egon Erwin Kisch: «Abenteuer in fünf Kontinenten». Universum-Verlag, Zürich 1948, 398 S.

Kisch, der im letzten Jahre in Prag verstorbene «rasende Reporter» ist weder rasend noch nur Reporter gewesen, wie es vor allem in der wertvollen Studie Hupperts am Anfang des Buches dargelegt wird. Wohl führen seine Abenteuer ihn tatsächlich in fünf Kontinente, doch bestimmt ihn nicht das Rasen von Eindruck zu Eindruck, sondern der Wille, die die Zeit bestimmenden Ereignisse und Kräfte aufzuspüren, mögen diese nun solche im Weltmaßstab sein — wie im spanischen Bürgerkrieg — oder mögen sie in der Stille, von vielen unbeachtet, spannungs- und zukunftsträchtig auftreten — wie die Lebensumstände mexikanischer Gummibaumzapfer. Wohl reportiert er seine Erlebnisse. Doch wenn Reportage oft im Wesen Wiedergabe subjektiver Eindrücke und damit verkürzter oder karikierender Impressionismus ist, so tritt hier der Wille zu einer besonderen Objektivität, zu genauem Verstehen der Vorgänge und Verhältnisse hinzu und gibt der Reportage den Charakter der Studie, ohne sie vom Subjektiven zu lösen und ohne sie jemals der Langweiligkeit zu überliefern.

So sind Kischs Erlebnisse, die sich über die Jahre 1910 bis 1945 erstrecken, die Folge eines leidenschaftlichen Willens zur Wahrheit. Die Leidenschaftlichkeit läßt wohl keinen Leser der beschriebenen Ungerechtigkeiten kalt, freilich läßt sie manche Motive verkürzt erscheinen, und manchmal ist die Grenze zwischen dem genial genauen Erfassen von Ereignissen und deren Karikierung fließend. Die Schilderung von van Goghs Borinageerlebnis und die von Lourdes werden, da der Verfasser religiöse Motive nur in ihrer Verzerrung sieht, zu solchen Grenzpunkten.

Wo die öffentliche Meinung ihre Heiligenscheine malt und beschwörend «rühr mich nicht an» spricht, überall dorthin dringen der scharfe Blick und das pointierte Wort dieses Beobachters. Kann er auch der Gefahr der Verzerrung nicht immer entgehen, so doch der anderen Gefahr, der Idealisierung dessen, was er liebt.

Daß man diesem Autor, der die grellen Worte nicht scheut, eine Scheu vor grellen Gefühlen anmerkt, ist vielleicht das Schönste an seiner Schilderung. Ob freilich belebende Impulse von solchen Schilderungen ausgehen können, erscheint zweifelhaft, denn — das ist nun wieder der Tribut an die Reportage — Erlebnisse und Anschauungen, wie die hier geschilderten, müßten durch lange Verarbeitung wachsen und reifen, sollten sie je zum belebenden Worte führen. Hier in der Reportage ist das Erlebte spannend und aufrüttelnd pointiert, im Blitzbild festgehalten, um sofort neuen Erlebnissen zu weichen. Das Wort, das so in die Welt gesandt wird, ist Hornruf und Sturmglockenklang, nicht mehr, aber auch nicht weniger. *B. B.*

Jawaharlal Nehru: «Indiens Weg zur Freiheit», Büchergilde Gutenberg 1948, 624 S.

Fast das ganze umfangreiche Buch ist während Nehrus Gefängnishaft 1934 bis 1936 entstanden. Daß der Autor bei diesem Versuch, leere Stunden zu kürzen und sich selbst über Vergangenes Rechenschaft zu geben, nicht an allfällige Leser gedacht hat, ist der große Nachteil des Buches. In schier unerträglicher Breite wird Wesentliches und Unwesentliches miteinander erzählt. Tritt man ohne literarische Ansprüche nur mit dem Verlangen nach Information an das Werk heran, so ist auch da der Ertrag nicht ohne Mühe zu gewinnen. Die Bedeutung des Verfassers allein ist es, die anlocken kann, Näheres über den Kampf und die Entwicklung dieses indischen Politikers zu erfahren. Man merkt, *wie* sehr Gandhi eine singuläre Erscheinung war, *wie* sehr seinen Mitarbeitern und Nachfolgern wohl nicht die Ehrfurcht für den Meister fehlte, wohl aber die diesem eigenen Impulse, die religiösen Quellen seines Geistes. Nehru selber und seine Schicht wurzeln in einer bürgerlichen Intelligenz, von welcher her der Weg zu europäischer oder amerikanischer Mentalität mindestens nicht weiter ist als der zu Gandhi. An Gandhi gemessen, liegt hier Epigonentum vor bis auf einen Punkt, an dem mir Nehru klarer und weiter gesehen zu haben scheint als Gandhi, denn deutlicher als sein Meister erkennt er die wirtschaftlichen Zusammenhänge und

weiß, daß mit dem Spinnrad allein der Kapitalismus der Weißen nicht gebrochen werden kann, daß vielmehr auch für Indien sozialistische Formen der Wirtschaft gesucht werden müssen. Das Sympathischste an diesem Epigonentum ist, daß mindestens Nehru selber ehrlich genug ist, es nicht zu verdecken. *B. B.*

Existenzialphilosophie

Karl Jaspers: «Der philosophische Glaube». Artemis-Verlag, Zürich 1948, 158 S.

Existenzialismus scheint zum modischen Begriff geworden zu sein. Das passiert Begriffen zuweilen. Auch der Expressionismus verwandelte sich schon einmal aus einer künstlerischen Darstellungsweise zu einem Haar- und Hosenstil. Solche Begriffe werden am ehesten dann modisch, wenn niemand sie versteht. Es gibt verschiedene Formen von Existenzialismus, Jaspers' Philosophie ist nur eine davon. Mit den zwei andern großen Existenzialisten der Gegenwart, Sartre und Heidegger, teilt Jaspers die philosophische Ausgangserfahrung, die Situation des Menschen gegenüber Tod und Sinnlosigkeit. Mit beiden teilt er auch den für die Bestimmung des Menschen wichtigsten Begriff, den der Freiheit als menschliche Grunderfahrung. Die Freiheit erwahrt sich daran, was der Mensch aus den Möglichkeiten macht, in die er durch die Vergangenheit versetzt, durch die Gegenwart geschleudert ist. Die Besonderheit der menschlichen Existenz gegenüber allen andern liegt in diesem Schwung nach vorwärts zu neuen Möglichkeiten hin, die gerade durch das Erfüllen oder Nichterfüllen der alten geschaffen werden.

Anders nun als Sartre, der, von der Nichtexistenz Gottes ausgehend, seine Menschenbilder zeichnet, die gerade dann, wenn Sartre als Dramatiker Großartiges schafft, immer nur Bilder vom versagenden handelnden Menschen sind, anders als Heidegger, welcher, um der Gefahr der Geschichtslosigkeit zu begegnen, auch die deutsche «Geworfenheit» in die «Zeitlichkeit» des tausendjährigen Reiches bejahte, zeigt die Philosophie Jaspers eine lichtere und tiefere Schau innerhalb des Existenzialismus. Das Wesentliche, was er im Menschen findet, ist dessen «gottgeschenkte Selbstverantwortung». Der handelnde Mensch erfährt nach dem Handeln, daß seine Freiheit, ja sein Selbst ihm zugekommen, geschenkt ist. Das Verstehen des dem Menschen gegenüberstehenden, die Gegensätze umfassenden Unendlichen und das Selbstverständnis des Menschen sollen den philosophischen Glauben bauen, welcher «das Umgreifende, das weder nur Objekt noch nur Subjekt ist», erhellen soll. So erscheint als Ziel dieser Art Existenzphilosophie eine neue unmittelbare Erfahrung des umgreifenden Göttlichen.

Hier scheinen auf den ersten Blick die grauen Hintergründe der Sartreschen und Heideggerschen Systeme zu verschwinden. Aber trägt dieser Grund wirklich? Ist «gottgeschenkte Verantwortung» nicht ein bedingtes Gefühl, ein Erziehungsprodukt, dessen Verabsolutierung die Grenzen philosophischen Glaubens überschreitet? Und ist der Satz, daß der Mensch grundsätzlich unvollendbar sei, nicht auch eine bedingte Erfahrung, eine Grenzüberschreitung philosophischen Glaubens, ein Glaube als Zukunftslosigkeit? Der Gott dieses Glaubens ist nur im individuellen Verantwortungsbewußtsein wirksam, und der Mensch dieses Systems ist ein recht abstrakter Mensch. Gerade, wenn wir es als schwerstes Erbe der Vergangenheit tragen, daß der handelnde Mensch unserer Zeit in fremden Räumen lebt, sich selbst fremd wird, kann ein Glaube, der nur wieder auf das abstrakte Individuum hinzielt, keine erlösende Kraft gewähren. Die Jaspersche Philosophie ist wohl die am meisten europäische Form des Existenzialismus, vielleicht auch die tiefste. Glaube aber ist dieser philosophische Glaube nicht, denn er bleibt grundsätzlich zukunftslos, was sich am deutlichsten im Unverständnis für die Welt der biblischen Propheten zeigt. *B. B.*

Pfingsthymne

Hätten wir selbst
den Geist Gottes,
so würden wir hören
seine Stimme flüstern
überall, überall.

Wenn in einem Menschen
Gottes Wille
geschieht,
wenn in einem Menschen
teuflisches Nichtwollen
stirbt,
da hebt der Geist
mit seinen Flügelschlägen
des Mannes, der Frau, des Kindes
Seele zu Gott,
da wird es Pfingstabend,
wenn auch noch nicht Pfingsten.

Wenn in einem Menschen Gottes
Wille
so stark gewachsen,
daß bloß e r mehr lebt,
wenn ein Mensch seinen Teufel
verloren,
wenn er ihn zum Tod verurteilt
und vergessen hat,
wenn er nichts mehr gedenken
kann als Gottes;
nicht des Priesters,
nicht des Freundes,
nicht des Buches,
sondern seines eigenen, einzigen
Gottes;
wenn eines Menschen ganze Seele
in Wort und Tat und Wesen
geöffnet wird
diesem einzigen Gott,
da mag diesem Menschen
Pfingsten bevorstehen.

Der ewige Tröster umarmt seine
Brust
und die Qual der Erde zersplittert
zu Schaum,
trotz all ihres wilden Wehs,
wie die lärmende Brandung am
Felsen.

Gibt nicht Christus allein
den Geist der Pfingsten
den Menschenkindern?
Er war jener,
der seinen eigenen Vater kannte,
der seinen eigenen Gott gefunden.
Pfingsten feierte seine Seele,
sein Wille ward mit Gott eins.

Aber die bloß kannten
den Gott der Schriften,
den Gott der Vorzeit,
aber niemals kannten
den eigenen einzigen Gott,
die kreuzigten Gott,
der nicht Volk war und der nicht
Buch war,
sondern lebende Liebe,
und deshalb lebend Gericht.

Und die Arme des Kreuzes
und die Tropfen des Blutes,
die schweigen nicht,
sie sprechen:
«Ja, stich mit dem Speer,
nagle mit Nägeln!
Aber der seinen eigenen Gott
gefunden,
den kann kein Mörder töten
und dessen Wille ist eins mit Gott;
dessen Kreuz weist immer
von der Erde zum Himmel
und hält sie zusammen.»

In dessen Namen kommt Pfingsten heran,
kommt die Gewißheit, daß Pfingsten kommen wird über die ganze Welt einmal.

Emilia Fogelklou
übersetzt von Walther Eidlitz.

Schlußhymne aus dem neuesten Werk der schwedischen Dichterin Emilia Fogelklou, welches auf ihren 70. Geburtstag, den 20. Juli 1948, erschienen ist. Von diesem Buch, «Und Licht gibt es doch», schreibt der Übersetzer dieses Hymnus, daß es «das reine Gold aus der Dichterin vielfältigem Lebenswerk zu sammeln versuche. Es beginnt mit der Erschaffung Evas, der ersten Frau, die staunend in die Augen Gottes blickt. Dann leitet der Weg zu einer Reihe schmerzlich Ringender, Heiligen und Propheten, Rebellen und Zweiflern und Bekennern aus tausenden von Jahren. Und doch sind alle diese Gestalten wie Pfeiler einer Brücke, die aus der Ewigkeit durch die Niederungen und Schluchten der Zeit wieder in die Ewigkeit hineinführt».

Schöpfer Geist

Wie vor Jahrhunderten wird auch jetzt bald wieder gebetet und gesungen werden: veni creator spiritus, komm Schöpfer Geist! Doch wenn eine Welt so singt, die gerade die aktuelle Schöpfung Gottes an ihr nicht will, eine Kirche, welche die Schöpfung in fernste Vergangenheit verbannt oder allerlei Winkelkonventikel, die bewußt oder unbewußt an der Schöpfungswelt vorbeileben, dann könnte es wohl sein, daß das über dem Volk Jerusalems gesprochene Wort Christi «Sie wissen nicht, was sie tun» auch hier gilt. Komm Chaoswoge, die uns trägt und treibt, komm Schicksal, dem wir blind gehorchen, wären wohl ehrlichere Lieder. Allenfalls könnte es noch heißen: Komm Organisator Intellekt, du brauchbares Werkzeug zur Regulierung einer etwas havarierten Weltmaschinerie. Aber Schöpfer Geist, Chaosüberwinder, der wirklich Neues formt, kann das ein ehrliches Wort der am Alten Hangenden, der selber vom Chaos Geprägten sein?

Ein erstes Merkmal, durch das sich die nachpfingstlichen Erzählungen des Neuen Testaments von den vorpfingstlichen unterscheiden, ist der Sieg über die Angst. Vor dem Wehen des neuen Geistes lebte diese Gemeinde — trotz Bergpredigt, Wundertaten und Auferstehungserlebnis — in verrammelten Räumen «aus Furcht vor den Juden». Nachher treten die gleichen Menschen denen, die sie vorher gefürchtet hatten, entgegen als Menschen, die etwas zu geben haben. Der Heilige Geist hatte eben diese Furcht vor den Juden zerbrochen. Kann er auch schlimmere Furcht brechen? Denn jene Furcht war immerhin noch Furcht von Mensch zu Mensch, Furcht mit einem einigermaßen menschlichen Antlitz! Es gibt aber eine alles Menschliche zersetzende Angst. Wo sie waltet, tritt Hysterie an die Stelle des nüchternen Urteils, Schlagwort an die Stelle des erwogenen Wortes und triebhafte Leidenschaft an die Stelle des geleiteten Willens. Wo sie waltet, fehlt nicht nur der Heilige Geist, sondern Geist schlechthin, herrscht absolute Geistlosigkeit!

In den geistlosen Entscheidungen wenden die Mächtigen nackte Gewalt an, die verhinderten Mächtigen kleinliche Intriguen, die Diktatoren ihre Geheimpolizei, welche den Gegenstand der Furcht sachverständig liquidiert, die demokratisch getarnten Diktatoren ihre fast legalen Tricks, um dem Gegenstand der Furcht die Lebensmöglichkeit zu entziehen. Wo die geistlose Furcht herrscht, gibt es nur die Alternative, entweder den Gegenstand der Furcht zu beseitigen oder selber unterzugehen. Beides ist vom fast wollüstigen Schauer eines falschen Heroismus umzittert. Im Schauer des furchterzeugten Vernichtungswillens wie im anderen Schauer der sich selbst beweihräuchernden Selbstzerfleischung erstirbt aber aller echte Heroismus.

Romain Rolland sagt in seinem Michelangelo-Buche, es gebe nur einen echten Heroismus, und der bestehe darin, die Welt zu sehen, wie sie ist, und sie dennoch zu lieben. Etwas von dieser Art war wohl der Heroismus der pfingstlichen Urgemeinde. Aus dem Gegenstand der Furcht wurde ein Gegenüber der verbindlichen Rede, weil vorher aus den Furchtbesessenen Geistträger geworden waren. Die Rede der Furchtbesessenen, so solche überhaupt noch dazu fähig sind, muß entweder diktierend oder jammernd, in jedem Falle aber unfruchtbar bleiben. Fruchtbar wird nur das Wort der durch den Geist verwandelten Menschen sein, das Wort, das nicht mehr vom Leben zu trennen ist, das vielmehr mit diesem zusammen ein einziges Zeugnis für die schöpferische Kraft des Geistes bildet.

Wie das Licht erst das Dunkel als Dunkel kenntlich macht, so die Gabe des Pfingstgeistes die gähnende Geistlosigkeit unserer Zeit. Mögen große Gebilde einen solchen Zustand kraft ihrer eigenen Schwerkraft und dem Gesetz der Trägheit recht lange unbemerkt ertragen, so wird er in kleinen Räumen, die nur in der Kraft des schöpferischen Geistes, der sie belebt, ihre Berechtigung haben, viel eher sichtbar und wirksam. Hier liegt die besondere Aufgabe der kleinen Länder und, wenn sie sie nicht erkennen, ihre besondere Gefahr.

So hat die Gabe des Heiligen Geistes wenig mit jenem Gemisch von Muffigkeit und Ekstase zu tun, das eine brave christliche Tradition daraus gebraut hat. Diese Geistgabe ist kein schwächlicher Trostzuspruch, der doch alles beim alten läßt. Sie ist ein Trost, doch wohl nur in dem Sinne, in dem es ein Trost ist, wenn ein mißratenes Gefäß vom Töpfer neu unter die Hände genommen oder neu eingeschmolzen wird. Diese Gabe hat aber sehr viel mit Furchtlosigkeit und echtem Heroismus zu tun, die unter den Händen eines göttlichen Werkmeisters und in der brennenden, schmerzenden Glut seines läuternden Feuers neu erstehen dürfen.

Durch diese Tat Gottes wird eine ganze, geschichtlich gewordene Schau vom Menschen aus den Angeln gehoben. Denn der Mensch der Furcht — der in der Gegenwart ins Gespenstische ausgeweiteten Angst — was ist er? Er ist der Erbe einer bürgerlichen Zivilisation, der Mensch

einer falschen Bindung und einer falschen Freiheit. Die Bestimmung vom Besitz her, das Denken, Werten und Fürchten vom Besitz her, ist seine Bindung; und die abstrakte Individualität, das scheinbar vornehme Absehen von der häßlichen Wirklichkeit des ganzen Menschen und die Verlagerung des Menschseins in eine nirgends vorhandene Sphäre des Menschen an sich ist seine scheinbare Freiheit. Ist der Mensch aber nichts anderes als Besitzmensch oder abstrakte Individualität, so muß er in die große Angst stürzen und einmal das Opfer dessen werden, was er fürchtet.

Der schöpferische Heilige Geist verwandelt das menschliche Wesen und läßt den Menschen mehr sehen als das, was gerade vor Augen ist, zeigt ihm Himmel und Hölle geöffnet. Denken wir doch auch dabei nicht nur immer an Verzückung und Ekstase! Sind nicht Himmel und Hölle weit aufgetan für Menschen, die durch Worte und Masken hindurchzuschauen vermögen? Da schleichen die in prophetisches Pathos wie in Purpur gekleideten Heuchelworte als lauernde Teufel umher; da zucken gemarterte Leiber, die irregeleitete Gutgläubigkeit, die verführte Hoffnung, die geschändeten, ehemals leuchtenden Worte und Begriffe der Menschheit, da rast eine Hölle, auch wo keine Bomben fallen und keine Vergasungsöfen rauchen! Aber auch der Himmel ist aufgetan! Liebende und suchende Hände strecken sich aus nach allem nichtgelebten Leben, aller nichtgeliebten Liebe, um die die Menschheit betrogen ward und sich selber betrügt. Und zwischen Himmel und Hölle windet sich eine Welt, erbebt in Angst und zittert in Freude, fühlt, wie die schleichenden Unterweltgeister sie hinunterziehen möchten, und spürt auch, wie Gebete und Tränen und das helle Klingen aus schmerzgeläuterten Herzen die Pforten der Hölle selber erschüttern!

Der Heilige Geist bei den Menschen, das heißt Himmel und Hölle bei den Menschen sehen, die Welt sehen, wie sie ist, nicht nach dem Schema der Furchtmenschen, sondern die Welt in ihrer himmlischen und höllischen Fülle — und sie lieben, so wie Christus sie vom Berge der Versuchung oder vom Kreuz auf Golgatha herab sah und liebte. An der Urgemeinde hatte der Schöpfergeist solche Neuschöpfung bewirkt, aber wahrlich nicht nur an ihr. Heute wie damals besteht die den furchtsamen Menschen gegebene Verheißung nicht darin, daß der Gegenstand ihrer Furcht aus dem Felde geräumt wird, wohl aber darin, daß sie ihn mit neuen Augen anschauen, mit neuen Worten anreden lernen, mit dem Auge und dem Wort, kurz mit dem Geist des Auferstandenen auch dem Furchterregenden gegenübertreten.

Geist mitten in der Geistlosigkeit, echter Heroismus mitten in der großen Angst sind auch dieser Zeit verheißen und aufgehoben, weil der verwandelnde Christusgeist lebendig ist.

Darum sollten wir wenigstens wissen, was wir tun, wenn wir in Gebeten und Gesängen rufen: veni creator spiritus, komm Schöpfer Geist.

Bruno Balscheit.

Chor der Tröster

Gärtner sind wir, blumenlos gewordene
Kein Heilkraut läßt sich pflanzen
Von Gestern nach Morgen.
Der Salbei hat abgeblüht in den Wiegen —
Rosmarin seinen Duft im Angesicht der neuen Toten verloren —
Selbst der Wermut war bitter nur für gestern.
Die Blüten des Trostes sind zu kurz entsprossen
Reichen nicht für die Qual einer Kinderträne.

Neuer Same wird vielleicht
Im Herzen eines nächtlichen Sängers gezogen.
Wer von uns darf trösten?
In der Tiefe des Hohlwegs
Zwischen Gestern und Morgen
Steht der Cherub
Mahlt mit seinen Flügeln die Blitze der Trauer
Seine Hände aber halten die Felsen auseinander
Von Gestern und Morgen
Wie die Ränder einer Wunde.
Die offen bleiben soll
Die noch nicht heilen darf.

Nicht einschlafen lassen die Blitze der Trauer
Das Feld des Vergessens.

Wer von uns darf trösten?

Gärtner sind wir, blumenlos gewordene
Und stehn auf einem Stern, der strahlt
Und weinen.

Nelly Sachs.

Aus der Sammlung «In den Wohnungen des Todes», welche im Aufbau-Verlag, Berlin W 8, 1947 in 20 000 Exemplaren erschienen ist. Nelly Sachs, die seinerzeit von Selma Lagerlöf aus dem Dritten Reich nach Schweden gerettet wurde, vermittelt in ihrer reinen und echten Lyrik unserer Zeit den wahren Ausdruck des Geistes und — der Trauer, der tiefen Trauer Israels. Aber auch die Hoffnung Israels lebt in dieser erhebenden Dichtung.

Nelly Sachs lebt mit ihrer kranken Mutter in Stockholm in so beschränkten Verhältnissen, daß ihr kaum Zeit und Kraft zu ihrer dichterischen Arbeit bleibt. Um ihr zu helfen und um ihrem Werke den wohlverdienten Weg in die Öffentlichkeit zu bahnen, beabsichtigen skandinavische Freunde der Dichterin, deren unveröffentlichtes Werk «Eli, Ein Mysterium vom Leiden Israels» in deutscher Sprache in einer kleinen bibliophilen Ausgabe herauszugeben. Das Büchlein soll mit einer Zeichnung von Esaias Thoren geschmückt und von der Dichterin signiert erscheinen. Subskriptionen sind unter Einzahlung von schwed. Kr. 30.— an Prof. Walter A. Behrendsohn, Stremaljvägen 8, Bromma-Stockholm, Postgiro 19 55 36, zu richten.

Georg Bernanos

(Fortsetzung.)

3.

Georg Bernanos ist und will auch als Dichter, der das Leben in seinem Herzen filtert, um die geheime, mit Balsam und Gift erfüllte Essenz herauszuziehen, nur *Zeuge* sein. Er schildert, was er beobachtet und was jedermann beobachten könnte, wenn ihm dieselbe Sehschärfe gegeben wäre; denn es ist gewöhnliches Land, in dem sich seine Romangestalten bewegen, der Artois mit seinem gegen das Meer hin sich auflösenden Horizont, mit seinen Städten und Dörfern, wie Boulogne, Desvres, Etaples, Montreuil, Campagne, Heuchin und vor allem Lumbres, Ortschaftsnamen, denen wir in Bernanos' großen Romanen immer wieder begegnen. Es leben dort Menschen, die sich von unsereinem kaum merklich unterscheiden, Arbeiter und Bauern, Müller und Mehlhändler, Bierbrauer und Geschäftsleute, wie wir sie auch haben und kennen, keine Leute also, die wir des besonderen Interesses eines Schriftstellers für wert und würdig erachten, auch kaum die Amtsleute, die Richter, Räte und Abgeordneten eines solchen Bezirkes, und schon gar nicht die Kleriker in jenen Diözesen, die Kaplane, Pfarrherren, Äbte und Bischöfe. Für die meisten gibt es da nichts Sonderliches zu sehen, denn weitaus die Mehrzahl der Menschen pflegt das Leben in seiner Mannigfaltigkeit zu verallgemeinern, zu verflachen, zu versimpeln. Daran ist nicht zuletzt die Wissenschaft schuld. Sie läßt uns über den Einzelmenschen im unklaren. Sie begnügt sich damit, die Umstände aufzuhellen, die ihn mit dem allgemeinen Geschehen verbinden; sie katalogisiert das Leben. Die Kunst aber widerstrebt den Allgemeinbegriffen, sie stellt nur das Einzelwesen dar, will nur das Einmalige. Sie reiht nicht ein, sondern aus. Sie hat es gar nicht nötig, ihre Aufmerksamkeit besonderen Gestalten und Mächten zuzuwenden; sie entdeckt vielmehr das besondere, das einmalige Leben in irgendwelchen Gestalten und Mächten, ob sie nun göttlich seien, mittelmäßig oder verbrecherisch.

Gleich sein 1926 erschienener Erstlingsroman «*Die Sonne Satans*» — der am 20. Februar 1888 in Paris geborene Dichter stand damals bereits im gereiften Mannesalter — beginnt in seinem ersten Teil mit der Geschichte der Germaine Malorthy aus dem Artois, der kaum der Schule entlassenen Tochter eines Bierbrauers, welcher das Korn zugunsten der Gerste aufgab und Politik und Bier machte, das eine wie das andere reichlich schlecht. Dies kleine Bürgermädchen verstand zu lieben, das heißt, sie nährte wie eine schöne reifende Frucht die Begierde nach der Lust und der Gefahr in sich, die unerschrockene Zuversicht derer, die alles auf einen Wurf setzen, einer unbekannten Welt Trotz bieten und mit jeder Generation von neuem die Geschichte des alten Universums beginnen. Das von den Erschütterungen seiner körper-

lichen Entwicklung fast zur Raserei gebrachte junge Wesen tobt sich heimlich und unheimlich aus und zieht mit einer geradezu teuflischen Zwangsläufigkeit einen Arzt, einen heruntergekommenen Marquis und vor allem den Abgeordneten des Bezirks, von dem sie dann ein Kind empfängt, in den Strudel der Leidenschaften. Der Leser erlebt den ganzen Aufruhr hirnbetäubender Gedanken und der unermeßlich vielen Lügen, die in diesem Menschenkind wie in einem Bienenkorb schwirren; er erfährt die grauenhaft ansteckende Lust am Bösen, am Bösen, das zuletzt ergriffen und besessen wird, und er begreift, daß das Laster eine langsame und tiefe Wurzel in das Herz gräbt; aber die schöne giftige Blume schimmert und glänzt nur einen einzigen Tag. So scheint hier «die Sonne Satans» böse und verderbenbringend über schlimmstes menschliches Sumpfland. Aber mit diesem mehr äußerlichen Schauspiel entläßt uns der Dichter wahrlich nicht; es ist vielmehr bloß Einleitung und Ouvertüre zu einem ganz andern Drama der Seele. Denn in das Sumpfland eingerammt sind ja schließlich die Pfeiler der Kirche, und zwar der katholischen Kirche mit ihrem Anspruch, die alleinseligmachende zu sein, und ihre Priester sind am Werke, das rettende Netz Petri auch und gerade in diese verlorene und verlogene Welt auszuwerfen, um die im Höllenpfuhl versumpften Seelen herauszufischen. Kontrastierend zum gewitterschwülen Gewoge erotischer Ausbrüche flicht darum Bernanos ein Kapitel ein, aus dem uns die fröstelnde Luft eines Pfarrzimmers entgegenschlägt, wo der altehrwürdige Kanonikus Abbé Menou-Segrais, der sich in der Geschichte der mystischen Benediktinerinnen, der heiligen Gertrud, der heiligen Mechtild und der heiligen Hildegard glänzend auskennt, mit seinem Freund, dem Abbé Demange seine Gedanken austauscht über einen jungen, ungehobelten Priester, der ihm, dem Dechanten von Campagne, zur Obhut anvertraut ward. Wegen seiner linkischen Art konnte dieser junge Priester die Zustimmung seiner Vorgesetzten nicht erreichen und durfte darum auch nicht selbständig ein Amt übernehmen. Aber der Dichter läßt uns keinen Augenblick in Zweifel darüber, daß Gott seinen Kampf nicht mit jenen klugen, konzilianten Priestern führt, sondern gerade mit diesem offiziell nicht anerkannten und eher belächeltem Mann, von dem der alte Kanonikus folgende bezeichnende Charakteristik gibt: «Ein großer Bursche mit breiten Schultern, von einem so einfältig guten Willen, daß es nicht auszuhalten ist; noch unerträglicher wird er mit seinen Versuchen, zarte Rücksicht zu nehmen, seine roten Hände zu verstecken, mit seinen genagelten Schuhen vorsichtig aufzutreten und seine Stimme zu dämpfen, die für Ochsen und Pferde geschaffen ist ... Mein kleiner Setter beriecht ihn mit Ekel, meine Haushälterin hat es satt, seine Soutane zu flicken und zu reinigen, die eine von seinen beiden, die noch einigermaßen anständig aussieht ... Von Erziehung keine Spur. Von Kenntnissen kaum mehr, als man braucht, um hinlänglich das Brevier zu lesen. Gewiß liest er die Messe mit lobenswerter Frömmigkeit, aber so lang-

sam und mit so ungeschickter Beflissenheit, daß mir in meinem Chorstuhl der Schweiß ausbricht, obgleich es da verteufelt kalt ist! Schon bei dem Gedanken, auf der Kanzel einer so verwöhnten Zuhörerschaft wie der unsern entgegenzutreten, schien er so unglücklich, daß ich ihn dazu nicht zu zwingen wagte und weiter meine arme Kehle plagen muß. Was soll ich Ihnen noch sagen? Den ganzen Tag läuft er auf schmutzigen Wegen herum, wie ein Landstreicher anzuschauen; mit den Fuhrleuten gibt er sich ab in der trügerischen Hoffnung, er werde diese Herren eine Sprache lehren, die der göttlichen Majestät weniger nahetrete, und der Geruch, den er aus den Ställen mit sich bringt, belästigt die Frommen. Schließlich habe ich ihm noch nicht einmal beibringen können, eine Partie Tric-Trac mit Anstand zu verlieren. Um 9 Uhr ist er schon schlaftrunken, und ich muß auf diese Unterhaltung verzichten . . .» Doch ebendieser «unnütze Esser» ist der einzige, der seinen Glauben existentiell lebt und so in der unsagbaren Qual seiner eintönigen Prüfungsjahre zu dem heranreift, was ihm von der Vorsehung bestimmt ist: ein Werkzeug Gottes zu werden und als Pfarrer von Lumbres ein Heiligenleben zu führen inmitten aller Greuel und Versuchungen. Bernanos läßt uns die Anfechtungen und Kämpfe mit erleben, die dieser Priester besteht im Ringen um die verlorenen Schafe seiner Herde und so auch um die Seele jenes Mädchens, das mit verbundenen Augen in einen Abgrund von unbegreiflicher Niedertracht stürzt und zuletzt in den Selbstmord. Beim Lesen hat man den vollendeten Eindruck, einer Höllenfahrt beizuwohnen, und man erschrickt vor der heraufbeschworenen Übermacht des Bösen dergestalt, daß man sich fragen muß: Wer ist Herr auf dieser Erde, Gott oder der Teufel? Der Heilige von Lumbres, der Pfarrer Donissan, hat von Gott die Gabe der Herzensschau, einen sechsten Sinn erhalten für die verborgene Sünde, die er aus allen Schlupfwinkeln vertreibt; aber siehe da, dieser von Gott bestellte Jäger Satans wird selber vom Satan wie ein armes Wild gejagt, und er läßt ihn nicht einmal dann in Ruhe, wenn er von den Stufen des Altars zum Kreuz aufblickt. Denn Satan findet sich nicht nur in geilen Blicken, in ruchlosen Händen, in Ohren, die voll Wind sind, ja, mitunter sucht man ihn im Fleisch, das die elende Lust durchdringt, vergebens. Satan ist überall, «auch im Gebet des Einsiedlers, in seinem Fasten und seiner Kasteiung, im Innern der tiefsten Verzückung und im Schweigen des Herzens . . . Er vergiftet das Weihwasser, er brennt in der geweihten Kerze, atmet im Mund der Jungfrauen, verwundet mit dem Büßerhemd und der Geißel, und wohin er kommt, ist alles vergiftet. Man sah ihn auf den Lippen lügen, die sich öffneten, um das Wort der Wahrheit zu verkünden, man sah ihn, wie er den Gerechten durch Donner und Blitze seligen Entzückens bis in die Arme Gottes verfolgte . . .» Und so wird der nach beseligender Gnade dürstende Gottesknecht von Lumbres selber von Satan durch sein Leben und noch durch seinen ihn überfallenden Tod hindurch gehetzt «bis in die Arme Gottes hinein», und auf dem Gesicht des im Beichtstuhl Ge-

storbenen starrt Höllengraus. Auf solch ein Geschehen paßt der Titel des Romans «Unter der Sonne Satans».

Herkommend von den Gestaden einer gesicherten Menschlichkeit wird man über einen solchen Roman nur den Kopf schütteln können. Aber vielleicht existieren solche Gestade nur noch in unserer Illusion; denn die Welt und alles in der Welt ist verteufelt wankend geworden, und man wird heute für dieses Erstlingswerk Bernanos' schon ein wenig mehr Verständnis aufzubringen geneigt sein, als dies vor mehr als zwanzig Jahren der Fall war. Damals begnügten sich die Vorsichtigen mit einer zurückhaltend abwartenden Kritik, indessen vor allem von kirchlicher Seite her eine wahre Sintflut erbittert ablehnender Stimmen folgte; aber seither hat man es doch schon erfahren, daß auch die Hölle auf Erden ihre Klöster hat. Es ist zu bequem, sich die Gedankenwelt Bernanos' dadurch vom Leibe halten zu wollen, daß man sie mit dem Anathema der Irrlehre belegt und sie mithin dem Manichäismus unterstellt. Denn Bernanos ist den Lockungen Manis nicht erlegen und hat dessen dualistische Lehre vom Kampf zwischen Gut und Böse, zwischen Licht und Finsternis als ewigen Gegensätzen nie geteilt. Er hat nur wieder den Teufel ernst genommen, wie er im Buch der Bücher gelehrt wird, den johanneischen «Fürsten dieser Welt», um deswillen Gottes Sohn die Hölle der Gottverlassenheit auf sich nahm und am Kreuze verschied. Diesen, den richtigen satanischen Teufel, der auch den Herrn versuchte, entdeckte Bernanos wieder für unsere Zeit und Welt, so wie einst Dante für seine Zeit die Hölle beschrieb. Goethes philosophisch angehauchter und für jede tiefere Kulturphilosophie durchaus annehmbarer Teufel, der stets das Böse will und stets das Gute schafft, ist uns mit seinem mephistophelischen Antlitz bereits zu vertraut, als daß wir uns noch vor ihm grauen lassen. Und der Teufel der russischen Religionsphilosophie, der Teufel Dostojewskijs und vor allem Solovjeffs, der als Antichrist aus seinem metaphysischen Versteck heraus diplomatisch und problematisch den Brodem des Chaos in die Verwaltung der Menschheitsgeschäfte hineinbläst, bewohnt zu sehr das ferne Reich der Ideen, als daß er uns real begegnen und treffen könnte. Bernanos' Teufel jedoch ist die leibhaftige, unproblematische und brutale Macht des Bösen, ist *der* Böse des Unservater, vor dem jedes Kind Angst hat, weil er die Menschen anfällt wie ein Räuber und sie in Wollust und Verzweiflung ins Verderben stößt. Ein Teufel, der es dazu bringt, daß ein Mädchen das Rasiermesser nimmt, sich vor dem Spiegel hinstellt, das Kinn rückwärts geworfen, die Kehle gespannt und dargeboten, um die Schneide bewußt und blutdürstig anzulegen und sie in ihrem Fleisch knirschen zu hören ... Man kann versuchen, sich solche Dinge vom Auge zu halten, weil sie zu grausam sind; aber wenn man sie auch nicht sieht, sie ereignen sich doch, und wer ihre Rätsel verstehen will, sucht vergebens Rat bei jenen Philosophen, die durch eine kluge Mischung von Mathematik mit Geist aus dem Daseinsproblem eine Zerstreuung für anstän-

dige Leute machen. «Die Welt ist keine gut zusammengebaute Maschine», heißt es in diesem Buche irgendwo. «Gott warf uns zwischen Sich und Satan als seinen letzten Wall . . . Und so hoch wir uns auch in Gebet und Liebe erheben, wir tragen ihn, an unsere Flanken geheftet, mit uns, den greulichen, vor unermeßlichem Gelächter berstenden Begleiter! Wir wollen zusammen beten . . .» Der Pfarrer von Lumbres kommt schließlich zur Einsicht, daß es dem Menschen bestimmt sei, bis in die Todesqual hinein die Prüfungen der Seele zu erdulden, ohne die sieghafte Macht der Gnade im Erlebnis der Freude zu erfahren; denn auch «der Mann am Kreuz ist nicht dazu da, um zu siegen, sondern um bis zum Tod Zeugnis abzulegen wider List, Unrecht, Gemeinheit und falschen Urteilsspruch, gegen die er Gott anruft».

Man wird gegen diese untheologische, aber temperamentvolle Theologie[13] manchen kritischen Einwand ins Feld führen können, aber der Sturm echter Leidenschaft, der dieses Buch durchbraust, macht es uns unmöglich, es kalten Blutes zu lesen. Es wirft Fragen auf, die in die Mitte des Glaubens weisen. Bernanos selbst ist von diesen Fragen bedrängt, und darum muß er sie entäußern in einem zweiten und dritten Buch, das in der deutschen Übertragung unter dem Titel *«Der Abtrünnige»* erschienen ist, aber im Original in die beiden Romane zerfällt: *«L'imposture»* (Der Betrug) und *«La Joie»* (Die Freude). Beide Bücher hängen aufs engste miteinander zusammen, so daß das erste im zweiten eine gewisse Ergänzung findet; ich sage absichtlich eine «gewisse» Ergänzung bloß. Denn der erste Roman «Der Betrug» enthält eigentlich überhaupt keine Handlung, sondern das Ganze ist, im Grunde genommen, eine gedrängte Zusammenballung von nächtlichen Monologen, Dialogen, Halluzinationen und Delirien, so daß man am Ende der Lektüre, nach dreihundert Seiten, immer noch in der aussichts- und auswieglosen Situation des Anfangs steht. Literarisch betrachtet, kann man sich fragen, ob ein solcher Gedankenerguß überhaupt noch zur Gattung der Romane zu rechnen sei, und ein Kritiker hat geurteilt: «Dieser Roman ist eine einzige seelische Marter für den Leser, der einen Roman liest, um sich ein Vergnügen zu verschaffen, aber nicht, um sich eine Krankheit zu holen» (Karl Pfleger). Doch hat ein Kenner wie Bertrand vom Standpunkt des Literaten dieses Buch restlos bewundert, zwar nicht wegen seiner Ausgeglichenheit, aber wegen seiner außerordentlichen Fülle und Kühnheit. Besonders die Art, in der Bernanos den Roman aufbaut, ihn vielmehr zyklopisch in riesigen Blöcken auftürmt, ist einzigartig. Die schmalspurige Logik des diskursiven Verstandes ist durch eine mächtige, organische Logik ersetzt, welche aus der geistigen Atmosphäre einer Szene, eines Bildes gleich das andere, das Gegenbild *en bloc* schöpferisch heraushebt. Äußerlich und quantitativ geschieht, wie gesagt,

[13] Vgl. Gurian, Waldemar: Untheologische «Theologie» als Kampfmittel. In: «Abendland». Jg. 5, H. 3, Dez. 1929, S. 101 f.

so gut wie nichts, aber innerlich und qualitativ wird ungefähr das Letzte und Verzweifeltste entfaltet, was einem Christenmenschen und besonders einer Priesterseele passieren kann. Abbé Cénabre, weltberühmt durch seine «Geschichte des Arianismus» und seine «Florentinischen Mystiker» und überdies durch seinen eleganten, unangreifbaren Skeptizismus, hat den Glauben verloren. Der Roman führt mitten in den Ausbruch, nicht in die Entwicklung, sondern in die elementare Krise hinein. Nicht als ob sein Glaube bis jetzt eine bewußte Heuchelei gewesen wäre. Aber er war kein organischer Teil seines Seelenlebens, sondern nur ein selbstverständliches Anhängsel des geistlichen Berufes, den er ergriffen hatte, weil er der einzige Ausweg aus der sozialen Armseligkeit seiner Familie war. Dies Anhängsel hat sich nun plötzlich losgelöst. «Ich glaube nicht mehr.» Er ist bestürzt, ratlos, ruft telephonisch den ihm bekannten Abbé Chevance, weil er jetzt nicht allein sein kann, weil er einen «Zeugen» haben muß; warum, das weiß er selber nicht genau. Dieser Chevance, wegen einer Ungeschicktheit seines Pfarramtes in der Provinz enthoben und als Hilfspriester an eine Kirche in Paris versetzt, ist ein Wunder von erschreckender Demut und kindlicher Einfalt, mit dem übernatürlichen Blick für die Unterscheidung der Geister begabt; er ahnt mit absoluter, mit Worten nicht zu beweisender Sicherheit, daß vor seinen Augen Cénabre sozusagen physisch vom Satan ergriffen wird; er bettelt, jammert, fleht unter Tränen und auf den Knien vor dem Unglückseligen, mit der ohnmächtigen Hoffnung der Verzweiflung, das Unwiderrufliche könne noch widerrufen werden. Er wird mit Tritten und Schlägen eines mystischen Hasses hinausgeworfen. Drinnen bleibt ein Mensch, der die ganze Nacht hindurch vom «allegro furioso» eines inwendigen Höllensturmes wie ein abgerissenes Blatt hin und her gewirbelt wird und gar nicht mehr weiß, daß er sich die Mündung des entsicherten Revolvers minutenlang an die Stirne preßte. Da ist alles ein ruhe- und rastloses, traumhaft sich wandelndes Gewoge von Gefühlen, Leidenschaften, Wutausbrüchen mit Intervallen einer rätselhaft verruchten Seligkeit, ein Gewoge von gespenstischen Nebelschwaden über einem großen, in Nacht und Graus sich verlierenden Sumpf. Alles kreist wiederum mit faszinierender Kraft um das teuflische Prinzip der Verwüstung, das in der Seele dieses Priesters haust. Und in diesem Zustand verlassen wir ihn. Doch zwischendurch leuchtet auch hier ein einziger Lichtpunkt. Abbé Chevance, der reine, heilige Tor — er erinnert an jenen Pfarrer von Lumbres, den wir kennengelernt haben —, will das Unmögliche unternehmen und in stellvertretendem zeitlichem Tod den andern vom ewigen Tod erretten. Es gelingt ihm nicht. Auch er versinkt sterbend in niederschmetternder Gottverlassenheit. Zwar stirbt er so, weil er für Cénabre stirbt, weil er dessen Sünde auf sich nehmen und dafür bezahlen will. Aber vollenden kann dieses von ihm begonnene Werk erst seine geistliche Tochter, die reine Jungfrau Chantal. Sie, die jetzt fassungslos und schmerzzerrissen vor dem trostlosen Ende dessen

steht, der als einziger ihre Seele mitten in das Geheimnis der Gottesfreude geführt hat, tritt mit der lodernden Flamme dieses ungeheuerlichen Opfertodes in das Leben des Apostaten ein, und der Leser ahnt bloß, daß noch Gnade, Licht und Freude von diesem Tode ausgehen werden. In der Tat, ein Geschehen, das im Grunde kein Geschehen, sondern eine mit dem ganzen Feuer mystischer Leidenschaft vorgetragene Illusion ist, ein einziger — Betrug. So wirkt dieser Roman wie ein ergreifender Kommentar zu Psalm 49, 8 und 9: «Kann doch einen Bruder niemand erlösen noch ihn Gott versöhnen (denn es kostet zuviel, ihre Seele zu erlösen; man muß es lassen anstehen ewiglich)» und zu Matth. 16, 26 b: «Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?»

Das Stichwort «*Freude*» als Titel über dem zweiten Buch des Romans klingt nach alledem wenig glaubwürdig. Es ist nur verständlich im Blick auf die Chantal de Clergie, die im Grunde ein Kind ist, ein Kind nicht nur vor den Menschen, sondern, was mehr ist, vor Gott. Ihr franziskanisches Wesen strahlt die süße Majestät der Gotteskindschaft aus und erscheint als das lebendige Gefäß, aus dem Gott den empfänglich Hungernden die große Freude schenkt. Aber diese Freude entbehrt der sieghaft heilenden Kraft. Sie leuchtet nur, um die Tragödie um so erschütternder zu gestalten. Denn dieses Jungmädchen mit lachendem Herzen wird in einen unwiderstehlichen Wirbel hineingezogen und innerhalb weniger Wochen zu den furchterregenden, heiligen Tiefen des Lebens entführt. Inmitten des trostlosen Grauens ihres Elternhauses und des dort verkehrenden Klerus und Akademikertums wird es allen und jedem ein Ärgernis oder eine Torheit, ja, ein Anreiz zu Sünde und Verbrechen, und ausgerechnet ein dem Bösen am tiefsten verfallener, rauschgiftsüchtiger Chauffeur findet mit dem Scharfblick des Besessenen des Rätsels Lösung: die Gnade ist in das Haus eingebrochen, und Chantal ist ihr Werkzeug. Wunderbar zeichnet Bernanos die mächtige Stringenz des übernatürlichen Geschehens, wie dieses Mädchen die Stationen eines inwendigen Kreuzweges durchlebt, bis aus der Wunde ihres Herzens ein übermenschliches Mitleid mit der sündigen Kreatur quillt und zur Todesbereitschaft drängt. «Die Freude» ist also nichts anderes als die Geschichte ihres Opferlebens und Opfertodes zur Rettung des «Abtrünnigen». So überschreibt sinnvoll die deutsche Übersetzung den ganzen Roman, dessen zwei Teile im Französischen nicht ohne Nachteil getrennt erschienen. Aber ist nicht das alles zu schwarz, und diese Freude, ist sie nicht selbst zu düster? Wer zur *Mystik* keinerlei Neigung hat, wird sich von diesen leidenschaftlichen Schilderungen innerer Vorgänge vielleicht sogar angewidert fühlen. Er wird den Ekstasen nicht folgen können, in denen Chantal die Passion Christi erlebt und das schreckliche Antlitz des erhängten Verräters schaut. Aber auch für den, dem das Wesen der Mystik und ihrer Geschichte nicht ganz fremd ist, bleibt der Eindruck zurück, daß sich bei Bernanos diese Dinge in einem wesentlich

dämonischen Aspekt darstellen. Die Nachtseite der Mystik bekommen wir durch ihn zu Gesicht, und ihre Lichtseite verliert sich in einem Jenseits der Ahnung und der unzuverlässigen Andeutung. Doch vielleicht *muß* das sein. Vielleicht muß die Mystik, sofern sie Sichtbares aufweist, im Negativen enden. Denn der Weg der Mystik ist ja die *«via negationis»*, d. h. der Weg der Verneinung. Sie schreitet vorwärts, indem sie zurückweicht; sie findet, indem sie verliert; sie hebt sich empor, indem sie fällt. Und vor allem lebt sie von des Daseins Geheimnis, das auch vom erleuchtetsten Divinationsvermögen nie ganz entschleiert wird. Das Geheimnis aller Geheimnisse aber ist das *«mysterium iniquitatis»*, die Tatsache der Ungerechtigkeit auf Erden im Angesicht des gerechten Gottes, die Tatsache des Bösen, das unser Menschenleben zerwühlt, eingedenk dessen, der sprach: «Und siehe, es war sehr gut!» Dieses Geheimnis ist es, in das Bernanos seine scharf geschliffenen Gedanken bis in des Wahnsinns grundlose Tiefe hineinbohrt, und darum sucht er als Katholik gerade beim Priestertum Weisung und Hilfe. Er findet sie nicht beim Priestertum als solchem, und bei seiner unheilbaren Abneigung gegen den «mittelmäßigen» Priester erwartet er sie auch nicht von dort. Aber er glaubt, daß sich innerhalb des Priestertums das Außerordentliche und Einmalige der göttlichen Offenbarung doch je und dann ereignen wird, wo immer sich einer auf den Weg der Buße und des Gehorsams unter dem Kreuz stellen läßt. Er glaubt, daß der wahrhaft Pönitierende noch heute mitten in der Schuttmasse der Kirche jene Perle finde, derentwegen einst ein Kaufmann hinging und alles verkaufte, was er hatte. Also Bernanos glaubt an Gott, an sein Reich, an die ewige Freude. Nur ist sie nicht auffindbar, in keinen Dimensionen des empirischen Seins. Und das ist im Grunde nichts anderes als die Weisheit Gottes, die der Welt als eine Torheit gilt. Es ist erstaunlich, daß ein Romandichter mit so unbeirrbarer Konsequenz seine großen und — man möchte fast sagen — raffinierten Künstlertalente ganz in den Dienst dieser Erkenntnis stellt.

Auch *«Die Geschichte der Mouchette»* fügt sich diesem Zusammenhang ein. Es geht auch hier um die Erforschung der Sünde, ihrer Anlässe und ihrer Auswirkungen, allein mit dem Unterschied, daß hier die *Armut* als nie fehlender Hintergrund des Ganzen thematisch führend wird. Diese Erzählung voll düsterer Melancholie erinnert an ein Gemälde Vincent van Goghs, und zwar aus dessen schwermütiger Brabanter Zeit, etwa an «die Kartoffelesser», an jene Bauernfamilie, die am Abend bei qualmendem Lämpchen um die dampfende Schüssel sitzt — ein Bild, das den ganzen schweren Ernst der Mahlzeit der Armen verkörpert. Es ist ganz in der Ordnung, solche Vergleiche zu ziehen, denn Bernanos selbst sagt in dieser Erzählung: «Für alle, die im Elend sind, genügt der eine Begriff Elend. Ihr Elend hat kein Gesicht.» Das heißt: es ist überall und zu allen Zeiten Elend und nichts als Elend. Wo das Elend lagert, da spielen der Schnaps eine Rolle und die Müdigkeit der

Glieder nach angestrengter Arbeit und die verborgene Bettstatt, wo das Raubtier im Menschen knurrt voll körperlichen Wohlbehagens. Mit wieviel bis zu Tränen rührendem Erbarmen weiß Bernanos zu schildern, was auf ein solches Mädchen aus einer notorischen Schnapserfamilie alles wartet, wie es eines Tages einfach wegläuft von der Schule und nicht wieder heimkehrt, sondern durch Schmutz und Nässe watet, um in einer Feldhütte, einmal ohne Prügel zu gewärtigen, Zuflucht für eine Nacht zu finden. Doch es kann nicht anders sein. Wer seinem eigenen Elend entrinnen will, kommt erst recht vom Regen in die Traufe. Es begibt sich, daß ein Vagant dort ebenfalls Schutz und Wärme sucht, und natürlich hat auch er seinen sauren Wacholderschoppen nicht vergessen. Die beiden verstehen sich gut und fühlen Mitleid miteinander wie diebische Katzen, die verjagt wurden. Zu lügen und zu hinterlisten ist beiden von Kindheit an ein vertrautes, notwendiges Geschäft, und daß in einer solchen Nacht ein Kindlein erzeugt wird auf Stroh und Schmutz, ein selbstverständlicher Vorgang. Selbstverständlich auch, daß man es nie zugeben wird, sondern noch seine Lust daran hat, andere ins Unglück zu reiten und zu verleumden. Es kommt selbstverständlich alles doch einmal aus. Dann ist es ein trüber Tag, und weil der Tag so trüb ist, gibt es auch trübes Wasser, in denen die arme Mouchette ihr armes Leben versenkt. Es kann und darf aber kein Tadel auf sie fallen. Auch der Pfarrherr jenes Sprengels — er gleicht wiederum dem «Heiligen von Lumbres» — kennt die Mouchette, ihren Vater, ihre Mutter, ihre ganze Umgebung. Er kennt die Arbeiter mit ihren müden Lidern, die Bauersfrauen, die nach saurer Milch und nach Schweinefutter riechen. Er kennt die Arbeitshände, Hausfrauenhände, die in Ruhestellung lächerlich wirken, und von deren Lächerlichkeit die armen Leute eine gewisse Ahnung haben, denn wenn sie müßig sind, verstecken sie sie gern. Er empfindet es als grausamen Spott, wenn er vom Arbeiter in Sonntagskleidung sagen hört, er wisse nicht, was er mit seinen Händen anfangen soll: denn er versteht, daß man einzig der Arbeit dieser dienenden Hände sein tägliches Brot verdankt. Er durchschaut die Armut und ihre von Sünden schwangere Atmosphäre, und er weiß nur um *eine* Arznei dagegen: die Vergebung der Sünden um Jesu Christi willen, des Heilandes, der sich solidarisch erklärt hat mit dem Geringsten seiner Brüder. Und so spendet er denn auch der Mouchette bei einer Begegnung mit ihr auf einsamem Wege das lösende Wort des Erbarmens, aber dieses Wort der Absolution vermag den zwanghaften Todeskreis der Armen bloß zu tangieren. Eine Rettung ins Diesseits gelingt nicht mehr, sondern nur eine solche ins Jenseits. Aber das ist keineswegs der Sinn der Erzählung. Der Dichter will im Gegenteil sagen: die Todesmacht, die aus der Hölle stammt, hat hier wieder einmal ihr Opfer gefunden. Den Reichen und Mächtigen stehen tausend Hilfsmittel zur Verfügung, um sie für eine Weile scheinbar zu narren, aber «den mit der geheiligten Kennmarke des Elendes gezeichneten Armen» überrumpelt sie mit Ge-

walt. «Kaum ist eine Bresche der Verzweiflung in diese einfältigen Seelen geschlagen, dann bleibt ihnen in ihrer Unwissenheit tatsächlich kein anderes Mittel als der Selbstmord, der Selbstmord des Elenden, der dem des Kindes so ähnlich ist.»

Erdröhnt aus einem solchen Roman nicht dieselbe Anklage wie aus jenem oben erwähnten Armeleutebild van Goghs, das die Satten und Sichern aus ihrem Schlaf erwecken und sie zu Hilfe rufen will? Der Maler wie der Dichter stellen die Abgestumpftheit der Elenden mit jener rauhen Offenheit dar, die nur dem zornigen Grimm vertraut. Und wer das liest und sieht, der wird von einer Atmosphäre großmenschlichen starken Mitleids umweht, in welcher die Früchte des Guten reifen.

4.

Wir wenden uns nun dem «*Tagebuch eines Landpfarrers*[14]» zu, einem Werke, das den Romanpreis, den die Académie Française ihm im Jahre 1936 zugedacht hat, voll und ganz rechtfertigt. Mit ihm hat uns Bernanos ein Buch geschenkt, das die zeitgenössische Literatur turmhoch überragt, und das zugleich auch die Krone seines eigenen Schaffens darstellt. Im Blick darauf darf mit Karl Pfleger wirklich von einem «Aufstieg ins Mysterium[15]» gesprochen werden. Wiederum hat es mit den schon besprochenen Romanen das seltsame Interesse am Priesterstande gemein. Wiederum führt es auf seinem bald wild, bald träge dahinziehenden Gedankenfluß dieselbe Problemmasse von Sünde, Tod und Teufel mit sich, nur daß hier alles noch viel intensiver durchschaut und von *einem* Gesichtspunkt aus durchdrungen wird, nämlich von dem des Tagebuchschreibers. Daß es sich «nur» um einen Roman handelt, und nicht um ein wirkliches Tagebuch, dem kommt der Leser kaum auf die Spur; denn sowohl inhaltlich als auch formell erweckt jede Seite die Armutsatmosphäre einer echt französischen, vom jahrzehntelangen Laizismus religiös ausgehöhlten Landpfarre, in der zur seltenen Ausnahme ein wahrhaft Pönitierender seines geistlichen Amtes waltet inmitten von unsäglich viel Schmutz und Niedertracht. Gattungsmäßig erinnert mich das Buch an Goethes Werther, sofern hier wie dort die Kunst der Identifikation als vollendet erscheint. Bernanos verwendet nicht selten auch schriftstellerische Tricks, um die täuschende Ähnlichkeit seines «Tagebuches» mit dem Manuskript seines fingierten Autors sichtbar werden zu lassen, indem er den Text etwa durch folgende Einschübe unterbricht: «Hier fehlen zehn herausgerissene Seiten im Heft. Die wenigen Worte, die am inneren Rand stehengeblieben waren, sind sorgfältig ausgestrichen.» Oder: «Was an den Rändern der Heftseiten noch

[14] Der Titel des Originals lautet: «Journal d'un curé de campagne», Verlag Plon, Paris 1936. Die Zitate nach der deutschen Übertragung, erschienen bei J. Hegner in Leipzig 1938.

[15] A. a. O.

an Schrift übrigbleibt, ist unleserlich, jedes Wort ist mit so heftig aufgetragenen Federzügen hingesetzt, daß sie an manchen Stellen das Papier durchlöchert haben.» Kurzum, man liest das Tagebuch wirklich als ein solches und erlebt alle Stadien dessen, der es schrieb.

Auf eine eigentliche Inhaltsangabe können wir uns nicht einlassen, weil ein Tagebuch seinem Wesen nach zu disparate Elemente enthält. «Heute morgen habe ich mich entschlossen, das Tagebuch höchstens zwölf Monate lang zu führen. Nächstes Jahr, am 25. November, werde ich diese Blätter ins Feuer werfen und will dann versuchen sie zu vergessen.» In dieser Absicht läßt Bernanos seinen Tagebuchschreiber beginnen, was dem Leser als vollkommen glaubhaft erscheint; denn nichts läßt am Anfang darauf schließen, daß wir es mit besonders interessanten Ausführungen werden zu tun bekommen. Die Pfarre, in der der junge Priester wirkt, ist eine Landpfarre wie alle andern. «Alle Pfarren sind einander ähnlich. Natürlich nur die von heuzutage.» Das stellt der Tagebuchschreiber selber fest. Und er, der Pfarrer, ist auch einer von ganz gewöhnlichem Format. Was ihn allenfalls von andern unterscheidet, ist bloß dies, daß er nicht nur von armen, sondern von sehr armen Leuten abstammt. Für einen oberflächlichen Beobachter bin ich nicht wesentlich anders als meine Amtsbrüder. Ich bin ein Bauer wie sie. Aber ich stamme aus einer Familie von sehr armen Leuten, von Taglöhnern, Handlangern und Dienstmädchen.» Der Sinn für Eigentum ging ihm und seinen Vorfahren von jeher ab. Ein Frankenstück brannte ihnen in der Tasche, und wenn sie eines hatten, suchten sie sich sofort einen Gesellen, um es mit ihm zu versaufen. So rinnt auch dem Tagebuchschreiber das spärliche Geld wie Sand durch die Finger. Er braucht auch fast keines. Sein morbider Magen gestattet ihm keine währschafte Kost. Er nährt sich mit Brot und Rotwein. Und weil seine Ansprüche so gering sind, ist für ihn auch eine Haushälterin zu kostspielig und eigentlich überflüssig. Er lebt sein einsames Leben in seinem Pfarrhause, in das nur Bewegung hineinkommt, wenn ihn wieder einmal einer seiner Amtsbrüder besucht, unter denen der Herr Pfarrer von Torcy nicht nur durch seine Gesundheit, seinen Eifer und sein Gleichgewicht, sondern auch durch seine weise Welterfahrung und seinen gläubigen Geist weit emporragt. Dieser Pfarrer von Torcy, ein rechtschaffener Mann der Kirche, der, wenn es sein muß, auch zu herrschen versteht, dem darum auch das Dekanat von Heuchin anvertraut werden soll, ist von Bernanos liebevoll gezeichnet und erscheint als eine prächtige Priestergestalt, deren Existenz bloß in ihrer Konfrontation zur ärmlichen Pfarrgestalt des Tagebuchschreibers in ihrer Selbstsicherheit erschüttert wird. Der Armeleutepfarrer fühlt sich immer wieder in Schatten gestellt durch das sichere Auftreten seiner Amtsbrüder. Er ist nicht dazu geboren, zu herrschen und zu befehlen. Er kann das noch weniger, als sein bißchen Geld zusammenzuhalten, das sich in seinen Händen sofort zu Almosen auflöst. Selbst sein Vertrauen, die Pfarre einigermaßen recht verwalten zu kön-

nen, wird immer mehr wankend. Seine Tage werden in endlosen Laufereien zwischen den drei Dörfern seiner Gemeinde aufgebraucht, aber noch mehr zehren die schlaflosen Nächte an seinen Kräften. Denn in den Nächten bleibt sein Geist wach, und unablässig weiß er sich zur Rechenschaft gezogen vor seinem höchsten Richter. Die Leute, die einen Pfarrer von ferne beurteilen, von seinem behaglichen Schreibzimmer aus, wo er tagtäglich immer wieder die gleiche Arbeit verrichtet, können sich von der Unordnung und der Zerrissenheit seines täglichen Lebens kaum eine Vorstellung machen. Es reicht dem Tagebuchschreiber einigermaßen noch für den ordnungsgemäßen Dienst, dessen pünktliche Handhabung bei seinen Vorgesetzten erwartet wird. Doch da bleibt all das Unvorhergesehene. Und das gerade darf nicht übersehen werden, denn der «gute Kampf des Glaubens» will auch wirklich gekämpft sein, und da kann es zu Konflikten kommen, die schwerwiegender Art sind. Gerade der Tagebuchschreiber, der weiß: «Ich bin nicht Botschafter des Gottes der Philosophen, ich bin der Diener Jesu Christi» (die Anspielung auf einen ähnlich lautenden Ausspruch Pascals ist unverkennbar), muß sich zwanzigmal am Tag fragen: «Bin ich dort, wo der Herr mich haben will?», und wer auf diese Weise mit Gott gehen will, wird Wege gehen, die nicht die der Welt sind. «Man bietet den Menschen die Wahrheit nicht an wie eine Versicherungspolice oder einen Blutreinigungstee. Das Leben ist das Leben. Die Wahrheit Gottes aber ist das wahre Leben. Wir tun so, als trügen wir es zu den Menschen, aber tatsächlich trägt es uns», sagt der weise Pfarrer von Torcy unserem angefochtenen Landpfarrer, dessen schließlich unermeßliche Größe darin erkannt werden muß, daß er gerade nicht der Träger des Geschehens, sondern der ganz und gar Getragene desselben ist — zwar nicht der Getragene des die Umstände bestimmenden Schicksals oder eines unpersönlichen Fatums, sondern der von oben Getragene und von Christus wahrhaft Erfaßte und so in alle Höhen des Geistes und der Freiheit Emporgewirbelte. Es geraten noch andere in diesen Wirbel, nur wird *er* für unsere Augen am höchsten hinaufgewirbelt. Aber das weiß er gar nicht, wie sternenhoch die göttliche Strömung ihn aufwärtstreibt, selbst in den friedvollen Ahnungen seines Endes nicht. Er ist einer, von dem das Pauluswort gilt: «Was vor der Welt schwach ist, hat Gott erwählt, damit er das Starke zuschanden mache» (1. Kor. 1. 27 b). Aber wenn er es wüßte oder sich nur einbildete, solch ein Schwacher zu sein, dann wäre er eben keiner mehr. Er ist jedoch wirklich ein Schwacher und Armer vor der Welt und vor sich selber. Er hat kein Selbstvertrauen und — trotz seinem guten Willen, seine Gemeinde recht zu betreuen — auch kein kirchliches Selbstvertrauen. Die *Kirche* ist für ihn nicht das, was sich Doktor Delbende, der freidenkerische Arzt des Bezirks, unter ihr vorstellt: eine Art selbstherrlicher Staat mit eigenen Gesetzen, Beamten und einem Heer — ein vorübergehender, wenn auch noch so großartiger Abschnitt in der Geschichte der Menschheit. Nein, für ihn zieht die

Kirche durch die Zeit «wie eine Truppe durch unbekanntes Land, wo jede geregelte Verpflegung unmöglich ist. Sie lebt von den aufeinanderfolgenden Regierungen und Gesellschaften, so wie die Truppe von den Bewohnern, von der Hand in den Mund». Es wäre gut um eine Kirche bestellt, die dieses Signum abrahamitischer Fremdlingschaft an sich trüge. Bernanos läßt seinen Dorfpfarrer zu dieser Kirche gehören, in deren Gliedschaft der *Arme*, den er als den rechtmäßigen Erben Gottes bezeichnet, sein Königreich wiederfindet. Denn für ihn ist die Kirche auf der Suche nach dem Armen, sie ruft nach ihm auf allen Wegen der Erde. «Und der Arme ist stets an derselben Stelle, auf dem höchsten Grat des schwindelnden Gipfels, Aug in Auge mit dem Herrn der Abgründe, der ihm seit zwanzig Jahrhunderten mit seiner Stimme, die doch eine Engelstimme ist, mit seiner erhabenen Stimme unablässig wiederholt: ‚Alles dies gehört dir, wenn du dich niederwirfst und mich anbetest . . .'»

Hier müssen wir innehalten. Denn nun berühren wir das eigentliche Thema dieses «Tagebuches», das immer mehr ein Buch der Nächte wird, in deren schmerzensreichen Stunden der einsame Gotteskämpfer mit C. F. Meyer hätte bekennen können:

«Die Rechte streckt' ich schmerzlich oft
In Harmesnächten
Und fühlt' gedrückt sie unverhofft
Von einer Rechten —
Was Gott ist, wird in Ewigkeit
Kein Mensch ergründen,
Doch will er treu sich allezeit
Mit uns verbünden.»

Nur legt der Diener seiner Kirche den Nachdruck darauf, daß Gott sich mit uns verbünden will, ja, daß er sich mit uns verbunden hat, und daß es nun eben gelte, das rechte Wort zu finden, um die Menschen des göttlichen Gnadenbundes froh werden zu lassen. Es ist gerade vom theologischen Standpunkt aus ungemein befruchtend, den Weg zu verfolgen, den dieser Landpfarrer einschlägt, um von der Bibel, vom Evangelium her in das praktische Gebiet der Seelsorge innerhalb seiner Gemeinde vorzudringen und Menschenseelen unter die Gewalt des Wortes Gottes zu zwingen. Außerordentlich hilfreich erweist sich bei diesem Unternehmen das amtsbrüderliche Gespräch mit jenem Pfarrer von Torcy, aus dessen Munde wir diamantklare Wahrheiten erfahren. Diese beiden Amtsbrüder ringen im Grunde miteinander um die *rechte Predigt*, wobei der eine mit seiner scharfen Intelligenz mehr der Gebende, der andere aber mit seinem wachen Herzen zwar mehr der Empfangende ist, dergestalt aber, daß sich bei ihm jede Erkenntnis existentiell ausdrückt. Beide wissen, daß Gottes Wort «ein glühendes Eisen» ist. Wer es lehren will und es mit Zangen anfaßt, aus Angst, sich daran zu brennen, ist ein lächerlicher «verbi divini minister». «Ein Priester, der von der Kan-

zel der Wahrheit herabsteigt, den Mund noch voll Gegacker, ein wenig erhitzt, aber zufrieden, der hat nicht gepredigt — im besten Falle hat er geschnurrt. Allerdings kann das einem jeden vorkommen», fügt der Pfarrer von Torcy gerechterweise bei, «wir sind alle arme Schläfer, und es ist manchmal verteufelt schwer, sich wachzuhalten. Sogar die Apostel einst in Gethsemane haben fest geschlafen. Aber man muß sich immer einmal wieder Rechenschaft geben. Und du siehst doch auch ein, daß einer, der große Gebärden macht und schwitzt wie ein Möbelträger beim Umzug, deshalb noch nicht wacher sein muß als die andern. Ich behaupte nur: wenn der Herr zufällig ein Wort aus mir herauszieht, das den Seelen nützt, so spüre ich es daran, daß es mir weh tut.» Dieser Pfarrer weiß, wie schwer es ist, an Gottes Wort nichts abzumarkten, sondern es ohne diplomatische Kunstkniffe weiterzugeben. Er kennt die Menschen, wie sie sich diesem Worte gegenüber verschanzen, kennt die Großen und Klugen, die es für schlau halten, das Felsen sprengende Wort wie ein harmloses Kindermärchen zu behandeln und aus ihm nur die rührenden, dichterisch vielleicht schönen Einzelheiten herauszupflücken. Er kennt die trügerischen Lippen, die das «Lasset die Kindlein zu mir kommen» dahergirren, das darauffolgende Wort aber unterschlagen: «So ihr nicht seid wie eines dieser Kleinen, werdet ihr nicht in das Reich Gottes eingehen.» Er nennt dieses Wort «eins der schrecklichsten Worte vielleicht, die je eines Menschen Ohr vernommen haben», und zwar darum, weil es am kräftigsten die Grundverfassung unserer auf Macht, Größe und Reichtum erbauten Welt erschüttert. Damit wird der Grundakkord des ganzen Buches, ja, der gesamten Gedankenwelt Bernanos angeschlagen: die revolutionäre Kraft des Evangeliums, das die Kinder preist und die Armen schützt, angesichts der verteufelten Machtfülle des «Fürsten dieser Welt», des Mammons. «Leichter geht ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Reicher in das Himmelreich . . .» Oh, der Pfarrer von Torcy kennt diesen Text, und auch er findet ihn schwierig; aber er ist nicht geneigt, seinem Sinn mit jesuitischen Begriffsunterscheidungen auszuweichen. Wenn die Diplomaten vorschlagen, das Nadelöhr sei eines der Tore von Jerusalem gewesen — nur ein etwas schmales —, so daß der Reiche also, um in das Königreich hineinzugelangen, bloß Gefahr liefe, sich die Waden zu zerkratzen und sich den schönen Rock am Ellbogen aufzureiben, dann gerät er in Wut. Er ist vielmehr der Ansicht, daß unser Herr mit eigener Hand auf die Geldsäcke «Lebensgefahr» geschrieben hätte, wie das Straßenbauamt auf die Masten der Hochspannungsleitung schreibt. Wie aber soll die Predigt beschaffen sein, daß sie recht hineinzünde in diese träge Problemmasse von arm und reich, hoch und niedrig? Der Dorfpfarrer sagt einmal der Frau Gräfin, die er wiederholt in ihrem Schloß aufsucht: «In Wirklichkeit gibt es nur eine einzige Familie, die große menschliche Familie, und deren Oberhaupt ist unser Herr. Und sie, die Reichen, hätten seine Lieblingskinder sein können. Denken Sie an das Alte Testament: die Güter der

Erde sind dort oft genug ein Unterpfand für himmlische Gnade. War es etwa nicht ein recht köstliches Vorrecht, unbelastet von den zeitlichen Fronpflichten geboren zu werden, die aus dem Leben der Bedürftigen nichts anderes machen als ein eintöniges Sichabrackern um die unmittelbarste Notdurft, einen zermürbenden Kampf gegen den Hunger, gegen den Durst, gegen den unersättlichen, tagtäglich sein Recht fordernden Magen? Ihre Häuser sollten Häuser des Friedens und des Gebetes sein. Hat Sie denn niemals die Treue gerührt, mit der die Armen in ihrer Herzenseinfalt an dem Bilde festhalten, das sie sich von euch Reichen machen? Ihr redet ja immer von ihrem Neid, ohne zu verstehen, daß sie sich weniger nach euern Besitztümern sehnen als nach jenem Unbestimmbaren, das sie auch gar nicht benennen können und das manchmal ihre Einsamkeit bezaubert, nach dem Traum von Pracht und Größe: ein armseliger Traum, der Traum eines Armen, und doch von Gott gesegnet.» Dieser täuschende, aber schöne Wahn ist das Erbteil des Armen, er ist eines der wesentlichsten Teile der Armut, ja, er ist ohne Zweifel die Armut selbst. Aber kann denn die Armut behoben werden, und wenn das möglich wäre, hätte es einen Sinn, wo doch die Einteilung in Reiche und Arme irgendeinem großen, allumfassenden Gesetz zu entsprechen scheint? *Herbert Hug.*

(Schluß folgt.)

Zur politischen Diskussion

Indonesien

Wir veröffentlichen hier eine auf den im Februarheft der «Neuen Wege» publizierten Artikel von Pfr. K. Strijd über Indonesien Bezug nehmende Zuschrift samt der Antwort unseres Mitarbeiters. Leider zwang uns unsere chronische, lästige Platznot zu einigen Kürzungen bei beiden Artikeln.

I

Der Artikel «Holländische Stimmen zum Indonesischen Konflikt» von Kr. Strijd in der Februarnummer der «Neuen Wege» läßt mir keine Ruhe. Mein Mann (geborener Holländer, jetzt aber Schweizer) und ich sind in den zwanziger Jahren während sieben Jahren auf Java gewesen. Auch jetzt noch sind wir in Verbindung mit etlichen holländischen Freunden, die dort unter schwersten Verhältnissen zivile Aufbauarbeit leisten.

Es erstaunt mich, daß Kr. Strijd von der Radiorede gar nichts erwähnt, welche Königin Wilhelmine am 7. Dezember 1942 hielt. (Zusage freier Zusammenarbeit der Einwohner aller Inseln im Rahmen einer Union.) Ihr Wort ist noch immer anerkannt; nie dachte die holländische Regierung — nach der Befreiung des Indischen Archipels von den Japanern — daran, wieder das alte Kolonialsystem aufzubauen. Auch erwähnt Herr Strijd nichts davon, daß sowohl Soekarno wie Hatta

1926 im sogenannten «nationalistischen» Aufstand eine führende Rolle spielten, der sich dann aber eindeutig als von den Kommunisten angezettelte und bezahlte Unruhen entpuppte. Das war der Grund ihrer Verbannung nach Neuguinea, wo sie 1942 durch die Japaner befreit wurden. Daß sie nachher mit Japan in engste Zusammenarbeit traten, wirft auch nicht gerade ein gutes Licht auf ihre Lauterkeit. (Wenn es stimmen würde, was Herr Strijd schreibt, daß nämlich bis zum Jahre 1942 das koloniale Verhältnis nur dem Namen nach, in Wirklichkeit aber durchaus noch nicht aufgehoben war, dann wären 1926 jene Rädelsführer wohl eher mit dem Tode bestraft worden und nicht einfach auf eine andere abgelegene Insel mit Tropenvegetation verbannt worden, wo sie weitgehend in Freiheit lebten!)

«Das indonesische Volk» nennt der Bericht der Generalsynode die Eingeborenen der vielen großen und kleinen Inseln, welche früher Niederländisch-Ostindien formten. Wer nicht jahrelang dort gelebt hat, kann sich nicht vorstellen, wie verkehrt solch ein Sammelbegriff ist. Java allein, allerdings die am dichtesten bevölkerte der Inseln, zählte im Jahre 1920 35 Millionen Menschen; sie ist ungefähr dreieinhalbmal so groß wie die Schweiz. Die Bewohner Javas allein schon müssen in drei Hauptgruppen eingeteilt werden, in die der Sudanesen, der Javaner und der Maduresen. Sowohl die Sprache wie die Charaktereigenschaften dieser drei Hauptgruppen weichen mindestens so sehr voneinander ab wie bei romanischen und germanischen Völkergruppen. Noch viel mehr ist dies der Fall bei den unendlich verschiedenen Völkern der noch weniger kultivierten und meist sehr viel größeren Inseln, wovon ich nur Sumatra, Borneo, Celebes und Neuguinea nennen will.

Sehr viele Völker, die auf den abgelegenen Inseln leben, begreifen überhaupt nicht, um was es sich handelt! Hier eine sehr gute Illustration: Letzthin lasen wir den Bericht eines bekannten holländischen Schriftstellers, welcher diese tropischen Inseln bereist hat. Er schildert das Nichtbegreifenkönnen der ganzen Situation durch die Toradjas (ein wildes, von der «Kultur» unbelecktes Bergvolk auf Süd-Celebes): «Was haben wir Schlechtes getan, daß sie uns ihre Medizinmänner und ihre Medizin nicht mehr schicken wie früher? Oder haben wir sie irgendwie beleidigt, daß sie uns ihre Soldaten nicht mehr schicken, um die Räuberbanden in den Bergen in Schach zu halten? Was haben wir doch getan, daß wir auf einmal in Ungnade gefallen sind bei den Behörden?»

Ich möchte hier auch auf die gewaltige Leistung der niederländischen Regierung auf hygienischem Gebiete hinweisen, welche während mindestens 30 Jahren (vor der japanischen Invasion) dem Indischen Archipel zum Segen gereichte. Auf die ungeheuer mühsame Erziehungsarbeit, welche erforderlich war, um diesem Kind-Volke auch nur die minimsten Begriffe von Hygiene beizubringen, kann ich in diesem Rahmen unmöglich eingehen. Nur drei Punkte möchte ich hervorheben, die mir seinerzeit ganz besondern Eindruck gemacht haben: die Bekämpfung der

Malaria, der Frambosia tropica und der Pest. Unerhörtes wurde da geleistet; auch wurden alle Mittel und Einspritzungen kostenlos abgegeben. — Wenn Herr Strijd dies alles «koloniales Verhältnis» nennt, dann ist es jedenfalls ein «väterliches», hilfreiches, welches vom kleinen Kinde nicht verlangt, daß es schon selbständig gehen kann, sondern ihm die helfende Hand gibt und den richtigen Weg weist.

Auch in anderer Hinsicht kam es der Bevölkerung oft zugute, daß die niederländische Regierung mit offenen Augen über sie wachte. In den sieben Jahren unseres Aufenthaltes auf Java erlebten wir einiges, wovon ich nur ein einziges Beispiel erwähnen möchte. — Auf dem dichtbebauten Java ist die Südküste doch noch ziemlich abgelegen. Dort deckten kontrollierende Beamte die Machenschaften eines inländischen Dorfhäuptlings auf. Er hatte bisher geschickt zu verschleiern gewußt, daß er von den Männern und Jünglingen seines Dorfes nichts anderes als Sklavendienst verlangt hatte und auf diese Art jahrelang seine großen Zuckerplantagen bebauen ließ!

Wie bekannt ist, hat seinerzeit der Sicherheitsrat Protest erhoben und das Stoppen der ersten Polizeiaktion auf Java befohlen. Dies mußte allerdings in Hunderttausenden von Eingeborenen, Weißen und Mischlingen die bittere Frage aufwerfen: Warum mischt sich der Sicherheitsrat hier ein, während England die Halbinsel Malakka ruhig von den Kommunisten säubern darf? (Hier möchte ich einschalten, daß die Mischlinge oder «Halbblut» eine sehr große Bevölkerungsgruppe bilden; sie wurden von der holländischen Regierung immer als den Europäern gleichgestellt anerkannt und behandelt, nahmen auch hohe Regierungsstellen ein, also ganz anders als England handelte.)

Nachdem sich dann beide Parteien hinter die vorgeschriebenen «Demarkationslinien» zurückgezogen hatten und nach außen hin «Ruhe» herrschte, war der Zustand alles andere eher als ruhig. Nicht nur die Regierungssoldaten hatten unter den Überfällen und Metzeleien der terroristischen Banden zu leiden, sondern die einheimische Bevölkerung mindestens so sehr. Aus diesen Stimmungen heraus schrieben uns holländische Freunde von Java, und zwar kurz nach Beginn der letzten Aktion.

«Was das Ausland uns antun will und wollte, muß es vor sich selbst verantworten; wir können jetzt wirklich nicht darauf hören. Wir alle hier stimmen darin überein, daß diese Leute einmal am eigenen Leibe erfahren sollten, wie es ist, wenn man auf terroristische Art und Weise zum Tode gebracht wird. Es ist ja eigentlich dumm von uns, so viel Rücksicht auf die Nerven unserer Freunde zu nehmen und immer zu schweigen, anstatt es ihnen einmal in Details zu beschreiben —auf das Risiko hin, daß es ihnen beim Lesen schlecht würde. Vielleicht würde es dann endlich einmal in die Welt hinausdringen, daß es wahrhaftig keine Propaganda, sondern die bittere Wirklichkeit ist, was alles im Auftrag von Djocja mit unseren indonesischen Mitarbeitern geschah, wie

auch mit uns Europäern, wenn die «Republikaner» jemanden lebend in die Hände bekommen. Ich glaube, daß weder Gestapo noch Kempei (das ist die japanische Gestapo) es so weit gebracht haben . . .»

Dies schreibt eine Freundin von uns, welche selbst drei Jahre und ihr Mann dreieinhalb Jahre in einem japanischen Konzentrationslager zugebracht hat.

Es zeugt von sehr großer Energie, daß trotz Widerständen, trotz Übergriffen von Terroristen und Materialmangel in den befriedeten (nach der ersten Polizeiaktion durch die Europäer gehaltenen) Teilen Javas schon wieder etliche Zuckerfabriken arbeiten, Teeunternehmungen geordnet pflanzen und trocknen und daß die Bevölkerung aufatmend und mit großer Bereitwilligkeit mithilft; denn sie ist im Grunde genommen friedliebend und dankbar, wenn man ihr ihren täglichen Reis verschaffen kann. Nach all dem, was wir aus Briefen hörten, muß es die unbedingte Wahrheit sein, daß im republikanischen Teil von Java trotz aller Tropenpracht die hungernde Armut herrscht, weil niemand arbeiten konnte und wollte. Auch ist es bittere Wahrheit, daß die Terroristen-Kommunisten die ehemaligen japanischen Konzentrationslager nun ihrerseits füllen; darunter leidet die javanische Bevölkerung ebenso wie die Mischlinge oder die Europäer.

Ich habe hier nur diejenigen Punkte angeführt, für welche ich unbedingt einstehen kann. Es ist wirklich mein ernster Wille, zu zeigen, daß es gar nicht so einfach ist, wie Herr Strijd es darstellt, «die Vertrauenskrise zu beseitigen».

G. ten Bokkel Huininck-Amrein.

II

Bevor wir auf die verschiedenen Bemerkungen eingehen, ist es notwendig, daß wir noch einmal umreißen, worum es eigentlich bei dem Problem Indonesien geht. Denn jede mündliche und schriftliche Diskussion hierüber endigt immer wieder auf einem bestimmten Punkt.

Die *Kernfrage*, um die es in jedem Gespräch über Indonesien gehen muß, ist diese: Anerkennen wir die Forderung Indonesiens, sein Los selbst in die Hände nehmen, selbst die Verantwortung für den Lauf der Dinge auf eigenem Gebiet tragen zu dürfen, als eine Forderung von Recht und Billigkeit? Die Antwort muß lauten: Ja, die Indonesier haben dieses Recht. Und der Zeitpunkt, zu dem sie von diesem Recht Gebrauch machen wollen, muß in letzter Instanz nicht durch uns festgesetzt werden, sondern durch sie. *Nicht wir* haben es zu sagen, sondern *sie*.

Und nun ergibt sich der folgende sonderbare Fall, daß recht viele Niederländer, auch eine Menge Christen, die genannte Kernfrage wohl bejahend beantworten, daß aber ihren weiteren Argumentationen doch eigentlich zu entnehmen ist, wie wenig sie den wahren Inhalt ihrer Worte begreifen. Dies wird uns beängstigend deutlich, wenn wir be-

merken, daß die Mittel, die sie gutheißen und propagieren, dem Ziel, das erreicht werden muß, radikal im Wege stehen. Leider kann man bei solchen Leuten auch immer ein gewisses Superioritätsgefühl feststellen. Im Grunde genommen sehen sie die Indonesier noch immer als Kinder, als noch nicht Erwachsene an, die unsere Leitung noch dringend nötig haben. Wie es auch in dem Briefe heißt: «Wir müssen ihnen gegenüber eine väterliche, hilfreiche Haltung annehmen.» Und nun gehört es zum Abc einer guten Haltung, was das indonesische Problem betrifft, daß wir ein- für allemal von dieser väterlichen, ja selbst oft erzväterlichen Haltung absehen. Denn hinter dieser Haltung lauert noch immer unser Superioritätsgefühl. Und diesem zu entsagen, müssen wir gründlich lernen.

Im März 1947 wurde auf der Konferenz für interasiatische Beziehungen von 250 Vertretern Asiens über allerlei dringende Fragen gesprochen. In allen Diskussionen trat aber *ein* Problem sehr deutlich zutage: Fremde Herrschaft und Bevormundung kann von einem erwachenden und teilweise schon erwachten Asien nicht mehr geduldet werden. Die Leiter der 1400 Millionen Menschen in Asien wollen ihr Los in die eigenen Hände nehmen. Wir werden also in Indonesien lernen müssen, was es heißt, zurückzutreten. So wie die «alten» Kirchen ihre Oberherrschaft zugunsten der jungen indonesischen Kirchen aufgegeben haben, so werden wir auch in politischem Sinne unsere niederländische Souveränität aufgeben müssen. Erst wenn wir auf diese Weise unser Leben zu verlieren bereit sind, dann wird es uns erhalten bleiben.

Manchmal wird uns die Frage gestellt, ob dieses nationalistische Bewußtsein, dieser Drang nach Selbständigkeit in allen Schichten und Gruppen der Bevölkerung gleichmäßig lebe. Das ist natürlich nicht der Fall. In dem bewußten Brief wird dafür ein sehr lebendiges Beispiel gegeben. Doch dürfen wir hierbei *eine* Seite nicht aus dem Auge verlieren: Selbst wenn man berücksichtigt, daß in Indonesien Javaner, Minangkabauer, Maduresen usw. und sogar noch große primitiv fühlende Gruppen leben — auf die Frage, ob man zusammengehöre in bezug auf eine gemeinsame Zukunft, ob man zusammen in einem nationalen Verband leben wolle, wird man stets bejahend antworten.

Dies ist übrigens deutlich erkennbar aus den Ereignissen der letzten Zeit. Die Teilstaaten waren nach der zweiten Militäraktion Hollands nicht bereit, mit Holland auch nur einen Schritt weiter zu gehen, wenn die Republik nicht mitmachte. Die Republik ist und bleibt stets das Symbol des lebendigen nationalen Strebens. Und hiermit fühlen sich gewiß die leitenden indonesischen Gruppen verbunden. Die Leiter der christlichen Kirchen in Indonesien sind mit wenigen Ausnahmen alle Nationalisten. Wir dürfen vor allem auch nicht vergessen, daß wir uns, wenn wir ein Volk leiten wollen, stets an die geistige Elite halten müssen und nicht an die Masse. Wie groß ist wohl der Prozentsatz Niederländer und

Schweizer, die deutlich und klar das eigentliche Wesen der Demokratie vor Augen haben?

Die Indonesische Frage hat außerdem (oder muß ich besser sagen: in erster Linie?) einen internationalen Aspekt. Überall in Asien wird der Freiheitskampf geführt: in Indien, Pakistan, Burma usw. Indonesien macht hier keine Ausnahme. Die Entwicklung zur Freiheit geht unerbittlich weiter. Es handelt sich nur noch darum, ob dieser Fortschritt mit unserer Mitwirkung stattfindet oder trotz unserer Gegenwirkung.

*

Auf verschiedenen Gebieten ist von den Holländern in Indonesien zweifellos viele und gute Arbeit geleistet worden. Ich wiederhole mit Nachdruck, was ich in meinem Februar-Artikel schrieb: Wir dürfen niemals vergessen, daß auch Holländer nach Indonesien gegangen sind, um diesem Lande uneigennützig zu dienen, und nicht nur, um dort zu verdienen. Aber wir dürfen doch nie vergessen, daß mit unserem Wirken in Indonesien auch gewisse Schattenseiten verbunden sind. Beispielsweise hat der von niederländischer Seite gegen Indiens Willen aufrechterhaltene Goldstandard Indien wie mit Blei niedergedrückt und diesem Lande die zweifelhafte Ehre verschafft, in der Statistik des Völkerbundes als das Land verzeichnet zu stehen, das am längsten und schwersten von allen Ländern der Erde von der Krise heimgesucht wurde. Und nicht nur einmal, nein, verschiedene Male wurde solcher Zwang angewendet, ob es nun die Verteilung der Flottenkosten, die Besteuerung der niederländischen Betriebe oder die Entscheidung darüber betraf, wo eine Baggermaschine gebaut werden sollte. Vergessen wir auch nicht, daß die Lebenskosten auf 2½ Cents pro Tag und Person berechnet wurden. Dr. H. Colijn, der jahrelang die holländisch-indonesische Politik leitete, hat es einmal sehr deutlich ausgedrückt: «Indien wird am besten genützt, wenn nicht nur die Niederländer, sondern auch andere es weiter ebenso betrachten wie Ameisen die Zuckerdose.»

Was den Unterricht betrifft, so dürfen wir die Vergangenheit auch nicht idealisieren. Professor Kraemer, der bekannte Missionsgelehrte, der Indonesien aus jahrelanger Praxis kennt, hat von unserer Erziehungspolitik gesagt, daß sie nicht wirklich durch den Drang geleitet wurde, den Unterricht zum Instrument der politischen, ökonomischen und sozialen Emanzipation Indonesiens zu machen, obgleich dieser Drang doch gerade für Gebiete wie Indonesien der eigentliche Antrieb für den Unterricht sein müßte.

Was die Gesundheitspflege betrifft, so nenne ich neben den erwähnten Tatsachen noch die folgende: Die Zahl der Ärzte, worunter auch indonesische Ärzte sind, war auf Java: 1 auf 54 000 Einwohner, außerhalb Javas 1 auf 58 000. Das gibt ein anderes Bild!

Auf allen diesen Gebieten, dem ökonomischen, dem sozialen und

dem kulturellen, herrschte das koloniale Verhältnis weiter. Die Niederlande hatten alles zu sagen. Die Niederlande trafen die großen Entscheidungen.

*

Dies alles wird uns auf noch viel erschreckendere Weise klar, wenn wir die politischen Beziehungen unter die Lupe nehmen. Es bestand hier ein ganz törichtes Überlegenheitsgefühl der Europäer gegenüber den 70 Millionen Indonesiern. Ich beeile mich hinzuzufügen, daß glücklicherweise auch Ausnahmen bestanden. Aber gerade diese Ausnahmen bestätigen diese Feststellung.

Wenn wir die politischen Verhältnisse betrachten, dann denken wir unter anderem an den Volksrat. Man war endlich so weit gekommen, daß in dem Volksrat mit seinen 60 Mitgliedern und einem weißen Vorsitzenden die Indonesier 30 Sitze bekamen. Die Indonesier hatten also einen Vertreter auf 2 Millionen, die Holländer 26 Vertreter auf 240 000 (die anderen 5 waren Vertreter der Chinesen und Araber). Holland hatte also, wenn es darauf ankam, auch im Volksrat alles zu sagen. Es ist also richtig, wenn man den Volksrat mit einem Scheinparlament vergleicht.

Das Superioritätsgefühl der Niederländer trat auch deutlich in der Haltung zutage, die gegenüber der nationalistischen Bewegung angenommen wurde. Colijn sprach dem indonesischen Nationalismus nur einen destruktiven Wert zu. Im Jahre 1928 sprach er über die Indonesier, die eine eigene Existenz als Volk wünschen, wie über lärmende Hähne, die meinen, daß sie durch ihr Gekräh am Sonnenaufgang schuld sind.

Leider sind auch heute noch viele Leute der Ansicht, daß der indonesische Nationalismus auf kommunistische und japanische Einflüsse zurückzuführen sei. Nichts ist weniger wahr als dies. Schon mehr als 40 Jahre lebt die nationalistische Bewegung in Indonesien, und es ist nur unserem Auftreten, das die Sprache der Geschichte nicht zu verstehen schien, zuzuschreiben, daß die Japaner und auch die Kommunisten soviel Einfluß in Indonesien bekommen konnten. Und noch immer begreifen wir nicht, daß Colijns Wort nicht mehr zutrifft (wenn es überhaupt jemals zugetroffen hat): «Die niederländische Macht ist unantastbar. Sie ist in Indien ebenso stark verankert wie der Mont-Blanc in den Alpen.»

Im Jahre 1936 wurde der Antrag Soetardjo eingereicht. Darin wurde vorgeschlagen, eine Rundtafelkonferenz einzuberufen, auf der Indonesier und Niederländer zusammen über die Möglichkeit der Selbstverwaltung in Indonesien sprechen sollten. Es war geplant, die Selbstverwaltung innerhalb von zehn Jahren durchzuführen. Die ganze Angelegenheit wurde aber hinausgezögert. Im Jahre 1938 erklärte der Kolonialminister Welter, daß er den Zeitpunkt für staatsrechtliche Neugestal-

tungen noch nicht für gekommen halte. Kurz vor dem Einfall der Deutschen in Holland wurde der Antrag Wiwoho abgewiesen, der einen ähnlichen Plan enthielt. Inzwischen wurden leitende Nationalisten arrestiert und interniert. Soekarno wurde im Jahre 1932 interniert und kam erst im Jahre 1942 durch den Einfall der Japaner frei. Hatta und Sjahir wurden 1934 nach dem Digoel-Lager auf Neu-Guinea verbannt, später nach Banda gebracht und erst durch die Japaner befreit.

Natürlich könnte man über diesen Gegenstand noch unendlich viel mehr sagen. Aber man kann wohl schon aus den genannten Tatsachen deutlich sehen, daß die Holländer nicht imstande waren, die *Kernfrage* auf die richtige Weise zu beantworten. Die nationalistische Bewegung wurde nicht nach Recht und Billigkeit gewürdigt und als Tatsache akzeptiert. Darum kann man die größte Not des indonesischen Problems am besten mit dem Wort «Vertrauenskrise» bezeichnen. Indonesien vertraut Holland nicht. Und zu diesem Mißtrauen hat es, trotz allem Guten, was von gewissen Menschen in persönlicher Beziehung getan wurde, auch allen Grund.

Die Situation rächte sich im Jahre 1941, als die Japaner in Indonesien einfielen. Auf schlaue Weise haben die Japaner das indonesische Streben nach Selbständigkeit angefacht. Verhältnismäßig rasch war es aber damit zu Ende: die Wirtschaftslage wurde schlechter als unter den Holländern, und auch die Greuel und die Brutalität der Besetzer lähmten die Zusammenarbeit. Das niederländische Prestige hatte jedoch inzwischen einen Stoß bekommen. Die Japaner hatten Java innerhalb einer Woche besetzt, und das niederländische Heer hatte sich als wenig tauglich erwiesen.

Am 6. Dezember 1942 hielt Königin Wilhelmine eine Rede, in der sie Indonesien versprach, daß «das Reich auf einer festen Grundlage vollkommener Teilhaberschaft, getragen von der freiwilligen Annahme und Treue der größten Mehrheit der Bevölkerung» aufgebaut werden soll. Wenn auch diese Erklärung den Reichsverband als selbstverständliche Voraussetzung annahm, so wurde doch in dieser Rede auf die Kernfrage eine Antwort gegeben, die neue Aussichten bot. Die Indonesier sollten Selbstverwaltung bekommen und daneben vollkommen freiwillig beschließen, welche Haltung sie gegenüber Niederland annehmen wollten.

Nach der Kapitulation Japans wurde am 17. August 1945 die Republik ausgerufen. Drei Monate später gelang es, ein neues Kabinett zu bilden, in dem Sjahir Ministerpräsident war und mehrere tüchtige Indonesier Ministerposten bekleideten. Mit einem Gefühl von Scham muß anerkannt werden, daß diese Periode die meisten Möglichkeiten für eine vollkommen neue Zusammenarbeit zwischen Indonesien und Holland bot, basiert auf Gleichberechtigung und Vertrauen. Denn in dieser Periode sind leider Möglichkeiten unbenützt geblieben, die später niemals mehr zurückgekehrt sind.

Eines der tragischsten und schuldvollsten Ereignisse war die Besprechung auf der Hoge Veluwe am 23. und 24. April 1946. Weil die niederländische Regierung letzten Endes nicht bereit war, anzuerkennen, daß die Republik de facto nicht nur die Macht auf Java ausübte, sondern auch auf Sumatra, darum schlugen die Besprechungen fehl. Der Leiter der Römischkatholischen Volkspartei, Romme, der noch bis heute auf den guten Gang der Dinge einen hemmenden Einfluß ausübt, weil er jeden Augenblick von neuem den Beweis liefert, daß er die Kernfrage nicht gut beantworten kann, schrieb über diese Besprechungen einen Artikel mit dem vielsagenden Titel: «Die Woche der Schande».

Das allerschlimmste daran ist vielleicht noch, daß in der Nummer vom 30. März 1949 in der größten sogenannten christlichen Zeitung der Niederlande, in der «Trouw», unumwunden erklärt wird, daß Romme damals recht gehabt habe. Die Bibel spricht von solchen Aussprüchen als von der «Verhärtung der Herzen».

Am 25. März 1947 wurde dann der Vertrag von Linggadjati unterschrieben. Artikel 1 lautet: «Die niederländische Regierung anerkennt die Regierung der Indonesischen Republik de facto; sie übt die Herrschaft über Java, Madura und Sumatra aus.» Aber um diesen Vertrag entstand ein heftiger Streit. Es kam zu der ersten militärischen Aktion, die am 20. Juli 1947 begann. Damals haben wir es den konstruktiven Indonesiern sehr schwer gemacht, zu glauben, daß wir mit unserem Heer das Kolonialverhältnis liquidieren und auf diese Weise das Mißtrauen beseitigen wollten. Schermerhorn verschwand. Sjahrir verschwand. Die Vertrauenskrise wurde aber nicht gelöst. Die Kernfrage wurde nicht auf die richtige Weise beantwortet.

Aber auch nachher gelang es uns nicht, neue Wege zu beschreiten. Die Reaktion in Holland wurde von liberaler und «christlicher» Seite stärker, je länger es dauerte. Der römischkatholische Politiker Welter wagte es in jenen Tagen, in einer Massenversammlung in Amsterdam von einer kommunistischen Clique zu sprechen, die nach der Macht über ganz Indien strebe! Immer wieder wurden Stimmen hörbar, die sagten: «Im Jahre 1947 hätten wir nach Djokja, der Hauptstadt der Republik, durchstoßen müssen.» Diese Stimmen wurden stets gebieterischer, und die Lage wurde militärisch und wirtschaftlich immer unhaltbarer. Auf republikanischer Seite waren Brandstiftungen und häufig auch abscheuliche Mordtaten zu konstatieren. Aber auf niederländischer Seite machte man sich unverzeihbarer Taten schuldig; bei einer Säuberungsaktion in Süd-Celebes wurden Greuel begangen, die sehr viel Ähnlichkeit mit dem hatten, was die deutsche Besetzung in Holland getan hatte. Bei einem Gefangenentransport nach Bondowoso erstickten 46 Indonesier in einem Waggon. Kampongs wurden niedergebrannt, und einige Berufssoldaten, die den Dienst angesichts dieser Greueltaten verweigerten, wurden zu einigen Jahren Gefängnis verurteilt. Und so weiter. War es da zu verwundern, daß man am Ende völlig ratlos war und die zweite

Militäraktion einzuleiten beschloß, die gerade in der Weihnachtswoche, am Sonntag, dem 19. Dezember 1948, begonnen wurde?

Das Schlimmste, was über diese Militäraktion zu sagen ist, ist dies: Wir mußten leider feststellen, daß wir zwar die Militäraktion begannen, daß aber anscheinend kein einziger konstruktiver Plan aufgestellt war über das, was nach der Aktion geschehen sollte. So scheint politisch in diesem Augenblick (anfangs April 1949) die Lage völlig aussichtslos zu sein. Was Holland in erster Reihe nötig hat, ist das Bewußtsein seiner Schuld. Was wir Deutschland vorwerfen, gilt in erster Linie für uns selbst: das Schuldbewußtsein fehlt noch, wenn man die Masse unseres Volkes und unseres Kirchenvolkes betrachtet. Ohne Schuldbewußtsein werden wir auch die regenerierende Kraft, die davon ausgeht, nicht kennenlernen. Erst wenn wir gesehen haben, wie fatal falsch wir die Kernfrage des indonesischen Problems beantwortet haben, wird eine Möglichkeit bestehen, daß wir uns vollkommen neu vor die Tatsachen stellen und handeln. Handeln auf eine Weise, wie sich in unserer Vergangenheit kein Beispiel findet. Wir müssen einen Sprung machen. Und leider kriechen und schleichen wir vorläufig nur. Die evangelische Wahrheit, daß wir unser Leben nur erhalten können, wenn wir bereit sind, es zu verlieren, muß durch Holland gelehrt werden. Wir müssen an das Wunder der Wirkung von Gottes Heiligem Geist glauben. Angesichts der Situation, in der das Niederländische Volk lebt, gibt es keine andere Lösung. *Kr. Strijd.*

Weltrundschau

Erfolg des Containment? Im westlichen Lager herrscht gegenwärtig eitel Genugtuung, ja kaum verhaltene Triumphstimmung. «Die Russen müssen die Blockade gegen Westberlin aufheben!» Das war ja die frohe Kunde, die gleich nach Ostern durch die Christenheit hin erscholl. Die feste Haltung, welche die Alliierten mit solcher Konsequenz den Moskauer Machthabern gegenüber zeigten — so tönt es nun von allen Seiten —, beginnt doch ihre Früchte zu tragen. Der russische Plan, ganz Deutschland im kalten Krieg zu erobern, ist gescheitert; jetzt müssen die Sowjets demütig um Verhandlungen über die deutsche Frage bitten, unter Verhältnissen, die die *Westmächte* geschaffen haben, und unter Bedingungen, die *diese* ihnen stellen. Kurz, es ist nunmehr glücklich erreicht, «daß es über die bisherige Linie hinaus im Westen für die russische Expansionspolitik keinen weiteren Raum mehr gibt» («Volksrecht» 22. April 1949)[1]. Und

[1] Der Westberliner Oberbürgermeister Reuter erklärte sogar, die Aufhebung der Verkehrssperre, die nunmehr auf den 12. Mai angesetzt ist, sei «eine entscheidende Niederlage der Sowjetpolitik und ein Wendepunkt der Weltgeschichte».

wenn je die kommenden Viermächteverhandlungen doch nicht zu einem für den Westen befriedigenden Ergebnis führen sollten, nun, dann wird man die Sowjetunion eben weiter in die Zange nehmen, bis die «vierzehn Männer im Kreml», die nach Churchill die ganze Menschheit unterjochen wollen, vollends ganz mürbe sind und endgültig zu Kreuze kriechen.

Die Befriedigung auf seiten der Westmächte und ihrer Parteigänger ist soweit begreiflich. Denn die russische Außenpolitik hat wirklich eine *Niederlage* erlitten, die alle taktvolle Zurückhaltung der westlichen Staatsmänner nicht abzuschwächen vermag (und ja auch gar nicht soll), eine Niederlage freilich, an der sie selbst alles andere als unschuldig ist. Der Geist systematischen Mißtrauens und konsequenter Selbstisolierung, von dem sich die Russen seit Kriegsende leiten ließen, die Schroffheit ihres Auftretens und die Unvertrautheit ihrer ganzen Methoden, verbunden mit dem von ihnen eingegebenen Kampf der kommunistischen Parteien des Westens gegen die Außenpolitik ihrer Regierungen — all das *mußte* ja die Sowjetfeindschaft der nichtkommunistischen Welt aufs neue hervorlocken und jene Kreuzzugsstimmung begünstigen, die sich allmählich zu einer wirklichen Lebensgefahr für die Sowjetunion auswuchs. Und seitdem es klar wurde, daß die Westmächte ernstlich entschlossen sind, ihren westdeutschen Satellitenstaat aufzurichten und für den Kampf gegen den Ostblock zu organisieren, hatte man in Moskau erst recht Grund, zu versuchen, ob die endgültige Zweiteilung Deutschlands mit allen daraus drohenden Folgen nicht doch noch zu verhindern sei, eine Überlegung, die dann auch tatsächlich den Hauptanstoß zu der sensationellen Schwenkung der Sowjetdiplomatie gebildet zu haben scheint, vor der wir nun stehen.

Die Westmächte sind dadurch in die denkbar beste Verhandlungsstellung gekommen. Sie haben die Aufhebung der Berliner Verkehrssperre durch die Russen in der Tasche, geben aber gleichzeitig keinen einzigen ihrer eigenen Trümpfe aus der Hand und können mit Ruhe abwarten, wie die Sowjets das Spiel fortsetzen, während die Russen nicht nur in Berlin den Rückzug angetreten haben, sondern auch Gefahr laufen, am Schluß der Außenministerkonferenz über die gesamtdeutsche Frage mit leeren Händen dazustehen.

Und dennoch muß man sich fragen, ob die Westalliierten nicht zu früh triumphieren. Es dürfte ja auch ihnen klar sein, daß es nicht ihr Vorteil wäre, durch Beharren auf einer einseitigen Lösung der deutschen Frage die Dinge auf die Spitze zu treiben. Der Westblock ist noch nicht so gefestigt, daß er schon bald eine stärkere Belastungsprobe ertrüge. Militärisch steht er ohnehin noch ziemlich in der Luft; aber auch wirtschaftlich ist er trotz Marshallplan weit davon entfernt, eine arbeitsfähige Einheit zu bilden, besonders wenn die fortschreitende Wirtschaftsdepression in Amerika ihre Wirkungen auch in Europa zeigen sollte; und politisch wird Westdeutschland ein Unsicherheitsfaktor auch dann

bleiben, wenn es unter dem neuen Besetzungsregime in ein leidliches Verhältnis zu den Alliierten kommt.

Darüber hinaus stellt sich aber immer die Frage nach der grundsätzlichen Richtigkeit und der realpolitischen Wirksamkeit der ganzen von den Westmächten geübten Methode, Rußland ihrem Willen gefügig zu machen, einer Methode, die ja unter allen Umständen fortgeführt werden wird, wie auch die neuen Verhandlungen mit der Sowjetunion ausfallen mögen. Man bezeichnet diese Methode in Amerika gewöhnlich als die Politik des «*Containment*», der planmäßigen Eindämmung und gewaltsamen Zurückdrängung des russischen und kommunistischen Einflusses in der Welt. Sie wurde, soviel wir sehen, zum erstenmal 1946 von George Kennan formuliert, damaligem Botschaftsrat in Moskau und heutigem Leiter einer der wichtigsten Abteilungen des amerikanischen Außenministeriums, der die systematische Anwendung wirtschaftlichen und militärischen Druckes auf die Sowjetunion empfahl, als Mittel, um «Tendenzen zu befördern, die schließlich ihren Ausdruck im Zusammenbruch oder doch in der allmählichen Zersetzung der Sowjetmacht finden müßten». Es sei nötig, «den Russen an jedem Punkt, wo sie Miene machen, die Interessen einer friedfertigen, stabilen Welt (also den «amerikanischen Frieden» H. K.) zu beeinträchtigen, eine unwandelbare Gegenkraft entgegenzustellen». Kennan, der als «Mr. X.» für seine Auffassung in einem berühmt gewordenen Aufsatz der Wochenschrift «Life» («Die Beweggründe des Verhaltens der Sowjets», 28. Juli 1947) auch beim großen Publikum Amerikas warb, hatte die Genugtuung, daß diese Methode von der amtlichen Außenpolitik der Vereinigten Staaten tatsächlich immer bewußter und folgerichtiger übernommen wurde. Sie liegt der Trumandoktrin und dem Marshallplan zugrunde, steht hinter der gewaltigen amerikanischen Aufrüstung, bestimmt weithin die Deutschlandpolitik der Vereinigten Staaten und ist nunmehr namentlich durch den Atlantikpakt gekrönt worden, der, wie David Rousset, einer der Wortführer des französischen Rassemblement Démocratique Révolutionnaire, es jüngst ausgedrückt hat, «Bestandteil eines Systems ist, das den Zweck hat, von der Sowjetunion lebenswichtige Zugeständnisse zu erlangen, ohne zum Kriege greifen zu müssen. Er beruht auf der Überzeugung, daß die bloße Machtentfaltung es unnötig mache, die furchtbare Kriegsmaschinerie in Gang zu setzen.»

Eine falsche Voraussetzung .... Die Voraussetzung, von der diese ganze amerikanisch-westmächtliche Politik ausgeht, ist die populäre Annahme, daß die Sowjetunion seit ihrer Geburt und besonders seit Ende des zweiten Weltkrieges planmäßig Gebietserweiterungen erstrebe mit dem Zweck, zunächst Westeuropa und schließlich auch die übrige Welt kommunistischer Herrschaft zu unterwerfen. Aber diese Voraussetzung ist falsch. Die

Tatsachen über die «russische Expansion» sind, ganz knapp zusammengefaßt, folgende:

1. Das Gebiet der heutigen Sowjetunion ist kleiner als dasjenige des zaristischen Rußlands, dessen Umfang die mit ihm verbündeten Westmächte damals durchaus nicht als Bedrohung ihrer Existenz empfanden.

2. Auch die Gebietserweiterungen, welche die Sowjetunion bis zu ihrer Invasion durch die Armeen Hitlers gemacht hatte — Zurückgewinnung des Baltikums, eines Teiles von Ostfinnland, des westlichen Weißrußlands und der Westukraine, Bessarabiens und der Nordbukowina —, sahen die Westmächte keineswegs als Beweis einer bedrohlichen Eroberungs- und Expansionspolitik an, als sie sich 1941 mit Rußland verbündeten.

3. Die meisten dieser und der folgenden, bei Kriegsende vorgenommenen russischen Gebietserweiterungen wurden von den Westmächten in aller Form anerkannt — tatsächlich alle mit Ausnahme der Zurücknahme der baltischen Staaten. Die Einverleibung Ostfinnlands, Bessarabiens und der Nordbukowina, des Südteiles von Sachalin und der Kurilen (die bis dahin japanisch gewesen waren), wurde durch den Vertrag von Jalta und die Waffenstillstandsverträge mit Finnland und Rumänien bestätigt, die von den Vereinigten Staaten oder Großbritannien mitunterzeichnet wurden. Die Annexion der Karpatho-Ukraine durch die Sowjetunion geschah durch Übereinkunft mit der Tschechoslowakei; die Angliederung eines Drittels von Ostpreußen wurde kurz nach der Potsdamer Konferenz grundsätzlich von den Vereinigten Staaten und Großbritannien genehmigt. Im übrigen war es nicht der Wille, das kommunistische Regime in diese Länder zu tragen, der zu ihrer Vereinigung mit der Sowjetunion führte, sondern das Bedürfnis nach strategischer Sicherung oder der Wunsch, die alten geschichtlichen Grenzen Rußlands wiederherzustellen.

4. Wenn die Sowjetunion später Westberlin mit ihrer ostdeutschen Besetzungszone verschmelzen wollte, so war das zweifellos ein Versuch zur eigenmächtigen Ausdehnung des russischen Einflußbereiches. Aber man wird billigerweise anerkennen müssen, daß die Einsprengung eines von den Westmächten beherrschten Sektors in die sonst geschlossene Ostzone ihre innere Berechtigung verloren hatte, nachdem die gemeinsame Viermächteregierung über Deutschland dahingefallen war, und daß die Behauptung eines westalliierten Militärstützpunktes mitten in der Ostzone für die Russen schwer erträglich war, zumal der Umlauf einer «harten» Westmark in freier Konkurrenz mit einer entwerteten Ostmark ein gefährliches Werkzeug in der Hand der Westmächte zur Erschütterung der Wirtschaft der Ostzone darstellte. Da sich seither die Wirtschaft der Ostzone wesentlich gefestigt hat, erklären die Russen die Aufhebung der Blockade auch als innerlich begründet — eine Behauptung, die nicht *nur* Propaganda ist.

5. Sofern man die Schaffung von Satellitenstaaten in Osteuropa und Ostasien (Nordkorea) als Beweis eines sowjetischen Eroberungswillens ansprechen wollte, so wäre auch hier darauf hinzuweisen, daß dahinter das Streben stand, das Kerngebiet der Sowjetunion gegen neue militärische Angriffe von Westen her abzudichten, daß die Westmächte die Sicherheitsinteressen der Sowjetunion in diesem Raum ebenfalls ausdrücklich anerkannt haben (in Jalta und Teheran), und namentlich daß die Vereinigten Staaten seit Kriegsende eine Politik territorialer Sicherungen betreiben, der gegenüber die entsprechende russische Politik einfach als dilettantische Stümperei erscheint. *Amerikanische* Satelliten sind heute — um von den europäischen Mitgliedern des Westbundes zu schweigen — nicht nur die meisten lateinamerikanischen Staaten, sondern tatsächlich auch Kanada, Griechenland, die Türkei, Arabien, Persien, Südkorea und die Philippinen. Von *Amerika* nach dem Krieg annektiert worden (zum Teil in der Form von «Treuhandschaften») sind Dutzende von Pazifikinseln und die früheren britischen, australischen, neuseeländischen und japanischen Mandatsinseln, dazu Französisch Ozeanien. Unter ausschließlich *amerikanischer* Militärherrschaft stehen Grönland, Island, die Azoren, Ascensión, die Bermudas, Liberia und namentlich Japan, wobei die rechtliche Anerkennung dieses sehr eigenmächtig geschaffenen oder aufrechterhaltenen Zustandes teilweise bis heute aussteht.

Angesichts all dieser Tatsachen von einer höchst gefährlichen *russischen* Expansion zu reden, beruht bei Europäern wenn nicht auf Unwissenheit, so doch auf einer grotesken optischen Täuschung; bei den Amerikanern, die wirklich «in Kontinenten denken», ist es einfach Heuchelei. Der Amerikaner George Marion hat schon recht, wenn er (in «Bases and Empire») feststellt:

«Die Vereinigten Staaten erstreben buchstäblich die strategische Welthegemonie. Ob nun Sie und ich es gern haben oder nicht: wir sind in einem grenzenlosen Ausdehnungsstreben begriffen. Der Gegendruck anderer Mächte und der Widerstand der Völker, die durch unsere Herrschaft geschoben und geschädigt werden, wird schließlich entweder unserem Ausdehnungsdrang Schranken setzen oder unser Weltreich in den Nähten zum Platzen bringen. Inzwischen ist es aber Tatsache, daß die Vereinigten Staaten ihrem Machtstreben aus eigenem Willen keinerlei Grenzen gesetzt haben[2].»

.... und eine Fehlrechnung Aber die Politik des Containment beruht nicht bloß auf einer falschen Voraussetzung; sie ist auch im Hinblick auf die von ihr verwen-

[2] Wie in der Aprilrundschau erwähnt, ging der amerikanische Wehrmachtsminister Forestall sogar mit dem tollen Plan um, frei im Weltenraum kreisende Raketengeschosse zu konstruieren, die gegebenenfalls gegen die Sowjetunion eingesetzt werden könnten. Der Mann ist inzwischen (nicht, wie wir schrieben, zu seinem «angestammten» Bankierberuf zurückgekehrt, sondern) in einer Heilanstalt interniert worden. Sein Zustand scheint aber erst offenbar geworden zu sein, als er eines Nachts, durch eine Feuersirene aufgeschreckt, aus dem Haus rannte mit dem Ruf: «Die Russen kommen!»

deten Aktionsmittel eine ausgesprochene Fehlrechnung. Blair Bolles, der Leiter des Washingtoner Büros der angesehenen amerikanischen Vereinigung für Außenpolitik, weist in der Neuyorker «Nation» zutreffend darauf hin, daß schon bisher die scharfmacherische Druckpolitik gegenüber der Sowjetunion recht zweifelhafte Ergebnisse gehabt habe. Auf die Verkündung der Trumandoktrin sei der Zusammenbruch der Moskauer Konferenz vom Frühjahr 1947 und die Bildung der Kominform gefolgt, auf die Vorlage des Marshallplanes der Putsch in der Tschechoslowakei, auf das erste amerikanische Rüstungsprogramm die Blockade Westberlins, auf die Ankündigung des Atlantikpaktes der vermehrte Druck auf Finnland und Persien sowie die verschärfte kommunistische Tätigkeit in Frankreich, Italien usw. Glaubt man nun wirklich, daß die Sowjetunion in Zukunft anders als mit Gegendruck antworten werde, wenn die Westmächte ihre Druckpolitik fortsetzen? Selbst wenn man das annehmen wollte und demgemäß auf eine Reihe weiterer russischer Rückzüge ähnlich dem gegenwärtigen rechnete, so vergäße man vollständig die viel wichtigere Tatsache, an die Blair Bolles mit besonderem Nachdruck erinnert, daß nämlich die Sowjetunion und der Kommunismus auf die armen, ausgebeuteten Volksschichten in aller Welt eine ungeheure, faszinierende Anziehungskraft ausüben. Dieser Umstand, so sagt er, vermehre dauernd die politische Unruhe und Unsicherheit, verzögere durch die dadurch hervorgerufenen Kriegsrüstungen die wirtschaftliche Erholung der Völker und drohe den amerikanischen Einfluß auf Westeuropa gerade in dem Augenblick zu schwächen, da man auf seine entscheidende Stärkung hoffe. «Der enge Wirkungsbereich der Eindämmungspolitik verhindert die Vereinigten Staaten, in dem Ringen mit Rußland ihre tiefen moralischen Hilfsquellen zur Geltung zu bringen. Der Hauptirrtum in der Eindämmungstheorie ist ihre falsche Einschätzung der grundlegenden Kräfte, die auf die Länge darüber entscheiden werden, ob Amerika oder Rußland über den größeren Welteinfluß gebieten werden, und ob sie miteinander wetteifern können, ohne einen Krieg zu riskieren.»

Aber auch volkspsychologisch und militärisch dürfte sich die westmächtliche Pressionspolitik gegenüber der Sowjetunion als Fehlrechnung erweisen. Eben jetzt berichtet Alexander Werth, auf Grund von Aussagen zahlreicher Rußlandreisender, dem «New Statesman» aus Warschau, wie die militärische Drohpolitik der Westalliierten tatsächlich auf das russische Volk wirkt. Alle Ausländer, die aus Rußland kämen, stimmten darin überein, daß die Russen zurzeit in einer «häßlichen Stimmung» seien — nicht weil sie fürchteten, einen neuen Krieg zu verlieren, sondern weil sie ihn ganz und gar nicht wollten:

«Der Atlantikpakt hat in Rußland eine verheerende Wirkung gehabt. Im Ausland kann man sich nicht vorstellen, wie tief er jeden gewöhnlichen Russen verletzt hat . . . Man kann auf einen Russen losreden, bis man blau wird, und überzeugt ihn doch nicht, daß amerikanische Flugstützpunkte in Norwegen zur Verteidigung Ame-

rikas notwendig seien und nicht, um Atombomben auf Murmansk und Leningrad abzuwerfen... Der Gedanke an einen neuen Krieg — und ein solcher hieße, daß es mit allem Wiederaufbau Essig sein wird und sie alles wieder von vorn anfangen müssen — bringt sie mehr in Wut, als man sich vorstellen kann... Aus allem, was ich in den letzten paar Tagen über Rußland gehört habe, schließe ich, daß, wenn die Russen noch vor einigen Monaten völlig zuversichtlich zu glauben schienen, es werde keinen Krieg geben, die Ablehnung von Stalins Angebot an Truman und der Atlantikpakt eine gefährliche Einkreisungspsychose im Lande geschaffen haben.»

Mag sein, daß sich der Kreml gerade im Hinblick auf diese Stimmung entschlossen hat, durch ernsthafte Zugeständnisse an die Westmächte eine Atempause in dem großen Ringen zu erkaufen. Allein die Tatsache, daß die Sowjetregierung fast gleichzeitig eine Erhöhung ihrer Wehrmachtausgaben um 20 Prozent gegenüber dem letzten Jahr angekündigt hat, lehrt, daß sie sich auch durch die Rücksicht auf die Volksmeinung nicht davon abhalten läßt, auf Kosten der Verbrauchsgütererzeugung die Rüstungsproduktion neuerdings zu forcieren. Und dem Volk, dem der letzte Krieg noch in allen Knochen steckt und das die verhängnisvolle Rolle der Westmächte bei der Großziehung des Nazismus nicht vergessen hat, wird auch kaum etwas anderes übrig bleiben, als die Zähne abermals zusammenzubeißen und auf die so sehnlich erwartete Verbesserung seiner Lebenshaltung für die nächste Zeit zu verzichten. Vor den Rüstungen der *Westmächte* und ihren Aussichten, einen Krieg gegen die Sowjetunion zu gewinnen, scheint man dabei keine übertriebene Angst zu haben, glaubt man doch in Rußland, daß ohne eine riesige Landarmee, die den Westmächten aber nicht zur Verfügung stehe, die Sowjetunion auch mit Atombomben nicht auf die Knie zu zwingen sei; und selbst wenn die Atlantikstaaten 50 oder 100 Divisionen in Deutschland aufzustellen vermöchten, so habe man gesehen, wie Hitler sogar mit 240 Divisionen an der Wolga habe umkehren müssen. Nicht zu reden davon, daß im Kriegsfall die Rote Armee in Westeuropa nicht allein stehen werde . . .

Die Gefahr bleibt Natürlich macht man im westlichen Lager seine Gegenrechnung dazu auf. Die Generalstäbe sind eifrig an der Arbeit, den Atlantikpakt wirksam zu machen und für den Kriegsfall eine Verteidigungslinie aufzubauen, die sich nach der «Chicago Tribune» auf die Yssel, den Rhein und den Po stützen solle. Die Hauptoperationsbasen wären dann freilich England und Nordafrika, doch soll nach dem genannten Blatt — was vom strategischen Standpunkt aus ja selbstverständlich ist — in Bälde auch die Pyrenäenhalbinsel in das Westblocksystem einbezogen werden, mit großzügiger amerikanischer Hilfe für die Modernisierung der spanischen Straßen, Eisenbahnen und Häfen. Und tatsächlich verstärkt sich ja in der letzten Zeit die Bewegung zugunsten einer «Wiederaussöhnung» mit Franco auffallend, eine Bewegung, die sicherlich die Logik auf ihrer Seite hat, stehen doch auch

Portugal, Griechenland und die Türkei — von anderen «Demokratien» noch ganz abgesehen — schon längst in der Front der «freiheitsliebenden» Staaten, so daß einer förmlichen Verbündung mit dem Regime Franco nur noch die Fiktion im Wege steht, es handle sich bei dem Kampf des Westens gegen den Osten nicht um einen imperialistischen Machtkampf, sondern um die Verteidigung der abendländischen Freiheitstradition gegen den Ansturm des östlichen Despotismus[3].

Immerhin ist man im westlichen Lager vorerst noch nicht ganz überzeugt, daß man einem neuen «Hunneneinfall» werde siegreich widerstehen können, weshalb der verführerische Gedanke eines *Präventivkrieges* gegen die Sowjetunion immer wieder auftaucht. Er wird auch in einem kürzlich erschienenen Buch des amerikanischen Militärschriftstellers Eliot vertreten, der befürchtet, in wenigen Jahren werde es zu spät sein, sich in einem «normalen» Krieg mit den Russen zu messen, da diese bis dahin nicht nur die Atombombe, sondern auch eine Luftwaffe mit weitem Aktionsradius, eine wirksame Fliegerabwehr und dazu eine Flotte von sogenannten Schnorkel-U-Booten (kleinen, schnellen Unterwasserzerstörern) hätten. Amerika werde sich darum vielleicht veranlaßt sehen, noch vor 1952 an die Sowjetunion ein *Ultimatum* etwa folgenden Inhalts zu richten:

«Entweder werdet ihr sofort die internationale Kontrolle der Atomkraft annehmen (natürlich gemäß dem auf die *amerikanischen* Interessen zugeschnittenen bekannten Plan. H. K.) und den Vertretern der Weltatombehörde eure Grenzen öffnen, oder wir werden zur Vernichtung eurer Atomanlagen und eurer Hilfseinrichtungen, wie der größeren Kraftwerke, durch unsere eigenen Luft-Atomwaffen schreiten.»

Sicherlich faßt die amerikanische Regierung ein solches Vorgehen noch nicht ins Auge; aber Präsident Truman hat letzthin doch warnend erklärt, er werde gegebenenfalls so wenig zögern, den Befehl zum Ab-

[3] Es verdient in diesem Zusammenhang erwähnt zu werden, daß die Londoner «News Chronicle» am 12. Mai 1947 eine Meldung veröffentlichte, in der es hieß: «Amerika bereitet Pläne vor, um Frankreich zu helfen, dem Wachstum des Kommunismus Halt zu gebieten, als Teil einer weltumfassenden Politik des Widerstands gegen den Kommunismus, wo immer er Aussicht hat, maßgebenden Einfluß auf Regierungen zu bekommen... Diese Entscheidung bedeutet, daß, auch wenn sich das französische Volk dazu bestimmen ließe, eine kommunistische Mehrheit auf Grund der gegenwärtigen französischen Verfassung zu wählen, das amerikanische Außenministerium dies nicht als demokratische Regierung und Frankreich nicht als unabhängiges Land ansehen würde.» Deutlicher kann man es nicht sagen, daß Demokratie heute im Westen einfach gleich Antikommunismus ist. Im übrigen hat ja, wie in Italien, so auch in Frankreich, amerikanische Nachhilfe dafür gesorgt, daß die Wahlen eine natürlich «in freier Entscheidung zustande gekommene» Volksmehrheit *gegen* die Kommunisten (und Linkssozialisten) ergeben haben, die es unnötig machte, daß eine Linksmehrheit als «undemokratisch» erklärt werden mußte. Die Verlogenheit und der Zynismus, die dieses Spiel mit der Demokratie kennzeichnen, widern einen geradezu körperlich an.

Nicht viel angenehmere Gefühle bekommt man, wenn man liest, daß der amerikanische Außenminister *Acheson* bei der feierlichen Unterzeichnung des Atlantikpaktes

wurf von Atombomben auf einen neuen Feind zu geben, wie er das im Falle von Hiroshima und Nagasaki getan habe, und der Abgeordnete Cannon hat diese Drohung sofort mit einer Rede unterstützt, die eine regierungstreue amerikanische Zeitung als «eine der rücksichtslosesten, jemals in der Bundesversammlung gehaltenen Reden» bezeichnete. Die gleiche Zeitung («Detroit News» 22. April) sah sich darum zu der Bemerkung veranlaßt: «Während wir von unserer Verteidigungshaltung sprechen, prahlen wir mit der Absicht einer Kriegsrüstung, die ihrer Natur nach aggressiv ist, da sie den Russen bereits sagt, daß wir in der Lage seien, sie durch überlegene Macht zu zerschmettern.»

So bleibt eben trotz der Aussicht auf eine gewisse Entspannung des west-östlichen Gegensatzes doch auf beiden Seiten eine Stimmungslage bestehen, die voller Gefahren ist und durch irgendeinen unglückseligen Zwischenfall, über dessen Handhabung die beteiligten Regierungen die Herrschaft verlieren, zur fürchterlichen Entladung gebracht werden kann. Um so gebieterischer — das ist immer unser letztes Wort in dieser Sache — wird die Pflicht der in erster Linie bedrohten westeuropäischen Völker, ihre Entschlossenheit zum Nichtmitmachen bei irgendeinem künftigen Krieg, sehe er aus wie er wolle, so rechtzeitig zum Ausdruck zu bringen, daß die beiden großen Weltmächte, mindestens auf europäischem Boden, einen solchen Krieg weder führen *können* noch *wollen*[4].

Das «neue» Deutschland Es liegt auf der Hand, daß dem deutschen Volk, wenn es dauernd abgerüstet bliebe und gleichzeitig den Weg zu einem freiheitlichen Sozialismus fände, in einem aus solchem Geist entstandenen Friedenskampf eine entscheidende Rolle zufiele. Und es kann gegenwärtig kaum eine größere Aufgabe am deutschen Volke geben, als ihm diese seine *wirkliche* Schlüsselstellung klar zu machen und es für die Erfüllung seiner *wahren* Sendung zu gewinnen. Inzwischen breitet sich freilich in

---

eine Rede hielt, die sich auf zwei Bibelstellen stützte: auf das Psalmwort: «Gott ist unsere Zuflucht und Stärke, als mächtige Hilfe bewährt in Nöten», wobei ausdrücklich der *Atlantikpakt* «für alle, die den Frieden wollen», als Zuflucht und Hilfe erklärt wurde; und auf das Jesuswort: «Wehe der Welt der Verführungen wegen! Denn es ist zwar notwendig, daß die Verführungen kommen; doch wehe dem Menschen, durch den die Verführung kommt», das von Acheson als «Warnung» an die Russen bezeichnet wurde. Die protestantische Wochenschrift «The Christian Century» charakterisierte diese Rede als «anstoßerregenden Mißbrauch religiöser Wahrheiten» — und das ist noch ein sehr mildes Urteil. Die Russen werden sich über diese neue Bekundung westlichen Militärchristentums ihre eigenen Gedanken gemacht haben.

[4] Von hier aus gesehen muß der jüngst in Paris abgehaltene *Friedenskongreß* bereits als Zeichen eines beginnenden Erwachens der Völker gewertet werden. Die Kritik, die diese Veranstaltung tadelt, weil sie von Kommunisten einberufen und beherrscht worden sei (was tatsächlich der Fall war), schießt völlig am Ziel vorbei, weil sie verkennt, daß es jetzt vor allem darauf ankommt, eine durchschlagende Bewe-

Deutschland ein neuer Nationalismus aus, der die große Gelegenheit des deutschen Volkes in der möglichst rücksichtslosen Ausnützung der Gegensätze zwischen den Großmächten zum Vorteil einer Wiederaufrichtung der alten Reichsherrlichkeit sieht, und geht anderseits die *Eingliederung Westdeutschlands in den amerikanisch beherrschten Westblock* mit eherner Folgerichtigkeit weiter. Die politische Grundlage dafür schafft das von den drei Besetzungsmächten verfügte neue *Besetzungsstatut*, das — an sich ein lebhaft zu begrüßender Fortschritt — die alliierten Militärregierungen und die Zonentrennung aufhebt, die Verwaltung ihrer inneren Angelegenheiten den Deutschen selbst überläßt und den Alliierten im wesentlichen «nur» noch die Entscheidung über Westdeutschlands Außenpolitik, Militärwesen und Außenhandel, über die Auflösung von Industriekartellen, über die wissenschaftlich-technische Forschung, über Verfassungsänderungen und dergleichen Dinge vorbehält. Um den Inhalt der westdeutschen Bundesverfassung selber ist zwischen den Besetzungsmächten und den deutschen Parteien einerseits, den Sozialdemokraten und den bürgerlichen Parteien anderseits ein heftiger Kampf geführt worden, hinter dem vor allem das künftige Schicksal der Ruhr stand. Die Sozialdemokratie, die grundsätzlich für die Nationalisierung der Ruhrindustrie ist, kann dieses Ziel nur durch einen starken Bundesstaat mit zentralisiertem Finanzwesen zu erreichen hoffen, während nicht nur die Besetzungsmächte — wenn auch mit verschiedener Begründung und in verschieden starkem Grade —, sondern auch die Parteien der Rechten, vor allem die Christlich-Demokraten, mit den Ruhrindustriellen als Hauptinteressenten, eher für eine föderalistische Gliederung und besonders für die Aufrechterhaltung des «freien Unternehmertums» sind. Der Kampf ist dann, ziemlich überraschenderweise, durch einen Machtspruch der Besetzungsbehörden entschieden worden, wobei in der Frage der Finanzhoheit gewisse Zugeständnisse an die Sozialdemokraten gemacht werden mußten, die ihrerseits auf die von ihnen verlangte völlige Neufassung des Staatsgrundgesetzes verzichteten und — selbstverständlich — an der eindeutig kapitalistischen Ge-

---

gung des Widerstandes gegen den drohenden Krieg zu schaffen, und kehrt sich damit gegen die Kritiker selbst, die die neue Widerstandsbewegung einfach den Kommunisten überlassen und unfähig sind, dem *kommunistisch* inspirierten Friedenswillen einen überlegenen *eigenen* Friedenswillen entgegenzustellen. Denn was beispielsweise hinter dem Pariser Gegenkongreß stand, der gleich nachher abgehalten wurde, das war ja alles andere eher als echter Friedenswille; es war in erster und letzter Linie der landläufige unfruchtbare Antikommunismus, dessen Vertreter denn auch in aller Form die amerikanische Machtpolitik gegen die Sowjetunion, den Atlantikpakt usw. unterstützten, war also nicht Ausdruck einer *Friedens-*, sondern einer *Kriegsbewegung*. Anderseits genügt freilich auch der bloße Widerstand gegen Krieg und Kriegsvorbereitung nicht, wie ihn (zusammen mit einer etwas unklaren Propaganda für Weltbürgerschaft und Weltregierung) die von dem Amerikaner *Garry Davies* entfachte Bewegung predigt; der Frieden muß vielmehr, mindestens in Westeuropa, auch auf eine radikal gewandelte *Wirtschaftsordnung* begründet werden, die ihm erst Halt und Dauer verleihen wird.

samtrichtung der westdeutschen Wirtschaftspolitik nichts zu ändern vermochten.

Das Ergebnis des ganzen Streites kann so die Sozialdemokratie kaum befriedigen, war aber im Zuge der «Marshallisierung» und «Atlantisierung» Westdeutschlands, der auch die Sozialdemokratie heftig zustimmt, ganz unvermeidlich. Dieser Sachverhalt wird durch die jüngste Vereinbarung der westlichen Besetzungsmächte über das *westdeutsche Industriepotential* noch besonders unterstrichen. Sie stellt einen neuen Sieg der amerikanisch-kapitalistischen Interessen über britisch-sozialistische Bedenken und französisch-nationale Hemmungen dar und wird Westdeutschland innert kurzem wieder zur gewaltigsten Industriemacht des festländischen Westeuropa erheben. Von den 167 zur weiteren Demontage vorgemerkten deutschen Industrieanlagen sind nicht weniger als 159 «gerettet» worden; die Produktionsfreiheit der deutschen Industrie, einschließlich des Schiffsbaus, ist weitgehend wiederhergestellt, die Menge des zu produzierenden Stahls auf 11 Millionen Tonnen (bei einer Höchstleistungsfähigkeit von 13 Millionen) erhöht und das Verbot ausländischer Kapitalanlagen in Westdeutschland endgültig aufgehoben worden — kurz, die Wiederaufrichtung der westdeutschen Wirtschaft auf kapitalistisch-monopolistischer Grundlage und unter der Führung der alten industrie-feudalistischen Herrenschicht, die Hitler in den Sattel gesetzt hat, hat einen neuen, mächtigen Antrieb erhalten, dessen Wirkungen nicht lange auf sich warten lassen werden[5].

Für unsereinen ist all das keinerlei Überraschung; wir haben an dieser Stelle oft genug darauf aufmerksam gemacht, daß es bei den gegenwärtigen Machtverhältnissen so kommen *müsse*. Aber was denken sich eigentlich — *wenn* sie überhaupt etwas dabei denken — jene naiven Bürger, die auf der einen Seite pathetisch die Demokratisierung oder gar Sozialisierung Westdeutschlands fordern, auf der andern aber fröhlich die amerikanisch-westmächtliche Politik des bewaffneten Druckes auf Rußland und der engen wirtschaftlichen Bindung Westeuropas an Amerika unterstützen, deren Folge nichts anderes als die Renazifizierung, die Rekapitalisierung und vielleicht bald auch die Remilitarisierung Deutschlands sein kann — Dinge, die so häßlich sind wie die Wörter, die sie ausdrücken? Hat der sture Kampf gegen den «Sowjetimperialismus» wirklich alle Fähigkeit zum sauberen Denken vernichtet?

[5] Die gegenwärtige Organisationsform der westdeutschen Wirtschaft wird gekennzeichnet durch den Bericht, den kürzlich ein amtlicher amerikanischer Untersuchungsausschuß über die Frage der *«Dekartellisierung» der Industrie* veröffentlicht hat, und in dem festgestellt wird, daß die Besetzungsbehörden die vereinbarte Auflösung der deutschen Kartelle und Konzerne einfach nicht durchgeführt haben. Kein einziger deutscher Industriekonzern und kein einziges deutsches Monopolunternehmen sei in den letzten vier Jahren aufgelöst worden. — Auf der anderen Seite hat die deutsche *Landwirtschaft* nach einem Bericht der «Neuen Zürcher Zeitung» (Nr. 865) neuerdings «große Produktionserfolge aufzuweisen», und das heißt, daß durch zunehmend bessere Ernährung die Leistungsfähigkeit der Industrie auch von dieser Seite her immer mehr auf Normalstand gebracht wird.

Vulkanisches Italien Ungleich Deutschland ist der Widerstand gegen die Eingliederung in den Westblock in *Italien* erfreulich stark. Zwar ist die Regierung — wie in Frankreich — fest an die Vereinigten Staaten gekettet und hat dank Marshallhilfe und katholischer Aktion auch eine gefügige Parlamentsmehrheit bekommen. Aber das *Volk* empfindet die Abhängigkeit von Amerika kaum viel weniger drückend als seinerzeit diejenige von Hitlerdeutschland und wehrt sich namentlich instinktiv gegen die Aussicht, in einen neuen Krieg für ihm fremde Interessen gestoßen zu werden. Der Atlantikpakt hat denn auch nicht nur auf der ganzen Linken, bis in die Reihen der Saragat-Sozialisten hinein, heftige Ablehnung gefunden; de Gasperi mußte, wie man vernimmt, sogar in seiner eigenen christlich-demokratischen Partei erhebliche Widerstände überwinden, ehe er den Grafen Sforza zur Vertragsunterzeichnung nach Washington ziehen lassen konnte. Und es braucht wohl nur eine Verschärfung der *wirtschaftlichen und sozialen Lage*, um die scheinbare Stabilität des Regimes von Grund auf zu erschüttern. Schon jetzt ist es — so wird zuverlässig berichtet — die feste Überzeugung bekannter italienischer Nationalökonomen, daß das Land einer ernsten Krise und nicht der wirtschaftlichen Erholung entgegengehe. Die industrielle Arbeitslosigkeit steigt tatsächlich dauernd und hat schon mindestens den zehnten Teil der Gesamtbevölkerung erfaßt. Die hergebrachte Armut des landwirtschaftlichen Proletariats ist ärger als je, zumal das Ventil der Massenauswanderung, durch das früher gewisse innere Spannungen abziehen konnten, jetzt so ziemlich geschlossen ist. Und da Italien alljährlich um 400 000 Menschen zunimmt, so droht der Bevölkerungsdruck auf das wirtschaftliche und gesellschaftliche Gefüge in immer gefährlicherem Grade anzusteigen. Die Marshallhilfe hat jedenfalls nur vorübergehende Erleichterung gebracht; die Produktion bleibt nach wie vor weit hinter der Friedensleistung zurück (in der Stahl- und Maschinenindustrie zum Beispiel um 40 Prozent); die Ausfuhr sinkt beunruhigend (im Januar war sie um 20 Prozent geringer als im Dezember); die Kapitalbildung, die die Neugründung industrieller und gewerblicher Unternehmungen erlaubt, geht seit zehn Jahren andauernd zurück, und die durch den Krieg zerstörten Betriebe, Gebäude und Anlagen aller Art sind erst zum geringsten Teil wieder aufgebaut, während die Inflation die privaten Ersparnisse ziemlich restlos aufgezehrt hat.

Von einer energischen Wirtschafts- und Sozialreform, die allein die Lage des Volkes verbessern könnte, ist anderseits überhaupt keine Rede; auch die von der Regierung angekündigte Agrarreform, die die Großgrundbesitzer zum Verkauf eines Teils ihres Bodens veranlassen will, wird angesichts des zu erwartenden Widerstandes der Feudalschicht — einer Hauptstütze der Regierung und der Kirche — auf dem Papier stehen bleiben, zumal sie nötigenfalls durch Scheinverkäufe an Strohmänner leicht umgangen werden könnte. Gleichzeitig spielt de Gasperi

und besonders sein Polizeiminister Scelba natürlich den starken Mann gegenüber den Kommunisten, Linkssozialisten und anderen «Umstürzlern», während die schwerbelasteten ehemaligen Faschisten und Kriegsverbrecher wie Fürst Borghese, General Roatta und Marschall Graziani von den schon wieder (oder immer noch) ganz reaktionären Gerichten am laufenden Band freigesprochen oder gar nicht verfolgt und schlimmstenfalls von der Regierung nach kurzer Strafzeit großmütig amnestiert werden[6]. Die Widerstandskämpfer und Antifaschisten wandern dafür zu Hunderten ins Gefängnis und müssen sich auf jeden Fall sehr in acht nehmen, sich auf ihre Leistungen im Kampf gegen Mussolini und seine Leute zu berufen, so sehr sitzen die Neufaschisten und ihre Gönner wieder überall in den maßgebenden Stellen. Und das alles, ohne daß die Westmächte dagegen irgendwie einzuschreiten Anlaß fänden. Wozu auch, wenn doch die alten und neuen Faschisten die besten Verbündeten im Kampf der freien Länder gegen Kommunismus, Volksdemokratie und Sozialismus sind?

Rüstung und Fortschritt In hohem Grad abhängig von Amerika — wirtschaftlich wie militärisch und politisch — bleibt auch *Großbritannien*. Dabei zieht die politische und militärische Abhängigkeit die wirtschaftliche unausweichlich nach sich, belasten doch die wachsenden Rüstungsausgaben die britische Volkswirtschaft und den Finanzhaushalt des Staates in einer Art und Weise, daß sich beide ohne kräftigste Stützung von Amerika her, und das heißt ohne enge Bindung an den amerikanischen Kapitalismus und sein Schicksal, nicht zu halten vermögen. Was das für den Fortschritt des Sozialismus in England bedeutet, braucht nicht gesagt zu werden; das neue Labourprogramm für den Wahlkampf des nächsten Jahres spiegelt die Zwiespältigkeit und Zweideutigkeit, die sich daraus ergibt, nur allzu klar wider. Aber auch die fast heroische Anstrengung der Regierung und ihres Finanz- und Wirtschaftsministers Cripps, Produktion und Ausfuhr zu steigern, die Lebenshaltung zu erleichtern, die Sozialfürsorge auszuweiten und doch den Staatshaushalt im Gleichgewicht zu halten, wird durch die Einspannung Großbritanniens in den imperialistischen Machtkampf aufs bedenklichste behindert, wie die Gestaltung des neuen *Budgets* (für 1949/50) und seine mehr als kritische, enttäuschte Auf-

[6] Ein paar kleine Beispiele für das Walten der italienischen Justiz. Der Oberste Gerichtshof urteilte einmal (Fall Carrera): «Einen Partisanen an den Füßen aufhängen, ihn wie ein Pendel hin und her stoßen und ihn dabei mit Fäusten schlagen und mit Füßen treten, um ihn zum Geständnis seiner Schuld und zur Bezichtigung seiner Kameraden zu zwingen, kann nicht als Grausamkeit angesehen werden.» In einem anderen Fall (Prozeß Progresso) entschied er: «Von der Amnestie wird nicht ausgeschlossen ein Hauptmann der Schwarzen Brigaden, der ein Partisanenmädchen, nachdem es verhört worden war, von seinen Milizmännern der Reihe nach vergewaltigen ließ, während es mit verbundenen Augen und gefesselten Händen dalag; denn solch eine Handlung kann nicht als Grausamkeit angesehen werden.»

nahme durch die Arbeiter und Hausfrauen deutlich zeigt. Man braucht zwar die großen Mandatsverluste der Labourpartei bei den jüngsten *Grafschaftswahlen* durchaus nicht tragisch zu nehmen; sie sind in der Hauptsache nur die Wiederholung des Rückschlags der Partei bei den letztjährigen Gemeindewahlen und aus den gleichen Ursachen zu erklären: die Konservativen haben sich abermals mit voller Kraft auf diese örtlichen und regionalen Wahlen geworfen, während Labour nur wieder den schwachen Wählerkern an die Urne brachte, der früher genügt hatte, um ihm Hunderte von Sitzen zu sichern. Aber vielleicht dient die negative Reaktion eines großen Teiles der Wählerschaft auf die Wirtschafts- und Finanzpolitik der Regierung den Führern der Labourpartei doch als Warnung vor der Fortsetzung des unmöglichen Versuches, Kanonen *und* Butter zu beschaffen, und als Mahnung zu einer Politik, die durch den Abbau der militärischen Riesenrüstung die Mittel und Kräfte für den Aufbau einer volkstümlichen sozialistischen Wirtschaft freimacht.

Im Grund vor der gleichen Lage, nur in einer viel höheren Größenordnung, stehen die *Vereinigten Staaten*. Die uferlosen Kriegsrüstungen, die sie betreiben — die reinen Wehrmachtsausgaben sollen nach dem Voranschlag für das Finanzjahr 1949/50 rund 16 Milliarden Dollar (etwa 65 000 Millionen Franken) betragen, eine halbe Milliarde mehr als im laufenden Jahr —, sind zunächst ein Werkzeug amerikanischer Expansion *in der Welt draußen*, eine Waffe im Kampf nicht nur gegen den Kommunismus, sondern auch gegen den Sozialismus und die soziale Planwirtschaft überhaupt. Die Rüstungspolitik und die dadurch erzeugten internationalen Spannungen wirken aber ihrerseits wieder aufs stärkste zurück auf das *innere* Staatsgefüge. Durch das Bleigewicht der damit verbundenen finanziellen Lasten und die immer weiter um sich greifende Militarisierung des Volkslebens hemmen sie jeden ernsthaften Fortschritt zur sozialen und politischen Demokratie, wie das Fiasko des Trumanschen Reformprogramms aufs neue erwiesen hat; ja, Kommunistenpanik und Kriegsfurcht werden von den großen kapitalistischen Propagandamaschinen ganz bewußt zur Niederhaltung aller fortschrittlichen Regungen und zur Stärkung des bestehenden Regimes benützt, Patriotismus und Antikommunismus gegen Demokratie und Sozialismus! Die Gewerkschaften, die sich ebenfalls in diese ganze Propaganda haben einspannen lassen, erfahren ihre Folgen am eigenen Leib nicht nur im Stillstand der Sozialgesetzgebung (das gewerkschaftsfeindliche Taft-Hartley-Gesetz zum Beispiel wird von der gegenwärtigen Bundesversammlung kaum gründlich revidiert werden), sondern auch in der Erschwerung des großen Kampfes gegen Krise, Lohndruck und Arbeitslosigkeit, der ihnen für die nächsten Jahre bevorsteht.

Die militärischen Rüstungen sind aber auch in Amerika, wie wir schon wiederholt gezeigt haben, mehr und mehr ein Hauptmittel der kapitalistischen *Konjunkturpolitik* geworden (ein Grund, nebenbei, für

den erstaunlich schwachen Widerstand, den sie in der amerikanischen Arbeiterschaft finden). Der Höchststand der Wirtschaftsblüte ist ja bereits offenkundig überschritten. Man zählt schon wieder mindestens vier Millionen Arbeitslose; der Preisfall erfaßt nach den Landwirtschaftserzeugnissen nun auch Metalle, Öl und Grundbesitz; die Kleinhandelsumsätze gehen weiter zurück; die Bankkredite werden scharf eingeschränkt — kurz, wenn es sich auch noch lange nicht um eine katastrophale Wirtschaftskrise ähnlich derjenigen der dreißiger Jahre handelt, so sind der Rückgang der Geschäftstätigkeit und die Bedrohung der Gewinne doch ernst genug, um die Steigerung der Kriegsrüstungen als wirksamstes Mittel zur Rettung vor dem sonst drohenden Zusammenbruch erscheinen zu lassen. Und das trägt wiederum nicht nur dazu bei, die Gegensätze in der Völkerwelt wachzuhalten; es hilft auch aufs wirksamste mit, das innerpolitisch-soziale Gefüge der Vereinigten Staaten in seiner gegenwärtigen Verfassung zu konservieren. Aufs neue bewahrheitet sich, was schon Anfang 1914 der bedeutende Wiener Soziologe Rudolf *Goldscheid* (in seiner Schrift «Das Verhältnis der äußern Politik zur innern») feststellte:

«Die Klassengegensätze können sich gar nicht erheblich mildern, solange die Staaten- und Völkergegensätze in ihrer heutigen Schärfe fortbestehen . . . Historisch sind sicher die Völkergegensätze das Primäre und die Klassengegensätze das Sekundäre. Dieses Verhältnis hat sich nun auch heute noch nicht vollkommen in sein Gegenteil verkehrt. Die Stärke der herrschenden Klassen beruht vielmehr auch in unseren Tagen noch ganz auf dieser Grundlage. Es sind durchweg Klassenstaaten, die einander gegenüberstehen; alle diese Klassenstaaten sind von der Tendenz beherrscht, vor der innern Politik in die äußere zu flüchten, lieber die schwersten Kriegsgefahren auf sich zu nehmen, als daß sie sich zu einer äußeren Politik entschlössen, die sie zwänge, mit der traditionellen innern Politik zu brechen... Der bewaffnete Friede ist eben zugleich der stärkste Damm gegen die Ausgleichung der Gegensätze im Innern, gegen die Beseitigung jener künstlichen Niveaudifferenz, die den Strom der Volksarbeit auf die Mühle der Bevorrechteten lenkt.

... Es gibt nichts, was die Fortschritte der Demokratie in so hohem Maße aufhält wie das bestehende Völkerverhältnis. In diesem hat die heutige Gesellschaftsordnung ihre mächtigste Wurzel ... Äußere und innere Spannungen steigern sich durch den immanenten Kausalnexus zwischen äußerer und innerer Politik wechselseitig ins Ungemessene, so daß schließlich die Verhältnisse sich zur Entscheidung zuspitzen. Diese Entscheidung liegt zwischen Weltkrieg und Vertiefung der Demokratie.»

Welche Mahnung an die Sozialisten, sich der Unterstützung einer Außenpolitik zu enthalten, die in erster und letzter Linie dem Klasseninteresse des kapitalistischen Gegners dient und darum die Klassengesellschaft auch im Innern der Länder aufrechterhält! Genügt es nicht, daß in der Sowjetunion der Sozialismus verkümmert, weil die Abwehr und Abwehrbereitschaft gegenüber den Angriffen der kapitalistischen Welt seit einem Menschenalter die lebendigsten Volkskräfte aufgesaugt und die Demokratie erstickt hat? Muß der westliche Sozialismus in noch tragischerer Weise leiden, weil er sich seinem Gegner selbst ausliefert?

Blick nach Osten Werfen wir aber, unserer Übung getreu, doch auch rasch noch einen Blick nach Osten, um diese Rundschau zu beschließen. Im nichtrussischen Osten *Europas* entwickeln die sogenannten Volksrepubliken planvoll ihre neuen, dem Sozialismus zustrebenden Wirtschafts- und Gesellschaftsformen, freilich mit den auf diesem Boden seit Jahrhunderten gewohnten absolutistischen Methoden, statt für die Erreichung ihrer neuen Ziele auch neue *Mittel* einzusetzen. Das gibt der westlich-kapitalistischen Welt immer wieder Anlaß, sich über die Mißachtung der politischen Freiheits- und Menschenrechte zu beklagen, deren sich diese Staaten schuldig machten. Neuestens geschieht dies auch im Kreis der Vereinten Nationen, vor deren Richterstuhl die Prozesse gegen Kardinal *Mindszenty* und die *bulgarischen Pfarrer* gezogen wurden[7]. Die Heuchelei dieser Klagen und Proteste ist für jeden redlichen Menschen offenbar, und ich für meinen Teil unterschreibe Wort für Wort, was Kingsley Martin, der Chefredaktor des «New Statesman», letzthin gesagt hat:

«Wie jemand, der tatsächlich weiß, was in *Griechenland* vorgeht (wo in den letzten zwei oder drei Jahren mindestens 4000 Gegner des Regimes, meist junge Menschen zwischen 18 und 25 Jahren und häufig genug unter nichtigen Vorwänden, gesetzlich ermordet wurden. H. K.), die Stirn haben kann, Aufhebens wegen der Angriffe auf die Kirche in Ungarn und Bulgarien zu machen, übersteigt völlig mein Verständnis ... Man braucht nicht alles zu glauben, was von den Kommunisten über Griechenland geschrieben wird. Wenn man aber die Atmosphäre und Methode dieser possenhaften Prozesse kennenlernen will, so lese man ein kommunistisches Flugblatt, das ‚Sie dürfen nicht sterben' überschrieben ist. Die hier wiedergegebenen Briefe von Betty Bartlett, der englischen Frau von Tony Ambatielos, sind wirklich und schrecklich genug. Wäre ich Bevin und wüßte, daß auch nur der vierte Teil von Betty Bartletts Geschichte wahr ist, ich wäre nicht imstande, Proteste nach Ungarn und Bulgarien zu schicken, ohne mich als Heuchler ewig verdammt zu fühlen.»

Wenn man aber zynisch einwenden wollte, hier handle es sich ja doch «nur» um Kommunisten oder «Flintenweiber», so denke man immerhin daran, daß unter den Hingerichteten auch Menschen sind wie jener Johannes Tsukaris, Mitglied der Gemeinschaft der «Zeugen Jehovas» und Dienstverweigerer aus Gewissensgründen, den die Henker des

[7] Die Lektüre des Protokolls über die Verhandlung gegen Mindszenty hat mich in meinem früheren Urteil über den Fall sehr bestärkt. Es fiel mir besonders auf, daß der Kardinal bei weitem nicht so viel gestanden hat, wie man nach dem Geraune über seinen «rätselhaften Umfall» meinen konnte. Er machte es vielmehr genau so wie die meisten Angeklagten: Er gab nur zu, was man ihm einwandfrei beweisen konnte, und leugnete hartnäckig, was darüber hinausging. Stundenlang stritt er sich mit dem Gerichtspräsidenten vor allem über die *Tragweite* der ihm vorgeworfenen Handlungen herum, die er nach Kräften zu beschönigen oder zu bagatellisieren suchte, während sich der Präsident ebensoviel Mühe gab, sie aufzubauschen und als Staatsverbrechen hinzustellen. Man mag darum, wie ich es selber getan habe, das Strafmaß für Mindszenty zu hoch finden; wie man aber die Prozessierung und Verurteilung des ungarischen Kirchenfürsten als abscheulichen Anschlag auf Menschenrechte und Gewissensfreiheit erklären kann, begreife ich wirklich nicht. Sie ist ein Schlag gegen die römische Kirche *als Dienerin weltlicher Klassen- und Mammonsinteressen*, nicht als Dienerin der Herrschaft Gottes über alle Welt.

Herrn Sophulis ebenso geschäftsmäßig «liquidiert» haben wie Dutzende von edelsten Freiheitskämpfern, die aus politischen Gründen in Opposition zu dem korrupten System standen, das sich dank britisch-amerikanischer Stützung immer noch in Athen zu behaupten vermag. Ist das Leben dieser Menschen weniger wert als die Freiheit eines so zweifelhaften Freiheitskämpfers wie des Kardinals Mindszenty, für dessen Sache die ganze «demokratische» Welt des Westens so leidenschaftlich Partei genommen hat? Die Heuchelei der westlichen Demokratien erscheint noch erbärmlicher, wenn man daran denkt, daß das schon wieder halbfaschistische *Italien* mit seinen Gerichtsurteilen gegen Antifaschisten und für Kriegsverbrecher heute der hochgeehrte Verbündete der Westmächte ist, daß das noch immer ganzfaschistische *Spanien*, in dem sich die *wirklichen* Justizskandale häufen, schon morgen ebenfalls in die «Gemeinschaft der abendländischen Kulturvölker» aufgenommen sein kann, und daß die Westalliierten in *Deutschland* ein politisches System begünstigen, dessen Gerichte aufs neue die anstößigsten Tendenzurteile sprechen. Hat man etwas davon vernommen, daß sich die UNO um *diese* Zustände kümmerte? —

Im Nahen *asiatischen* Osten herrscht augenblicklich ziemlich Ruhe. *Israel* verhandelt jetzt in Lausanne mit seinen ehemaligen Gegnern über die förmliche Beendigung des Kriegszustandes — mit Erfolg hoffentlich; gleichzeitig droht ihm aber im Innern eine schwere Wirtschaftskrise, weil seine hohe Lebenshaltung den Absatz seiner Ausfuhrgüter mehr und mehr erschwert — ein neuer Beleg für die Widersinnigkeit einer Wirtschaftsordnung, die den Träger sozialen Fortschritts dafür bestraft, daß er im Ausland die Preise seiner rückständigen Konkurrenten nicht unterbieten kann.

Für *Indien* ist an der jüngsten Commonwealth-Konferenz in London durch Weitherzigkeit auf beiden Seiten die Möglichkeit geschaffen worden, trotz seiner republikanischen Verfassung Mitglied einer Völkergemeinschaft zu bleiben, deren symbolisches Oberhaupt der Träger der britischen Krone ist. Ein Glück für die Welt, die nicht neuer Spaltungen, sondern neuer Zusammenschlüsse bedarf!

In *China* geht freilich die gegenseitige Zerfleischung der beiden Kämpfenden weiter. Die Friedensverhandlungen sind rasch gescheitert, und die kommunistischen Armeen haben ihren Vormarsch mit voller Wucht wieder aufgenommen, den Jangtse überschreitend, Nanking besetzend, Schanghai bedrohend und bereits zum Stoß gegen Canton ausholend, dessen Gewinnung sie auch zu Herren Südchinas machen würde. Aber aus dem Chaos, in dem hier eine ganze alte Welt versinkt, steigt eben doch gewaltig, verheißungsvoll eine neue, bessere, gerechtere Welt empor. Die Umwälzung, die sich in China vollzieht, ist auch dem Westen wieder schmerzlich zum Bewußtsein gebracht worden durch die Beschießung des britischen Kanonenboots «Amethyst», die in England so große Entrüstung über die «kommunistischen Verbrecher» hervor-

gerufen hat. Aber man täte doch besser, den an sich gewiß betrüblichen Zwischenfall auch von der anderen Seite her anzusehen. Die Zeiten sind eben vorbei, da fremde Kriegsschiffe, ohne um Erlaubnis zu fragen, ins Herz Chinas vorstoßen konnten, auch wenn sie, wie diesmal, einen friedlichen Auftrag hatten. Noch 1920 halfen britische Kriegsschiffe Chiang Kai-Shek, die chinesische Revolution zu ersticken. Heute sind die revolutionären Kräfte endgültig siegreich — nicht nur gegen Chiang Kai-Shek, der vergeblich immer noch auf ausländisches Eingreifen spekuliert, sondern auch gegen den europäisch-amerikanischen Imperialismus, der hundert Jahre lang China demütigen und ausplündern konnte, aber künftig mindestens *hier* nichts mehr zu suchen hat. Dafür erlebt die Sowjetunion in China eine Genugtuung, die sie ihre Niederlage in Europa im gleichen Grade verschmerzen lassen dürfte, wie die Ereignisse im Fernen Osten an Bedeutung über diejenigen in Berlin und Umgebung hinausgehen. Revanche der Weltgeschichte!

3. Mai. *Hugo Kramer.*

Schweizerische Rundschau

Auf- und Abrüstung Je gefährlicher sich jeweilen die internationale Lage zuspitzt, desto kritischer, das heißt desto mehr zu Entscheidungen drängend, wird immer auch die Lage der Schweiz. Die Reaktion von Volk und Behörden auf die trotz der augenblicklichen Entspannung im ganzen doch weiterbestehende Kriegsgefahr ist natürlich auch jetzt wieder durchaus die hergebrachte und scheinbar einfachste: Man zieht sich um so tiefer in sein neutrales Schneckenhaus zurück — wenn auch mit dekorativer Ausstreckung der Fühler in harmlose, ja ergiebige Bezirke: Amerikahilfe, neue Rotkreuzkonvention, Flüchtlingsfürsorge usw. — und verstärkt gleichzeitig seinen *Rüstungspanzer* wieder um ein paar Schichten für den Fall, daß es über kurz oder lang doch ernst gelten sollte. Die glatte Annahme der neuen Militärorganisation und der Vorlage über die zweite Serie Vampirflugzeuge durch den Nationalrat während seiner Frühjahrstagung, bei gleichzeitiger Ablehnung einer bescheidenen Solderhöhung für Soldaten und Unteroffiziere (sie hätte 3,5 Millionen Franken gekostet, bei fast 500 Millionen Rüstungsausgaben insgesamt), kennzeichnet diese Haltung ein weiteres Mal; soviel wir bemerkt haben, ist auch kein einziger Sozialdemokrat im Rat offen und mit Ziehung der Konsequenzen gegen diese «Erhöhung der Wehrbereitschaft der Schweiz» aufgetreten, wenn man es auch immerhin nicht unterlassen hat, seine (unverbindlichen) «Bedenken» insbesondere gegen die Anschaffung der englischen Flugzeuge zu äußern, deren Brauchbarkeit im Kriegsfall ja auch wirklich etwas fragwürdig ist. Auf die gleiche Linie gehört die erneute Weigerung des Bundesrats, die *Ausfuhr von Kriegsmaterial* aus der Schweiz zu verbieten, so wie das die primitivste Moralität und die einfachste Rücksicht auf das Ansehen der «friedfertigen», «neutralen» Schweiz fordert. Die «Verschärfung» der Bedingungen, unter denen künftig die Ausfuhr von Waffen und Munition bewilligt werden soll, ist ja wirklich nicht ernst zu nehmen, besonders wenn die bewilligende Behörde auch weiterhin so viel Verständnis für die Bedürfnisse unserer Rüstungsindustrie zeigt wie schon bisher, und gar die Begründung, die der Bundesrat seinem jüngsten Beschluß beigegeben hat (zum Beispiel: «Die militärische Rüstung kann ebensosehr dazu beitragen, einen Krieg zu *verhindern*, als ihn auszulösen. Somit ist es an sich [!] nicht unmoralisch, wenn die Schweiz, unter Beachtung der erwähnten Sicherheitsmaßnahmen, Kriegsmaterial an andere Staaten ausführt»), diese Begründung ist derart kläglich und fadenscheinig, daß sie einer sachlichen Prüfung keine fünf Minuten standhält. Aber

die Interessenten unserer Rüstungsindustrie, die schließlich auch gelebt haben muß (wenn schon andere dafür sterben müssen), können immerhin mit ihrem Bundesrat zufrieden sein!

Wir unserseits werden inskünftig den Kampf noch ausgesprochener und grundsätzlicher gegen den Rüstungsaberglauben überhaupt führen müssen. Und die Lage, wie sie durch den Abschluß des Atlantikpaktes entstanden ist, sollte uns wirklich die ganze *Unsinnigkeit, ja Lebensgefährlichkeit der schweizerischen Rüstungspolitik* aufs neue zum Bewußtsein bringen. Denn alle Aufrüstung Westeuropas, mit oder ohne amerikanische Hilfe, mit oder ohne Wiederbewaffnung Deutschlands, wird ja — wir suchen das in der Weltrundschau immer wieder zu zeigen — nicht die *Sicherheit* der beteiligten Staaten erhöhen, sondern nur die internationale *Unsicherheit* vermehren und vielleicht gerade den Krieg herbeiführen, den man zu verhindern trachtet. *Wenn* es aber wirklich zu der gefürchteten Katastrophe käme, so wäre nach ziemlich allgemeiner Ansicht der Militärs und Politiker Westeuropa bis zum Atlantik und bis zu den Pyrenäen, also auch die Schweiz, militärisch unhaltbar, und es würde auf jeden Fall zur «Befreiung» der russisch besetzten Länder ein mörderisches, allzerstörendes Ringen anheben, das der Schweiz die Lebensmöglichkeit auch dann nähme, wenn sie sich — unwahrscheinlicherweise — dem Krieg dank ihrer Armee fernzuhalten vermöchte. Sagen wir es zum hundertsten Mal und machen wir es unserem Volk immer eindrücklicher klar: Nicht Beteiligung am internationalen Auf- und Wettrüsten für einen möglichen Krieg wird die Schweiz retten, sondern nur der Einsatz aller moralischen und materiellen Kräfte, um den Ausbruch eines Krieges zu verhindern — und dazu gehört die militärische Abrüstung gegen außen ebensosehr wie der sozialistische Aufbau und die Schaffung eines wahrhaft freiheitlichen Volksstaats im Innern. Die *falsche* Landesverteidigung, in die wir uns jetzt immer stärker verkrampfen, verhindert uns aufs verhängnisvollste an der *rechten* Landesverteidigung, die noch immer möglich ist und auf die allein wir unser Vertrauen setzen können.

Die Reaktion im Sattel Wie bös es mit der Begründung einer sozialen Demokratie, dieser Lebensbedingung einer wirklichen Eidgenossenschaft, bestellt ist, lehrt freilich sozusagen jeder Tag aufs neue. Die *Wahlen* der letzten Zeit haben nicht nur überall, neuerdings besonders in der Waadt und in Neuenburg, die Partei der Arbeit schwer zurückgeworfen, sondern meistens — namentlich im Wallis, im Aargau und teilweise auch im Thurgau — ein Abbröckeln auch der sozialdemokratischen Front erzeigt, die doch vom Zerfall der PdA eigentlich hätte in erster Linie profitieren sollen. In Wirklichkeit sind fast durchweg vor allem die bürgerlichen Parteien gestärkt worden, als Folge der allgemeinen Versteifung der sozialkonservativen, ja reaktionären Kräfte und der patriotischen Treibjagd gegen die Kommunisten im besonderen, an der sich verblendeterweise auch viel zu viele Sozialdemokraten mit ihrem Kampf gegen die «russische Expansionspolitik» und ihrem höchst einseitig nur das Negative am Sowjetregime und an den östlichen Volksrepubliken herauskehrenden Antikommunismus beteiligen, anscheinend nicht merkend, wie sehr sie damit das Manöver des besitzenden Bürger- und Bauerntums begünstigen, das in der ganzen Welt darauf ausgeht, durch Erregung einer Bolschewikipanik das Kommen des Sozialismus zu hintertreiben. Man konnte dieses Manöver bei uns unlängst besonders gut studieren anläßlich der gehässigen Hetze gegen Léon Nicole und die PdA wegen ihrer Erklärungen zur Frage des *Widerstandes* gegen einen amerikanisch-westmächtlichen *Krieg mit der Sowjetunion*, obwohl sich diese Erklärungen aus guten Gründen überhaupt nicht auf die Schweiz bezogen, von der auch unsere Kommunisten kaum annehmen, sie werde sich mit Mächten verbünden, die einen Angriffskrieg führen. Wie sich unsere Arbeiterschaft zu verhalten habe, wenn etwa die Rote Armee an den Grenzen der Schweiz auftauchen sollte, darüber hat die Leitung der PdA jedenfalls nichts gesagt. Man konnte das antikommunistische Manöver aber auch im Zusammenhang mit dem *Prozeß Woog* sich entwickeln sehen, der niemals so sensationell aufgebauscht und so peinlich scharfmacherisch geführt, vielleicht sogar überhaupt nicht eingeleitet worden wäre, wenn das gleiche Vergehen, dessen sich der Kommunist

Woog und seine Mitangeklagten schuldig gemacht haben, von gut bürgerlich-vaterländisch gesinnten Damen und Herren begangen worden wäre; die — sagen wir einmal: höchst diskrete Art und Weise, wie beispielsweise die seit Monaten schwebende große Devisenschiebungs- und Urkundenfälschungsaffäre behandelt (oder nicht behandelt) wird, in die eine Menge Amts- und Würdenträger mit hohen und höchsten Verbindungen verwickelt sind, sollte doch eigentlich auch dem naivsten Eidgenossen einiges zu denken geben und ist auf alle Fälle wenig geeignet, die Anhänger der PdA davon zu überzeugen, daß im Falle Woog nur unparteiischer Rechtssinn zu Gerichte gesessen und die Anklage inspiriert habe.

Wie fest sich die Reaktion im Sattel fühlt, ist schließlich besonders auch aus dem Schicksal ersichtlich, das sie der *Bundesfinanzreform* zu bereiten entschlossen ist. Der Ständerat, in dem die katholischkonservativ-rechtsfreisinnig-welschbürgerliche Allianz führt, hat ja in der letzten Parlamentssession nicht nur die direkte Bundessteuer und damit die Inkraftsetzung einer halbwegs vertretbaren Finanzreform auf Anfang 1950 unmöglich gemacht; er droht auch, in Verbindung mit den rückschrittlichen Kräften des Nationalrats, die nun notwendig gewordene Übergangsordnung, statt durch Volksabstimmung, durch bundesrätlichen Vollmachtenbeschluß, also auf verfassungs- und demokratiewidrigem Wege, durchzwängen zu lassen. Das sind die Leute, die sich dann vor dem Volk als Verteidiger der Freiheitsrechte gegen die Kommunisten aufspielen! Es liegt im übrigen auf der Hand, daß mit demjenigen Ständerat, den wir jetzt genießen, auf alle absehbare Zukunft nichts Ordentliches anzufangen ist. Ob es gelingen wird, seine Zusammensetzung in zwei Jahren von Grund auf zu ändern, muß bezweifelt werden; man wird sich daher aufs neue überlegen müssen, wie bei einer Totalrevision der Bundesverfassung, die uns die Ereignisse früher oder später aufzwingen werden, die Wahlart der Ständevertretung in einer Weise umgestaltet werden kann, daß die zweite Kammer nicht der bösartige Radschuh des sozialen und politischen Fortschrittes bleibt, der sie jetzt ist. Und noch eines muß im Blick auf die Leidensgeschichte der Bundesfinanzreform gesagt werden: Die Anwesenheit eines Sozialdemokraten im Bundesrat, und sei er noch so geschickt und standfest, hat der Arbeiterschaft bei weitem nicht den Nutzen gebracht, den man ihr davon versprach; neben den bescheidenen, oftmals zweifelhaften Vorteilen, die ihr daraus erwachsen sind, stehen die unzweifelhaften Nachteile, die sie gerade bei der Bundesfinanzreform hat in Kauf nehmen müssen, steht namentlich auch die unerträgliche Belastung durch die Mitverantwortung für die Sünden des Regimes, unter der die Sozialdemokratie jetzt seufzt. Alle «staatsmännische» Nachgiebigkeit, alle helvetische Kompromißbereitschaft hat der Sozialdemokratischen Partei schließlich nichts geholfen, ja wahrscheinlich ihre Verhandlungsposition gegenüber den hartgesottenen Gegnern jedes gerechten Lastenausgleichs eher geschwächt und auf jeden Fall ihre moralische Stellung vor dem Volke geschädigt. Hoffentlich werden daraus wenigstens hintendrein — denn *nach* der Tat hält ja der Schweizer Rat — die rechten Lehren gezogen!

27. April. *Hugo Kramer.*

MITTEILUNGEN

Bitte an unsere Zürcher Freunde

Für die am 18. und 19. Juni stattfindende Jahresversammlung der Vereinigung «Freunde der Neuen Wege» benötigen wir für die Nacht vom Samstag auf den Sonntag *Freiquartiere* für auswärtige Teilnehmer. Wir bitten diejenigen unserer Freunde, die solche zur Verfügung stellen können, dieses möglichst bald der Administratorin, Fräulein B. Witzig, Schimmelstraße 7, zu melden. Zum voraus besten Dank!

Jahresversammlung der Vereinigung «Freunde der Neuen Wege»

Am Samstag, dem 18. und Sonntag, dem 19. Juni 1949, findet unsere diesjährige Jahresversammlung statt. — *Programm*: Samstag, 20 Uhr: Eröffnung und Refe-

Sonett

Daß wir schwarze Tage haben,
Düstre Nächte ohne Ende,
Eingezwängt in Zimmerwände
Sinnlos nach dem Sinn zu graben, –

Ist das Werk gestörter Hände,
Die nur raubten, niemals gaben,
Gierig flatternd wie zwei Raben,
Ohne Sinn und ohne Ende.

Sich, sein Selbst, ganz hinzugeben,
Wäre Sinn und Lust zugleich!
Doch wer ist in diesem Leben
So erfüllt – so arm und reich –,
Daß er ganz von selbst sich löst und gibt,
Weil er sich, sein *Selbst*, in allem liebt?

David Luschnat

Von den Quellen unserer Bewegung

Die Sach ist Dein, Herr Jesu Christ,
Die Sach, an der wir steh'n,
Und weil es Deine Sache ist,
Kann sie nicht untergeh'n!

Groß ist unsere Sache, und wichtig, ja, entscheidend ist sie. Sie ist die Sache Christi, die Fortführung seines Werkes auf Erden. Sie will die Herrschaft Gottes auf der Erde, die Durchdringung alles Lebens, aller menschlichen Beziehungen mit Seinem Geist, sie glaubt an die Schaffung eines neuen Himmels und einer neuen Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt. Sie ist ein herrliches, begeisterndes Ziel für alle Menschen guten Willens. Sie ist der einzige Weg, der die Menschheit aus ihrer Verirrung herausführen kann und die Gegensätze zwischen Ost und West aufhebt.

Wir, Glieder der religiös-sozialen Bewegung, sehen das Ziel. Wir kennen seine Wichtigkeit, wir sind überzeugt von den unabsehbaren Folgen für die Menschheit, wenn unsere Sache versagen sollte. Eine ungeheure Verantwortung liegt auf uns. – Aber was tun wir? Was geschieht? Wir sind im allgemeinen ganz brave Menschen, die sich Mühe geben im Alltag, in der Gemeinschaft, die auch hie und da ein tapferes Wort sagen. Wir haben uns damit abgefunden, daß nicht mehr geschieht,

und nur in einzelnen Augenblicken werden wir uns unseres Ungenügens bewußt. In diesen Augenblicken forschen wir dann wohl nach der Ursache dieser Stagnation und Lauheit, und wir erkennen klar, daß unserer Bewegung die Begeisterung fehlt, die Be-Geisterung, der heilige Geist, das heilige Feuer, das von Gott her in jedem Einzelnen von uns wirken und brennen und uns zu Herolden und Kämpfern und begeisterten Zeugen für unsere Sache machen sollte.

«Komm heil'ger Geist!» Oft ist es nur ein müdes Seufzen oder Bitten, das zwischen Glauben und Hoffnungslosigkeit schwankt. Aber glauben wir denn ernstlich, daß dieses müde Flehen eine Wirkung habe, daß wir unserer Sache damit überhaupt einen Dienst erweisen? Nein, wenn sie uns wirklich wichtig ist, bis ins Innerste hinein, müssen wir unsere müde Kraft zusammenraffen und sie bis zum äußersten anstrengen und da einsetzen, wo nach unserer Überzeugung der Hebel angesetzt werden muß: Komm heil'ger Geist! Nur wenn wir unser ganzes Sinnen und Trachten auf dieses eine konzentrieren, kann neues Leben in unsere Herzen und damit in unsere Sache kommen. Dann wird uns auch die Bibel kein Erbauungsbuch mehr sein, sondern eine Quelle derjenigen Kräfte, die wir brauchen für unseren Kampf. Jedes Wort, das vom heiligen Geiste spricht, fühlen wir an uns gerichtet. Steht da nicht das große Wort Christi (Luk. 11/13): «So denn ihr, die ihr arg seid, könnet euren Kindern gute Gaben geben, wieviel mehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist geben denen, die ihn bitten?» Wir kennen es auswendig, jenes Wort – aber glauben wir es wirklich? Sind wir zutiefst davon durchdrungen, daß wir nur zu bitten haben, um jenen Geist zu empfangen, der an Pfingsten auf die Jünger ausgegossen wurde und der durch sie wirkte in gewaltigen, die Massen mitreißenden Worten und Heilstaten? Nein, wir glauben nicht ernstlich, daß diese Worte uns angehen. Fast käme es uns vermessen vor, zu glauben, daß gerade wir kleinen, braven Schweizer dieser unermeßlichen Gnade teilhaftig werden sollten. Aber ist es nicht auch eine Art Vermessenheit, wenn wir unser ganz persönliches Argument für maßgebender halten als die Worte Christi?

Im Grunde genommen ist es eine Glaubensfrage. Wenn unser innerstes Wesen Christus bejaht als *den* Weg und *die* Wahrheit, dann müssen wir es wagen, seinen Worten zu glauben – allen äußeren Schwankungen zum Trotz. Glauben ist ja nicht nur ein Für-wahr-Halten, sondern ein vorbehaltloses Sichanvertrauen, ein inneres Sichöffnen in der absoluten Gewißheit, daß die Christuskräfte dann unmittelbar einströmen werden, wie Jesus selbst es sagte: «Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen.» Wir müssen uns diesen Kräften auftun wie die Blume, die sich der Sonne öffnet. Die Sonne ist da, ihre Strahlen umfangen die Blume, aber sie können ihr Inneres erst erleuchten und erwärmen, wenn die Blume sich auftut, wenn sie empfangen will. «Wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von Euch finden lassen», ließ Gott schon durch den

alten Propheten der Menschheit sagen. Von den Jüngern Christi wird erzählt, daß sie alle «stets beieinander waren einmütig mit Beten und Flehen», bis das Pfingstwunder geschah und sie erfüllt wurden vom heiligen Geist. Auch das Leben Blumhardts, der wie kaum ein anderer unserer Zeit vom Geiste und von den Kräften Gottes erfüllt war, wird von ihm selbst als ein einziges Ringen um den heiligen Geist geschildert.

«Bittet», «suchet», «klopfet an», «betet ohne Unterlaß», ruft uns die Bibel zu. Im Markus-Evangelium aber führt sie uns noch einen Schritt näher an die Wahrheit heran mit den Worten Christi: «Darum sage ich euch: Alles, was ihr bittet in eurem Gebet, glaubet nur, daß ihr's empfangen werdet, so wird's euch werden.» Das Beten ist nicht ein Rufen aus weiter Ferne, so etwa, wie wenn ein Kind aus dem Garten herauf der Mutter ruft. «Fürwahr, Gott ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir», lehrte Paulus die Griechen (Apg. 17/28), und Christus sagt (Joh. 14/23): «. . . wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen.» Im Augenblick, wo wir dies glauben – nicht mit dem Verstand, sondern mit dem Herzen, mit dem ganzen Wesen –, ist es geschehen. Da fühlen wir die Kraft Gottes in uns, und unser Beten für unsere Bewegung, unsere Mitarbeiter, für alle, die die Botschaft empfangen wollen, ist keine Bitte in Worten, sondern ein Ausströmen von Kraft, von der Kraft Gottes, die in uns lebt.

Diese Kraft wird uns vorwärtstreiben zu neuem Einsatz und neuer Bewegung.

Ines Spring-Zürcher.

Wenn ihr nicht umkehrt!

Lies Markus 1, 15, und Lukas 13, 1 bis 9.

Jesu Ruf zur Umkehr und zum Reich ist ein alle Zeiten durchdringender Ruf. Es ist *der* Jesusruf, *der* Gottesruf, den in der Nachfolge Christi seine wahre Gemeinde auch zu allen Zeiten erhoben hat. Er ist der einzige unbedingte und unumstößliche Ruf, und er ist der einzige rettende, befreiende und heilende Ruf. Er ist der Ruf des «Herrn», dessen Herrschaft zur Alleingeltung kommen soll unter den Völkern und dessen Gemeinde davon Zeugnis ablegt und dieser Herrschaft «zum Zeugnis über den Völkern» dient.

Wenn der Glaube keine Credosache ist, sondern die Bestimmung und Entscheidung unseres Lebens *für* Gott und seine Sache, für die Christusherrschaft, dann wird es mit diesem Ruf ganz Ernst. Er verlangt Gehör, Besinnung, Entscheidung, Gehorsam. Dieser Ruf weckt und fordert den Glauben. Er duldet keine Erhebung über sich, keine theologische und keine philosophische, keine geistliche und keine weltliche. Durch ihn, das heißt durch Christus, der uns damit vor den heiligen Gott und Vater

und sein Reich stellt, geschieht unsere und der Welt *Umkehrung* – in Gericht oder Gnade –, so, wie die Annahme oder die Verwerfung Christi und des Rufes zum Reich durch uns geschieht. Dieser Ruf ist und war in der Tat immer wieder die Rettung, ja die Auferstehung. Er ist aber auch immer wieder zum Gericht geworden denen, die nicht «hörten», die nicht «wollten», die nicht «glaubten». Einzelnen, ganzen Gemeinschaften, ganzen Kirchen, ganzen Völkern! Ja sogar die «Mächte» im Himmel und auf Erden werden vor diesen Ruf gestellt. In ihm kommt das Ja oder Nein Gottes zu uns.

Diese Enscheidung, *dieser* Ruf ist vor unsere Zeit gestellt. Es gibt nichts, das vor seiner *Dringlichkeit* Geltung hätte, zeigt uns doch alles, was geschieht – wenn wir Ohren haben, zu hören, und Augen, um zu sehen –, seine absolute Dringlichkeit. Wer «Entscheidungen» von uns verlangt, und es ist nicht *diese* Entscheidung zuerst und zuletzt und alle andern Entscheidungen bestimmend, der mag vielleicht eine wichtige weltpolitische Stellungnahme vertreten, es mag ihm vielleicht sogar um menschliche und christliche Werte gehen: die entscheidende Frage aber ist, ob wir im ganzen wie im einzelnen die Orientierung am Rufe Jesu und die Beschreitung seines Weges vollziehen!

Auf diese Weise glauben wir, daß dieser Ruf *die* Frage an unsere Zeit ist. Wer ist in seinem Gewissen so verhärtet oder so eigenwillig, daß er es nicht erkennen könnte, daß er zuerst vor diesem Ruf haltmachen müßte, bevor er sich und uns zu weiteren Entscheidungen rufen könnte? Gerade auf unsere Zeit ist dieser Ruf so gekommen. Keiner der wirklichen «Knechte Gottes» in unserer Zeit, keiner der wahren Propheten, dessen Botschaft und Tat nicht um diesen Ruf kreiste, von diesem Ruf bestimmt war! Alles Wahrheitssuchen und alles Suchen der Gerechtigkeit mußte und muß zuletzt auf diesen Ruf stoßen und ist auch darauf gestoßen. Christus selbst, Gott selbst waren und sind in diesem Ruf erkennbar, *lebendig* geworden für uns, wie in wenig andern Zeiten. Und den Nichtglaubenden verkündete und verkündet es die Zeit – die Weltkriege, die Katastrophen, die große Umwälzung, daß die Stunde gekommen ist, die Entscheidungszeit genaht ist, daß wir inmitten der Entscheidung, und das heißt auch inmitten des Gerichtes stehen. Vor die Wahrheit und Gerechtigkeit Gottes sind wir gestellt. Was geben wir für eine Antwort?

Nach dem ersten Weltkrieg gab es, im Gegensatz zu diesem Nachkrieg, eine Zeitlang so etwas wie ein *Anhalten* unserer europäischen Welt vor diesem Ruf, etwas wie eine *Besinnung*, auch ein Ergriffenwerden Einzelner und kleinerer und größerer Gruppen; es gab in der grenzenlosen Not ein Aufhorchen, Suchen und Sehnen unter den Völkern – und doch stürzten wir, kaum der Katastrophe entronnen, der nächsten Katastrophe zu – «dem Katarakt zu und – hinunter!» Hölle und Dämonenreich, Finsternis und Tod verschlangen uns. Unaussagbar, was geschah

und geschieht oder aussagbar und ausdrückbar nur in Bildern oder Zahlen, in Entsetzensschrei und endlosem Grauen – und doch stürzen wir weiter. Gott rief uns durch die *soziale Frage* zur Umkehr, aber wir hörten und hören nicht – und stürzen weiter. Gott rief uns durch die *Kriegsfrage* zur Umkehr, aber wir hörten und hören nicht – und stürzen weiter. Gott stellt uns vor die Frage des Seins oder Nicht-Seins, wir selbst sind ja so weit «fortgeschritten», daß wir uns gegenseitig völkerweise «vernichten» können und irgendein Satan oder Scharlatan oder auch nur irgendein ganz mittelmäßiger Mensch diese «Werke» mit uns vollziehen kann, aber wir hörten und hören nicht – und stürzen weiter! Wir verstricken uns in den Sturz. Wir werden gestürzt. Wir helfen zum Sturz!

Denn *wir kehren nicht um!* Wir nehmen den Ruf Gottes nicht auf, so wie er aufgenommen werden muß – mit seiner *Forderung* und seiner *Verheißung*, mit dem *Weg*, der der Verheißung entgegengeht. Wenn Kierkegaard, Blumhardt und Ragaz uns zur «Gleichzeitigkeit» mit Jesus gerufen haben, so meinten sie ja nicht einfach eine historische Rückversetzung, sondern eben gerade die «heutige» Gleichzeitigkeit, die Entscheidung «jetzt und hier», die Besinnung, den Vollzug der Umkehr und die Hinwendung zum Reich heute! Ob wir aber nicht, wie Jesu Zeitgenossen, daran sind, Christus zu verwerfen, ihn erneut ans Kreuz zu schlagen, der uns hindernd in *unserem* Wege steht und vor *unseren* Herrschaften, Mächten und Reichen? Ist das nur im «Osten» so, wie uns die weltlich und die geistlich Mächtigen heute mit allen Mitteln einreden wollen; ist es nicht vielmehr gerade auch im Westen so? Bedenken wir doch ein wenig stärker, daß wir ebensowenig wie irgendeine andere Zeit der *Gleichzeitigkeit zu Christus* entrinnen können, «der zur Rechten des Vaters» sitzt und dem der Vater «Gewalt» gegeben hat über alles, was im Himmel und auf Erden ist! Nehmen wir diesen Christus ernst, den wirklichen Christus, und *wie* nehmen wir ihn ernst?

Wir reklamieren ihn für die *Menschlichkeit*, und er ist wahrhaftig der einzige unbedingte Hort aller Menschlichkeit, aber wir stellen unsere östlichen und unsere westlichen Bedingungen für Menschlichkeit, unsere bürgerlichen und kirchlich-westlichen ebenso wie die bolschewistisch-östlichen, denn wir wollen doch vor der Wahrheit nicht den Gipfelpunkt, den die westlich-bürgerliche Welt, die Welt des Besitzbürgertums, die halbfaschistische, das heißt zum Faschismus und Nazismus fähige Welt, im Nazismus und Faschismus erreicht hat und in anderen Formen wieder erreichen kann, vergessen. Sie ist ebensowenig Vergangenheit, wie der Bolschewismus Vergangenheit ist. Das ist jetzt die Frage für die «Menschlichkeit», ob sie wirklich unbedingt für alles und durch alles gilt, zum Beispiel auch für den Staat, die Wirtschaft, die Klassen, die Rassen, für den Westen wie den Osten, den wir zurzeit allein an der Menschlichkeit richten wollen. Ob aber Christus nicht auch an der Prüfung *unserer* Menschlichkeit ist und an der Prüfung dessen, was wir «im Namen der Menschlichkeit» zu tun gedenken oder tun?

Wir sind für «*Demokratie*», und Jesus ist wahrhaftig und gewiß der Grund aller wahren Demokratie, aller auf Gottesherrschaft ruhenden Demokratie, aber wir sind es ja, die schon lange und auch heute die wahren Fundamente der Demokratie in der Gottesherrschaft leugnen oder unbeachtet lassen, die die Demokratie in der bürgerlichen Klassenherrschaft auflösen, diese Klassenherrschaft mit unseren Götzen befestigen und so gerade die Diktatur, die eigene wie die der andern, hervortreiben. Die Besten unserer Zeit haben uns gezeigt, daß der eigentliche große Kampf um die Demokratie erst anhebe, daß die wahre Demokratie im Dienst am einfachen Menschen und für ihn gegen alle hindernden Mächte erst errungen werden müsse, daß die Diktatur über den Menschen, wie sie der Kapitalismus, der Nationalismus und der Militarismus auch in der Demokratie aufgerichtet haben, gebrochen werden müsse, damit wir von der verfälschten Demokratie zur wahren Demokratie kommen. Sie haben uns vor die Gottesherrschaft und vor die soziale Frage und sie haben uns vor die sozialistische Entscheidung gestellt und uns so auf den Weg zur Erringung und wahren Verteidigung der Demokratie gewiesen. Sind wir noch auf diesem Wege, und ist der Westen wirklich auf diesem Wege, dem rettenden Weg?

Wir reklamieren Jesus für die «*Freiheit*», und wahrhaftig, Christus ist die wahre Freiheit, er ist der Geist der Freiheit, *der* Befreier, «la semence immortelle de la liberté dans le monde» (Vinet). Aber befestigen wir unsere Freiheit wirklich an ihm, machen wir sie fest durch den Gehorsam gegen Gott und seinen Willen und Weg, durch den Geist der Liebe und der Wahrheit, der Gerechtigkeit und des Friedens, der der Geist Jesu, der *wahre Geist der Freiheit* ist? Suchen wir nicht vielmehr im Westen wie im Osten eine ganz andere Freiheit und eine ganz andere Gebundenheit, die sich gerade nicht unter Gott stellt und nach seinem Reiche trachtet? Ist nicht unsere ganze westliche «Freiheit» und unser westlicher «Geist» mit der Freiheit der «Interessen», der individualistischen und kollektiven Mammons- und Machtinteressen verkoppelt und verkuppelt, und zwar gerade bei denen, die sich als Hüter der Freiheit ausgeben? Ist die bürgerliche Welt nicht die Verwirklichung ihrer zentralen Losung von der «Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit» den Menschen und Völkern in wesentlichen Stücken schuldig geblieben? Und ist sie vielleicht gerechtfertigt, wenn sie diese Losung wie eine Beschwörungsformel gegen ihre bolschewistische Verzerrung ertönen läßt? Ja, in der *Wahrheit* sind wir heute nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gefragt. Christus verlangt sein Erbe, Gott die Früchte seines Weinberges, seines Reiches. Sind wir aber nicht daran, «Barrabas» zu wählen, die gottlose Gewalt der Atombombe, weil wir auch im Westen die Umkehr nicht vollzogen haben und nicht vollziehen wollen? «Gott dienen ist Freiheit, aber Götzen dienen ist Knechtschaft» (L. Ragaz). Könnte nicht das die Prüfung unserer Zeit sein, auch die Prüfung der Freiheit?

Das ist der Christusruf, der Ruf zur Herrschaft Christi, an die wir

glauben und von der wir die Rettung erwarten. Sind wir im Westen dem darin enthaltenen Anspruch Gottes gegenüber geneigter, als es die im Osten sein mögen? Sind wir es in unseren Völkern, Staaten, Kirchen? Wir haben zwar noch das *Christentum*, wir präsentieren es sogar zurzeit als das große von uns gehütete Heiligtum gegen die «Gottlosigkeit», wie die Zeitgenossen Jesu gegen seine Forderung und gegen seinen Weg als Verteidiger des Gesetzes auftraten. Aber an der wirklichen Annahme der Herrschaft Christi wird sich unser Geschick entscheiden! Es wird keine kirchlichen, keine vatikanischen Garantien für die Existenz unserer Völker geben. Vielmehr die Kirchen samt den Völkern werden geprüft, ob es ihnen um die wirkliche Herrschaft Christi mit der Befolgung seiner Gebote, mit der Nachfolge und dem Kreuz geht, denen die siegreiche Kraft der Auferstehung und der schöpferische heilige Geist noch nie versagt geblieben sind. Aber gerade dieser Weg liegt uns doch so fern, ist uns so unbequem und geradezu lächerlich. Oder wenn er uns nahe liegt, wenn wir versuchen, mit Ernst Christen zu sein, so ist da viel Angst und Kleinglaube, und die Versuchung liegt so nahe, die Rettung doch von der amerikanischen Atombombe und nicht vom Kreuz zu erwarten, von den Mächten der Welt und nicht von Gott, von dem Weiterstürzen in die Katastrophe und nicht von der Umkehr, mit der der *Durchbruch zur Welt Jesu* und seiner Herrschaft und damit zur wahren Hilfe sich anbieten würde.

Jesus behauptet aber auch heute das Reich Gottes und geht den Weg des Reiches Gottes – bis ans Kreuz. Und darum gibt es nichts in der Welt, keine Kirche, kein Volk, keine Partei, keine Bewegung, keine Person, die nicht geprüft würden vom Kreuz, von diesem Gekreuzigten um die wirkliche Annahme der Umkehr und des Reiches mit allem, was zum Reiche gehört. Das Schicksal von Freiheit, Demokratie und Menschlichkeit wird sich an ihrer Rückkehr und Hinwendung zum Reiche Gottes entscheiden, völlig entscheiden. Die Nicht-Umkehr aber und das Nicht-Reich schaffen das Kreuz und das Gericht damals wie heute. Und es dünkt uns, dieses wahre Kreuz, der richtende und rettende Ruf Gottes in seinem Sohn sei hoch aufgerichtet über der ganzen Welt, der östlichen und westlichen. Dieses Kreuz bietet sich dem Westen nicht als Kreuzzugszeichen an. Dieses Kreuz mahnt uns an unsere Schuld und an die Gerechtigkeit und an das Gericht, es mahnt uns an die Umkehr.

Wieviel Frist ist uns wohl noch gegeben? Werden wir uns das Umgegrabenwerden gefallen lassen, oder werden wir uns gerade dagegen wehren und damit die Verheißung vollends verlieren? Möge doch Besinnung über uns kommen, der Ruf Jesu zur Umkehr und zum Reich gehört und sein Weg beschritten werden in einer neuen Gemeinde Christi zum Heile aller Völker. *Albert Böhler.*

Die Krise des Sozialismus

Das Problem der Krise des Sozialismus ist eng verbunden mit dem Problem des Friedens. Tatsächlich ist der kalte Krieg nicht nur der Konflikt zweier Imperialismen, sondern vor allem derjenige zweier Weltanschauungen. Auf der einen Seite wählt man die Freiheit, aber man akzeptiert den Kapitalismus. Auf der andern Seite gibt man den Interessen der Allgemeinheit und der sozialen Gerechtigkeit den Vorzug, aber man akzeptiert die Diktatur. Wir leben also in einem Augenblick von kapitaler geschichtlicher Bedeutung, wo die soziale Frage und die Frage der internationalen Beziehungen zusammentreffen und im Begriffe sind, sich zu verschmelzen. Der einzige Ausweg aus der gegenwärtigen dramatischen Weltlage ist für Westeuropa, gemäß seiner Eigenart, seinen eigenen Weg zum Sozialismus zu finden und die schwierige Synthese von Freiheit und Sozialismus zu verwirklichen.

Dieses Problem ist auch mit dem religiösen Problem verbunden. Denn im 20. Jahrhundert ist das religiöse Problem viel weniger das Problem eines individuellen Schicksals als des Schicksals der Gemeinschaft. Dies ist das Problem des Sinnes der Geschichte. Das weitläufige Problem, das durch die Verbindung des Klassenkampfes mit dem internationalen Krieg entsteht, ist heute das religiöse Problem Nummer 1. Dies ist die Frage, die Gott an die Menschen des 20. Jahrhunderts stellt, seine Herausforderung, und alles übrige ist vom religiösen Gesichtspunkt aus entweder dieser Frage untergeordnet oder überholt.

Wo steht nun aber der Sozialismus im Jahre 1949?

Zwei Dinge sind gewiß:

1. Der Bankerott des Kapitalismus. Die sozialen Ungerechtigkeiten und die wirtschaftliche Unordnung, für die er verantwortlich ist, kennt man schon lange und seit 1929 scheint es für ihn unmöglich, das Gleichgewicht wiederzufinden. Er ist gezwungen, in der Inflation und im Wettlauf der Rüstungen eine ungesunde Prosperität zu suchen.

2. Das Kommen einer organisierten und kollektiven Wirtschaft, das heißt einer sozialistischen Wirtschaft, ist ebenso gewiß. Seit 150 Jahren laufen alle Linien der Evolution auf diese sozialistische Zukunft hin, die unvermeidlich scheint.

Aber das Nahen des Sozialismus weckt in den Menschen von heute nicht die Freude, das versprochene Land zu erblicken. Im Gegenteil, wir hegen Befürchtungen, wir zögern, und, nahe beim Ziel, hat sich die sozialistische Bewegung tief gespalten. Dies ist der Hauptgrund der Krise des Sozialismus. Wir werden sie unter ihren beiden Aspekten, dem technischen und dem geistigen, studieren.

I. Die technische Krise

Der Sozialismus ist daran, sich zu verwirklichen, er ist sogar im Begriffe, sich unter unseren Augen zu verwirklichen; nun aber weiß die

sozialistische Bewegung nicht, wie sie eine sozialistische Wirtschaft verwirklichen soll.

Hier stellen sich zwei Probleme: dasjenige des Weges und das des Zieles.

A. *Das Problem des Weges.*

Der Weg, den man zu begehen hat, um die sozialistische Wirtschaft zu verwirklichen, ist die Revolution.

Nach Karl Marx wird das Kommen des Sozialismus die unausweichliche Konsequenz einer ganzen Evolution sein, welche hauptsächlich durch die wachsende Konzentration der kapitalistischen Wirtschaft, durch die wachsende Verproletarisierung der Massen und durch immer heftiger werdende wirtschaftliche Krisen charakterisiert ist. Es ist die Rolle der revolutionären Partei, die Massen zu erziehen und zu organisieren, damit sie bereit sind, die Frucht zu pflücken, wenn sie reif ist, das heißt wenn die Lage revolutionär genug ist, im Sinne, den die Analysen von Marx diesem Ausdruck gegeben haben.

Was sehen wir aber in der Wirklichkeit?

1. Im Osten: Die Sowjetunion gibt uns das Schauspiel einer in erster Linie politischen Revolution, die in einem landwirtschaftlichen, sozial mittelalterlichen Lande stattgefunden hat, wo der Kapitalismus kaum im Entstehen begriffen war, und die dann dort die Diktatur der revolutionären Partei errichtet hat. Die Länder der Volksdemokratie zeigen uns eine russische militärische Besetzung, welche ebenfalls zur Diktatur der revolutionären Partei führt. Diese beeinflußt das wirtschaftliche Leben durch die Ausübung der politischen Macht, das heißt so, daß, entgegen dem marxistischen Schema, der Oberbau den Unterbau bestimmt.

In diesen Ländern scheint der Sozialismus ein zu früh geborenes Kind zu sein, das künstlich großgezogen wird (in einem wahren Treibhaus).

2. Betrachten wir im Westen die Länder des fortgeschrittenen Kapitalismus, zum Beispiel die Vereinigten Staaten, England, Schweden, die Schweiz: Wir sehen dort keine Verproletarisierung der Massen. Im Gegenteil, die Arbeiterklasse genießt dort ein wachsendes Wohlergehen. Und diese Arbeiterklassen verbürgerlichen, sie haben keinen oder sehr wenig revolutionären Sinn; sie sind gegen den Marxismus. Das geht so weit, daß man sich fragen kann, ob das Kind noch leben wird, wenn die Mutter sich endlich entschließt, es zur Welt zu bringen.

Doch beobachtet man im großen ganzen in den westlichen Ländern Tendenzen, welche ausgesprochen eine progressive Sozialisierung der Wirtschaft bilden:

a) Ein spontanes Ausarten des Kapitalismus: In den Kapitalgesellschaften verliert das Kapital seine überragende Machtstellung, die Aktionäre weichen den Managern und Direktoren. Das beweist, wie künstlich

das kapitalistische Prinzip war, aber diese Entwicklung ruft immer gebieterischer einer Reform des Besitzes.

b) Eine fortwährende Verminderung der wirtschaftlichen Freiheit und der Konkurrenz zugunsten der kapitalistischen Verständigungen, der Korporationen, der gelenkten Wirtschaft und sogar der Planung.

Man hat nach dem Krieg an eine gewisse Rückkehr zur wirtschaftlichen Freiheit glauben können. Aber es handelte sich um eine vorübergehende Tendenz, welche durch die Mangelwirtschaft des Krieges hervorgerufen war[1]. Mit der Rückkehr des Überflusses und der Drohung der wirtschaftlichen Krise, zeichnet sich die Bewegung für eine gelenkte Wirtschaft von neuem ab. In dieser Beziehung ist die Orientierung der Vereinigten Staaten auf den «Fair Deal» sehr bedeutend.

Mit einem Wort, die Wirtschaft hat die Tendenz, von der Freiheit zur Organisation überzugehen, wie das übrigens auf allen Gebieten des menschlichen Lebens der Fall ist.

c) Den Arbeitern werden durch die Gewerkschaften und die Gesamtarbeitsverträge, durch die Sozialgesetzgebung und durch die Teilnahme an der Kontrolle der Unternehmen immer weitgehendere Rechte eingeräumt. Damit kommt ihnen neue Verantwortung zu und ihre rechtlich-soziale Stellung wird immer verschiedener von der rein proletarischen Stellung.

d) Wirksame Korrektionsmaßnahmen in bezug auf die Einkünfte korrigieren jetzt die Ungleichheit der Lebensbedingungen: die Sozialversicherung, dank welcher in Frankreich ein Viertel des Einkommens der Arbeiterklasse Sozialeinkommen ist; das Staatsbudget, welches, besonders in England, ungeheure Abzüge auf den Einkommen der Reichen zugunsten der Gesamtbevölkerung vornimmt.

e) Ein bedeutender sozialistischer Sektor entwickelt sich auf Kosten des Kapitalismus. Einmal der genossenschaftliche Sektor, der eine authentische Verwirklichung des Sozialismus ist, und der jetzt in England oder Schweden die Verteilung von 20 oder 30 Prozent gewisser Hauptprodukte besorgt. Und dann besonders der nationalisierte Sektor: gewaltige Blöcke des kapitalistischen Gebäudes werden durch die Nationalisierungen losgelöst und fallen in den sozialistischen Sektor.

Es besteht also eine regelrechte, fortschreitende Infiltration durch den Sozialismus.

Diese ganze Evolution verhindert trotzdem nicht, daß eine revolutionäre Zwangsenteignung nötig sein wird, um die entscheidende Schwelle zu überschreiten und unsere westlichen Länder mit einem sozialistischen Regime zu durchdringen. Dies will, wohlverstanden, ganz und gar nicht

[1] Dies mag paradox erscheinen, denn vom Gesichtspunkt des Allgemeininteresses aus ruft der Mangel der Planung und Überfluß der Freiheit, aber vom Gesichtspunkt des kapitalistischen Profits aus — und der allein hat gegolten— ist es gerade umgekehrt.

heißen, daß die Zuhilfenahme der Gewalt unvermeidlich ist. Die Revolution besteht hauptsächlich in der Abschaffung der angeeigneten Rechte und in der Enteignung der besitzenden Klasse; sie ist der Bruch mit einer Gesetzmäßigkeit und die Schaffung einer neuen, andersartigen Gesetzmäßigkeit.

3. In Frankreich haben wir ein Zwischenstadium.

Scheinbar, wenn man sich darauf beschränkt, Gesetzestexte zu analysieren, besteht bei uns die gleiche fortschreitende Evolution zum Sozialismus. Tatsächlich aber, wie schon Proudhon sagte, sind in Frankreich Revolutionen leichter zu machen als Reformen. Der Mangel an Bürgertugend, der Individualismus, die Tendenz, die Dinge vom politischen Gesichtspunkt aus zu betrachten, sind in unserem Lande große Hindernisse für die Verwirklichung des Sozialismus auf evolutionärem Wege.

Die französische Bourgeoisie entzieht sich ihrer Verantwortung als führende Klasse. Außerdem akzeptiert sie Sozialreformen nie rechtzeitig und benützt jede Gelegenheit, sie zu sabotieren, wie sie im Begriffe ist, es mit dem Steuerwesen zu tun und, um auf früher zurückzugreifen, wie sie es gegen die gelenkte Wirtschaft gemacht hat. Außerdem ist sie immer wieder übertriebener Bewunderung für diese oder jene Form des Faschismus unterworfen. Mit einem Wort, die französische Bourgeoisie macht unwillkürlich alles, um dem Kommunismus den Weg zu bahnen.

Die französische Arbeiterklasse ist ihrerseits weniger für geduldige und aufbauende Eroberungen geeignet als die englische oder skandinavische. Sie ist in bezug auf einen progressiven Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus skeptisch geworden und stellt sich jetzt auf die Nachahmung der russischen Revolution ein.

Frankreich ist unentschlossen zwischen einer progressiven Evolution wie in England oder in Schweden und einer revolutionären und diktatorischen Umbildung.

Je weiter nun aber diese Infiltration des Sozialismus in den Kapitalismus, deren Aspekte wir gezeigt haben, vorgedrungen sein wird, um so kleiner wird der unvermeidliche Endsprung sein und gleichzeitig um so größer die Möglichkeit des Erfolges der Revolution, das heißt die Aussichten auf ein gutes Funktionieren der sozialistischen Wirtschaft und damit auf die Vermeidung einer totalitären Diktatur.

Wir haben also die Möglichkeit zu handeln, um das Reifen der modernen Gesellschaft zu beschleunigen, um diese Grundlagen des Sozialismus, die wir geprüft haben, zu sichern und zu erweitern.

B. *Das Problem des Zieles.*

Es handelt sich hier darum, zu wissen, welches die Struktur der sozialistischen Wirtschaft sein wird. Das Problem des Weges wird immer weniger wichtig und das des Zieles immer mehr.

Die revolutionären Vorstöße von 1936 und 1944/45 haben uns gezeigt, wie sehr die Kapitalisten terrorisiert und bereit sind, alles aufzu-

geben; ein so schlechtes Gewissen haben sie (erst nachträglich strecken sie den Kopf wieder in die Höhe und finden ihre Energie zum Kampf wieder). Die Revolutionäre hätten in jenen Augenblicken alles tun können, wenn sie es gewagt hätten, und, vor allem, wenn sie genau gewußt hätten, was tun.

Es geht also nicht mehr um die Frage: wie kann man den Kapitalismus abschaffen; er zerstört sich selbst; sondern die Frage ist: wodurch ist der Kapitalismus zu ersetzen? Hier befindet sich der Sozialismus in großer Verlegenheit: das ist eine der Hauptursachen der Furchtsamkeit der Sozialisten und der Krise des Sozialismus.

Die Entwicklung der Ideen in bezug auf die Struktur der sozialistischen Wirtschaft kann folgenderweise zusammengefaßt werden:

Zuerst war die utopische Phase, die auf imaginärer Basis einen zukünftigen und harmonischen Sozialismus beschrieb. Dieser Utopismus wurde von Marx sehr heftig und mit Recht kritisiert. Es ist eine Denkart, die heute vollständig überholt ist.

Darauf hat es der Marxismus abgelehnt, das sozialistische Regime zu beschreiben, indem er sich darauf beschränkte, zu beweisen, daß sein Kommen unvermeidlich sei. Man soll der historischen Entwicklung vertrauen, welche selbst im gegebenen Augenblick die Probleme, die sich stellen, lösen wird.

Kann man heute bei dieser marxistischen Haltung bleiben? Ich glaube nicht.

Karl Marx war der Wächter auf dem Mast eines verirrten und verlassenen Schiffes, der zuerst Land erblickt und so einer erschöpften und verzweifelten Mannschaft Mut macht, ihre Energien neu belebt und antreibt. Indem er den Untergang des Kapitalismus und das unausweichliche Kommen des Sozialismus verkündete, galvanisierte er die Arbeitermassen, die vorher unterdrückt und resigniert waren, und er verlieh ihrem Handeln einen gewaltigen Dynamismus. Aber heute ist das Ufer so nah, daß alle es sehen können. Die Aufgabe, die sich stellt, ist diejenige einer ziemlich schwierigen Landung. Nun spielt der Steuermann die wichtigste Rolle. Wir können uns nicht mehr darauf beschränken, auf die Geschichte zu zählen, um die Probleme zu lösen, die sie stellt. Das Problem des Aufbaus des Sozialismus ist nicht mehr ein Problem von morgen, sondern von heute. Was sehen wir tatsächlich?

In der Sowjetunion ist die Revolution nach einem Wort Lenins im Zickzack gegangen. Man hat nacheinander die Leitung der Unternehmen durch die Fabrikräte versucht, dann die Zentralisation der Fabriken unter dem Befehl von zentralen Verwaltungsdirektionen, dann das «Dreieck», das ein Triumvirat war (Direktor, Parteisekretär und Gewerkschaftssekretär) und schließlich die absolute Autorität eines Direktors, der von oben ernannt wird, wie es gegenwärtig in der Industrie üblich ist. Nach so vielen unbefriedigenden Versuchen ist man also bei einem autoritären Etatismus angelangt und bei einer Diktatur, die seit

30 Jahren ohne Unterbruch andauert. Eine solche Lösung kann uns nicht befriedigen.

In Frankreich ist der Sozialismus in größter Verlegenheit, wenn er zur Verwirklichung schreiten muß. Man erinnere sich an die Erklärungen des Ministers Spinasse im Jahre 1936: «Warum wollt ihr, daß ich den Kapitalismus abzuschaffen versuche, wenn ich doch nicht weiß, wodurch ich ihn ersetzen soll?» Die Nationalisierungen von 1946 haben beim Gesetzgeber, der sie vorgenommen hat, größte Verlegenheit in bezug auf die zu verwendenden Lösungen hervorgerufen, und die gleiche Verlegenheit zeigt sich auch heute wieder bei der Reform dieser nationalisierten Unternehmen.

Das Experiment Berliet ist ebenfalls sehr instruktiv. Die kommunistische Leitung hat es verstanden, die Produktion bedeutend zu heben, aber sie scheint nicht einmal versucht zu haben, eine Emanzipation der Arbeiter, eine Aufhebung des Lohnarbeiterverhältnisses, eine richtige Arbeitsgemeinschaft, zu verwirklichen. Außer Sozialwerken in der klassischen Form hat sie nichts Aufbauendes zu schaffen gewußt. Und heute ist man so weit, keine andere Lösung zu finden, als dieses Unternehmen dem Kapitalismus zurückzugeben, wozu es nie gekommen wäre, wenn man daraus rechtzeitig ein wirklich sozialisiertes Unternehmen gemacht hätte.

Es ist also unmöglich, zu wissen, was für eine sozialisierte Struktur wir wollen. Und doch dürfen wir nicht wieder in Utopien verfallen und dürfen nur vornehmen, was möglich und auf Erfahrung begründet ist.

Wir können heute auf der Basis von ziemlich zahlreichen Experimenten die Antwort geben, die uns die beste scheint im Problem des Aufbaus einer sozialistischen Wirtschaft:

1. Die Konsumenten müssen sich vereinigen und sich in Konsumgenossenschaften organisieren, die unter ihrer Leitung und in ihrem Interesse demokratisch funktionieren. Die Einkaufszentralen, die durch diese Genossenschaften gebildet werden, nehmen die ganze Leitung der Wirtschaft in die Hand. Auf diese Weise wird der Kapitalismus radikal überholt werden. Eine freiwillige Planung ohne Diktatur wird möglich. Das wird keine Profitwirtschaft mehr sein, sondern eine dienende Wirtschaft.

2. Die Produzenten und die Arbeiter müssen sich in landwirtschaftlichen Genossenschaften oder in Produktionsgenossenschaften oder in Arbeitsgemeinschaften oder in selbständigen und verantwortlichen Equipen organisieren. Auf diese Weise organisiert, werden sie die ganze technische Ausführung der Produktion an die Hand nehmen, indem sie direkt mit den Verbraucherorganisationen Lieferungs- oder Arbeitsverträge abschließen. Auf diese Weise wird das Lohnarbeiterverhältnis abgeschafft werden.

Mit einem Wort, wir hätten eine genossenschaftliche und föderа-

listische Wirtschaft, die auf einer doppelten Demokratie der Konsumenten und der Produzenten beruhen würde[2].

Es ist also wichtig, die Verwirklichungen und Erfahrungen auf diesem Gebiet zu vermehren.

II. Die geistige Krise

Aber der Sozialismus ist nicht nur eine wirtschaftliche Lehre, er ist auch ein sozialer Glaube, das heißt eine Religion vom Typus des 20. Jahrhunderts, eine Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Schicksals der Gemeinschaft.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist er der Erbe des Christentums. Die soziale Botschaft des Evangeliums ist im Laufe der Jahrhunderte von den Kirchen vernachlässigt worden, aber sie ist in den untern Schichten lebendig geblieben und vom Sozialismus wieder aufgenommen worden. Aber diese Botschaft des Evangeliums wurde so nach und nach verweltlicht, und darum ist sie schließlich entartet. Diese Entartung hat zwei verschiedene Formen angenommen:

A. *Bei den Kommunisten.*

Die Entartung des sozialistischen Glaubens kann im kommunistischen Zweig in drei Etappen zusammengefaßt werden:

1. Karl Marx wollte einen rein wissenschaftlichen Sozialismus aufbauen, indem er alle moralischen Postulate, auf die sich seine Vorgänger beriefen, verwarf. In Wirklichkeit wandte sich Marx an eine Arbeiterklasse, bei der diese moralischen Postulate sehr lebendig blieben; man kann also annehmen, daß sie in seinem Werk mit inbegriffen bleiben.

2. Lenin änderte die marxistische Lehre: für ihn ergibt sich die Revolution viel weniger aus der Entwicklung des Kapitalismus als bei Marx, sondern viel mehr aus dem Handeln einer militärisch organisierten Partei. Daraus ergibt sich die Verteidigung der Gewalt, des Machiavellismus und die Bedeutung, die man dem Begriff der Diktatur des Proletariates verleiht.

3. Stalin ist der Konstantin des Kommunismus gewesen (er ist viel schneller gekommen als derjenige des Christentums). Der große Umschwung von 1935 ist charakterisiert durch die Einsetzung einer neuen führenden Klasse, durch die Ausstoßung der Pioniere der Revolution und durch die teilweise Verdrängung des sozialistischen durch einen nationalistischen Glauben.

Heute ist diese kommunistische Mystik sehr mächtig, und sie übt eine besonders große Anziehungskraft auf die Arbeiterklassen der lateinischen Länder aus, die durch den Katholizismus geformt sind.

Aber ihr Fanatismus, ihr Totalitarismus, der Triumph der «Abweichung von rechts» und sogar ihre Ähnlichkeit mit dem Nazismus, lassen in ihr kaum einen sozialistischen Wert übrig.

---

[2] Siehe G. Lasserre: Socialiser dans la liberté. Erscheint nächstens bei A. Michel.

B. *Bei den Reformisten.*

Bei den Gewerkschaftern, den Genossenschaftern, in den Sozialdemokratischen Parteien ist der Sozialismus fast kein sozialer Glaube mehr, oder auf jeden Fall ein sehr abgeschwächter Glaube. Man stellt überall ein Fehlen an revolutionärem Dynamismus fest, einen Mangel an Hingabe, die Schwierigkeit, die Einheit zu bewahren oder zu verwirklichen, einen Mangel an Anziehungskraft für die Jungen. Der Sozialismus ist im Begriff, eine Meinung zu werden wie jede andere. Warum diese Entartung?

1. Mit dem Näherrücken des Zieles und seiner teilweisen Verwirklichung fallen die Illusionen dahin, und die Hoffnungen, die man auf das Kommen des Sozialismus gesetzt hatte, nehmen ab, die Begeisterung schwindet. Wie die Republik vor allem unter dem Kaiserreich schön war und die Befreiung unter Vichy, so war der Sozialismus vor allem in der kapitalistischen Epoche schön.

2. Der kommunistische Totalitarismus erzeugt eine so heftige Abneigung, daß in vielen Sozialisten Zweifel aufsteigen, die sie mehr nach rechts treiben. Sie sind versucht, zu denken, es sei besser, das Kommen des Sozialismus zu verschieben, anstatt die Freiheit zu opfern.

3. Auch der Reformismus hat die moralischen Grundlagen und Ziele des Sozialismus vernachlässigt; er hat oft dessen geistige Aspekte vergessen. Er hat also auch die nötige Harmonie zwischen dem Ziel und den Mitteln aus den Augen verloren, und er hat sich immer mehr in Machenschaften und Kompromisse aller Art verstricken lassen.

4. Es ist heute nicht mehr möglich, einen so unkomplizierten und naiven gewerkschaftlichen oder genossenschaftlichen oder sozialistischen Glauben zu haben wie im vergangenen Jahrhundert. Man kann heute nicht mehr glauben, daß der Kollektivbesitz der Produktionsmittel genügen würde, die Menschheit glücklich zu machen, oder daß alle Probleme nach dem Großen Abend automatisch gelöst sein werden. Man kann nicht mehr an eine genaue und straffe, katechismusähnliche Lehre glauben und auch nicht an die Unfehlbarkeit einer Partei.

Wenn man auf den Grund der Dinge geht, scheint es, daß ein nur sozialer und nur irdischer Glaube einem Dilemma nicht ausweichen kann: entweder wird er zum Totalitarismus oder dann zerbröckelt er im Kontakt mit der Wirklichkeit und der Geschichte. Er ist im entgegengesetzten Sinne etwas ebenso Unvollständiges und Unbefriedigendes wie das Christentum der Kirchen.

III. Die den Christen gestellte Aufgabe

1. Wir müssen zuerst eine Synthese herstellen zwischen den beiden Teilen der Erbschaft des Evangeliums, zwischen demjenigen, der von den Kirchen bewahrt wurde und demjenigen, den der Sozialismus vertritt.

Wir müssen lernen, den Plan Gottes in der Geschichte zu sehen. Wir brauchen heute eine christliche Geschichtsphilosophie. Hinter dem Schema von Marx, das als erster Versuch gelten kann, müssen wir die Absicht Gottes entdecken. Lernen wir in der ganzen sozialen Entwicklung die Menschen auf der Suche (sehr oft ungeschickt, aber rührend und leidenschaftlich) nach dem Frieden, der Einheit, der Harmonie, der Gerechtigkeit, kurz der Liebe zu sehen.

Wir müssen den Sozialismus einerseits wieder mit seiner Grundlage der sozialen Moral des Evangeliums, anderseits mit seinem letzten Ziel, der Revolution der Liebe, ohne die jeder Kollektivbesitz der Kapitalien keinen Sinn und kein Interesse hat, verbinden.

Wir müssen das Band zwischen unserem persönlichen Schicksal und dem Kollektivschicksal verstehen, das heißt das erste mit dem zweiten verhaften. Gewöhnen wir uns daran, alle unsere persönlichen Probleme mit dem Kollektivschicksal in Beziehung zu setzen. Wenn wir dies nicht tun, sind wir Nachzügler und nicht Christen, die des 20. Jahrhunderts würdig sind. Unsere persönliche Revolution ist ein Vorläufer der sozialen Revolution: wie ich bin, so wird die Welt von morgen sein. Und umgekehrt, wenn ich die sozialen Fragen oder die Probleme der Welt nicht ohne persönliche Verpflichtung stelle, bin ich ein Schwätzer und suche Ausflüchte; wenn ich auf eine soziale Revolution hoffe, ohne mit meiner persönlichen Revolution zu beginnen, bleibe ich unwirksam, oder ich bahne einem Totalitarismus den Weg.

2. Wir müssen neue Menschen schaffen, soziale Menschen, die den Sinn für Solidarität und Verantwortung und — besonders in Frankreich — den Sinn für Disziplin haben, denn ohne sie wird der Sozialismus nur ein Schaden sein. Diese erzieherische Aufgabe ist vielleicht der Hauptbeitrag der Christen an die Revolution.

3. Das Problem der Mittel muß auf positive Art gelöst werden. Sie müssen mit dem Zweck harmonieren, und da dieser das Reich der Liebe ist, müssen die Mittel der Liebe entsprechen: Gewaltlosigkeit, Antimachiavellismus. Aber gehen wir weiter: wir müssen die Wirkungskraft der absoluten Liebe und des absoluten Anstandes erproben. Denn hier zählen nur Taten. Tatsachen allein können die Überlegenheit dieser Methoden beweisen, und wir müssen sie vorleben.

Schlußfolgerung

Der Sozialismus wird kommen; niemand kann ihn mehr verhindern. Aber was wird er sein? Das hängt von uns ab; er wird sein, was wir daraus machen. Wenn wir tatenlos bleiben, wird ein Totalitarismus kommen. Aber wenn wir wollen und handeln können, werden wir einen Sozialismus aufrichten, der Freiheit und Organisation, Persönlichkeit und Gemeinschaft in Übereinstimmung zu bringen weiß, und der ein entscheidender Schritt vorwärts sein wird. *Georges Lasserre.*

Georg Bernanos

(Schluß)

Als die berühmte Enzyklika *Rerum novarum* Leos XIII. erschien, war auch der Pfarrer von Torcy restlos davon begeistert. Er war zu jener Zeit Pfarrer in Norenfontes mitten im Kohlengebiet. Der einfache Gedanke, daß die Arbeit keine dem Gesetz von Angebot und Nachfrage unterworfene Ware ist, daß man nicht in Löhnen und Menschenleben spekulieren kann wie in Getreide, Zucker oder Kaffee, das warf sein Gewissen um. Und weil er diesen Gedanken von der Kanzel herab vor seinen Leuten aussprach, galt er für einen Sozialisten, und die wohlgesinnten Bauern brachten es fertig, daß er in Ungnade nach Montreuil versetzt wurde. Damals, so erklärt er, habe er *Luther* begriffen, den in seiner Erfurter Mönchshöhle sicherlich ein echtes Hungern und Dürsten nach der Gerechtigkeit verzehrt habe. Doch habe der alternde Luther schließlich so geendet, daß er sein Heu zur Krippe der deutschen Fürsten — «einer schönen Bande» — trug, und von diesem «beleibten Biedermann mit den dicken Lippen», in welchem niemand mehr den ehemaligen Mönch erkennt, will er nichts wissen. So bleibt also immer noch die Frage, wie das Wort den Armen wie den Reichen ausgeteilt werden kann, ohne daß es unter den Scheffel gestellt wird? Muß das in der Sozialisten Weise geschehen? Er ist davon abgekommen, und zwar aus dem gleichen Grunde wie der Tagebuchschreiber, der die Aufgabe, den Armen wiedereinzusetzen in sein Recht, ohne ihn in die Macht einzusetzen, als unlösbar erklären muß. «Und wenn das Unmögliche sich ereignete», schreibt er in sein Heft, «wenn eine erbarmungslose Diktatur, getragen von einem Heer von Beamten, Sachverständigen und Statistikern, die sich selbst wiederum auf Millionen von Spitzeln und Schergen stützten, es wirklich mit Erfolg dahin brächte, an allen Punkten der Welt zugleich den fleischgierigen Sinn im Zaum zu halten, die wilden und listigen Tiere, die nur für den Gewinn gemacht sind, die Menschenrasse, die vom Menschen lebt — ist doch ihre stetige Gier nach Geld kaum etwas anderes als die heuchlerische oder vielleicht auch die unbewußte Form des gräßlichen, unbekennbaren Hungers, der sie verzehrt —, wenn dies geschähe, dann ließe der Überdruß an der allenthalben als allgemeine Regel aufgerichteten *«aurea mediocritas»*, der Überdruß an der goldenen Mittelmäßigkeit, nicht lange auf sich warten, und überall würde man freiwillige Armut wie einen neuen Frühling wiederaufblühen sehen.» Er ist mithin überzeugt, daß keine Gesellschaftsordnung mit dem Armen fertig werden wird. Heißt das die Frage nach der Behebung der Armut bagatellisieren oder sie in dumpfer Resignation offenzulassen? Nein, aber «die einen leben von der Dummheit der andern, von ihrer Eitelkeit und ihren Lastern. Der Arme hingegen lebt von der *Caritas*, der christlichen Liebe.»

Und das ist des Rätsels zeitliche und also vorläufige Lösung: man muß den lieben Gott dort suchen, wo die meiste Aussicht besteht, ihn zu finden, unter seinen Armen. Der Arme ist der Zeuge Jesu Christi, der Erbe des jüdischen Volkes, und er ist dazu berufen, in der Gliedschaft der Kirche sein verlorenes Königreich wiederzufinden. In dieser Gliedschaft kann auch der Reiche nur als Beschützer des Armen, als sein älterer Bruder, in Geltung kommen. Doch hat Gott selbst im Streit zwischen reich und arm Partei ergriffen, und zwar Partei für die Armen. «Höret, meine geliebten Brüder», sagt der Apostel, «hat nicht Gott die Armen in dieser Welt erwählt als im Glauben Reiche und Erben des Königreiches, welches er denen verheißen hat, die ihn liebhaben?» (Jak. 2, 5.) Und weiter: «Sind nicht die Reichen die, die Gewalt an euch üben und ziehen euch vor Gericht?» (do. 2, 6 b.) Es genügt demnach nicht, daß in der christlichen Kirche keine Unterschiede gemacht werden zwischen reich und arm, etwa mit der Begründung, daß Gott keine Unterschiede macht. Doch, Gott macht einen Unterschied, aber freilich einen ganz anderen als wir. Er macht ihn gerade umgekehrt zu uns, indem er die Armen erwählt, indem er hinuntersteigt zu denen, die bei uns die Verachteten sind. Denn das ist ja *Jesus Christus*: der, der diesen seltsamen Weg antritt in die Tiefe, der die Armen, und zwar ganz einfach und ganz banal die wirklich Armen, die an Geld und Gut Armen, selig gepriesen hat. Das ist Jesus Christus, der selber arm geworden ist, der in der Krippe liegt und am Kreuze stirbt, nur um der Bruder zu werden aller Ausgestoßenen, all derer, die, gesellschaftlich gesehen, unten liegen. «Ihr werdet allezeit Arme bei euch haben», dieses Wort Christi bezeichnet der Pfarrer von Torcy als «das traurigste Wort des Evangeliums, das am meisten mit Trauer geladene». Im Anschluß an dieses, an Judas gerichtete Wort kommt nun im Tagebuch ein Passus, den ganz hier wiederzugeben wir uns nicht versagen können, weil hier wohl das Erleuchtetste ausgesprochen wird, was je schon über dieses in Frage stehende Problem gesagt worden ist: «Judas! Der heilige Lukas berichtet uns, daß er die Rechnung führte und daß seine Buchführung nicht sehr sauber war. Schön und gut. Aber schließlich war er der Bankier der Zwölfe, und wer hat wohl je das Rechnungswesen einer Bank in Ordnung gefunden? Wahrscheinlich hat er ein wenig die Sollseite belastet wie alle Welt. Nach seiner letzten Geschäftsmaßnahme zu schließen, hätte er keinen glänzenden Börsenmakler abgegeben, der Judas! Aber der liebe Gott nimmt unsere arme Gesellschaft hin, wie sie ist, im Gegensatz zu den Hanswürsten, die sich eine auf dem Papier aufbauen und sie dann im Handumdrehen verbessern: immer auf dem Papier, versteht sich. Kurz und gut, unser Herr kannte sehr wohl die Macht des Geldes; er hat dem Kapitalismus einen kleinen Platz in seiner Nähe gegönnt, und er hat sogar das erste Einlagekapital gegeben. Ich finde das wunderbar! Was hast du dagegen einzuwenden? Ich finde es so schön! Gott achtet nichts gering. Wenn die Sache nur gut gegangen wäre, hätte

Judas vermutlich Sanatorien mit Geld unterstützt, Krankenhäuser, Büchereien oder Laboratorien. Wie du siehst, beschäftigte er sich bereits mit der Frage des Pauperismus ganz wie irgendein beliebiger Millionär. ‚Ihr habt allezeit Arme bei euch', antwortet unser Herr, ‚mich aber habt ihr nicht allezeit.' Das soll heißen: ‚Laß die Stunde der Barmherzigkeit nicht vergebens schlagen. Du würdest besser das Geld, das du mir gestohlen hast, sogleich zurückgeben, anstatt meinen Aposteln den Kopf heiß zu machen mit deinen Luftschlössern auf Grund von Industriegeldern und deinen Plänen für soziale Fürsorgezwecke. Überdies glaubst du auf diese Weise meiner wohlbekannten Vorliebe für die Bedürftigen schmeicheln zu können, und du täuschst dich gewaltig. Ich liebe meine Armen nicht so wie die alten Engländerinnen die herrenlosen Katzen oder die Stiere der Arena lieben. Das ist so das Gehaben der Reichen. Ich liebe die Armut mit tiefer, überlegter, leuchtend klarer Liebe — von gleich zu gleich — wie man eine treue, fruchtbare Gattin liebt. Meine eigenen Hände haben sie gekrönt. Der Wille, sie zu ehren, genügt nicht, ihr dienen darf nur, wer zuvor das weiße Linnengewand angetan hat. Und nicht jeder kann mit ihr das Brot der Bitternis brechen. Ich habe gewollt, sie soll demütig und stolz sein, nicht knechtisch ergeben. Sie schlägt nicht das Glas Wasser aus, falls es in meinem Namen dargebracht wird, und in meinem Namen nimmt sie es an. Wenn der Arme sein Recht von der bloßen Not herleitete, würde ihn eure Selbstsucht bald zur äußersten Bedürftigkeit verdammt haben, und er hätte noch mit ewiger Dankbarkeit und ewiger Knechtschaft dafür zu zahlen. So regst du dich heute über dieses Weib auf, das meine Füße mit teuer bezahlter Nardensalbe begoß, als ob meine Armen niemals Nutzen aus der Riechstoffherstellung ziehen sollten. Du gehörst wirklich zu den Leuten, die sich entrüsten, wenn ein Landstreicher, dem sie einen Groschen gegeben haben, nicht augenblicklich in den Bäckerladen stürzt, um sich dort mit altbacknem Brot vollzustopfen, das ihm der Bäcker überdies noch als frisches verkaufen wird. An seiner Stelle liefen auch sie in die Weinkneipe, denn der Wanst eines Menschen im Elend hat vortäuschende Hoffnungen nötiger als Brot. Ihr Unglücklichen! Ist das Gold, von dem ihr soviel Aufhebens macht, etwas anderes als eine vortäuschende Hoffnung, ein Traum und manchmal überhaupt nur die Verheißung eines Traums? Die Armut wiegt schwer auf der Waagschale meines himmlischen Vaters, und alle euere Schätze aus eitlem Dunst bringen die Waage nicht ins Gleichgewicht. Es wird immer Arme unter euch geben, weil es immer Reiche geben wird, das heißt habgierige und hartherzige Menschen, die weniger nach dem Besitz als nach der Macht streben. Solche Menschen gibt es unter den Armen so gut wie unter den Reichen, und der Elende, der seinen Durst am Bache stillt, ist vielleicht von denselben Träumen erfüllt wie der in seinem Purpurzelt schlafende Cäsar. Reiche wie Arme, ihr habt also allen Grund, euch in der Armut wie in einem Spiegel zu betrachten, denn sie ist das Abbild eures wesentlichen

Irrtums, sie nimmt hienieden die Stelle des verlorenen Paradieses ein, sie ist die Leere eurer Herzen und eurer Hände. Ich habe sie nur deshalb so hochgestellt, sie zum Weibe genommen und sie gekrönt, weil mir eure Bosheit bekannt ist. Wenn ich zugelassen hätte, daß ihr in ihr eine Feindin seht oder auch nur eine Fremde, wenn ich euch die Hoffnung gelassen hätte, ihr könntet sie eines Tages aus der Welt jagen, so hätte ich damit zugleich die Schwachen verdammt. Denn die Schwachen werden euch immerdar eine unerträgliche Last sein, ein totes Gewicht, das eure stolzen Zivilisationen einander mit Zorn und Ekel zuschieben. Ich habe mein Zeichen auf ihre Stirn geschrieben, und ihr wagt es nur noch, euch kriechend ihnen zu nahen, ihr verschlingt das verlorene Schaf, aber ihr werdet niemals wagen, euch auf die ganze Herde zu werfen. Wenn ich meine Hand einen Augenblick von ihnen wegzöge, würde die Sklaverei, die ich hasse, von selbst unter irgendeinem Namen wiedererstehen, denn eure Gewalt hält auf strenge Buchführung, und der Schwache hat nichts zu geben als seine Haut.» Der Pfarrherr von Torcy hat diese Worte erregt in einer Art visionärer Schau gesprochen, und sein demütiger Amtsbruder, der Tagebuchschreiber, hat sie in sich gesogen, um ihren Wahrheitsgehalt in einem heiligmäßigen Priesterdasein gleichsam bis zum letzten Blutstropfen auszukosten. Er hat nicht nur seine Predigt danach gerichtet, sondern auch seine Seelsorge und schließlich seine ganze Existenz.

Was seine *Predigt* anbetrifft, so hat er sich über ihren Erfolg keinerlei Täuschungen hingegeben. Das vom Evangelium durchtränkte Wort ist ein Same, der auf ein steiniges und zudem noch von Dornen und Disteln überwuchertes Ackerfeld fällt. Der Landpfarrer macht sich immer wieder Gedanken über die unbegreifliche Unergiebigkeit so vieler Seelen, und er stellt fest, daß seine Leute zwar die Botschaft hören, aber dann sofort Willen gegen Willen setzen. Gewiß kommt das daher, daß der Mensch allenthalben sein eigener Feind ist, sein verborgener und tückischer Feind. «Wo man auch das Böse aussät, es geht so gut wie sicher auf. Dagegen braucht eine jede Aussaat des Guten, damit sie nicht erstickt werde, besonders gute Aussichten, ungewöhnlich großes Glück.» Schon mehr Glück hat er in der *Seelsorge* von Mensch zu Mensch. Es gelingt ihm sogar, die Seele der Schloßherrin aus den Umschlingungen des Teufels zu lösen, wiewohl eine Leiche übrigbleibt. In der Schilderung dieses dämonischen Kampfes bohrt Bernanos ein neues Problem an, das ihn neben dem der Armut ständig beschäftigt, das Problem der *Sünde*. Das heißt, er bohrt es nicht an, er geht ihm auf den Grund, er will es ganz bis in seine letzten Verästelungen erforschen. Was er von der Armut sagt, das erscheint uns wie ein Zuendedenken dessen, was Léon Bloy an bedrängenden Frage aufgeworfen hat; was er aber über die Sünde sagt, das dringt noch tiefer in das Mysterium des Lebens ein. «Was wissen wir von der Sünde?» fragt der Tagebuchschreiber und fährt fort: «Die Geologen lehren uns, der Boden, der uns so fest und

sicher erscheint, sei nur eine hauchdünne Decke über einem flüssigen Feuermeer, und sie zittere dabei ständig wie die Haut, die sich auf der Milch formt, wenn sie zu kochen anfängt. Wie dick ist die Sünde? Wie tief müßte man graben, um auf die himmelblaue Tiefe zu stoßen? . . .» Die himmelblaue Tiefe, an die er denkt, wäre das Jenseits der Sünde, wäre also die Vergebung der Sünde, der Sieg, der Triumph über sie, und dann auch die Freude und der Friede im Heiligen Geist. Aber wieviel braucht es, sich aus aller Traurigkeit der Seele, aus Angst und Verzweiflung emporzuschwingen zu den reinen Höhen des Geistes! «Denn nach dem Sündenfall ist die Lage des Menschen derart, daß er in sich wie außerhalb von sich alles nur unter der Form der Angst wahrzunehmen vermag. Der dem Übernatürlichen gegenüber Gleichgültigste bewahrt bis in das Vergnügen hinein das dunkle Bewußtsein des erschrekkenden Wunders, daß sich auch nur eine einzige Freude bei einem Wesen entfalten kann, das fähig ist, seine eigene Vernichtung zu denken, und gezwungen ist, seines Fleisches wütende Empörung gegen diese widersinnige und schauerliche Annahme mit seinen stets unzureichenden Vernunftsschlüssen mühevoll zu beschwichtigen. Wäre nicht Gottes wachsames Erbarmen, würde der Mensch, wie mir scheint, beim ersten Bewußtwerden seiner selbst in Staub zerfallen.» Die Sünde und das stets lauernde Wissen um des Lebens Hinfälligkeit gehören zusammen. Die Sünde gebiert den Tod, der Tod stellt vor das Nichts, und das Nichts eröffnet die grauenhafte Unmöglichkeit, noch irgend etwas liebhaben zu können. Die Gräfin hat ihr Kind durch den Tod verloren, den Gegenstand ihrer innigsten Liebe. Seither ist sie mit Gott zerfallen. Sie kann nicht mehr glauben. Woran sie allein noch zärtlich hängt, ist das Medaillon, das eine Haarlocke ihres Kindes einfaßt, und das sie beständig auf sich trägt. Sie trägt es auf sich wie einen nie endenden Vorwurf gegen Gott, an den sie doch nicht mehr glaubt. Aber ihr Seelsorger ist dieser Situation gegenüber gewachsen. Er selbst hätte mehr als einmal Grund gehabt, seinen Glauben zu verlieren. Der Ausdruck «den Glauben verlieren», so wie man seinen Geldbeutel verliert oder einen Schlüsselbund, ist ihm übrigens immer ein wenig albern vorgekommen. Er vermutet, daß dieser Ausdruck zum Wortschatz der kleinbürgerlichen, tadellosen Frömmigkeit gehören müsse, «Hinterlassenschaft der ebenso trübsinnigen wie schwatzhaften Priester des 18. Jahrhunderts. Man verliert nicht den Glauben, er hört auf, dem Leben Form zu geben, das ist alles». Und so versteht er es, der Gräfin klarzumachen, daß ihre menschlich allzu menschliche Theodizee nur darum in Stücke gegangen ist, weil sie dem wahren Gott überhaupt noch nie begegnet ist. «Gnädige Frau», sagt er zu ihr, «wenn unser Gott der Gott der Heiden oder der Philosophen wäre — für mich ist das dasselbe —, er könnte selbst in den höchsten der Himmel flüchten, unser Elend würde ihn von dort hinunterstürzen. Sie wissen aber, unser Gott ist dem zuvorgekommen. Sie können ihm die Faust zeigen, ihm ins Angesicht speien,

ihn mit Ruten streichen und schließlich an ein Kreuz schlagen, was macht das noch aus? Dies ist bereits vollbracht, mein Kind . . .» Der gegen Gott gerichtete Fluch wendet sich mit der ihm eigenen Schwerkraft zurück zu uns selbst und verwandelt unser Dasein in ein Trümmerfeld der Hoffnungen, in eine Hölle. Die Hölle ist «das Nichtmehrlieben». Der verkrampfte, teuflische Haß verwandelt das Dasein zur Hölle. Aber es bedürfte nur eines aufwärts gerichteten Blickes, eines stummen Seufzers von einem Gebet, und die Vergebung stürzte sich wie ein Adler von den Höhen des Himmels herab und ließe den durch Jahre genährten Haß wie in einen leuchtenden siegreichen Morgen verströmen. Und eben das geschieht. Die Gräfin wirft ihr Medaillon mitten in die flammenden Scheite des Kamins. In einem Augenblick furchtbaren Schweigens erkennt sie ihr Unrecht und tut Buße, aber sie stirbt aus Erregung. Daß dem Pfarrer gerade dieser unvorhergesehene Ausgang seines seelsorgerlichen Bemühens, wie so manchmal schon, noch einmal nur zu schwerer Belastung auferlegt wird, kann ihn trotz tiefster Melancholie nicht des Gebetes entheben, daß Gottes Wille geschehe.

Vor dem Rückfall in grundsätzlich überwundene Anfechtungen bewahrt ihn endgültig die plötzliche Erleuchtung, die ihm bei einem der tiefsinnig frommen Einfälle seines irdischen Schutzengels, des Pfarrers von Torcy, zuteil werden darf. Dieser hat viel über die *Berufung* nachgedacht und bringt seine Überzeugung zum Ausdruck, daß jeder Mensch seinen bestimmten Ort im Leben des Heilandes habe, jedem sei der Heiland in seinem Erdendasein begegnet, in Bethlehem, auf den Wegen von Galiläa, im Umkreis von Golgatha. Wenn unsere Seele sich erinnern wollte und ihren armen Leib zurückschleppen könnte an der Mauer der zweitausend Jahre entlang bis dorthin, wo der erste Blick Christi sie traf, dann stünde sie an dem geheimnisvollen Punkt, wo für sie ihr zeitliches Geschick und ihr Beruf geboren wurde. Da ringt sich in dem Verzweifelten unter einem Tränenausbruch die Gewißheit empor, daß er der Gefangene der heiligen Agonie sei, und er spricht wie aus dem Traume: «Die Wahrheit ist, daß ich von jeher auf dem Ölberg bin, und zwar in dem Augenblick — jawohl es ist sonderbar —, eben gerade in dem Augenblick, wo Er dem heiligen Petrus die Hand auf die Schulter legt und jene Frage stellt, die doch im ganzen recht zwecklos, nahezu einfältig und doch so höflich, so zärtlich ist: ‚Schläfst du?'» Und das ist das Ende der Verzweiflung und der Anfang der Überwindung. Bis zum seligarmseligen Ende in der Dachkammer seines von der Kirche abgefallenen Jugendfreundes, wo der Tagebuchschreiber unter Zurückweisung des priesterlichen Segens, allein der Gnade Gottes sich überlassend, stirbt, ist noch ein weiter Weg, und wir können und wollen nun nicht länger mehr bei den einzelnen Stationen seines Leidensganges verweilen. Nur auf *ein* Vorkommnis muß noch mit besonderem Nachdruck hingewiesen werden, weil es geeignet ist, auf Bernanos' Stellung zum Problem «*Kirche und Staat*» ein erhellendes Licht zu werfen. Wir müs-

sen uns zwar hüten, dem Autor selbst die Ansichten zuzuweisen, die er seinen Romangestalten unterschiebt; aber in der Stelle, die wir meinen, zittert doch wieder des Verfassers eigene Kritik hindurch.

Zwischen dem Tagebuchschreiber und einem ihm begegnenden Soldaten kommt es einmal zu einem längeren Gespräch, in welchem dem ohnehin schon durch und durch wunden Vertreter der Kirche noch einmal hart zugesetzt wird. Der Soldat versteht sein Handwerk, aber er ist nicht geneigt, es mit dem Christentum in Einklang zu bringen. Er wirft der Kirche die zunehmende Verflachung des Christentums vor, ihre seit Justinians Zeiten mit dem Soldatentum anhebende Verweltlichung. *Der Staat, der alles überwacht, und die Kirche, die den Staat überwacht,* diese klare und deutliche Formel ihrer Politik ist ihm zuwider und scheint ihm überdies im Widerspruch zu stehen zum Evangelium. Das Gesetz des Staates verlangt vom Soldaten den Eid, und die Kirche segnet diesen Eid, sie liefert also die, die ihn leisten, dem Staate aus. «Aber», so fährt der Soldat unheimlich logisch fort, «der Staat, der uns bewaffnet, kleidet und ernährt, nimmt auch unser Gewissen in Beschlag. Er verbietet uns, zu urteilen, sogar zu verstehen. Und eure Theologen billigen das, wie es sich gehört. Mit lächelnder Miene erteilen sie uns die Erlaubnis, zu töten, ganz gleich wo und wie, zu töten auf Befehl, so wie es der Henker tut.» Außerdem sieht dieser Soldat voraus, daß der Name Armee, wenn sich die Völker als ganze aufeinanderstürzen, bald ein leeres Wort sein wird. Und was sagen die Theologen dazu? «Morgen werden die besten Töter ohne Gefahr töten dürfen. Dreißigtausend Fuß über dem Erdboden wird irgendein Schweinehund von Ingenieur, mit warmen Pantoffeln an den Füßen, umringt von Facharbeitern, bloß auf einen Knopf zu drücken brauchen, um eine Stadt meuchlings zu vernichten, und wird dann eiligst nach Hause fliegen und nur die eine Furcht kennen, er könnte zum Mittagessen zu spät kommen.» Er fragt den Geistlichen, ob denn der Soldatenberuf so erniedrigt worden sei, daß die ihn Ausübenden überhaupt nicht mehr eine einzige ihrer Handlungen verantworten dürften, daß sie vielmehr nur noch die schändliche Unschuld ihrer Stahlmaschinen teilen müßten? «Hören Sie mich an: den armen Teufel, der sein Liebchen an einem Frühlingsmorgen ins Gras wirft, behandelt ihr so, als habe er eine Todsünde begangen, und einer, der Städte ums Leben bringt, so daß die Kinder, die er vergiftet hat, ihre Lungen in den Schoß ihrer Mütter spucken, braucht nur eine andere Hose anzuziehen und kann dann Hostien austeilen! Ihr seid mir Schäker!» Quälender kann man einem Mann der Kirche wohl nicht mehr aufs Gewissen brennen, was für einen Unsinn er tut, wenn er dem Militarismus von heute auch nur die äußerste Spitze seines Fingers leiht, diesem Staatsunfug, dessen wahre Schutzgötter die Bankdirektoren sind.

Daß nach alledem unser mild gesinnter Landpfarrer sich entschließt, ohne Beistand eines Geistlichen zu sterben, läßt tief blicken. Die Kirche

gilt ihm zwar als eine fürsorgende und tröstende Mutter, aber ihr Antlitz ist von Schuld verzerrt, ihr Herz von Leid durchbohrt, und ihre Hände sind befleckt. Er bedarf noch anderer Hände, um sich geborgen zu wissen, er bedarf der väterlichen Hände, die rein bleiben, auch wenn sie ins Elend greifen, um es ans göttliche Herz zu ziehen, und was heißt das anderes als: er bedarf der Barmherzigkeit und nichts als dieser, er bedarf aufs bitterste und bis zum letzten Atemzug eines gnädigen Gottes.

Beim Lesen dieses «Tagebuches» ist man eigentlich immer wieder erstaunt, mitten in so viel römischer Katholizität derart eindeutige, unverkennbar evangelische Einsichten zu finden. Ist Bernanos Katholik, so ist er jedenfalls ein sehr polemisch veranlagter Katholik, der den Klerus seiner Kirche mit Gründlichkeit und Leidenschaftlichkeit unter die Lupe nimmt. Wogegen er scharf zu Felde zieht, das ist die säkularisierende Kompromißfähigkeit des Priesterstandes, und wen er gar nicht leiden mag, das ist der Typus des mittelmäßigen Priesters. Im Mittelmaß überhaupt wittert er überall und auf dem Gebiete der Religion erst recht den Betrug Satans. Und dennoch wirkt auch seine schmerzendste Kritik nie verdammend, weil er uns allesamt verfallen sieht der bodenlosen Tiefe der Sünde, aus der nur Einer uns zu erretten vermag, der, welcher die Verheißung gab: «Und ich, wenn ich erhöht werde von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen» (Joh. 12, 32). Weil dieser Erhöhte zugleich der in dieser Welt Gekreuzigte und von ihr Verworfene ist, darum kann unser Dichter keine zärtliche Friedensschalmei blasen, sondern muß er uns zum Kampf aufrufen «nicht mit Fleisch und Blut, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel» und nicht zuletzt «gegen die arglistigen Methoden des Teufels» (Eph. 6, 11 f.). Bernanos' Werk gleicht einem Arsenal, aus dem man die schlagkräftigsten Waffen für diesen Kampf in unserer Zeit und Welt holen kann. Daß man von dieser nicht alltäglichen Gelegenheit auch den entsprechenden Gebrauch machen möge, ist der Sinn meiner Ausführungen, denen ich deshalb noch eine, allerdings nicht vollständige Bibliographie beifügen will. Des Bruchstückcharakters meines Unternehmens bin ich mir bewußt. Bernanos hat noch vieles geschrieben, das hier keine Berücksichtigung gefunden hat. So ist vor allem sein in das Ganze seines Schaffens sich einfügender Detektivroman *«Ein Verbrechen»* unerwähnt geblieben, obwohl hier die Erforschung der Sünde im Blick auf die Eigenkraft und Verschlagenheit der Lebenslüge eine interessante Ergänzung erfährt, und desgleichen sind nicht weiter beachtet worden die beiden Heiligenlegenden des «Dominikus» und der «Johanna». Das *Dominikus*-Bild von Bernanons wirkt ohnehin etwas flau, und das hängt wohl damit zusammen, daß es der Verfasser an der Gründlichkeit der historischen Vorarbeit hat mangeln lassen, dagegen erscheint mir *«Johanna, Ketzerin und Heilige»* wieder als ein ganz vorzüglicher Wurf, der die bissige Satire auf die Inquisitorien der Kirche nicht vermissen

läßt. Bernanos ist jedenfalls in allen seinen Werken, wie selten ein Schriftsteller, seiner eigentümlichen Thematik mit fast monomanischer Einseitigkeit treu geblieben, und wenn man hierin seine Grenze sehen will, so ist er doch innerhalb dieser Begrenzung ein Meister geworden.

Herbert Hug.

Weltrundschau

Der Kampf um Deutschland Es ist mißlich, einen Überblick über die Weltlage geben zu müssen, wenn sich diese Lage an einer zentralen Stelle sozusagen von Tag zu Tag ändert. So kann ich denn vor allem über die *Pariser Viermächtekonferenz*, die jetzt im Vordergrund des politischen Weltbildes steht, nur auf die Gefahr hin berichten, daß meine Bemerkungen längst überholt sind, bis dieses Heft in die Hände des Lesers kommt. Immerhin scheint doch bereits der jetzt überschaubare erste Konferenzabschnitt wesentliche Anhaltspunkte für die Richtung zu geben, in der sich der Kampf um Deutschland, dieses große Thema der Pariser Verhandlungen, weiterentwickeln wird.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß fast die gesamte Westpresse hinter der seinerzeit so überraschend verkündeten russischen Bereitschaft zu neuen Verhandlungen von vornherein nur wieder ein «Friedensmanöver» witterte und der Sowjetunion die Absicht zuschrieb, die Pariser Konferenz zum Versuch einer Ausdehnung ihres Herrschaftsbereichs über ganz Deutschland zu benützen, während die alten, ehrlichen Westmächte einzig von dem tiefen Wunsch beseelt seien, ohne eigennützige Hintergedanken den braven Deutschen die verdiente Einheit und Freiheit zurückzugeben und ihr Wohlergehen nach Kräften zu fördern. Für ein allfälliges Scheitern der Konferenz wurden darum vorsorglicherweise selbstverständlich die Russen verantwortlich gemacht, die ja nur die wohlgemeinten Bedingungen der Westmächte anzunehmen brauchten, damit der Frieden mit Deutschland (und Österreich) endlich geschlossen werden könne.

Die Tatsachen redeten dann freilich eine andere Sprache. Nicht nur fügten sich die Russen ohne viel Widerrede gleich von Anfang an der unter den Westmächten vereinbarten Tages- und Geschäftsordnung, was schlecht zu ihrem angeblichen Sabotagewillen paßte; sie verzichteten auch von vornherein darauf, «Propagandadiplomatie» zu treiben und die volle *politische* Einigung Deutschlands zu verlangen, die ja wirklich solange Utopie bleiben muß, als der «kalte Krieg» zwischen Ost und West andauert, beschränkten sich vielmehr darauf, vorerst einmal den *wirtschaftlichen* Zusammenschluß Ost- und Westdeutschlands vorzuschlagen, der unter Wiederherstellung der früheren interalliierten Kontrollkommission,

als des gemeinsamen Organs der vier Besetzungsmächte, erfolgen sollte. Dabei sollten an der Verwaltung der Ruhr neben der Sowjetunion auch Polen, die Tschechoslowakei und die Beneluxstaaten beteiligt werden, offenbar in der Meinung, daß die Westmächte ihrerseits auch das jetzt ganz auf polnischem Boden liegende oberschlesische Industriegebiet sollten mitkontrollieren können. Deutschland würde damit – das ist wohl der leitende Gedanke der Russen – der Umwerbung von Ost und West her entzogen und sozusagen *neutralisiert* wie natürlich auch entmilitarisiert, anstatt «atlantisiert», also in aller Form dem westmächtlichen Bündnissystem eingefügt zu werden, was früher oder später unvermeidlicherweise auch zur militärischen Wiederaufrüstung Westdeutschlands führen würde. Es ist somit keine «endgültige» Lösung der deutschen Frage, mit Abschluß eines auf Dauer berechneten Friedensvertrages, was die Sowjetunion im Auge hat, sondern nur die Herstellung eines modus vivendi, eines erträglichen Nebeneinanderlebens von Ost- und Westdeutschland und damit auch von Ost- und Westblock, wobei man in Moskau anscheinend erwartet, daß sich die Notwendigkeit eines Absatzes der steigenden westdeutschen Industrieproduktion in Ostdeutschland auch den Westalliierten mehr und mehr aufdrängen werde.

Die Vertreter der Westmächte, die an den Konferenzsitzungen mit sorgsam verteilten Rollen spielen, lehnten diesen Vorschlag ohne weiteres ab mit der Begründung, er stelle bestenfalls nur Stückwerk dar und mute überdies den Alliierten zu, ihr so vielversprechendes Aufbauwerk in Westdeutschland, namentlich auch die Schaffung eines mehr oder weniger selbständigen westdeutschen Staates, einfach rückgängig zu machen. Ihr eigener Vorschlag, mit dem sie ein paar Tage später herausrückten, ging dann tatsächlich forsch aufs Ganze und mutete den Russen zu, *ihr* Aufbauwerk in der Ostzone preiszugeben, ja auf jede wesentliche Beeinflussung der künftigen Entwicklung in Deutschland überhaupt zu verzichten. Die «demokratische» Bonner Verfassung sollte danach kurzerhand auf die Ostzone ausgedehnt werden; die Deutschen sollten grundsätzlich das nationale Selbstbestimmungsrecht zurückerhalten, unter Aufhebung der alliierten Militärregierungen und Einsetzung einer zivilen Viermächtekommission, die mit einfacher Stimmenmehrheit – also unter systematischer Überstimmung der Russen – beschließen würde; Reparationsleistungen aus der laufenden Produktion, wie sie die Sowjetunion der deutschen Ostzone auferlegt hatte, sollten künftig verboten und alle Industrieunternehmungen, die von einer auswärtigen Macht – gemeint war natürlich wiederum die Sowjetunion – übernommen wurden, an Deutschland zurückgegeben werden. Nichts weiter!

Echte oder Trugdemokratie? Es ist klar, was diese Vorschläge bedeuteten. Sie waren wirklich Propagandadiplomatie und vor allem darauf berechnet, die nationale Freiheits- und Einheitsbewegung in Deutschland für die Sache der West-

alliierten nutzbar zu machen. Dies um so mehr, als die logische Konsequenz des britisch-französisch-amerikanischen Gegenvorschlags eigentlich die völlige Zurückziehung der militärischen Besetzungskräfte wäre und die Westmächte ja schon bisher den Deutschen immer wieder zu verstehen gegeben haben, daß sie sich für die Wiederherstellung der alten deutschen Ostgrenzen auf Kosten Polens und Rußlands einsetzen würden. Sachlich kamen die westmächtlichen Forderungen darauf hinaus, daß die in der deutschen Ostzone seit vier Jahren durchgeführten radikalen Reformen (Aufhebung des Großgrundbesitzes, Sozialisierungen, Schulreform, Umgestaltung des Gerichtswesens, Entfernung ehemaliger Nazi aus einflußreichen Stellen usw.) rückgängig gemacht und dafür das unter westalliierter Förderung geschaffene oder vielmehr wiederhergestellte Regime der Westzone – ein reaktionärer Kapitalismus mit demokratischer Fassade – auch auf den bisher russischen Besetzungsabschnitt übertragen werden sollte. Noch mehr: der Einfluß der Sowjetunion auf die weitere Gestaltung von Deutschlands Staats- und Wirtschaftsverfassung sollte so ziemlich ausgeschaltet und *ganz* Deutschland dem atlantischen Machtsystem angeschlossen werden. Der Pariser Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» sagt es (in Nr. 1103) mit dürren Worten:

«Damit wird den Russen eine außerordentlich weitgehende Konzession zugemutet. Nicht nur, daß sie bei der Einschaltung in die Kontrolle Westdeutschlands wenig gewinnen, auch die Ostzone würde ihrem Einfluß entgleiten, weil sich auch dort das Übergewicht der unter sich einigen Westmächte geltend machen müßte ... Von den Russen wird auch eine Verrechnung (ihrer bisherigen Bezüge aus Ostdeutschland) verlangt, die man beinahe als Reparationsleistung zugunsten der deutschen Wirtschaft bezeichnen könnte ... Hier würden die Russen also in der vorgeschlagenen Haute Commission aller Voraussicht nach stets auf die geschlossene Dreiviertelsmehrheit der Alliierten stoßen.»

Es ist verständlich, daß die Sowjetabordnung eine *solche* «Lösung» der deutschen Frage nicht annehmen konnte. Man stelle sich nur vor, die Russen hätten umgekehrt die Übertragung des «volksdemokratischen» Regimes der Ostzone auf Westdeutschland verlangt und durch Majorisierung in einem obersten Viererrat den Einfluß der Westmächte auf die deutsche Entwicklung tatsächlich auszuschalten versucht – was für ein Entrüstungssturm wäre da über die ganze westliche Welt hingebraust! Was aber den Westmächten recht ist, muß den Russen billig sein. Denn was du nicht willst, daß man dir tu', das füg auch keinem andern zu!

Aber würde – so wendet man vielleicht ein – die Angleichung der deutschen Ostzone an den Westen, wie sie die voraussichtliche Folge einer Anwendung der Bonner Verfassung auch im Osten wäre, nicht eben einfach eine im höchsten Grad wünschenswerte Ausdehnung der Demokratie bis an die polnische Grenze bedeuten? Nein, antworten wir mit aller Bestimmtheit; denn was jetzt in Westdeutschland besteht, das heißen wir nicht Demokratie, das ist höchstens demokratisch angestrichene kapitalistische Reaktion, verbunden mit einem unbelehrten und unbekehrten

alldeutschen Nationalismus, der schon morgen zu einem regelrecht neunazistischen Militarismus führen würde, wenn heute die alliierten Besatzungstruppen abzögen. Ja gewiß, auf dem bedruckten Papier nimmt sich die neue Verfassung äußerst freiheitlich und demokratisch aus; aber sogar das Zürcher «Volksrecht», das die demokratischen Formen verhängnisvoll überschätzt und deshalb die Übertragung der westdeutschen Verfassung auf die Ostzone lebhaft befürwortet, gibt zu: «Noch mehr als von der Weimarer Verfassung kann man von derjenigen von Bonn sagen, daß sie nicht im Volke verankert sei.» Und erst recht ist die westdeutsche «Demokratie» nicht in der Wirtschaft, in der Verwaltung, in der Justiz, in der Schule verankert. Was für den neuen westdeutschen Staat charakteristisch ist und sein Wesen bestimmt, das sind nicht die schönen demokratischen Grundsätze, die in seiner Verfassung stehen; es ist – entsprechend der aus der Praxis des bismarckschen Preußens gewonnenen Einsicht Lassalles, daß Verfassungsfragen Machtfragen sind – die Tatsache, daß die entscheidende Macht, wie in der Wirtschaft, so auch im Staat nach wie vor bei der kapitalistisch-reaktionären Besitzer- und Unternehmerschicht konzentriert ist, die von der konservativen Bauernschaft, vom nationalistischen Mittelstand und von der katholischen Kirche unterstützt wird. Und solange sich am sozialen Aufbau und Gefüge Westdeutschlands nicht Grundlegendes ändert, besteht dringende Gefahr, daß es in der Bonner Republik wieder genau so gehen wird wie in der Weimarer Republik, deren demokratische Kulisse von der kapitalistisch-nationalistischen Reaktion nur als Schutzwand benützt wurde, hinter der sie *ihr* «neues» Deutschland aufbauen und Hitler in den Sattel heben konnte. Die Westmächte werden – wie schon einmal – ihre blauen Wunder an einer deutschen «Demokratie» erleben, die sie jetzt vermeintlich als Bollwerk und Sturmbock gegen den Kommunismus organisieren. Gewiß, der Kommunismus wird in dem von der Alliierten Gnade geschaffenen westdeutschen Staat eine Zeitlang an die Wand gedrückt werden[1] – mit ihm aber auch der Sozialismus und die Friedensbewegung. Und wenn dann die Zeit reif ist, reißt man auch die demokratische Fassade nieder, von der sich naive Leute im In- und Ausland täuschen ließen, und nimmt das große nationale Unternehmen, das man 1918 und 1945, «la rage au coeur», zweimal hatte fallen lassen müssen, zum dritten Mal wieder auf. So steht es in Wahrheit um die Bonner Demokratie!

[1] Die Handhabe dazu soll der Artikel 18 der Bonner Verfassung bieten, der bestimmt: «Wer die Freiheit der Meinungsäußerung, insbesondere die Pressefreiheit, die Lehrfreiheit, die Versammlungsfreiheit, die Vereinigungsfreiheit, das Brief-, Post- und Fernmeldegeheimnis, das Eigentums- oder das Asylrecht zum Kampfe gegen die freiheitlich demokratische Grundordnung mißbraucht, verwirkt diese Grundrechte. Die Verwirkung und ihr Ausmaß werden durch das Bundesverfassungsgericht ausgesprochen.» Unseren Staatsschützlern zur Nachahmung empfohlen! Die Aushöhlung der politischen Demokratie durch *wirtschaftliche* Macht oder durch *geistige* und *geistliche* Beeinflussung (Schule, Kirche, Radio usw.) ist natürlich weiter möglich und wird denn auch, in «gesetzlichen» Formen», in großem Stil geübt.

Und dieses Regime hätte nun also nach dem Vorschlag der Westmächte auch auf Ostdeutschland übertragen werden sollen, statt daß man mit allen Kräften daran ginge, vor allem einmal Westdeutschland wirklich zu demokratisieren? Nein, danke! Es ist nun eben einfach so: Wo die politische Demokratie bisher noch nicht bestanden hat, da kann sie auch nicht durch Parlamentsbeschluß oder sonstwie «eingeführt» werden, ohne daß mindestens gleichzeitig auch die geistigen und wirtschaftlich-sozialen *Voraussetzungen* geschaffen werden, auf denen sie ruhen kann, und die auch in Westeuropa und Amerika da sein mußten, damit die Demokratie aufkommen konnte. Andernfalls bleibt eine demokratische Verfassung nur Schein, ja Trug und Lüge, und wird einfach zum Werkzeug konservativer und rückschrittlicher Kräfte für die Verhinderung des Sozialismus und die Zerstörung der Ansätze dazu. Bloß fromme Wünsche für die Unterbauung der politischen Demokratie von der Wirtschaft her zu äußern, ohne der *Macht* zu ihrer Verwirklichung sicher zu sein, gleichzeitig aber doktrinär-abstrakt eine demokratische Verfassung sozusagen in die Luft hinauszubauen, heißt nicht anderes, als den Staat den Feinden von Demokratie und Sozialismus ausliefern. Wenn es schon wahr ist, daß es keinen Sozialismus gibt ohne Demokratie, so ist nicht weniger wahr, daß es auch keine Demokratie gibt ohne Sozialismus[2]!

Biegen oder brechen? Die Westmächte kümmern sich natürlich nicht um solche Wahrheiten. Sie erklären einfach die Russen der Sabotage des Friedens schuldig, wenn sie nicht den Frieden, den *sie* meinen, annehmen, während sie einen neuen Triumph ihrer Druck- und Drohpolitik feiern würden, wenn die Sowjetunion ihre Friedensbedingungen wirklich annähme. Ob aber eine solche Haltung, die es auf Biegen und Brechen ankommen lassen will, wirklich klug ist?

Wir glauben nicht. Zunächst liegt es ja auf der Hand, daß aus der *Mobilisierung des deutschen Nationalismus*, wie sie nicht nur die Russen mit ihrer inoffiziellen Propaganda (durch den Deutschen Volkskongreß z. B.), sondern auch die Westmächte mit ihrer Konferenzdiplomatie und

---

[2] Das gilt auch für die neuen *osteuropäischen* Staaten. Über «Wahlkomödien» in den «Volksdemokratien» zu schnöden und zu witzeln, ist äußerst billig. Man ignoriert dabei nur die Tatsache, daß sogenannte freie Wahlen in diesen Ländern unter den heutigen Umständen in erster Linie den alten reaktionären Mächten nützen würden, und die Sympathie mit diesen Mächten ist ja auch der Hauptgrund dafür, daß man in den kapitalistischen Demokratien so sehr für die Freiheit und die Menschenrechte der Ostvölker erglüht – nicht etwa Begeisterung für Freiheit und Menschenrechte an sich, für deren Verwirklichung man bei sich selbst zu Hause noch einen sehr großen Spielraum hätte. Man weiß eben sehr wohl, daß der Einfluß der alten Herrenschichten, daß die Macht des Großgrundbesitzes, des Kapitalismus und der katholischen Kirche in den Ostländern noch immer stark genug nachwirkt, um eine wirklich freie Willensbildung im Volk unmöglich zu machen. *Ohne* freie Willensbildung gibt es aber auch keine Demokratie, die ihren Namen verdient.

ihrer ganzen Deutschlandpolitik betreiben, die gefährlichsten Folgen haben kann. Freda Kirchwey warnte schon vor Beginn der Pariser Verhandlungen in der «Nation» (vom 7. Mai):

«Das gefährliche, vielleicht verhängnisvolle Element in den kommenden Verhandlungen ist tatsächlich dieser rücksichtslose Wettbewerb um Deutschlands Gunst zwischen Rußland und dem Westen ... Er wäre bös genug unter allen Umständen; er ist doppelt bös jetzt, da die Macht Deutschlands im Steigen ist und wichtige politische und industrielle Posten in die Hände von Reaktionären und Neunazis – wie von Altnazis – gekommen sind, deren einziges Ziel ist, ihre eigene und Deutschlands Herrschaft wieder aufzurichten. Die Nationalisten sind in jeder Zone, eingeschlossen die russische, begünstigt worden[3]. Auch unter den gemäßigten Parteien haben der Druck der Besetzung und die Drohung einer Teilung des Landes Menschen und Gruppen obenaufgebracht, die bereit sind, für ein mächtiges, geeintes Deutschland zu kämpfen ... Die Sozialdemokratische Partei im Westen ist zahlenmäßig stark, aber der amerikanische Widerstand gegen das ganze sozialistische Programm und die amerikanische Unterstützung für die Rechte hat die Partei um ihre Bedeutung als ‚dritte Kraft' gebracht und ihre nationalistischeren Elemente gestärkt.»

Das wird noch deutlicher werden in dem Maße, da die westmächtliche Konferenzstrategie neues Wasser auf die alldeutschen Mühlen leiten und die Bewegung für volle Einigung Deutschlands und Wiedergewinnung der verlorenen Ostprovinzen ermutigen wird. Empfiehlt sich da der russische Vorschlag – vorerst einmal wirtschaftliche Einigung Deutschlands als das Höchstmaß des gegenwärtig Erreichbaren – nicht doch? Macht den Westmächten das Anwachsen der nationalistischen Strömung in Deutschland allmählich nicht doch etwas Sorge?

Zu diesen politischen Aussichten gesellen sich aber auch *wirtschaftliche* Entwicklungsmöglichkeiten, die wohl zu bedenken sind. Die amerikanische Wirtschaftshilfe an Europa wird nach dem bisherigen Plan im Jahr 1952 zu Ende gehen. Das große Dollardefizit der westeuropäischen Länder, das die Marshallhilfe ausgleichen soll, wird aber höchstwahrscheinlich weiterbestehen und nicht durch eine entsprechende Steigerung der Ausfuhr nach Amerika gedeckt werden können. An sich wäre es zwar möglich, die amerikanisch-westeuropäische Zahlungsbilanz durch die Erträgnisse neuer, umfassender Kapitalanlagen, welche die Vereinigten Staaten in Westeuropa vornähmen, auszugleichen; doch ist vorauszusehen, daß sich mindestens ein Teil der westeuropäischen Länder gegen

[3] Dazu ist immerhin zu bemerken, daß so herausfordernde Fälle wie die Rehabilitierung von Papens, Schachts und anderer Helfershelfer des Hitlertums in der Ostzone nicht vorgekommen sind. Auch Baron von Weizsäcker ist vor dem alliierten Militärgericht dank westmächtlichen Einflüssen sehr glimpflich weggekommen. Wie dieser ehemalige Gesandte Hitlers in Bern zur *Schweiz* eingestellt war, hat man neuerdings auch aus dem Prozeß Duttweiler – Öltrust erfahren, in dem enthüllt wurde, daß sich Herr von Weizsäcker gegenüber Oberstdivisionär Bircher bei einer Unterredung in Berlin höchst zornig über unsere Presse geäußert hat, die mit ihrer «unneutralen» Haltung – sie war also noch immer nicht genug geknebelt – dem Dritten Reich eigentlich durchaus das Recht zum Angriff auf die Schweiz gegeben habe. Und einem solchen Mann stellt Bundesrat Etter das Zeugnis aus, er sei ein aufrichtiger und warmer Freund der Schweiz gewesen! Wahrlich, wir werden von merkwürdigen Staatskünstlern regiert!

die damit verbundene Beschleunigung ihrer wirtschaftlichen Kolonisation durch Amerika heftig wehren würde. Und dann wird sich für Amerika eben die Frage stellen, ob es mit neuen Hilfeleistungen an Westeuropa in die Lücke springen will, um den Antisowjetblock wirtschaftlich zusammenzuhalten. Schon jetzt ist dieser Wille nicht mehr so fest wie noch vor einem Jahr; bereits hat der Finanzausschuß des Abgeordnetenhauses beantragt, die Hilfskredite an Europa für die nächste Periode um 15 Prozent zu kürzen. Dazu kommt die fortdauernde Schrumpfung der amerikanischen Wirtschaftstätigkeit, welche die Vereinigten Staaten die Last der Europahilfe zunehmend stärker empfinden lassen dürfte und im übrigen auch in Frankreich, Belgien, Westdeutschland, Italien usw. die Krisenerscheinungen und die Arbeitslosigkeit zu verschärfen droht. Amerika wird sich tatsächlich zu entscheiden haben, ob es mit wachsenden Opfern die «freie» Wirtschaft Westeuropas weiterhin stützen oder aber Westeuropa wirtschaftlich freigeben will, mit dem Ergebnis, daß sich dieses mehr und mehr sozialistisch orientiert und außerdem seine Handelsbeziehungen mit Osteuropa verdichtet, also damit die Macht des Sowjetblocks stärkt. Die Versuchung wird für Amerika nicht gering sein, aus diesem Zwiespalt durch eine Gewaltlösung herauszukommen, zumal eine endlose Fortsetzung des «kalten Krieges» Westeuropa ja doch niemals zur Genesung kommen lassen wird, während die Sowjetunion trotz allen Schwierigkeiten wirtschaftlich sicher den längeren Atem hat. Bleibt also den Westmächten schließlich doch nichts anderes übrig, als mit Rußland eine wirkliche Verständigung zu suchen, um nicht dem Wahnsinn des Atomkrieges zu verfallen[4]? Sicherlich, sofern nicht schon jetzt diejenige Strömung die Oberhand besitzt, als deren Vertreter ein höherer amerikanischer Offizier in Berlin einem Mitarbeiter der «Weltwoche» auseinandergesetzt hat, daß die «große Schwenkung» der russischen Politik, die

[4] Man hat mit Recht den früheren amerikanischen Wehrmachtsminister *Forrestal*, der sich in geistiger Umnachtung 16 Stockwerke tief aus dem Fenster gestürzt hat, eines der ersten Opfer des drohenden Atomkrieges genannt. – Der Fall Forrestal ist eine Einzeltragödie. Aber wieviele Forrestals laufen sonst noch in Amerika und anderswo herum, die, robuster als der Urheber der Atombombenversuche von Bikini und Miterfinder der «künstlichen Monde», von denen aus Rußland bombardiert werden soll, an solchem Pläneschmieden nicht zerbrechen und unbeirrt die große Züchtigung vorbereiten, die sie dem «Menschheitsfeind Nr. 1» zugedacht haben? Résistez!

Der Volkswiderstand gegen den Krieg wird um so mehr zu einer Notwendigkeit, als von diplomatischen Verhandlungen, Konferenzen,, Allianzen u. dergl. je länger je weniger zu erwarten ist. Auch die Pariser Viermächtekonferenz droht, so wie sie sich im Augenblick der Durchsicht der Korrekturbogen für die «Weltrundschau» darstellt, im ganzen wieder mit einem Mißerfolg zu enden. Die gleichen Gegensätze, die in der Frage der Einigung Deutschlands hervortraten, machten auch eine politische Einigung *Berlins* unmöglich. Wiederum verlangten die Westmächte die «Demokratisierung» ganz Berlins mit Aufhebung des russischen Vetorechts gegenüber Beschlüssen der Stadtverwaltung, und wiederum wollten die Russen dieses Recht behalten, mit gleichzeitiger Sicherung der Macht der Sozialistischen Einheitspartei im Ostsektor durch Zerlegung Berlins in *zwei* Wahlkreise mit gleichviel Abgeordneten, trotz dem Bevölkerungsunterschied. Solange keine politische Verständigung über Gesamtdeutschland erzielt ist, fehlt

jetzt im Gang sei, nur darauf berechnet sei, die Westmächte einzuschläfern. Wenn dieses Manöver gelinge, dann würden die Völker überall aufatmen und glücklich sein, daß man mit Rußland friedlich zusammenarbeiten könne. «Die Atlantikfront wird allmählich abbröckeln und sich in ihre Bestandteile auflösen. In ein oder zwei Jahren wird es dann keinen Atlantikpakt mehr geben, niemand wird mehr von der Möglichkeit eines Krieges reden, und alle werden sehr glücklich sein. Und wie lange wird das dauern? Fünf Jahre? Zehn Jahre – bis Rußland losschlägt?» Wird es gelingen, diese so ungeheuer weit verbreitete Denkweise, die die eigentliche Kriegsgefahr darstellt, rechtzeitig zu überwinden?

Vermittlung in Griechenland? Daß die bisherige Linie der westmächtlichen Politik mehr und mehr in eine Sackgasse führt, ersieht man auch aus der Entwicklung der Dinge in *Griechenland*. Der «New Statesman» mahnt mit Recht:

«Es ist für Bevin hohe Zeit, anzuerkennen, daß das Tun der Engländer und Amerikaner in Griechenland nicht der Verteidigung der Demokratie gegen den Totalitarismus gilt, sondern der Stützung eines Regimes, das die Diktatur Metaxas in neuer und blutigerer Auflage weiterführt. (Seit Beginn der neuen Ära sind mindestens 2500 Angehörige der Opposition hingerichtet und 400 000 ins Gefängnis gesteckt worden. H.K.) Unfähig, unter Bedingungen, die irgendwie für eine Demokratie annehmbar sind, ‚den Frieden zu gewinnen', hat es sich jetzt ebenso unfähig erwiesen, den Krieg zu gewinnen. Die Guerillas sind heute ebenso stark wie vor einem Jahr; die Diktatur wird, wie ihre verzweifelten Rufe um weitere militärische Hilfe vom Westen beweisen, immer schwächer. Wenn sich die britischen und amerikanischen Streitkräfte zurückzögen, dürften die Guerillas gewinnen; es gibt beispielsweise Anzeichen, daß die Athener Armee den Krieg nicht mehr mit ungebrochenem Kampfgeist oder mit Hoffnung auf Erfolg weiterführt.»

Das Chaos, das aus einer Verlängerung des Bürgerkrieges droht, und die unsäglichen Leiden, die er schon bisher über das griechische Volk ge-

---

nicht nur jede Grundlage für einen Friedensvertrag, wie ihn Wyschinski merkwürdigerweise vorschlug, sondern wird eben auch Berlin politisch gespalten bleiben und höchstens eine wirtschaftliche Einigung der beiden Stadtsektoren möglich sein, wobei die Sowjetunion darauf abzielt, Berlin als Teil Ostdeutschlands wirtschaftlich in *ihre* Hand zu bekommen. Das steht auch hinter dem Westberliner Eisenbahnerstreik, nicht die Lohnfrage als solche, die leicht zu lösen wäre, wenn über das Wirtschaftsregime für Berlin *als ganzes* Einigkeit bestünde.

Und eine Verständigung allein über *Berlin* ist bisher ebenfalls nicht möglich gewesen, obwohl der Vorschlag der Westmächte – mit bestimmten Vorbehalten zur Verhinderung einer Majorisierung der Russen und der von ihnen protegierten Sozialistischen Einheitspartei – auch für die Sowjetunion hätte annehmbar sein sollen. Die Selbstverwaltung Berlins sollte wirklich soweit als nur möglich wiederhergestellt werden. Aber welche Frage auch aufs Tapet gebracht wird: die einfachsten und zwingendsten Fortschritte scheitern immer wieder an dem vorerst heillosen gegenseitigen Mißtrauen. Der Bann kann nur durch eine Tat des *Glaubens* gebrochen werden, wie sie etwa eine einseitige Rüstungsverminderung darstellen würde oder auch die Ausführung des Vorschlags, den der Engländer Stuart Morris macht: großzügige Wirtschaftshilfe Amerikas an die osteuropäischen Länder, ohne Furcht vor den Folgen (siehe «Friedensbote», Organ der deutschen Kriegsdienstgegner, Mai 1949).

bracht hat, rechtfertigen vollauf die unausgesetzten Bemühungen der Partisanen, zu einem anständigen Friedensschluß zu kommen. Auch der russische Vertreter im Sicherheitsrat, Gromyko, sowie der Präsident der letzten UNO-Versammlung selbst, der Australier Evatt, haben Vorstöße in dieser Richtung unternommen und Vorschläge gemacht, die auch mit dem besten Willen nicht als auf einen kommunistischen Umsturz abzielend diskreditiert werden konnten. Die Vertreter Großbritanniens und Amerikas haben sie dennoch abgelehnt, weil sie . . . eine unbefugte «Einmischung in die inneren Angelegenheiten Griechenlands» darstellten . . . Wie wenn sich die genannten beiden Staaten nicht seit vier Jahren unausgesetzt in diese Angelegenheiten einmischten! Kann man die Heuchelei – und die Verblendung – eigentlich noch weitertreiben?

Die Revolution im Fernen Osten Mittlerweile bereitet sich wenigstens in *Indonesien* eine Wendung zum Besseren vor. Die holländische Regierung scheint eingesehen zu haben, daß sie sich mit ihrem zur Weihnachtszeit 1948 ausgelösten Blitzkrieg in ein aussichtsloses Abenteuer verrannt hat. Sie hat den Indonesiern wohl schwere Verluste beibringen können (allein in den ersten zwei Monaten der «Polizeiaktion» sind 20 000 indonesische Soldaten gefallen, gegen 500 holländische) und ihr Land furchtbar verwüstet, aber über die größeren Städte und Hauptverkehrsstraßen hinaus reicht die Herrschaft der holländischen Armee noch heute nicht. Und vollends an der diplomatischen Front hat Den Haag eine Demütigung nach der anderen einstecken müssen, so daß er sich nunmehr, unter Opferung des bisherigen Oberkommissars für Indonesien, Dr. Beel, doch endlich bereitgefunden hat, sich mit den Vertretern der ehemaligen Indonesischen Republik an den Verhandlungstisch zu setzen. Hoffen wir nur, daß die schlechten Erfahrungen, welche die Indonesier in der Vergangenheit mit der holländischen Vertragsloyalität gemacht haben, sich nicht wiederholen, vielmehr Mittel und Wege gefunden werden, die, unter Wahrung berechtigter holländischer Interessen, die Indonesier einen Schritt weiter ihrem Ziel wirklicher nationaler Selbstregierung und sozialer Befreiung entgegenführen werden!

Gleichzeitig geht die nationale und soziale Revolution in *China* in gewaltigen Sprüngen vorwärts. Schanghai, die riesige Handelsmetropole des Fernen Ostens, ist nun ebenfalls in der Hand der Kommunisten, und wie lange wird es gehen, bis die Volksarmeen, deren musterhaftes Auftreten allgemein gerühmt wird, auch Canton, die Hauptstadt Süddchinas, eingenommen haben und damit vor Hongkong, dem letzten Bollwerk des westlichen Imperialismus in China, stehen?

Es bleibt nur zu wünschen, daß sich an Hongkong, das militärisch ja nicht zu halten wäre, nicht ein gefährlicher Konflikt des neuen Chinas mit Großbritannien und Amerika entzünde, scheint man doch in London, unterstützt durch Washington, entschlossen zu sein, aus Hongkong ein

«Berlin des Fernen Ostens» zu machen, falls die chinesischen Kommunisten es sich einfallen ließen, den Engländern dessen Besitz zu bestreiten. Auch unsere wackere «Neue Zürcher Zeitung» redet den Großmächten zu, sie möchten sich doch auf eine aktive Politik in China einigen und «dem Vormarsch des Kommunismus im Fernen Osten mit Machtmitteln Einhalt gebieten». Werden wir aber wirklich erleben müssen, daß der machtpolitisch-militärische Antikommunismus und Interventionismus auch hier auf seine Art Demokratie und freie Wirtschaft verteidigt? Die bisherigen Ergebnisse dieser Politik sollten die Westmächte doch wahrlich vorsichtig machen. Schon die Japaner sind damit nicht gut gefahren. Anna Louise *Strong* erinnert uns in ihrem so lebendigen Büchlein «Tomorrows China» («Das China von morgen») zur rechten Zeit an die Tatsachen:

«Der japanische Krieg gab den chinesischen Kommunisten die Möglichkeit, Nordchina und die Mandschurei zu erobern. Das war eine geschichtliche Ironie, sagten die Japaner doch, sie seien gekommen, um China vor dem Kommunismus zu retten. Aber durch den Krieg gegen die Japaner wurden die kommunistischen Gebiete nur ausgedehnter. Als der japanische Krieg begann, hatten die Kommunisten lediglich einen unfruchtbaren Landstrich im Nordwesten, etwa 33 000 Quadratmeilen mit 1½ Millionen Menschen. Als er aufhörte, hatten sie mehr als 800 000 Quadratmeilen mit 140 Millionen Menschen.»

Die Amerikaner machten mit *ihrer* Intervention womöglich noch schlechtere Geschäfte. Heute stehen mindestens 200 Millionen Chinesen unter kommunistischem Regime, und man kann schon den Tag voraussehen, da das ganze «Reich der Mitte» mit seinen 450 Millionen Einwohnern kommunistisch sein wird. Owen *Lattimore*, der dank jahrzehntelanger Beschäftigung mit den asiatischen Problemen zu einem der ersten amerikanischen Sachkenner auf diesem Gebiete geworden ist, rät denn auch seinen Landsleuten in seinem Buch «Die Lage in Asien» (das ich freilich nur aus zweiter Hand kenne) dringend, ihre Politik der Unterstützung antikommunistischer Bewegungen und Regierungen aufzugeben. Damit möge man in Westeuropa Erfolg haben, wo eine Menge Leute keinerlei radikale politische und soziale Neuerungen wünschten; in Asien, wo riesige Menschenmassen noch immer in tiefster Armut lebten, wirke der Antikommunismus auf keinen Fall, und die amerikanische Politik gehe dort, wenn sie fortgesetzt werde, nicht nur einem gründlichen Mißerfolg entgegen, sondern mache die Vereinigten Staaten auch zunehmend verhaßt und erzeuge immer mehr Kommunisten. Lattimore glaubt zwar auch nicht, daß die Sowjetunion maßgebenden Einfluß in China bekommen werde, wie überhaupt der Kommunismus nur *eine* der revolutionären Kräfte sei, die jetzt China und Südasien aufwühlen. Aber China werde auf alle Fälle den Vereinigten Staaten und ihren Verbündeten mehr und mehr entgleiten, und nur wenn sich Amerika entschlossen auf die Seite der jungen, so unendlich hoffnungsfrohen Kräfte stelle, die Asien von Grund auf umzugestalten im Begriffe stünden, werde es auch für sich selbst etwas zu hoffen und zu gewinnen haben.

Reaktion - Sozialismus - Kommunismus Was aber für China, das gilt auch für die kriegerische und mit Krieg drohende Bekämpfung des Kommunismus ganz allgemein, besonders in Europa. Die bewaffnete und «kalte» Intervention der Westmächte gegen die Sowjetunion nach 1917 hat nur die kommunistische Diktatur verhärtet und verschärft – als Gegenwehr von innen gegen die Bedrohung von außen. Wohin Hitlers und Mussolinis Kampf gegen den Bolschewismus geführt hat, weiß man auch: die Russen stehen heute in Berlin, und in Italien sind die größte Partei die Kommunisten. Vom Bankerott des Antikommunismus in Griechenland haben wir vorhin geredet – ja, glaubt man wirklich, der von Amerika angeführte Antikommunismus und Antisowjetismus werde im gesamten einen besseren Erfolg haben? Alle Wahrscheinlichkeit spricht doch dafür, daß er, statt zum Triumph von Freiheit und Menschlichkeit, nur zu dauernder Stärkung der reaktionären Kräfte schon in der Periode des bewaffneten Friedens und schließlich zu einer neuen Kriegskatastrophe führen wird, von welcher so etwas wie mehr Freiheit und Menschlichkeit zu erwarten nur vollkommene Narren imstande sind.

Es wäre schon viel gewonnen, wenn das wenigstens einmal die *sozialistischen* Parteien erkennen würden, deren rechter Flügel überall so willenlos im Heerbann des amerikanischen Imperialismus mitmarschiert. Nur gewollte Blindheit für offenbare Tatsachen kann ja noch bestreiten, daß die kapitalistischen Mächte in den Vereinigten Staaten seit Kriegsende, so wie sie im eigenen Lande den Klassenkampf wieder aufgenommen und eine sozial wie politisch rückläufige Bewegung in Gang gesetzt haben, auch in der Welt draußen allerorten die Reaktion und die Gegenrevolution begünstigen und planmäßig zugunsten der Erhaltung oder Wiederherstellung, ja Ausdehnung des kapitalistischen Regimes und gegen die Verwirklichung sozialistischer (nicht nur kommunistischer!) Wirtschafts- und Gesellschaftsformen intervenieren. Trumandoktrin, Marshallplan[5] und Atlantikpakt haben *hier* ihren Ursprung; Amerikas Deutschland- und Spanienpolitik – um nur auf sie hinzuweisen – ist von *diesem* Streben beherrscht. Was insbesondere *Franco-Spanien* betrifft, so

[5] Der westdeutsche Wirtschaftsdirektor Professor Erhard hat von einer Reise nach Amerika die bestimmte Überzeugung mitgebracht, «daß Washington gewillt ist, die Marshallplanhilfe in zunehmendem Maße ihrer planwirtschaftlichen Attribute zu entledigen und sie in die Bahnen wirtschaftlicher Freizügigkeit zu leiten». Und tatsächlich dreht sich die jetzt in Paris stattfindende Tagung des Ausschusses der Marshallplan-Organisation darum, «ob die europäische Wirtschaft schrittweise einer freiheitlicheren, nach dem Markte sich orientierenden Struktur entgegengeführt werden oder ob sie im Sumpf planwirtschaftlicher Maßnahmen stecken bleiben» solle, wie sich der Pariser Handelskorrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» so schön ausdrückt. Die Amerikaner, so meint er, sähen den Marshallplan nur als Werkzeug einer Politik an, «die es Europa ermöglichen soll, sich nach und nach wieder zum freien Markt und zur Konkurrenzwirtschaft – *wir* sagen unverblümt: zum reinen Kapitalismus – durchzuringen». Wie vor solchen handgreiflichen Tatsachen Sozialdemokraten und Gewerkschafter immer noch den Kopf in den Sand stecken können, ist schwer zu erklären.

hat es zwar, infolge eines Restes von demokratischem Schamgefühl bei gewissen Regierungen, an der jüngsten Versammlung der Vereinten Nationen nicht zu der erforderlichen Zweidrittelsmehrheit für die Empfehlung einer Wiederherstellung der vollen diplomatischen Vertretung der UNO-Staaten in Madrid gereicht, aber das ändert dennoch nichts daran, daß der Plan, Franco-Spanien in die «Gemeinschaft der freien Völker» zurückzuführen, sehr zielbewußt weiterverfolgt wird. Alvarez del Vayo, der ehemalige Außenminister des republikanischen Spaniens, stellt denn auch mit nur zu begreiflicher Bitterkeit in der «Nation» fest:

«Die Debatte (an der UNO-Versammlung) wird *ein* Ergebnis haben, das zu übersehen sich kein Amerikaner leisten kann: es wird die Vereinigten Staaten jeglichen Anspruches berauben, als Vorkämpfer der Demokratie in internationalen Angelegenheiten aufzutreten ... Für den Atlantikbund muß man einen neuen Namen finden. Vielleicht kann man ihn Antikominformpakt heißen. Wir wollen aber einmal ehrlich sein und darauf verzichten, ein unter Führung der drei Westmächte abgeschlossenes Bündnis als ein Unternehmen zur Verteidigung der Demokratie zu bezeichnen. Anhänger des Paktes können nicht von Demokratie reden, wenn drei Wochen nach seiner Unterzeichnung die Vereinigten Staaten, Großbritannien und Frankreich zusammenspannen, um das Glück der letzten lebenden faschistischen Diktatur zu befördern.»

Es hat gar keinen Wert, die Schuld an der wachsenden Macht der internationalen Reaktion den *Kommunisten* zuzuschieben. Die Verantwortung und die Fehler der Kommunisten in allen Ehren – aber solange die Rechtssozialdemokraten nicht *ihre* Fehler und *ihre* Verantwortung sehen, solange sie aus sturem Antikommunismus fröhlich im Kielwasser der atlantischen Machtpolitik dahintreiben, haben sie keinerlei Recht, die *anderen* anzuklagen. Mögen sie zuerst den Balken aus dem eigenen Auge ziehen! Wie vollständig ist doch beispielsweise das «sozialistische» *England* vom reaktionär-kapitalistischen Amerika abhängig! Man hat das neuerdings wieder peinlich klar an den Fällen Eisler und Zilliacus gesehen. Der von Amerika verfolgte deutsche Kommunist *Eisler* wird gegen alles Recht auf Verlangen des Londoner Außenministeriums (!), das seinerseits den Büttel des Washingtoner Staatsdepartements macht, von der britischen Polizei verhaftet und nur dank der Anständigkeit eines englischen Richters nicht wieder an Amerika ausgeliefert – zum großen Ärger derjenigen, die es «geradezu darauf angelegt haben, den Eindruck zu erzeugen, daß Großbritannien eine Kolonie ist, deren Regierung die Überlieferungen ihres eigenen Landes beiseite stoßen muß, wenn Amerika einen Wunsch äußert», wie der «New Statesman» in einer Aufwallung britischen Nationalstolzes bemerkt. Koni *Zilliacus* aber, einer der redlichsten, klarblickendsten und furchtlosesten Männer, über die England heute verfügt – seine finnische Abstammung diskreditiert ihn nur bei sehr engen «Patrioten» –, wird aus der Labourpartei ausgestoßen, weil er als Abgeordneter und Schriftsteller die arge, durch und durch unsozialistische Politik Bevins unermüdlich anprangert und zuletzt gar noch an dem von den Kommunisten einberufenen Pariser Friedenskongreß eine Rede gehalten hat, die in ihrer Sauberkeit und Unabhängigkeit zum

Besten gehört, was man überhaupt zur gegenwärtigen Weltlage sagen kann[6].

Erst recht zum Satelliten Amerikas ist *Frankreich* herabgesunken, wo folgerichtig der Kurs auch innenpolitisch immer weiter nach rechts gedrückt wird – Rückgängigmachung der Sozialisierung und Verschlechterung der Sozialversicherung sind gegenwärtig zwei Hauptziele der Rechten – und jetzt auch die Ausbootung der Sozialisten aus der Regierung droht. Komisch macht sich dabei nur der entrüstete Protest der französischen Rechtssozialdemokraten, der gleichen Leute also, welche die Verdrängung der *Kommunisten* aus der Regierung mit größtem Wohlgefallen begrüßt haben. Aber was will man? *Diese* Politiker haben eben nur noch *eine* echte Leidenschaft: den militanten Antikommunismus, den kopflosen Haß gegen eine Bewegung, von der sich allerdings diejenige Welt, zu der *sie* gehören, mit Grund bedroht fühlt. Gegenüber den Kommunisten wird ja von dieser Seite her aufs schärfste und rücksichtsloseste abgegrenzt – neuerdings auch durch die Exkommunizierung der von Nenni geführten italienischen Linkssozialisten, die freilich ihrerseits den grundsätzlichen Abstand von den Kommunisten nicht zu wahren wissen –, während die Grenzen nach dem Bürgertum zu mehr und mehr verschwimmen und für die Zusammenarbeit mit reaktionären Parteien (so in Italien, Frankreich, Belgien, Holland, Westdeutschland, Österreich) kaum mehr Entschuldigungen für nötig erachtet werden.

Daß der internationale Sozialismus, wenn er *dieser* Richtung folgt, moralisch und auch organisatorisch zugrundegehen wird, ist für mich schon seit vielen Jahren keine Frage mehr. Wenn sich die Sozialisten nicht immer wieder ernstlich auf das tiefste Wesen ihrer Sache besinnen, wenn sie immer nur behaglich in einem seichten Auchreformismus herumplätschern und sich «bedingungslos» zu einer Demokratie bekennen, die bis weit hinein kapitalistisch verderbt ist und vor allem den Zweck hat, den Durchbruch der Völker zum Sozialismus zu verhindern, dann helfen sie wirklich nur mit, die herrschende Gesellschaftsordnung zu konservieren, in welcher Freiheit in erster Linie die Freiheit des kapitalistischen Unternehmertums und die Losung vom Menschenrecht nur eine Propagandawaffe im Kampf gegen den Kommunismus ist. Dann wird zwar die soziale Revolution gewiß nicht ausbleiben, aber sie wird in einer Gestalt kommen, welche die neue Gesellschaft *ohne* den sittlichen Unterbau zu errichten sucht, der sie allein tragen kann – mit den primitiven Mitteln der rohen Gewalt und der mechanischen Gleichschaltung der Geister. Sollte das wirklich unser Schicksal sein und sich der «Untergang des Abendlandes» in *dieser* Form erfüllen?

8. Juni 1949. *Hugo Kramer.*

[6] Ein Auszug daraus ist in den Nummern 17–20 des «Zeitdienstes» (Postfach Zürich 38) erschienen. Unsere Tagespresse hat diese bedeutende Rede natürlich totgeschwiegen, dafür aber Zilliacus nach Kräften als kommunistenhörig schmähen und verleumden lassen.

Und die Schweiz?

Am 22. Mai hat das Schweizervolk zwei Abstimmungsvorlagen recht wuchtig verworfen. Beide sahen keine umwälzenden Neuerungen vor. Schon darum, vor allem aber, weil es ja grundsätzlich ein gutes Recht des Schweizervolkes ist, auch gegebenenfalls nein sagen zu dürfen, scheint das Abstimmungsergebnis nicht ohne weiteres auf eine vorhandene Krise hinzudeuten. Im allgemeinen entstehen in der schweizerischen Politik aus negativen Abstimmungsergebnissen auch keinerlei weittragende Folgen wie Regierungskrisen und grundsätzliche Neuorientierungen, die in anderen Ländern sich eventuell aus einer Ablehnung des Regierungswillens seitens des Volkes ergeben. Was beim Souverän, beim Volk also, das erstemal keine Gnade fand, findet sie vielleicht – nach Entfernung der augenfälligsten Ablehnungsgründe – beim zweiten- oder gar beim drittenmal. So ist ja auch die eidgenössische Alters- und Hinterlassenenversicherung nicht beim ersten Anhieb entstanden, entstanden ist sie aber darum doch.

Und doch enthüllt das Abstimmungsergebnis vom 22. Mai eine latente, schleichende und durchaus gefährliche Krise. Die eine Ablehnung war zu erwarten, die andere kam wohl allen unerwartet. Nach dem vorangegangenen Abstimmungskampf um das Ergänzungsgesetz zum bisherigen Gesetz gegen die Tuberkulose war mit einer Annahme dieser Vorlage nicht mehr zu rechnen. Die Gegner dieses neuen Gesetzes, das bei seiner Geburt im Parlament fast überhaupt keinen Widerstand gefunden hatte, haben es verstanden, eine aus geistig sehr verschieden verwurzelten Teilen zusammengesetzte Front der massivsten Ablehnung aus dem Boden zu stampfen. Das Referendum, welches es verhinderte, daß der Parlamentsbeschluß zum Gesetz wurde, kam zustande, nachdem der Direktor einer der größten schweizerischen Lebensversicherungsgesellschaften hierzu das Stichwort gegeben hatte. Im eigentlichen Abstimmungskampf blieben nur die Sozialdemokratische Partei und die Partei der Arbeit als geschlossene Befürworter der neuen Vorlage übrig, nachdem dieselbe ursprünglich im Parlament ein Werk aller Parteien gewesen war und nicht zuletzt auf die Anregung eines der extremsten Rechtspolitiker, des Bauernparteilers Dr. Bircher, zurückzuführen ist. Die bürgerlichen Parteien jedoch haben, entgegen ihren Parlamentsvertretern, dieses Werk aufgegeben, ja weithin bekämpft. Auf sehr verlorenem Posten standen diejenigen bürgerlichen Politiker, die es aus sozialen Gründen oder aus politischer Berechnung für die Zukunft dennoch wagten, für die neue Vorlage einzutreten. Auf noch verlorenerem Posten standen jedoch die paar prominenten Mediziner, die es wagten, aus medizinischen oder volkshygienischen Gründen das neue Gesetz zu befürworten. Den Politikern stand wenigstens das Kampfmittel der politischen Presse noch weitgehend zur Verfügung, den befürwortenden Ärzten war ihr Organ, die «Ärzte-Zeitung» – wohl aus echt demokratischen Grün-

den! – hermetisch verschlossen. Ein außenstehender Beobachter, der etwa die Propagandaliteratur gegen das neue Gesetz gelesen hätte, wäre wohl zur Meinung gekommen, es handle sich hier um eine die bisherigen staatlichen Grundlagen radikal in Frage stellende neue Maßnahme. Dabei gab es nur zwei Neuerungen gegenüber der bisher geltenden Tuberkulosegesetzgebung. Die eine war die vorgesehene periodische Untersuchung aller Einwohner der Schweiz auf Tuberkulose, die andere das Obligatorium einer allgemeinen Krankenversicherung für Volkskreise mit geringem Einkommen, wobei es durchaus den kantonalen Parlamenten überlassen geblieben wäre, die Grenzen dieser obligatorischen Versicherung festzulegen. So augenfällig wie es ist, daß in der Abstimmungskampagne und im Volksempfinden die erste der erwähnten Neuerungen als stoßend empfunden und bezeichnet wurde, so sicher ist es aber auch, daß gerade die zweite den eigentlichen Grund zu Referendum, Ablehnung durch die Ärzteschaft und reichfinanzierter Bekämpfung geführt hat. Wieder einmal verbarg sich hinter dem Ruf: «Die Freiheit ist in Gefahr!» der unausgesprochene Angstruf: Sozialleistungen kosten Geld und schmälern hohe Einkünfte. Und wieder einmal haben viele, viele Freiheitsgläubige den Mißbrauch ihres Glaubens nicht gemerkt.

Kann man nun aber einfach davon reden, das Schweizervolk sei das Opfer einer böswilligen Propaganda oder gar einer antisozialen Strömung geworden? Das hieße wohl die Sache allzusehr vereinfachen. Es ging im Grunde weder um Propaganda noch um die Frage «sozial oder unsozial». Es ging vielmehr um ein weitverbreitetes und in der Tiefe verankertes Gefühl gegen die Ausweitung staatlicher Einflüsse und staatlicher Aufgaben. Nichts ist eben heute so populär, wie gegen Staatswirtschaft und staatliche Eingriffe zu reden und zu schreiben. Im Grunde ist das ein gesundes Empfinden. Das Tragische – und das mit ihm so verwandte Komische – liegt aber dort, wo diese Bekämpfer der staatlichen Eingriffe handkehrum gerade diejenigen sind, die am lautesten nach staatlichen Schutzmaßnahmen rufen. Am augenfälligsten ist diese komische Seite bei den politischen Vertretern der schweizerischen Landwirtschaft zu finden. Ohne staatliche Schutzmaßnahmen wäre diese Landwirtschaft schon lange dem absoluten Bankerott verfallen. Und jede zukünftige Sicherung ihrer Grundlagen verlangt gebieterisch staatliche Maßnahmen. Zukünftige Aufgaben in dieser Richtung, wie die Sicherung des bäuerlichen Grundbesitzes gegen die Spekulation und die Sanierung des zum Teil Tbc-verseuchten Viehbestandes drängen sich hier auf und bilden wohl den Grund, daß unter den verlorenen Befürwortern der verworfenen Gesetzvorlage gerade auch alte bäuerliche Politiker, denen aber keine Gefolgschaft folgte, zu finden waren. Nicht weniger komisch ist diese Haltung bei den politischen Vertretern des Gewerbestandes. Der Ruf nach staatlichen Schutzmaßnahmen gegen neue Konkurrenten einerseits vereint sich mit dem anderen Ruf gegen lästige staatliche Kontrolle anderseits zum unharmonischen Trompetenblasen musikalischer Clowns.

In der gesunden Ablehnung allzu weitgehender Staatseingriffe könnten sich gerade bürgerliche und sozialistische Staatsbürger treffen. Aber entweder wissen unsere bürgerlichen Freunde nicht, daß schon im klassischen Sozialismus der Staat als eine Größe gesehen ist, welche überwunden werden muß, oder sie wissen es und schlagen trotzdem auf den Sack, wenn sie den Esel meinen. Im letzten Jahr ist das hundertjährige Bestehen der Bundesverfassung gefeiert worden, und die heutigen bürgerlichen Liberalen haben sich dabei so gebärdet, als wären sie noch immer die Liberalen des 19. Jahrhunderts. Die abgelehnte neue Tuberkulosegesetzgebung hat sich nun durchaus in den von der so gefeierten Verfassung abgesteckten Bahnen bewegt. Denn die alten, oft sehr radikalen Freisinnigen haben dem Staat in Artikel 69 der Bundesverfassung die Vollmacht übertragen: «Der Bund ist befugt, zur Bekämpfung übertragbarer oder stark verbreiteter oder bösartiger Krankheiten von Menschen und Tieren gesetzliche Bestimmungen zu treffen.» Ebenfalls sieht Artikel 34bis der Bundesverfassung vor: «Der Bund wird auf dem Wege der Gesetzgebung die Kranken- und Unfallversicherung einrichten unter Berücksichtigung der bestehenden Krankenkassen. Er kann den Beitritt allgemein oder für einzelne Bevölkerungsklassen obligatorisch erklären.»

Der Polizeivogt und Staatsbüttel, gegen den die Gegner der neuen Vorlage glaubten kämpfen zu müssen und den sie wie einen bolschewistischen Volksgesundheitskommissär dargestellt haben, ist im Grunde gerade der von den liberalen Vätern der Verfassung geschaffene demokratische Staat. So sicher wie bürgerliche Kreise vom Staate im Interesse ihres Einkommens Eingriffe – zum Teil verfassungswidrige – erwarten, ebenso sicher haben sie diesmal die dem Staat seit 100 Jahren zukommenden Kompetenzen abgelehnt. Die eigentliche Krise liegt darin, daß die rein gefühlsmäßige Antipathie gegen den Staat, dieses gesunde Empfinden, zu einer Unsicherheit über die Verfassungsgrundlagen und die verfassungsmäßigen Kompetenzen des Staates geführt hat. Darum dürfen wir von Krise reden, weil es heute sehr schwer sein dürfte, über Grundlagen und Kompetenzen des Staates zu einem auch nur irgendwie und irgendwo annehmbaren Einverständnis aller zu gelangen. Die Verfassung von 1848 würde heute nicht mehr angenommen, sie würde gerade von den Erben derer, die sie einmal schufen, vehement abgelehnt werden!

Auch die fatalen Operationen mit dem Freiheitsbegriff berechtigen uns, von Krise zu reden. Denn wer es als freiheitlich empfindet, daß der Staat wohl das Recht habe, den Menschen zum Militärdienst zu zwingen, dem gleichen Staate aber das Recht verweigert, seine Glieder zu einer rein sanitarischen Untersuchung aufzubieten, weiß – sofern er ehrlich ist – nicht, was er meint, wenn er «Freiheit» sagt. Über beides aber, über die Verfassungsgrundlagen und Kompetenzen des Staates, wie über den Inhalt der Freiheit, muß eine weitgehende Klarheit herrschen, wenn schleichende Krisen überwunden werden sollen. Daß diese Klarheit heute

fehlt, zeigt gerade das Beispiel der zweiten abgelehnten Vorlage vom 22. Mai.

Während bisher im Sinne der Bundesverfassung die umlaufenden Banknoten nicht Papiergeld im engeren Sinn darstellten, während sie verfassungsmäßig jederzeit in Gold einlöslich sein sollten, hat sich dieser Zustand seit langem überlebt und ist besonders seit der Geldabwertung von 1937 völlig unhaltbar geworden, da man eben heute für eine Zwanzigfrankennote in Papier nicht einmal die Hälfte eines Zwangzigfranken-Goldstückes erhalten könnte. Zur Vorbereitung eines neuen Nationalbankgesetzes ist dem Volke darum eine Verfassungsänderung vorgelegt worden, in dem Sinne, daß Banknoten in Zukunft als gesetzliche Währung gelten sollten. Damit sollte ein Zustand, der de facto schon lange besteht, der seine rechtliche Grundlage aber nur in den verfassungswidrigen Vollmachtenbeschlüssen hat, endlich eine verfassungsmäßige Grundlage erhalten. Mit Ausnahme der Freigeldler, die durch die Kampagne gegen diesen Artikel die Vorbedingungen schaffen wollten, ihrer eigenen Initiative auf Einführung der sogenannten Indexwährung und der Bekämpfung des in Aussicht stehenden Nationalbankgesetzes das Wort zu reden, haben alle übrigen Parteien diese Vorlage zur Annahme empfohlen. Eine eigentliche politische Diskussion über diesen Gegenstand hat jedoch fast nirgends stattgefunden. Es fehlte am Interesse wie am technischen Verständnis. Und dann kam es eben so, wie es in solchen Fällen oft kommt: Die allgemeine Empfehlung nützte nichts und das Volk verwarf auch diese Vorlage. Hier kann also noch weniger als bei der Tuberkulosevorlage von einem Sieg der Propaganda gesprochen werden, und die Frage «sozial oder unsozial?» stellt sich hier gar nicht. Auch von einem unzulässigen Eingriff des Staates hat hier niemand reden können.

Was muß nun geschehen? Würde der Vollmachtenbeschluß nicht verlängert, dann könnten im nächsten Jahre sämtliche Lohnempfänger Auszahlung ihres Lohnes in Gold verlangen, alle Sparer könnten von den Banken nicht ihre gebündelten Scheine, wohl aber ihre kleineren oder größeren Goldsäcklein heimholen. Die Nationalbankkeller könnten geleert und das Gold in sehr kurzer Zeit im Ausland verkauft werden. Soll das nicht geschehen, so muß eben ein neuer Vollmachtenbeschluß ohne Verfassungsgrundlage gefaßt werden. Wir stehen vor einem Teufelskreis. Der verhängnisvolle Weg der Vollmachtenbeschlüsse hat das Mißbehagen hervorgerufen, welches zur Ablehnung der Gesetzvorlage geführt hat. Die Ablehnung der Vorlage aber führt zu neuer Anwendung der Vollmachtenbeschlüsse. Darüber, daß Vollmachtenbeschlüsse nicht gut sind, herrscht Übereinstimmung der Gefühle und Meinungen. Darüber, wie man aus ihrem Bereich heraus und wieder auf den Boden von Gesetz und Verfassung kommen kann, herrscht keine Klarheit. Das ist das Kritische bei dieser Entwicklung.

Wenn wir den heutigen Staat sozialistisch verstehen, so verstehen wir ihn als den Staat der herrschenden Klassen, als den bürgerlichen Staat.

Seine kritische Entwicklung muß also weitgehend mit der geistigen Krise des Bürgertums zusammenhängen. Daß auch die sozialistische Arbeiterschaft oft genug an dieser geistigen Krise Anteil hat, versteht sich leider von selbst. Die Furcht vor dem Staat und seinen Eingriffen ist in der Form, wie sie nun in Erscheinung getreten ist, eben nicht mehr das gesunde Mißtrauen gegen den kalten Moloch Staat. Es ist nicht mehr der Freiheitswille der alten Pioniere und nicht einmal das Mißtrauen Nietzsches. Der Staat, gegen den da gekämpft wird, ist vielmehr ein Erzeugnis jener nirgends verwurzelten geistigen Haltung des bürgerlichen Menschen. Der nirgends Verwurzelte steht dem Staat nicht mehr natürlich, sondern abstrakt gegenüber. Er betet ihn an oder er fürchtet ihn. Er ist nicht mehr sein Herr, sondern sein Knecht oder sein Tyrann.

Gibt es einen Weg aus dieser Krise heraus? Für diejenigen, die den Staat rufen, wenn er ihnen nützt, und ihn verdammen, wenn er anderen nützen könnte, die bald autoritär-ständestaatlich, bald halbanarchistisch, in jedem Fall aber kapitalistisch denken, gibt es keinen Weg. Sie sind aber gottlob nicht das Volk. Der Weg des Volkes muß ein Weg sein, auf dem man über Grundlage und Ziel des Staates redet und sich verständigt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Diskussion in Fluß kommen muß. Sie würde wohl auch eine Auflockerung bestehender Fronten bringen, denn in ihr würde es klar werden, daß niemand vom Negativen leben kann. Wir haben nun glücklich innenpolitisch die gleiche Erscheinung zu sehen bekommen, wie wir sie außenpolitisch schon lange beobachten. Wer allzulang im Negativen badet, ertrinkt einmal darin.

Das heutige Mißtrauen gegen jede Ausweitung staatlicher Aufgaben und Kompetenzen bedeutet darum eine Fehlentwicklung, weil hier ein an sich berechtigtes Gefühl mißbraucht wird. Stünde wenigstens noch die Staatsauffassung der alten Liberalen hinter der heutigen Mentalität, wäre wenigstens noch jene Auffassung vom Staate da, die diesem die Aufgabe zuschreibt, dem Bürger ein möglichst weites Maß persönlicher Freiheit zu sichern, dann ginge die Krise weniger tief. Aber die Situation, da Lassalle etwa dem von ihm kritisierten «Nachtwächterstaat» den Wohlfahrts- und Kulturstaat entgegenstellte, besteht heute nicht mehr, weil überhaupt die klaren Konzeptionen fehlen. Die besondere Aufgabe einer durch den Sozialismus und den gewerkschaftlichen Kampf gebildeten Arbeiterschaft sollte wohl darin liegen, daß diese noch eine Konzeption vom Staate hat, eben die, daß der Staat ein Werkzeug der herrschenden Klassen ist. Wenigstens die vom Sozialismus erfaßten Volkskreise sollten sich weder durch die heute allerorts freigebig vorgenommene Impfung gegen die Staatsallmacht von dem ihnen aufgetragenen Kampf gegen jede Klassenherrschaft abhalten lassen noch sich allzu leichtfertig und unbesonnen zu Verteidigern der staatlichen Gewalt hergeben, solange diese eben Werkzeug einer ungehemmten «freien» Wirtschaft ist. Man mag wohl sagen, die sozialistische Staatsauffassung sei einseitig und klassenkämpferisch. Sie ist aber wenigstens eine Auffassung, nicht nur

ein Gefühl. Wo eine solche überhaupt fehlt, wie bei weiten Kreisen unseres Bürgertums heute, da fehlt der politischen Entwicklung die klare Linie und der Weg in die Zukunft. Da gibt es allenfalls noch Kritik, aber keine wirkliche Überwindung des Kritisierten. Und da kann es, weil bekanntlich die Gegensätze einander anziehen, leicht einmal dazu kommen, daß die Gegner jeder Ausweitung der staatlichen Kompetenzen einmal zu Befürwortern einer sehr starken und autoritären Staatsgewalt werden. Nicht Staatsgewalt und bürgerliche Freiheit stehen sich heute als Gegensätze gegenüber, das ist vielmehr nur die Fassade. Die wirklichen Gegensätze sind Freiheit und Klassenherrschaft. Weil über das Wesen dieser wirklichen Freiheit die nötige Klarheit fehlt, darum besteht wohl die Unsicherheit über die verfassungsmäßigen Aufgaben und Kompetenzen des Staates. Das hierüber heute nötig gewordene Gespräch sollte darum wohl vom Wesen der Freiheit ausgehen. Freilich werden dann viele scheinbar sehr freiheitsliebende Kämpfer gegen die Staatlichkeit kleinlaut werden müssen, weil ihre Freiheit nicht die Freiheit von der Macht der anonymen Kapitalgesellschaften mitumfaßt, sondern weil ihr Ruf nach weniger Staatlichkeit im Grunde nur ein Ruf nach weniger Steuern ist.

Jede Politik muß aus dem Bereich der unklaren Gefühle, die sich eben leicht mißbrauchen lassen, in den Bereich der klaren Konzeptionen versetzt werden. Hier hat der Sozialismus, der das Erbe des liberalen Staates von 1848 aufgenommen und weiterentwickelt hat, seinen Beitrag zur Überwindung der schleichenden Krise zu leisten.

In dem nötigen Gespräch über den Staat und seine Grundlagen haben aber nicht nur die sozialistischen Volkskreise, sondern alle diejenigen Menschen eine besondere Aufgabe und eine besondere Verantwortung, welche nicht einfach als Knechte oder Tyrannen, sondern als freie und ganze Menschen auch diesem Problem Staat begegnen. Denn nicht Furcht oder Anbetung hat dieses Gebilde nötig, sondern die freie Unbefangenheit derer, die im letzten Grunde ganz irgendwo anders beheimatet sind, im Geiste, in Gott! Die heutige Krise von Staatsbereich und Freiheit kann ihre Lösung nur finden, wenn wir klar sehen, was da alles in die Krise geraten ist, und wenn wir es in einer Überlegenheit sehen, die eben nur dort sein kann, wo anstelle der Wurzellosigkeit die echte Verwurzelung im Geiste ist.

Bruno Balscheit.

BUCHBESPRECHUNGEN

Dichtung und Deutung des jüdischen Schicksals

Nelly Sachs: «In den Wohnungen des Todes», Aufbau-Verlag, Berlin W 8, 1947, 75 S. «Sternverdunkelung», Bermann-Fischer/Querido-Verlag, Amsterdam 1949, 82 S.

Von den kommenden Jahrzehnten und Jahrhunderten her umweht uns – Überlebende wie Noch-einmal-Davongekommene der großen Lügen- und Todesflut – die beunruhigende Frage: Wo und wie habt ihr das tiefste Wesen eures Lebens und Leidens geformt, ausgedrückt, so verarbeitet, daß neues, echtes Leben daraus entstehen kann? Goethes Tasso konnte wohl sagen: «Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide.» Was war aber schon seine Qual, gemessen an der Qual Israels in unserer jüngsten Vergangenheit! Lyrik, die hierüber hinweg einfach zum Tagesprogramm überginge, wäre heute ein Luxus, den sich die Zeit nicht mehr leisten kann. Nun ist Nelly Sachs' Dichtung zu uns gekommen, und hier ist mehr als Tassos in kleinem Leid von einem Gott geöffneter Mund; hier ist ein deutendes Wort, aus einer Urflut von Schmerz, Klage und Liebe, ein deutender Mund, geöffnet vom Gotte Abrahams, Isaaks und Jakobs und somit das, wonach die Zukunft uns heute schon fragt.

Hier findet ein Leiderlebnis Ausdruck, das des tiefsten Schmerzes durch nichts umzudeutende Last trägt und mittragen läßt. Diese Dichtung raubt dem Schmerz nicht sein Leben, indem sie ihn voreilig mit Deutung und Trost zuschüttet, sondern läßt ihn gerade als das Unverstehbare verstehen:

O ihr Nachtigallen in allen Wäldern der Erde!
Gefiederte Erben des toten Volkes,
Wegweiser der gebrochenen Herzen,
Die ihr euch füllt am Tage mit Tränen,
Schluchzet es aus, schluchzet es aus
Der Kehle schreckliches Schweigen vor dem Tod.

In Grabschriften, in die Luft geschrieben, wird das Wesentliche vieler namenlos Getöteter in ergreifender Schlichtheit festgehalten. Die Grabschrift auf «Die alles Vergessende» heißt:

Aber im Alter ist alles ein großes Verschwimmen,
Die kleinen Dinge fliegen fort wie die Immen.
Alle Worte vergaß't du und auch den Gegenstand;
Und reichtest deinem Feind über Rosen und Nesseln die Hand.

Wir, die wir so selten noch wissen, was echte Klage und echte Trauer ist, und die es doch wissen müßten, wenn je aus Erlebtem und Erlittenem Fruchtbares wachsen sollte, erhalten sie ins Herz gesenkt, etwa in der Totenklage der Braut über den gemordeten Geliebten:

Deine Augen, o du mein Geliebter,
Waren die Augen der Hindin,
Mit der Pupillen langen Regenbögen
Wie nach fortgezogenen Gottgewittern –
Bienenhaft hatten die Jahrtausende
Den Honig der Gottesnächte darin gesammelt,
Der Sinaifeuer letzte Funken –
O ihr durchsichtigen Türen
Zu den inneren Reichen,

Über denen soviel Wüstensand liegt,
Soviel Qualenmeilen zu *Ihm* gehn –
O ihr erloschenen Augen,
Deren Seherkraft nun hinausgefallen ist
In die goldenen Überraschungen des Herrn,
Von denen wir nur die Träume wissen.

Auch das namenlose Leid der Tiere ist in diese Deutung und Namengebung miteingeschlossen. Diese Trauer ist wohl unverlierbar, sie ist aber alles andere als niederdrückend, weil über ihr ein Wissen von Gottes Gedenken leuchtet:

Du gedenkst der Fußspur, die sich mit Tod füllte
Bei dem Annahen des Häschers.
Du gedenkst der bebenden Lippen des Kindes
Als sie den Abschied von seiner Mutter erlernen mußten.
Du gedenkst der Mutterhände, die ein Grab aushöhlten
Für das an ihrer Brust Verhungerte.
Du gedenkst der geistesverlorenen Worte,
Die eine Braut in die Luft hineinredete zu ihrem toten Bräutigam.

Hier ist ein uralter israelitischer Gedanke aufgenommen:

Alles ist heil im Geheimnis
und lebt aus der Erinnerung
und aus Vergessenheit graut der Tod.

Die Dichtung, die so ganz aus dem aktuellen Gegenwartserlebnis gewirkt zu sein scheint, die sowohl im Blick auf das ihr zugrunde liegende Weltbild als auch auf die literarische Kontinuität modernste Dichtung ist, entspringt in ihrem tiefsten Grunde doch dem uralten Lebensquell Israels. Das liegt schon scheinbar ganz unbiblisch klingenden Aussagen wie dieser zugrunde:

Zuweilen wie Flammen
jagt es durch unseren Leib –
als wäre er verwoben noch mit der Gestirne Anbeginn.
Wie langsam leuchten wir in Klarheit auf –
O nach wieviel Lichterjahren haben sich unsere
Hände gefaltet zur Bitte –
unsere Kniee sich gesenkt –
und aufgetan sich unsere Seele
zum Dank?

Darum werden aber besonders auch die alten biblischen Gestalten so lebendig, wie sie es vielleicht nur in Alt-Israel selber waren. So wird Abraham angeredet:

O Du
aus dem mondversiegelten Ur,
der du im Sande der abtropfenden Sintfluthügel
die sausende Muschel
des Gottesgeheimnisses fandst –,

Und Saul wird gesehen als:

Saul, der Herrscher, abgeschnitten vom Geiste
wie eine Brennschnur erloschen –
Über Saul, dem Herrscher, steht eine Krone aus Sterben –
und das Weib liegt wie vom Lichte verbrannt –
und die Macht wird ein armer Luftzug erben
und legt sie zu einem Haupteshaar in den Sand.

Wohl dieser Zusammenhänge wegen tötet die tiefe Trauer weder die zitternde Sehnsucht noch die wärmende Liebe. Und wenn der Blick der Dichterin sich auf das Land Israel richtet, wird auch diese Stätte der Hoffnung ins ewige Licht gerückt:

Nach der Sonnenseite «Gott»
sollen die Häuser gebaut werden
und der Abend hat wieder das veilchenblaue Wort,
das nur in der Heimat so blau bereitet wird:
«Gute Nacht!»

Ein heilender Glaube steht hinter dieser Botschaft, daß Gott selber oder Gottes Engel einsammeln, was Menschen fortwerfen, all die kleinen, unscheinbaren, auch die unsichtbaren Dinge und nicht zuletzt die fortgeworfenen Menschenleben selber. Um dieses Glaubens willen lebt viel verhaltene Hoffnung in diesen Liedern:

Im Geheimnis eines Seufzers
kann das ungesungene Lied des *Friedens* keimen;

Und von den Müttern heißt es:

die wir in den Wiegen
die dämmernden Erinnerungen
des Schöpfertages wiegen –
des Atemzuges Auf und Ab
ist unseres Liebessanges Melodie.
Wir Mütter
wiegen in das Herz der Welt
die Friedensmelodie.

Die Stärke dessen, was in dieser Lyrik ausgesagt wird, bringt es mit sich, daß neue Formen und Bilder haben entstehen müssen. Diese Bilder sind von gewaltiger Prägekraft. Kann man wohl je einmal wieder das Reh vergessen, «das waisenäugige Israel der Tiere», oder den «versteckten Schmerz der Abendsonne, auf einem Weidenzweig blutend» oder die Nacht, zu der Nelly Sachs sagt:

Nacht, Nacht,
einmal warst du der Geheimnisse Braut
schattenliliengeschmückt –
In deinem dunklen Glase glitzerte
die Fata Morgana der Sehnsüchtigen
Und die Liebe hatte ihre Morgenrose
dir zum Erblühen hingestellt –
Einmal warst du der Traummalereien
jenseitiger Spiegel und orakelnder Mund –
Nacht, Nacht,
jetzt bist du der Friedhof
für eines Sternes schrecklichen Schiffbruch geworden –
sprachlos taucht die Zeit in dir unter
mit ihrem Zeichen:
«Der stürzende Stein
und die Fahne aus Rauch»!

Die freien Rhythmen, diese scheinbar so leicht zu handhabende, in Wirklichkeit aber schwerste Form des Versbaues, leben, wie die Bilder, durch die ihnen innewohnende Kraft. Der Rhythmus etwa:

Denn der Engel mit den Körben
Für die unsichtbaren Dinge ist gekommen.

strömt in all seiner Schlichtheit eine unverbrüchliche Zuversicht aus.

So vermittelt diese Dichtung das Erlebnis der Deutung vereint mit dem der reinen Lyrik. Jüdisches Erleben in deutscher Sprache ausgedrückt, welch Wunder! Und beide, das Erleben und die Sprache, sind geläutert in der Nähe des Ewigen.[1]

Bruno Balscheit.

Zeitdeutung

Nikolaj Berdiaeff: «Au seuil de la nouvelle époque», 1947, 157 S.

«De l'esprit bourgeois», 1949, 136 S.
Beide im Verlag Delachaux et Niestlé, Neuchâtel.

Am 23. März 1948 ist Berdiaeff gestorben. «Au seuil de la nouvelle époque» ist noch zu seinen Lebzeiten, «De l'esprit bourgeois» erst nach seinem Tode erschienen. Beide Schriften legen noch einmal Zeugnis davon ab, was alles wir mit diesem christlichen Denker, der wie kaum ein anderer im Christentum verwurzelte Mensch auch die Geisteswelt des Kommunismus kannte, verloren haben. Er hat unsere Zeit vor der Schwelle gesehen, die sie überschreiten muß – wenn sie nicht zugrunde gehen soll. In einer tiefgehenden Analyse der geistigen Strömungen des Ostens und des Westens wird dieser Standort aufgezeigt. Die stumpfsinnigen Auch-Politiker, die nur die Schwelle zwischen Ost und West sehen und mit einem von keinerlei Sachkenntnis getrübten Blick Kommunismus und Nazismus einander gleichsetzen, werden zwar kaum durch diese geistvollen Analysen eines Besseren belehrt werden. Wer aber selber nachdenkend den hier ausgebreiteten Problemen nachgeht, merkt, daß hier eine wirkliche und ernsthafte Entscheidungsfrage gestellt ist, die wirklich christliche Frage nämlich, ob die Gesellschaft, wenn doch Gott existiert, weiterhin existieren könne, gleichgültig, ob er existiere oder nicht. Besonders von der Gedankenwelt Tolstojs her hat Berdiaeff die Erkenntnis gewonnen, daß die wirkliche Existenz Gottes eben eine radikale Änderung der Gesellschaft und ihrer Ordnungen erfordere.

Vor der Schwelle, die hier überschritten werden muß, liegt all das Alte und Vergehende, die Klassenwelt, die Wertung des Menschen nach dem Besitz, die Furcht, die Entpersönlichung und Entmenschlichung in ihrer westlichen wie in ihrer östlichen Form. Was jenseits der Schwelle liegt, ist eine Welt, die die Persönlichkeitswerte mit den Gemeinschaftswerten zu verbinden und eine neue geistige Universalität aus christlichen Wurzeln zu schaffen weiß. Von diesen Wurzeln aus redet Berdiaeff auch von der echten Freiheit, die weniger ein Recht, als, christlich gesehen, vor allem eine Pflicht des Menschen ist. Ein schönes Wort aus dem Schlußkapitel, das uns als Christen wie als Sozialisten vor Augen stehen sollte, möchten wir doch auch hier festhalten: «Wenn der Kommunismus den Geist durch seinen Totalitarismus bedroht, so bedroht ihn der Sozialismus durch seine Langweiligkeit und Prosaität. Das Problem der Langweiligkeit ist ein ernsthaftes Problem. Der Bazillus der Langweiligkeit existiert in den christlichen Pfarreien aller Konfessionen wie auch in der traditionellen christlichen Literatur, welche in dieser Hinsicht mit der sozialistischen Presse konkurrieren kann. Der Gegenpol der Langweiligkeit ist die schöpferische Kraft oder die Macht des Hasses. Aber unsere zu Ende gehende Zeit kennt wenig schöpferische Bewegungen.»

---

[1] Ich möchte unsere Leser noch einmal auf die Absicht skandinavischer Freunde der Dichterin aufmerksam machen, deren Werk «Eli, Ein Mysterium vom Leiden Israels» in einer kleinen bibliophilen Ausgabe herauszugeben. Das Büchlein soll mit einer Zeichnung von Esajas Thoren geschmückt und von der Dichterin signiert erscheinen und etwa 30 schwedische Kronen kosten. Bestellungen sind bis Mitte September an Professor Walter A. Behrendsohn, Stramaljvägen 8, Bromma - Stockholm, zu richten. B. B.

In der von Eugène Porret mit echter Verehrung eingeleiteten Sammlung «De l'esprit bourgeois» wird endlich einmal der Begriff «Bourgeois» aus der Sphäre der Schlagworte gelöst und als geistiger Begriff greifbar, als geistiger Begriff einer recht geistfeindlichen Sache allerdings. Die enge Verwandtschaft zwischen Bourgeoisie und gewaltgläubigem Kommunismus wird sichtbar, wenn Berdiaeff erklärt, daß das russische Volk noch nie bourgeois gewesen sei, es sei denn unter dem Kommunismus. Die kausalen Verbindungslinien zwischen den beiden scheinbar entgegengesetzten Weltauffassungen werden herausgearbeitet. Scharf wird die entgeistigende Wirkung des bürgerlichen Liberalismus gesehen, der das abstrakte formalbürgerliche Individuum schuf und dieses isoliert dem Staat gegenüberstellte, so daß die Jakobiner als Vollender des Werkes Ludwigs XIV. und der Etatismus als Kehrseite des Individualismus erscheinen. Der Nurbürger gewordene Mensch wird so anstatt eines geistigen zu einem nur politischen Wesen, beginnend im Liberalismus und endend im Kommunismus.

Die große Forderung Berdiaeffs geht darauf hin, die falschen Absolutheiten unmöglich zu machen. Staat, Kirche und Gesellschaft, die alle die fatale Tendenz zur Selbstverabsolutierung haben, müssen sich gegenseitig begrenzen, und nur der wirkliche Mensch als geistiges Wesen, der nicht nur in einer, sondern in allen dieser übergeordneten Größen verwurzelt ist, wird der Versklavung an irgendeine falsche Absolutheit entgehen.

Weit davon entfernt, irgendeine bürgerliche Geistigkeit, etwa im Sinne des liberalen Idealismus, zu postulieren, fordert Berdiaeff aber zuerst die wirtschaftlichen Möglichkeiten, auf Grund derer der Mensch als geistiges Wesen leben und seine Freiheit entfalten kann. Was er als dritte Kraft gegenüber der Bourgeoisie und dem gewaltgläubigen Kommunismus aufzeigt, ist keineswegs das schwächliche Gebilde, das oft diesen Namen trägt. Er sieht eine europäische Föderation nur möglich in einer sozialistisch gewordenen Welt. Er nennt diese dritte Kraft religiösen Sozialismus, Sozialismus mit einer geistigen Grundlage, und erhofft von ihr den Sieg über eine bourgeoise Welt und eine dieselbe nur nachahmende materialistisch-kommunistische Welt. Diese scharfe geistige Ablehnung des heutigen Kommunismus verbindet sich also mit der Forderung, das soziale, vom Kommunismus erkannte, von der Bourgeoisie verhüllte Problem in seiner ganzen Schwere zu erkennen und es – von tragenden geistigen Gründen aus ebenfalls, ja besser, vor allem im Sinne eines besseren Zieles – zu lösen.

Bruno Balscheit.

Mitteilungen

Der Aufsatz «Krise des Sozialismus» von G. Lassarre ist der ins Deutsche übersetzte Originalvortrag, den der Verfasser am 26. Februar am Nationalkongreß der französischen christlich-sozialen Bewegung in St-Etienne gehalten hat. Die deutsche Übersetzung verdanken wir Frl. Dr. Berti Wicke in Zürich.

Wegen Platzmangels konnten wir leider die für den Schluß des Artikels über G. Bernanos von Herbert Hug vorgesehene Bibliographie nicht abdrucken. Wer sich für eine Zusammenstellung der Werke von und über Bernanos interessiert, möge sich bitte mit dem Verfasser des Artikels in Verbindung setzen.

Wer hilft uns weiterhin, die immer neu an uns gelangenden Gesuche um Gratislieferung unserer Zeitschrift ins Ausland zu erfüllen?

Allen, die uns hier schon durch Einzahlung eines *Geschenkabonnements* geholfen haben, und allen, die es neu tun werden, danken wir herzlich (Postscheck VIII 8608).

Die nächste Nummer erscheint, wie alljährlich, als *Doppelheft* am 13. August

Geist, christlicher Glaube, Sozialismus

Gedanken über den Dienst des religiösen Sozialismus
an der Christenheit und am Sozialismus *

1. *Leben aus Geist nach dem biblischen Zeugnis*

Es gibt heute ungezählte Menschen, die sich enttäuscht oder verbittert sowohl von der christlichen als auch von der sozialistischen Geisteswelt abgewendet haben. Daß die eine oder andere dieser Welten oder sogar beide gestern oder heute «versagt» haben, ist eine gebräuchliche Denk- und Redeweise geworden. Es besteht allerdings die Möglichkeit, daß man um so eher bereit ist, ein «Versagen» zu konstatieren, je weniger man selber getan hat, um diesem Versagen zu wehren. So wird allzuleicht das Wort vom Versagen zur Ausflucht und Ausrede, zur Begründung und Entschuldigung jener Haltung, da man grollend und doch in seinem Groll irgendwie glücklich, den Dingen den Lauf läßt, und sei es ein Lauf in den Abgrund.

Aber nicht von und zu diesen grollenden, schmollenden Abseitsstehenden soll hier in erster Linie geredet werden, sondern zu Menschen, die gegenüber der christlichen wie der sozialistischen Welt die Verpflichtung eines Dienstes verspüren. Wenn wir von diesem Dienst als *unserem* Dienst am Sozialismus und an der Christenheit reden, so sind wir durch dieses Wort «unser Dienst» zunächst einmal gefragt, wer wir seien. Zum Dienen genügt nicht irgendein unbestimmter Impuls, irgendein guter Wille. Zum Dienen ist vielmehr eine Kraft, eine Fähigkeit, nötig, die erst die besondere Dienstleistung ermöglicht. Und wer immer die Verpflichtung verspürt, der christlichen und der sozialistischen Geisteswelt zu dienen, muß sich diese Frage gefallen lassen, womit er dienen will und kann.

Menschen, die diese Verpflichtung zum Dienst verspüren, denen die beiden Welten der Christenheit und des Sozialismus im tiefsten Grunde eine einzige Welt geworden sind, werden zunächst Menschen sein, deren Sozialismus christlich begründet ist. Die Bewegung des sogenannten religiösen Sozialismus muß sich heute also über die Kräfte und Möglichkeiten Rechenschaft geben, mit denen sie ihren Dienst und ihre Verpflichtung erfüllen will. Es dürfte klar sein, daß einfache parteipolitische Taktik ebensowenig ein Dienst am Sozialismus ist, wie ein Mitmachen bei gebräuchlichen kirchlichen Traditionen und Institutionen einen Dienst an der Christenheit darstellt. In geistigen Bereichen kann jedes Helfen und Dienen nur in der schöpferischen Kraft geschehen. Denn das Leben ist, von außen gesehen, Verwandlung, und nur der im gnädigen Geheimnis beschlossene Kern allen Lebens vermag bei aller äußeren Verwandlung treu bei sich selber zu bleiben. Wo die Frage nach der helfenden, dienen-

* Erweiterte Form des an der Jahrestagung der «Freunde der Neuen Wege» am 18. Juni in Zürich gehaltenen Referates.

den Kraft gestellt ist, ist im Grunde nach der Kraft der Verwandlung gefragt, nach dem diesem letzten geborgenen Kern entquellenden Strom.

Gibt es einen Zugang zu diesem Quell des Schöpferischen? Oder kann man ihn nur bekennen als ein nur paradiesischen Urzeiten erlebbares Ereignis? Kann man ihn vielleicht nur erhoffen als ein jenseits des Zeitenendes hereinbrechendes Wunder? Gibt es diese Kraft, oder ist der Gedanke an sie nur aus der menschlichen Sehnsucht geboren?

Menschen, deren sozialistische Haltung im christlichen Glauben begründet ist, wissen zuerst und vor allem von einem Reich Gottes, das nirgends einzuschließen ist, das darum auch weder mit dem Sozialismus schlechthin noch mit dem Christentum schlechthin gleichzusetzen ist. Die Botschaft vom Reich des lebendigen Gottes für die Erde und für die Zeit sprengt alle Grenzen. Der große verpflichtende Glaube des religiösen Sozialismus besteht heute noch darin, daß Gott mit allen, auch mit scheinbar widergöttlichen Kräften sein Reich bauen kann und daß die Geschichte des göttlichen Heils für die Welt nicht irgendeine abgesonderte, nur für sich selbst lebende Kirchen- und Missionsgeschichte ist, sondern daß sie in der Weltgeschichte schlechthin sich abspielt. Der Glaube an dieses Reich des lebendigen Gottes ist ein Glaube an die Einheit der äußeren und der inneren Welt, ist die Erfüllung von Materialismus und Idealismus zugleich. Was menschliches Denken immer wieder auseinanderreißt, die Bedürfnisse und Gesetze der materiellen Welt einerseits und die Bewegungen der geistigen Welt anderseits, ist dort in eine höhere Einheit hinaufgehoben, wo wir es mit etwas zu tun haben, was größer ist als jede dieser Teilwelten.

Es scheint nun so zu sein, als ob manchenorts auch die Bewegung des sogenannten religiösen Sozialismus heute Gefahr laufe, das Große, das ihr anvertraut ward, recht klein werden zu lassen. Man hat wohl noch vielenorts eine Ahnung davon, wie groß und grenzensprengend dieser Glaube einmal war. Man weiß noch, daß in der Vergangenheit die an dieses Reich Gottes glaubenden Menschen aus diesem Glauben heraus nicht nur ihre Proteste gegen allerlei Unrecht erhoben, sondern daß ihnen vor allem das Auge aufgetan wurde, um die verborgene Hand Gottes in der Geschichte zu sehen. Können wir nun einfach nur auf die Vergangenheit zurückschauend uns ihrer getrösten und geruhsam die Gräber der Propheten bauen und schmücken? Es wäre wohl geradezu des Teufels teuflischste List, wollte eine Bewegung, die gerade mit der Erkenntnis begann, daß das Reich Gottes nirgends einzuschließen sei, dieses nun in sich selber, in ihre Gedankenwelt, in ihre Geschichte einschließen. Das wäre in der Tat *auch* eine Antwort auf die uns gestellte Frage nach der schöpferischen Kraft, mit der allein man dienen kann, aber eine Antwort, die bleich und fahl aus den Gefilden des Todes kommt. Die Kirche machte wohl einmal aus dem lebendigen Glauben ein Dogma, und der Sozialismus bewegt sich oft in jener Linie, da es nicht mehr, wie bei Marx, darum geht, die Welt zu verändern, sondern nur darum noch, sich in

ihr zu behaupten. Soll der religiöse Sozialismus am Ende nun auch ein — diesmal religiös-soziales — Dogma erhalten und eine durch allerlei Schlauheit in der Welt sich behauptende Bewegung werden?

Die schöpferische Kraft, nach der wir gefragt sind, ist das innerste Wesen Gottes selber. Gibt es zu diesem einen Zugang, den man erlebt? Die biblische Botschaft, aus der heraus die Welt des religiösen Sozialismus entstanden ist, soll auf diese Frage Antwort geben. Was ist der dem Menschen zugängliche, vom Menschen erlebbare Kern des göttlichen Lebens? Welches ist der aus dem Reiche Gottes kommende, ins Reich Gottes weisende Geist, der schon mitten im Widerstreit der verschiedenen Reiche als Lebenskraft erlebbar ist?

Aus der frühprophetischen Zeit Israels, einer geschichtlich also klar erfaßbaren Zeit, ist hierüber ein Wort Hoseas überliefert, das lautet:

«Kommet, lasset uns umkehren zu dem Herrn; denn er hat zerrissen, er wird uns heilen; er hat geschlagen, er wird uns verbinden. Nach zwei Tagen wird er uns neu beleben, am dritten Tag uns wieder aufrichten, daß wir leben vor ihm. Laßt uns streben, mit Eifer streben nach Erkenntnis des Herrn! Sobald wir ihn suchen, werden wir ihn finden, und er wird zu uns kommen wie der Regen, wie der Frühjahrsregen, der die Erde erquickt. — Was soll ich dir tun, Ephraim? Was soll ich dir tun, Juda? Ist doch eure Liebe der Morgenwolke gleich und wie der Tau, der bald verschwindet. — Darum habe ich sie behauen durch die Propheten, sie getötet durch die Worte meines Mundes, und mein Recht geht auf wie das Licht. Denn an Liebe habe ich Wohlgefallen und nicht an Schlachtopfern, und an Gotteserkenntnis mehr als an Brandopfern.» (Hos. 6, 1—6.)

Dieser Prophet der alten Zeit weiß, daß es vieles gibt, das wie schöpferische Kraft aussieht, und doch rasch vergeht, «wie die Morgenwolke und wie der Tau». In diesem rasch Aufleuchtenden und rasch Absterbenden kann die Kraft des in sich selber verharrenden Schöpfers, der aus seinem Verharren heraus die Verwandlung, die wir Geschichte nennen, wirkt, niemals entstehen. Diesem Aufleuchtenden und Absterbenden sind die guten Gefühle und die tiefen Gedanken der Menschen gleich, die, so der Mensch nichts Leuchtenderes und Bleibenderes kennt, oft als der Gipfel der menschlichen Entwicklung und die tiefste Tiefe des göttlichen Wunders erscheinen. Wären wir nur nach diesen Dingen gefragt, nach diesen Geistesblitzen und Gefühlsbewegungen, dann vermöchten wir wohl dann und wann noch beruhigende Antworten zu geben, denn Gefühle und Gedanken, die der Morgenwolke und dem Tau gleichen, mit ihrer tröstlichen Erscheinung wie mit ihrem raschen Vergehen, kennen wir auch.

Damit allein aber kann man nicht dienen, weder der Christenheit noch dem Sozialismus noch beiden zugleich. Denn diese Kinder der Morgenwolke und des Taus sind ja nicht das Leben. Und nur mit dem Leben, mit dem lebendigsten Kern des Lebens kann gedient werden. Und der Prophet der altisraelitischen Zeit stellt diesen Dingen gegenüber ein Licht, das bleibt, und einen Regen, der anhält und die verdorrtesten Tiefen befruchtet, wie es der Frühjahrsregen in Palästina tut. Der Prophet begnügt sich nicht damit, daß er aufzeigt, wo das Leben nicht ist, sondern

er weist auch darauf hin, wo es zu finden ist. Liebe und Gotteserkenntnis nennt er als Einheit und weist damit darauf hin, daß es in der Menschenwelt eine Haltung und eine erlebbare Wirklichkeit geben soll, da diese Dinge nicht mehr auseinandergerissen und getrennt erscheinen. Wirkliches Leben ist dort, wo die menschlichen Funktionen des Fühlens und Erkennens eine neue Einheit bilden. Der Zugang zum schöpferischen Kern allen Lebens ist den Menschen dort offen, wo der Mensch ein ganzer Mensch sein kann mit allen seinen Funktionen. Und der Prophet weiß, daß der Mensch dort ganz und heil gemacht wird, wo er im akuten Gehorsam gegen das göttliche Wort in der Gegenwart steht. Darum weist er darauf hin, daß Gott durch die Propheten behaut und tötet. Der akute Gehorsam auf das göttliche Wort in der Gegenwart kann eine Sache sein, die schmerzt und brennt wie ein zuhauend Schwert und eine treffende Axt. Dem lebendigen Worte Gottes in der Gegenwart folgen, heißt wohl durch einen Tod hindurchgehen. Denn wenn Gott an diese Gegenwart ein Wort hat, dann sind die anderen die Gegenwart bestimmenden Impulse des Menschen, sein Streben nach Glück und Erfolg, nach Bequemlichkeit und Sicherheit zum Tode verurteilt.

Die Botschaft, die aus Israels frühprophetischer Zeit herüberklingt, ist trotz alledem eine belebende Botschaft. Sie verheißt wohl Schmerzen, sie stört auf aus der bürgerlichen Ruhe, da man die bestehende Welt genießt und mit christlichen Fassaden schmückt. Aber sie verheißt auch das Leben, denn sie sagt ja, daß es dieses Heilwerden des Menschen, diesen Zugang zum innersten Kern göttlichen Lebens in dieser Zeit und auf dieser Welt geben darf. Gäbe es dieses nicht, gäbe es nur ein Träumen von Gott, gäbe es nur ein Zurückschauen auf längst vergangene Schöpfungstaten und ein Vorwärtsschauen auf jenseitige Schöpfungstaten, dann hätte erst der wirkliche Tod sein Regiment über die Menschheit begonnen. Daß dieses nicht so ist, bildet das Tröstliche der prophetischen Botschaft. Hier ist Trost freilich keine Beschönigung, keine nur streichelnde und dann verschwindende Hand, sondern ein Finger, der auf einen Weg hinweist: Es gibt Leben.

Nach der schöpferischen Kraft unseres Lebens gefragt, dürfen wir aus frühprophetischer Zeit Israels diese Antwort vernehmen, die zugleich wieder zur neuen Frage an uns selber wird: Haben wir als Menschen, die die Botschaft vom Reiche Gottes gehört haben und mit ihr in die christliche und sozialistische Geisteswelt hineingestellt sind, diese Lebenskraft der ganzen Menschen, diesen Gehorsam auf Gottes Wort in der Gegenwart, der lebendig macht?

Die in frühprophetischer Zeit begonnene Glaubenslinie wird in der Zeit der großen Prophetie Israels fortgesetzt und verstärkt:

«So spricht der Herr: Wenn ihr nicht auf mich hört und nicht wandelt nach meinem Gesetze, das ich euch gegeben habe, wenn ihr nicht hört auf die Worte meiner Knechte, der Propheten, die ich zu euch sende früh und spät — doch ihr hörtet nie —, so werde ich diesem Hause tun wie Silo und den Namen dieser Stadt zum Fluchwort machen für alle Völker der Erde.» (Jer. 26, 4—6.)

Wieder heißt es, daß der schöpferische Geist erlebbar sei, und wieder wird das Herannahen eines Todes gezeigt, wo dieser Geist eben fehlt. Daß dieser Tod bald schleichend, bald wütend sein Werk tut, sollte dem Menschen von heute keine Frage mehr sein. Wo nur ein Hinsehen auf das Sichtbare ist, da ist diesem Tod eine Pforte weit aufgetan. Wo nur ein äußerliches Erfüllen überkommener Gesetze ist, da ist die Bahn für den kommenden Tod geebnet. Äußerliches Erfüllen überlieferter, gesellschaftlicher, moralischer, staatlicher oder kirchlicher Vorschriften auf der einen Seite und Hinschauen allein auf die sichtbaren Dinge auf der anderen Seite, das aber gerade ist das Merkmal einer sich selber zersetzenden Zivilisation, einer Geisteshaltung, die den Tod ruft, auch wenn sie ihn fürchtet, die den Krieg schafft, auch wenn sie ihn nicht will. Der viel beklagte Zusammenbruch aller Werte, die Relativität aller Urteile, die Auflösung bestehender Ordnungen und Traditionen sind, von hier aus gesehen, wahrlich mehr als nur ein Schönheitsfehler dieser Zeit. Hat eine Welt nichts anderes als tote Gesetze und sichtbare Dinge, dann kann sie notwendigerweise nichts anderes tun, als Fenster und Türen dem wartenden Tode öffnen. Die nur sichtbare Welt, die Welt, in der gezählt und gemessen wird, in der Maß und Zahl die letzte Größenordnung sind, kann aus sich selber heraus keine beharrende Kraft erzeugen. Wenn Bevölkerungs- und Heereszahlen, meßbare Kriegs- und Wirtschaftspotentiale, sichtbare Karrieren und Erfolge den Wertmaßstab einer Welt bilden, dann ist all das, was zuzeiten diese Welt erschüttert, Krise, Krieg und Untergang, mehr als nur Erzeugnis von Zufälligkeiten. Dann sind all die bekannten und unbekannten Ivar Kreugers, die Millionen in die Wirtschaftskrise stürzen, und all die Adolf Hitlers, die die Millionen nicht nur in den Tod, sondern in die letzte und grausigste Entmenschlichung führen, nicht etwa Fehlentwicklungsprodukte, sondern die logische Konsequenz einer Kultur, die aus Materialismus und Moralität ihre trügerische Lebenssubstanz zusammengebraut hat.

Die Menschlichkeit, welche die Propheten Israel und damit den Menschen zumuten, die vor das Zentrum des schöpferischen Geistes gestellt sind, erwächst auf anderem Grunde. Es wird diesen Menschen zugemutet, Hörende, nicht einfach Schauende zu sein. Die erlebbare Erfüllung der Menschlichkeit soll im Hören auf die hinter den Menschen und hinter den Dingen aufstehende Stimme des Lebendigen beruhen. Nicht dort mehr ist Erfüllung der Menschlichkeit zu suchen, wo im Bereich der sichtbaren Dinge meßbare Erfolge erzielt werden, sondern dort, wo dieser Mensch einen Klang vernimmt, der ihm den Weg und die Geschichte des eigenen und des Weltenlebens deutet. Erlebbare Erfüllung des Menschlichen liegt in dieser Erlösung von der Relativität und Selbstzersetzung. Haben wir diese Kraft des Hörens, dann müssen wir nicht über die böse, sich selber zersetzende Zeit klagen, sondern wir werden in ihr stehen und mit diesem unbeirrbaren Stehen ein Zeugnis ablegen, das die Zeit überdauert. Wo nur tote Moral und Gesetzlichkeit und die Welt der meß-

baren Größen vor dem Menschen stehen, da ist Verwirrung sein einziges Schicksal, Verwirrung, die zugleich auch einer bürgerlich-christlichen Kultur deutlichstes Merkmal darstellt. Denn die Fülle der Wesen und Ansprüche, die da vor dem Menschen auflebt, ist ohne Ordnung. Wo das Hören ist auf den — im alten Israel durch die Propheten vermittelten — Willen Gottes in der Zeit, da beginnen Wesen und Ansprüche von selber in eine Ordnung hineinzuwachsen. Im Hören liegt das Leben, im Nichthören der Fluch. Und das Leben ist es, was den vor den Geist Gottes gestellten Menschen wirklich zugemutet wird.

Am Ende der hochprophetischen und am Beginn der nachprophetischen Zeit Israel-Judas erhält diese als erlebbar zugemutete Haltung, für die früher die Bezeichnung «Umkehr» die gebräuchlichste war, den Namen «Geist».

«Ich werde euch ein neues Herz geben und einen neuen Geist in euer Inneres legen; ich werde das steinerne Herz aus eurem Leibe herausnehmen und euch ein fleischernes Herz geben. Meinen Geist werde ich in euer Inneres legen und machen, daß ihr in meinen Satzungen wandelt und meine Gesetze getreulich erfüllt.»
(Hes. 36, 26—27.)

Dieser Geist ist erlebbar. Er beruht in der großen Selbstverständlichkeit, die Christus dann im Tun des Samariters zeigte und die er selbst sowohl auf seinem Gang zu den Häusern der Zöllner als mit seiner den Tempel reinigenden Tat schlicht lebte. Die Wirklichkeit dieses Geistes ist eine Liebe, die weder nach Lohn noch nach Vorschriften fragt. Sie ist das selbstverständliche Wissen um das Nötige, das Notwendige, das wirklich die Not wendet. Wenn eines aber klar sein sollte an und in dieser Zeit, so ist es wohl gerade dieses, daß dieses Wissen ums Nötige und Notwendige fehlt. Die Fülle der Programme verdeckt nicht etwa, sondern enthüllt dieses Fehlen. Die Fülle der organisierten Nothilfe ist nicht etwa ein Zeichen für den Überschwang dieser Liebe, sondern gerade dafür, daß nicht nur ihr Weg, sondern ihre Berechtigung sogar in Frage steht.

Die hier gezeigte Erfüllung des Menschlichen besteht nicht etwa darin, daß einem herzlosen Tun ein Tun aus dem Herzen heraus entgegengestellt wird. Alles Tun aus dem Herzen heraus kann auch vom Tode angehaucht sein, denn dieses Herz kann im Grunde ein steinernes Herz sein. Wir sollten sie ja kennen, diese Wohltätigkeit des Herzens, die oft genug nur Befriedigung der Herzensgelüste ist, diese Politik des Herzens, die oft nur Flucht vor nüchternem Denken ist. Nicht darauf kommt es dem Propheten an, daß einfach die Dinge aus dem Herzen heraus getan werden, sondern daß zuerst und vor allem eine Verwandlung dieses Herzens geschieht. Diese Verwandlung nennt das Prophetenwort: Meinen Geist werde ich in euer Inneres legen. Hier ist des menschlichen Herzens innerstes Zentrum nicht etwa irgendwelche Herzlichkeit, wohl aber der schöpferische und erlösende Geist. Und er allein läßt auch Gedanken und Taten, die aus dem Herzen kommen, zu lebendigen und

klaren Gedanken und Taten werden. Diese tiefste Begegnung mit dem Schöpfer-Geist, die die menschlichen Herzen verwandelt und aus ihnen dann die schöpferische Verwandlung der Welt bewirkt, soll erlebbar sein. Diese Erfüllung der Menschlichkeit steht wieder vor den an den göttlichen Geist glaubenden Menschen als Frage nach der Kraft und der Möglichkeit, mit der sie ihrer Zeit und ihrer Welt dienen können.

In der spät- und nachprophetischen Zeit Israels vollendet sich diese Linie.

«Nach diesem wird es geschehen, daß ich meinen Geist ausgieße über alles Fleisch, und eure Söhne und Töchter werden weissagen, eure Greise werden Träume träumen, eure Jünglinge werden Gesichte sehen. Auch über die Knechte und über die Mägde will ich in jenen Tagen meinen Geist ausgießen. (Joel 2, 28—29.)

Die christliche Kirche hat seit Anbeginn die Erfüllung dieses Wortes im Pfingstereignis gesehen. Sie hat damit eine Wahrheit gesehen. Sie hat allerdings freilich allzu voreilig eine allen Zeiten gültige Verheißung an einen Punkt der Geschichte verlegt und aus einem lebendigen Ereignis, das jederzeit erlebbar sein sollte, ein einmalig geschehenes, nur dem Rückschauenden erahnbares Wunder gemacht. Und doch ist hier mehr verheißen: nichts anderes als wieder Erfüllung der Menschlichkeit. Es soll ein Sehen geben, das denen, die nicht sehen, wie Träumen erscheint. Wo Menschen dieses Sehen widerfährt, da erkennen sie wohl die Qual hinter lachenden Augen, sehen die Gestalt, die dem, der vor ihnen steht, über die Schulter schaut, erkennen in und hinter den Augen der Menschen deren verborgenstes Sein und lastendes Schicksal. Mit diesem sehenden Auge sah Christus die große Sünderin und sah hinter ihr das andere, was alle die nicht sahen, die nur das erblickten, was am Tage lag. Mit diesem Auge sah er auch Judas und Pilatus an, mit diesem Auge sah er den Versucher auf dem Berge und den Engel in Gethsemane. Dieser Blick, der wieder den Versucher und den Engel Gottes sieht, wird der Menschheit verheißen, den Alten und den Jungen, den Freien und den Knechten. Begnügt sich eine Welt damit, daß es nur Alte und Junge, nur Freie und Knechte gibt, nur Menschen, die in irgendeine Kategorie und Klasse hineinpassen, dann betrügt sie sich selber um die ihr verheißene Erfüllung, um den dem Menschen verheißenen Blick.

Und die Erfüllung des Menschlichen wird in diesem Prophetenwort auch im Weissagen gesehen, in jenem Aussprechen der wirklichen Namen der Dinge, die mehr sind als Schall und Rauch. In einer Zeit, die sich sehr leicht daran gewöhnt hat, Worte zum Verhüllen der Wirklichkeit zu gebrauchen, steht diese Verheißung fremd wie eine neue Schöpfung. Muß schon der Blick hinter die Dinge einer blinden Zeit wie Träumen erscheinen, so dieses Aussprechen der wirklichen Namen wie Angriff und Anstoß. Und solch Anstoß wird ja überall dort empfunden, wo die Phrasen herrschen und wo es nicht anders denn als Angriff wirken kann, wenn es auf einmal klar wird, was gewöhnlich in Wirklichkeit hinter den vollen und schönen Worten — Gott, Ehre, Vaterland etwa — steht.

Die Ehrfurchtslosigkeit vor der Phrase und die echte Ehrfurcht vor dem, was hinter den Dingen steht, sind beide nur die verschiedenen Seiten der gleichen Sache, der gleichen Erfüllung der Menschlichkeit. Am ehesten ist etwas von diesem Bild größerer Menschlichkeit bei den einfältigen Heiligen der mittelalterlichen Kirche und bei den chassischen Juden des Ostens zu finden, von denen uns etwa jene schöne Geschichte überliefert ist, die Martin Buber von Rabbi Mosche Leib erzählt: «Ich habe die Liebe von einem Dorfmann gelernt. Der saß mit anderen Bauern beisammen, und als sein Herz lebhaft war vom Weine, sprach er zu einem: Liebst du mich oder nicht? Und er antwortete ihm: Ich liebe dich gar sehr. Sprach jener: Du sagst, ich liebe dich; weißt du denn, was mir fehlt? Liebtest du mich in Wahrheit, du würdest es wissen. Da schwieg der andere und vermochte kein Wort zu sagen. Ich aber verstand: Das ist die Liebe zu den Menschen, zu fühlen ihr Bedürfen und zu tragen ihr Leid.» (Martin Buber: Die Legende des Baal-Schem, 1922, S. 43.)

Die Botschaft von der Erfüllung des Menschlichen hat im alten Israel noch eine etwas andere Form angenommen, nachdem dieses Volk aus dem Raum seines Landes vertrieben und aus den natürlichen Möglichkeiten des Staates und des Volkes verdrängt war. Auch dann hat das Suchen nach einer klaren Erfassung des wirklichen Lebensprinzips nicht aufgehört. Im Hiobbuche, dieser romanhaften Darstellung der spätjüdischen Gedankenwelt, erhält dieses bei den Propheten Geist genannte Wesen den schon im ältesten Orient bekannten Namen der Weisheit:

Doch die Weisheit — wo ist sie zu finden?
Wo ist die Stätte der Erkenntnis?
Der Mensch kennt nicht den Weg zu ihr,
Sie ist nicht zu finden im Land der Lebendigen.
Die Flut spricht: In mir ist sie nicht,
Und das Meer spricht: Sie ist nicht bei mir.

Abgrund und Tod, sie sprechen:
Nur ein Gerücht von ihr haben wir gehört.
Gott, der weiß den Weg zu ihr.
Und er, er kennt ihre Stätte.
Denn er erschaut die Enden der Welt,
Was unter dem Himmel ist, sieht er alles.

(Hiob 28, 12—14; 22—24.)

Es ist wohl gerade das Merkmal von Menschen, Menschengruppen und Zeiten, die aus den natürlichen Lebensbereichen entwurzelt sind, daß sie zur Ueberschätzung und Vergötterung derselben neigen. So wie die romantischen Naturschwärmer aus den Städten kommen, deren kalte Asphaltschicht Mensch und Erde trennt, so wie die glühendsten Bewunderer der Macht der Schicht verschupfter Schwächlinge entstammen, wie die feurigsten Bewunderer des Heldentums gewöhnlich dann auftreten,

wenn es für echtes Heldentum keinen Raum mehr gibt, wie die andächtigsten Bewunderer des Todes aus Zeiten und Verhältnissen stammen, die gerade von der kleinen Lust am Leben leben, so ist offenbar auch im alten Israel gerade in jener Zeit der Trennung vom Natur- und Volksleben der Gedanke aufgestanden, in den natürlichen Größen der Welt, in der Flut und im Meer, im Lande der Lebendigen, allenfalls im Reiche des Todes sei das letzte Geheimnis der Welt, das Urprinzip des Lebens, der schöpferische Geist, hier Weisheit genannt, zu finden.

Und die erste Auskunft, die der Dichter des Hiobbuches auf diese Frage nach Geist und Weisheit zu geben hat, ist ein gewaltiges Nein gegenüber all solchen Versuchen. Die Flut und das Meer, sie selber sprechen eine andere Sprache als der Mensch, der sie vergöttlicht, aus ihnen zu vernehmen meint: Die Weisheit, sie ist nicht in uns. Der Urgrund des Lebens ist nicht das sichtbare Leben selber. Die Materie hat nicht in sich ihren Lebensgrund und Lebenszweck. Nicht einmal die Natur birgt dieses Letzte in sich. Die reißende Kraft der Flut vermag ein Bild davon zu geben, was Kraft ist, und die Weite des Meeres davon, was Grenzenlosigkeit bedeutet. Das Schöpferische aber ist mehr als nur Kraft und Grenzenlosigkeit. Sucht der Mensch dieses Schöpferische, so darf und kann er nicht bei den natürlichen Größen verharren. Sucht er nur sich selber, seine eigene Bestätigung, seine eigene Erbauung, so vermag er immer in allen Bereichen des natürlichen Lebens ein Stück dessen, was er sucht, zu finden. Es wird dem Menschen aber nun gerade zugemutet und zugetraut, daß er im letzten Grunde mehr suche als sich selber.

Findet der Mensch in der Natur den Urgrund des Lebens nicht, so sucht er ihn doch wohl in Bereichen, die mit dieser Natur irgendwie verwandt sind. Er konstruiert sich natürliche Lebensgesetze, er erdenkt sich ein Naturrecht. Und wieder, je unnatürlicher das Leben des Menschen selber ist, um so eher wird er geneigt sein, Naturgesetze und Naturrecht als Grund und Zweck der Welt anzuerkennen. Naturrecht und natürliche Notwendigkeiten sind aber noch gefährlichere Götzen, als es die nur vergöttlichte, die nur romantisch verklärte Natur selber ist. Wird das Grundprinzip des Lebens im Naturrecht und in natürlichen Notwendigkeiten gesehen, dann ist nicht nur eine grenzenlose Verwirrung des Menschen trauriges Los, sondern auch eine grausige Entleerung der Welt, die zur kalten Zweckmaschinerie wird. Es ist darum wohl kein Zufall, daß gerade in unserer Zeit der Glaube an das Naturrecht seine eigentliche Auferstehung erlebt. Kein Gedanke ist so geeignet wie dieser, zum biegsamen und schmiegsamen Werkzeug auch der verschiedensten Ziele zu werden. Naturrechtliche Begründung des Eigentums neben naturrechtlicher Begründung des Kommunismus, naturrechtliche Begründung des Krieges neben naturrechtlicher Begründung allgemeiner Menschenliebe! Auch diese Verwirrung der bürgerlich-christlichen Zivilisation in der Zeit ihrer Zersetzung ist kein Schönheitsfehler und keine Zufälligkeit, sondern zutiefst darin begründet, daß diese Welt auf der Suche nach

dem Urprinzip des Lebens den Weg beschreitet, den der Dichter des Hiobbuches seinem Volke und seiner Zeit gerade verwehren wollte.

Neben der Natur und den naturrechtlichen Notwendigkeiten gibt es noch einen Bezirk, in dem gerade der unnatürlich gewordene Mensch das Geheimnis des Lebens zu finden meint: Abgrund und Tod. Vom Tode, als der eigentlichen Urerfahrung des Menschen her, sucht die moderne Zeit eine neue Philosophie zu begründen. In der Urerfahrung des Todes scheint ihr auch die Quelle der Religion zu liegen. Und der Tod, als des Menschen einzig sichere Gewißheit, scheint die einzige Sicherung aller Gewißheit zu sein. Auf die Naturschwärmerei und Naturromantik ist Todesschwärmerei und Todesromantik gefolgt. Und genau so, wie die romantische Schwärmerei die Natur verfälscht, ihr nicht ihre Würde und ihr Eigenleben läßt, so vergreift sie sich auch an der Würde des Todes. Dieser hört für seine romantischen Anbeter auf, des Menschen eigener Tod zu sein. Er wird zum Tode schlechthin, zum Massenprodukt, das dann eben auch Massen, und immer größere Massen, verschlingt.

Der Dichter des Hiobbuches meint, in Abgrund und Tod sei immerhin noch ein wenig mehr vom Geheimnis des Lebens zu finden als in der Natur, im Naturrecht und in natürlichen Notwendigkeiten. Er wird mit dieser Meinung recht haben: Tod und Abgrund, sie sprechen, nur ein Gerücht von der schöpferischen Weisheit haben wir gehört. Sie haben ja so viel Leben verschlungen, der Abgrund und der Tod, daß sie wohl ein Gerücht vom Grunde des Lebens haben auffangen können. Abgrund und Tod haben die Schlachtfelder unserer Zeit gesehen, sie haben Dachau, Buchenwald und Auschwitz erlebt. Sie wissen wenigstens, wie das ist, wenn der Urgrund des Lebens nicht mehr gesucht, ja wenn er von den Menschen selber verworfen wird. Sie haben ein Gerücht gehört, aber nicht mehr als ein Gerücht. Und es ist zu allen Zeiten gefährlich, dem zu glauben, der nur ein Gerücht gehört hat. Es ist darum ein gefährliches Unternehmen, vom Tode her Philosophie, Religion und letzte Gewißheit zu begründen. Die große Enttäuschung, die am Ende jedes Unternehmens wartet, das auf Gerüchte hin begonnen wird, kann auch hier nicht ausbleiben.

Der große Irrweg, vor dem der Dichter des Hiobbuches warnt, ist die Vergötterung natürlicher Erfahrungen. Seine Warnung ist in der bürgerlich-christlichen Zivilisation verhallt. Wenn hier noch irgendetwas vergöttlicht ist, so sind es die natürlichen Erfahrungen. Macht und Geld, Ehre und Vaterland, Ruhm und Arbeit, Klasse und Gesellschaft, sichtbares Leben und erfahrbarer Tod, was sind sie anderes als natürliche Erfahrungen! Wo immer sie verabsolutiert werden, beginnt nicht nur die große Unsicherheit des modernen Menschen, es beginnt noch mehr: Die Heuchelei. Mord etwa ist, naturrechtlich begründet, ein Verbrechen, Mord aber im Dienste des wieder naturrechtlich als göttlich verklärten Vaterlandes eine Heldentat. Gemeiner Diebstahl fällt, naturrechtlich gewertet, unter die strafwürdigen Vergehen. Aneignung der durch die Arbeit

anderer erzielten Mehrverdienste aber ist eine Geschäftstugend. Toleranz ist das, was die anderen tun sollen. Diese Heuchelei, diese Zerspaltung des Menschen, diese Atomisierung des menschlichen Geistes ist das notwendige Ziel jenes Weges, der überall dort eingeschlagen wird, wo die natürlichen Erfahrungen und Gegebenheiten als göttlich verabsolutiert werden.

Was aber bleibt übrig, wenn man die Mahnung des Dichters des Hiobbuches beherzigen wollte? Der Mensch kennt nicht den Weg zur schöpferischen Weisheit, sie ist nicht zu finden im Lande der Lebendigen. Ist dann Resignation des Menschen einziger Weg? Wenn der Sinn des Lebens nicht in Flut und Meer, auch nicht in Abgrund und Tod zu finden ist, muß man dann nicht überhaupt auf jeden Sinn verzichten? Muß man dann nicht in der Gewißheit leben, daß der Wahnsinn allen Sinn verschlungen habe, daß der Wahnsinn der einzige versteckte Sinn des Lebens sei? Diese Resignation wäre gewiß ein ehrlicheres Unterfangen als all die Versuche, dem Unerklärlichen einen künstlichen Sinn zu unterschieben. Die Resignation unter die Gewalt des Wahnsinns wäre menschenwürdiger als die Vergöttlichung des Geldes oder des Vaterlandes oder der Macht oder des Todes!

Der Dichter des Hiobbuches aber kennt noch einen menschenwürdigeren Weg: Gott, der weiß den Weg zur schöpferischen Weisheit, und er kennt ihre Stätte. Damit ist wohl das letzte Wesen des schöpferischen Geistes in ein Geheimnis gebettet, doch in ein gnädiges Geheimnis. Denn wo es solch Geheimnis nicht mehr gibt, wo die Welt zur Rechenmaschine, die Geisteswelt zur Registratur wird, da geistert die Kälte aller Maschinerien durch Leben und Tod hindurch. Und vielleicht sind gerade die Ausflüchte in die romantischen Verklärungen, einmal der Natur und ein andermal des Todes, Zeichen dafür, daß der Mensch die Kälte dieser Maschinerien verspürt hat, den Wüstenhauch dieses geheimnislosen Lebens nicht ertragen kann. Und vielleicht ist gerade der maschinell erzeugte Massentod eine letzte Vollendung der geheimnislos gewordenen, das Geheimnis grundsätzlich leugnenden Welt. Eine solche Zeit sucht dann gern das Geheimnis um des Geheimnisses willen, und das Halbdunkel, das düster Mystische in der Philosophie wie in der Kunst gewinnt an Anziehungskraft. Wo immer diese Dinge regieren, da sind Menschen oder Zeiten auf der Flucht vor einer Leere, die sie nicht ertragen. Der Dichter des Hiobbuches stellt dem die Fülle Gottes gegenüber. In ihm ist das echte Geheimnis und die echte Absolutheit. Und der Mensch? Hat er keinen Weg zum Urgrund dieser schöpferischen Kraft? Das Ende der zitierten Verse lautet: Gott sprach zum Menschen:

> «Siehe, die Furcht des Herrn, das ist Weisheit,
> Und Böses meiden, das ist Erkenntnis.» (Hiob 28, 28.)

Es gibt also ein Hereinragen der göttlichen Geistesmacht in die menschliche Geisteswelt. Es gibt mindestens einen Beginn dieser Weisheit im

menschlichen Bereich. Und auch dieser Beginn schon ist unendlich viel mehr als die müde Resignation oder die Flucht vor der unerträglichen Leere. Wirkliche Furcht Gottes ist nicht schlotternde Angst, und wirkliches Meiden des Bösen ist nicht pharisäerhafte Moral. Gottesfurcht und Meiden des Bösen sind vielmehr Dinge, die aus den verwandelten Herzen sprießen, die die Zwiesprache mit dem Ewigen kennen. Soll der Mensch mehr als nur die Natur und ihre Ordnungen, mehr als nur den Abgrund und den Tod kennen, so darf er diese Zwiesprache mit dem Ewigen kennen, die der Dichter des Hiobbuches gerade als das eigentliche Merkmal des Helden seines Buches hinstellt.

Jeder Dienst an Menschen und Geisteswelt in der Gegenwart kann nur dann ein sinnvoller Dienst sein, wenn er die Zerspaltung des Menschen und die Heuchelei der bürgerlich-christlichen Zivilisation überwindet. Und so steht auch diese Antwort des unbekannten Dichters aus Israel vor uns als eine lebendige Frage: Haben wir mehr als die falschen Absolutheiten und mehr als die müde Resignation? Kennen wir das gnädige Geheimnis Gottes, das dennoch einen Teil des eigensten göttlichsten Wesens enthüllt? Kennen wir die Gottesfurcht, die die Angst überwindet, und jenes Meiden des Bösen, das nicht die kalte Luft um sich verbreitet, die um alles Pharisäertum weht? Kennen wir die Zwiesprache der ganzen Menschen mit dem ganzen schöpferischen Geiste? Es gehört zum Wesen des Menschen, daß er Natur und Tod nur mit dem Geiste bändigen kann. Der Geist, wie ihn der Dichter des Hiobbuches sieht, ist allerdings mehr als der blasse Intellekt des Menschen, der weder der Natur noch dem Tode standzuhalten vermöchte. Um diesen Geist zu haben, gibt es kein allgemein gültiges Rezept. Er weht in der Tat, wo er will. Aber es gibt seine Merkmale, und die Fähigkeit der Zwiesprache mit dem Ewigen ist hier sein hervorstechendstes Merkmal. Es reiht sich dem an die Seite, was die späte Prophetie Israels von jenem Schauen der Gesichter zu sagen wußte. Es ist wie dieses dem Menschen als erlebbar verheißen.

Das neue Testament verdankt seine Existenz der Ueberzeugung der Urchristengemeinde, daß in Jesus von Nazareth der Christus Gottes und in dieser geschichtlichen Person das Reich Gottes in neuer Fülle und Vollmacht in Raum und Zeit dieser Welt gekommen sei. Der wesentliche Unterschied zwischen Altem und Neuem Testament liegt nicht in der Art, wie über das Reich Gottes geredet wird, sondern einzig darin, daß die christliche Rede vom Reich Gottes zum Unterschied von der israelitisch-jüdischen dieses aufs engste mit der Person Jesu Christi verbindet. Hier, in dieser Person, findet die Christenheit seit jeher die Gotteskraft, welche die alten Wirklichkeiten verwandelt. Darum berichten die Evangelien davon, daß um diesen Christus Gottes herum und durch ihn Verwandlungen geschehen. Der Grund dieser Verwandlungen liegt darin, daß diesem Christus die Wirklichkeit selbst zuerst verwandelt ist. Wenn im Johannes-Evangelium Christus das Wort zugeschrieben wird:

«Meine Speise ist, daß ich den Willen dessen tue, der mich gesandt hat, und sein Werk vollende» (Joh. 434);

so wird damit enthüllt, was nach dem Glauben der Urgemeinde die entscheidende Wirklichkeit Christi war. Er lebt vom Tun des Willens Gottes. Er ist damit aus dem Bereich der Welt, die nur nach den Erscheinungsformen Gottes fragt und bei der Fülle der von ihr geglaubten göttlichen Erscheinungen hilflos in Relativität versinkt, in den anderen Bereich hinübergetreten, da nur und allein nach dem Willen Gottes gefragt wird. Weil Christus der Mensch ist, der in letzter Vollmacht es wagt, nur auf diesen göttlichen Willen zu lauschen, und weil darum sein Reich das Ende der Relativitätswelt und der Beginn der Wahrheitswelt ist, darum ist zuerst für die Urchristenheit das von der altisraelitischen Prophetie umrissene Gottesreich in der Person Christi erschienen.

Das freie und selbstverständliche Tun des göttlichen Willens als inneres Gesetz, das in Worten und Gleichnissen Jesu erscheint, ist zunächst von ihm schlicht gelebt worden. Darum kann er als die Erfüllung des Gesetzes gezeichnet werden. Das Reich, das an seine Person geknüpft ist, bedeutet das Ende einer Welt, die nur beharren will. Wo immer Zeiten auftreten, in denen das Beharrungsvermögen in seiner ganzen Schwerkraft sich auswirkt, den Weg nach vorwärts verbaut und Dinge zum Selbstzweck macht, die in einer lebendigen Welt niemals Selbstzweck sein dürften, da steht die Welt Christi, das an seine Person geknüpfte Gottesreich, in seiner ganzen Einsamkeit und Fremdheit vor den Menschen. Wo aber das Ende der Beharrenswelt ist, da ist auch der Anfang einer Welt, in der es Neuschöpfungen gibt. Darum zeichnet die neutestamentliche Botschaft solche um Christus herum geschehenden Neuschöpfungen. Die Wunder der Evangelien sind solche Zeichnungen. Und die größten Wunder sind die an Menschen geschehenden, Menschen aus der kalten Welt, da sich nichts verändert, herausreißende und in der Kraft der Liebe zu wirklichem Leben verwandelnde Wunder. Weil die neutestamentliche Urgemeinde das Reich Gottes in Christus gekommen sah, zeichnete sie in den evangelischen Berichten auch das Ende einer geistlosen Leere in der Welt und den Anfang eines Welterlebens, das Raum hat für Geister und Geisterrede. Wenn in den Evangelien Christus Dämonen austreibt, mit dem Versucher und dem Engel redet, so liegt da mehr vor als nur eine zeitbedingte Ausdrucksweise. Es liegt darin wohl ein Hinweis darauf, wie sehr dem Reiche Gottes die Welt zur Fülle wird, zu einer Fülle, von der weder die Schulweisheit noch die geistlose Routine einer atomisierten und mechanisierten Welt sich etwas träumen läßt.

Fragen wir aber auch bei dieser neutestamentlichen Botschaft vom Reiche Gottes nach der innersten Kraft dieses Reiches, nach dem auch dem Menschen erlebbaren Zentrum des göttlichen Lebens, dann sehen wir auch hier die alttestamentlichen Begriffe von Umkehr und Geist neu aufgenommen. Die innerste Kraft des Gottesreiches ist eben auch hier die alle Wirklichkeit verändernde Kraft. Und wo wir nach ihr fragen,

fragen wir nach dem Allerwirklichsten in der Welt, das eben noch wirklicher sein muß als die scheinbar so fest gegründete Wirklichkeit. Für die neutestamentliche Botschaft ist dieses Wirklichste der Welt der Gottesgeist. Denn am Anfang der Wirksamkeit Jesu heißt es, daß er in der Kraft des Geistes von der Taufe des Johannes gekommen und an sein Werk gegangen sei (Luk. 4, 14). Die mythische Rede des Neuen Testaments von der übernatürlichen Zeugung Jesu durch den Heiligen Geist weist ebenso auf dieses Urelement dieses in Zeit und Welt so fremden Lebens hin. Daß der Geist für Christus das eigentliche Lebenselement war, ist der Christenheit kaum jemals zweifelhaft gewesen. Schon von da aus ist es merkwürdig, zu beobachten, wie wenig das traditionelle Christentum diesem von ihm bekannten Heiligen Geist als Schöpfungs- und Veränderungskraft zutraut. Sollte das am Ende bedeuten, daß dieser Geist nach Golgatha seine Wirksamkeit aufgegeben habe? Dann würde es sich ja aber gerade nicht um Geist, sondern nur um die menschliche Individualität Jesu handeln. Wo wirklich von Geist geredet wird, muß ja von etwas Ewigem geredet werden, das wohl seine besonders sichtbaren Erscheinungsformen, nicht aber seinen Anfang und sein Ende in der Zeit hat.

Noch deutlicher wird dieses, wenn wir aus den evangelischen Berichten vernehmen, daß des schöpferischen Lebens innerster Kern nicht nur das Lebenselement Jesu gewesen sei, sondern von diesem auch seinen Jüngern zugemutet und zugetraut wird. Als diese Jünger den nackten, brutalen, gewöhnlich an Macht und Geld orientierten Egoismus der Welt in einen geistlichen Egoismus zu verwandeln sich anschickten, da richtete sich das Jesuswort: «Ihr wißt nicht, welches Geistes Kinder ihr seid» (Luk. 9, 55 f.), drohend vor ihnen auf. Der gleiche Geist, der das Leben Christi bestimmt, wird damit als den Menschen erlebbare Wirklichkeit gekennzeichnet.

Das Neue Testament wahrt wohl die Freiheit und das Geheimnis des innersten Gotteswunders:

> «Der Wind weht, wo er will, und du hörst seine Stimme, aber du weißt nicht, woher er kommt und wohin er fährt. So ist jeder, der aus dem Geist geboren wird.» (Joh. 3, 8.)

Es verheißt aber gleichzeitig diesen Menschen, denen ein um das letzte Geheimnis Gottes loderndes Dornbuschfeuer alles ehrfurchtlose Besitzenwollen dieses Heiligsten verwehrt, daß sie von der Kraft, die man weder schauen noch besitzen kann, leben dürfen. Liegt vielleicht hier ein größeres Geheimnis der göttlichen Liebe, auch der Liebe Jesu Christi, beschlossen als alle gefühlsselige Liebe, die man dieser Gestalt so gern und leichthin zutraut? Denn wenn es vor Gottes Augen klar ist, daß es eine tiefe Not aller Menschlichkeit bedeutet, nicht zu wissen, was das eigentlich Wirklichste ist, und ein großes Verirren aller Menschlichkeit, falschen und vorläufigen Wirklichkeiten nachzujagen, dann ist es eben größte göttliche Liebe, wenn diesen Menschen der Grund der Wirklich-

keit gedeutet wird. Wir haben in der Christenheit wohl viele Reden von der göttlichen Liebe. Wir verkleinern aber diese Liebe, wenn wir in ihr nur die Kraft sehen, die da und dort einen einzelnen Menschen aus der Schuld und Not seines Lebens herausreißt, einem Trinker das Trinken und einem Dieb das Stehlen verleidet. Wir sollten wohl von der Botschaft der Evangelien her auch die größere Liebe Gottes sehen können. Gerade das geistlichste der Evangelien, das Johannes-Evangelium, verkündet ja deutlich, daß Gott die Welt geliebt habe. Soll das der Welt von heute gelten, so bedeutet es wohl die Verheißung, den schöpferischen Geist zu erkennen und aus den schwankenden und trügerischen Scheinwirklichkeiten heraus vor die lebendige Wirklichkeit Gottes gestellt zu sein.

Weil dieser Geist es mit dem ganzen Menschen zu tun hat, äußert er sich besonders dort, wo alle Funktionen des Menschen in Anspruch genommen sind, wo dieser am ehesten ein ganzer und wirklicher Mensch sein muß, nämlich in der Gemeinschaft. Der gemeinschaftslose Mensch, der den ständigen Monolog seines eigenen Lebens sprechende Mensch, kann sich sehr leicht gefährlichen Täuschungen über die Geistesmacht seines eigenen Lebens hingeben. Ob aber Geist eine Kraft sei oder nicht, erweist sich nicht an allerlei geistreichen Gedanken, sodern an der Kraft, die Wirklichkeit zu verändern. Darum ist, gemessen an diesem Wesen des wirklichen Geistes, so viel von der modernen Geistigkeit nichts anderes als geistreich sein wollende Spielerei. Und die Geistigkeit einer Kultur, die sich eben bewußt auf das abstrakt Geistige beschränkt, sich aber damit abfindet, daß das Leben des Menschen in der Gemeinschaft, im Arbeitsprozeß, im Staat, von geistlosen, nackten Gewalten dirigiert wird, entlarvt sich selber als Heuchelei. Im urchristlichen Zeitalter wird darum besonders stark die Wirksamkeit des Geistes Gottes im und an dem Gemeinschaftsleben betont. Der Gemeinde wird zugerufen:

«Wißt ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid und daß der Geist Gottes in euch wohnt? Wenn jemand den Tempel Gottes verderbt, den wird Gott verderben; denn der Tempel Gottes ist heilig, und der seid ihr.» (1. Kor. 3, 16—17.)

Die Gemeinschaft der christlichen Urgemeinde ist der Ort, da die einzelnen Glieder dieser Gemeinde ganze und wirkliche Menschen sein sollen, und das ganze und wirkliche Menschsein mündet in der Fähigkeit, in der wirklichen Gemeinschaft leben zu können. Darum begründet die Literatur der Apostelzeit den charakteristischen Aufbau der Urgemeinde mit dem Wirken des Geistes. Der urchristliche Kommunismus in Jerusalem, diese Befreiung von Denk- und Lebensformen, die mit der wirklich geschehenen Erlösung unvereinbar sind, wird auf die Gabe des Pfingstgeistes zurückgeführt. Daß die Gemeinde an den Bau neuer Lebensformen herangehen mußte, war weder nur in ihrem Willen noch nur in ihrem Zustand begründet; denn an Erlösung glauben, Erlösung bekennen und gleichzeitig an die Unabänderlichkeit ewiger Welt- und

Schöpfungsordnungen glauben und deren letzte Gültigkeit bekennen, hieße gerade, die Wirklichkeit der Erlösung leugnen. Es ist wohl schwerlich ein Zufall, daß die neutestamentliche Literatur so viel Gewicht auf das rechte Selbstverständnis der Menschen und der Gemeinde legt. Der Einzelne wie die Gemeinde sind Gefäß und Tempel des Geistes, und der Einzelne wie die Gemeinde sollen es auch wissen, daß sie dieses sind. Denn nicht wissen, wer man in Wirklichkeit ist, heißt gerade allen Stürmen, allen Welten, allen Geistern, auch allen Toden preisgegeben sein. Der Glaube an das Reich Gottes zur Zeit der Urgemeinde ist aber gerade eine Rettung aus solcher Wurzellosigkeit, aus solcher Unklarheit, aus der Sumpfluft, da der Mensch und die Gemeinschaft heute von diesen und morgen von jenen Kräften und Trieben bewegt werden können. Dieser Glaube ist auch eine Erlösung aus jener sumpfigen Dunkelheit, da der Mensch und die Gemeinschaft heute von rationalistischem und morgen von mystischem Aberglauben, heute vom totalen Staat und morgen von der totalen Wirtschaft gemeistert, geformt oder getötet werden können. Gerade darum legt das Neue Testament so viel Wert darauf, daß sowohl den eigentlichen Jüngern Jesu als auch den Gliedern der Urgemeinde klar gesagt wird, wes Geistes Kinder sie seien.

Das erste erlebbare Merkmal dieses Geistes liegt in der Veränderung des menschlichen Verhältnisses zu Gott, welches im Neuen Testament als das Verhältnis der Sohnschaft gezeichnet wird:

«Ihr habt nicht den Geist der Knechtschaft empfangen, so daß ihr euch wieder fürchten müßtet, sondern ihr habt empfangen den Geist der Annahme an Sohnesstatt; in diesem rufen wir: Abba, Vater! Eben dieser Geist bezeugt samt unserem Geiste, daß wir Kinder Gottes sind.» (Römer 8, 15—16.)

Durch diesen Glauben an die Sohnschaft zu Gott hat die urchristliche Gemeinde ihren Gläubigen zusammen mit der Erfüllung der Demut auch die Erfüllung des Stolzes geschenkt. Höchster Stolz und höchste Demut sind hier in eines zusammengeflossen. Falscher Stolz schließt Demut aus. Er kennt nur Gedanken und Werke, bei denen nicht das Gedachte und Gewirkte gemeint sind, sondern bei denen der Denkende und Wirkende im Grunde nur sich selber sucht. Dieser falsche Stolz kennt nur zu gut die Haltung des Herunterschauens. Die neutestamentliche Gemeinde ist nun nicht den einfachen, allzu bequemen Weg gegangen, daß sie dieser Haltung das Ideal der Demut entgegengestellt hätte. Wo nur mit Idealen gelebt wird, gibt es eben den nicht weniger falschen Stolz auf die Erfüllung der Ideale. Mit keinem Tugend- und Demutsideal wäre jener menschlichen Krankheit beizukommen, die im Herunterschauen, im Besserseinwollen liegt, und die nicht nur die Wurzel von Kains Brudermord, sondern von allen Brudermorden geworden ist, die je auf der Erde geschahen. Die neutestamentliche Gemeinde ist einen anderen Weg gegangen. Sie hat ihren Gläubigen nicht den Stolz verboten, sondern ihnen erst den rechten Stolz geschenkt. Wo diese Botschaft: Der Mensch, Sohn des Höch-

sten, im Ernst gehört und gedacht wird, da ist dieser Mensch aus der Ebene, in der er noch hinunterblicken kann, in eine Höhe entrückt, da er diese Möglichkeit gar nicht mehr hat. Denn er steht nun so nahe vor Gottes Angesicht, daß er nur noch hinaufblicken kann. Und alles, was er erblickt, erblickt er in diesem Angesicht, den Menschen, das Tier, die Blume und den Stern. Die echte Demut, mit der der Mensch nun zu all diesen Wesen hintreten darf, ist keine Tugend mehr, deren Erfüllung ihn nur wieder hinunterblicken ließe; sie ist vielmehr des höchsten Stolzes andere Seite. Und sie ist die Heilung jener Kains-Krankheit.

Sie führt von selber zum zweiten erlebbaren Merkmal des schöpferischen Geistes unter den Menschen. Dieses wird im Neuen Testament Bruderliebe genannt:

«... weil die Liebe Gottes ausgegossen ist in unsere Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben worden ist.» (Römer 5, 5.)

Weil hier die Liebe als Frucht des Geistes gesehen ist, kann sie mehr sein als alle an die nur natürliche Bewegung des menschlichen Lebens gebundenen Schwingungen des Eros und mehr vor allem als die unnatürliche und verkrampfte Pflicht zur Liebe, zu der die Christenheit die neutestamentliche Bruderliebe oft gemacht hat. In dem liebenden Tun Gottes ist alles menschliche Tun der Liebe begründet. Wieder rückt der schöpferische Geist den Menschen aus einer Ebene fort, auf welcher er nur Trieb oder Pflicht sich gegenüber findet, und versetzt ihn in jene andere, höhere Ebene, da er Gott selber vor sich findet, den liebenden Gott hinter dem Menschen und hinter den Dingen, vor allem, wenn dieser Mensch und diese Dinge verwundet neben den Straßen der Welt liegen. So ist die neutestamentliche Bruderliebe eine Erfüllung dessen, was die alttestamentlichen Propheten das selbstverständliche Tun des Gottesgesetzes im Inneren nannten.

Damit aber leitet auch dieses Merkmal des schöpferischen Geistes zu dem nächstfolgenden über, dem Merkmal der Freiheit:

«Der Herr aber ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.» (2. Kor. 3, 17.)

Einem weiten Teil der Christenheit ist dieses Wort ein Ärgernis. Man möchte da viel lieber sagen: Wo der Geist des Herrn ist, da ist Ordnung und Zucht. Einem anderen Teil der Christenheit schenkt dieses Wort eine etwas allzu billige Befriedigung; versteht man es doch als: Wo Freiheit ist, da weht der Geist des Herrn. Aber nicht irgendwelche Zucht, sondern eben Freiheit wird als Frucht des Geistes gezeigt. Freilich begründet auch nicht irgendeine vorhandene Freiheit die Anwesenheit des Herrn, sondern aus dem Geist des Herrn erwächst die rechte Freiheit. So wenig allerdings wie Sohnschaft und Bruderliebe ist die evangelische Freiheit eine Tugend oder ein Ideal. Als Kraft des Gottesreiches fließt sie aus dem Zentrum dieses Reiches, aus dem schöpferischen Geist selber.

Das Menschenbild des Neuen Testaments ist darum vor allem von dieser großen Freiheit bestimmt, die auch nur wieder dort zu erleben ist, wo der Mensch aus einer Ebene entrückt ist, in der nur die zermürbenden Gegensätze von Ordnung und Zügellosigkeit ihn anstarren, und in jene höhere Ebene versetzt, da der Quell des Lebens in seiner nächsten Nähe entspringt. Das Merkmal des Bildes dieses Menschen der Freiheit besteht darum vor allem darin, daß nichts diesen Menschen haben und besitzen kann. Wo die Sorge ihn haben möchte, da lebt und verkündet Christus die Freiheit der Vögel unter dem Himmel und der Lilien auf dem Felde. Und wo irgendein Besitz den Menschen haben und besitzen möchte, da richtet Paulus das stolze Wort vom «Haben, als hätte man nicht» als ein in alle Nacht wegweisend leuchtendes Signal auf. Diese Freiheit als Frucht des Geistes wird dem Menschen zugemutet und zugetraut.

Der Geist mit diesen seinen Hauptmerkmalen erscheint auch in der neutestamentlichen Botschaft als das eigentliche Lebensprinzip:

«Das Trachten des Geistes ist Leben und Frieden.» (Römer 8, 6.)

Hier wird der Geist deutlich als etwas verstanden, was nicht nur in irgendeiner abstrakten Ideenwelt Geltung hätte. Die Leben erzeugende Wirkung des Geistes hingegen ist sehr wörtlich zu verstehen. Er erzeugt zunächst geistiges Leben, weckt Menschen, deren Leben sonst ein Schlaf wäre, zum wachen Dasein derer auf, die mit Augen und Ohren und Herzen den Menschen und Dingen der Welt begegnen. Jener Blick, von dem die alttestamentliche Prophetie sprach, der Blick hinter die Maske der Dinge und hinter den äußeren Schein des Lebens, und jenes Hören auf das verborgene Rauschen und Klagen, auf den Klang der Lebenslieder und Weggesänge sind eine höhere Erfüllung des geistigen Lebens als alles nur vernünftige oder nur gefühlvolle Bewegen des menschlichen Geistes. Die Botschaft, die in einer ergreifenden Fremdheit in Raum und Zeit dieser Welt steht, ist die Botschaft von einer größeren und höheren Menschlichkeit, die vor allem in einem wacheren geistigen Leben beruht. Aber nicht nur geistiges Leben wird durch dieses Lebensprinzip der neutestamentlichen Christenheit geweckt, sondern das Leben schlechthin fließt aus dieser Quelle. Der Geist mit seinen Merkmalen: Sohnschaft, Bruderliebe und Freiheit, tritt der Todeswelt gegenüber. Beruht die ganze reale Herrschaft dieser Todeswelt, die erst in ihren letzten Auswirkungen sich auf den Schlachtfeldern der Erde und in der Entfesselung aller mühsam gebändigten Bestialitäten austobt, doch gerade darauf, daß die echte Sohnschaft, die echte Bruderliebe und die echte Freiheit fehlen; liegt sie doch gerade darin begründet, daß der Mensch nur auf jenen vorläufigen und vorletzten Ebenen leben kann, auf denen er, ohne es zu wissen oder zu wollen, zum Werkzeug des Todes wird. Der Geist als schöpferisches Lebensprinzip wirkt den Frieden, einen Frieden allerdings, der nicht nur darin besteht, daß zufällig kein Krieg herrscht, sondern einen Frieden, der selber eine positive Kraft, selber ein Lebensstrom ist.

Der Geist als Quelle des Lebens ist in der biblischen Botschaft vielleicht aber noch wörtlicher zu verstehen. Das allem Erkennen unzugängliche Geheimnis des Lebens, das die Bibel Schöpfung nennt, wird hier ja auch als durch den Geist geschehen geschildert. Dieses Lebensprinzip ist für den biblischen Glauben allerdings nicht nur eine Hypothese zur Erklärung geheimnisvoller Vorgänge in Natur- und Menschenwelt; sondern immer und überall wird im Verlauf der biblischen Botschaft dem Menschen zugemutet und zugetraut, er möge es wagen, aus diesem Lebensprinzip heraus zu leben, er möge es unternehmen, einmal nicht mehr zu vegetieren und in den Winden der Zeit und der Geschichte zu treiben. Er möge es vielmehr wagen, nun auch selber schöpferisch diesen kleinen Winden und tödlichen Stürmen entgegenzutreten. Er möge aufaufhören, ein willenloser Untertan der Natur oder der Geschichte, in jedem Falle also der Welt zu sein. Und er möge mit jenem Worte ernst machen, das die Bibel schon als Gottes erstes Wort an die ersten Menschen nennt, dem Wort: «Machet euch die Erde untertan.»

Wie für die Verkündigung des Alten Testaments, so gibt es auch für den neutestamentlichen Glauben ein höheres Verständnis des Geistes, das den Menschen über den unfruchtbaren Gegensatz Materialismus/Idealismus hinausführen kann. Weder die rein materiellen Lebensvoraussetzungen allein, noch die herrschenden Ideen und Ideale allein meistern die Gegenwart und weisen in die Zukunft. Eine solche Beherrschung von Gegenwart und Zukunft kann vielmehr nur durch ein neues, nun wirklich im echten Leben begründetes Lebensgefühl gewirkt werden. Für Menschen und Zeiten, die — oft zwar recht müde und oft recht verwirrt — nach einem neuen Lebensgefühl suchen, bietet die Botschaft vom Reiche Gottes mit ihrem Zentrum, der erlebbaren Kraft des schöpferischen Geistes, einen Weg. Ginge diese ganze Menschenwelt auf diesem Wege, dann allerdings wäre das Reich Gottes erfüllt. Nach der neutestamentlichen Botschaft soll es solche Erfüllung geben. Denn die Botschaft des Neuen Testaments besteht einmal darin, daß sie die prophetische Botschaft des Alten Testaments aufnimmt, zum andern aber darin, daß sie die prophetische Lebensmöglichkeit der Fülle der Menschen zumutet und zutraut.

Das Reich Gottes ist nicht nur eine Zukunft. Es ist als eine Gabe aus der Ewigkeit überhaupt jener Ebene entrückt, da einfach in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eingeteilt werden kann; es ist darum schon jederzeit in der Kraft des Geistes erlebbar. Der in der biblischen Botschaft begründete Sozialismus hat aus dem Glauben an dieses Gottesreich seine lebendigsten Kräfte gezogen. In dieser Bewegung gab es ein Weiterleben prophetischen Geistes. Vor dieser Tatsache stehen wir, wenn wir uns in der Gegenwart fragen, mit welcher Kraft wir den geistigen Bereichen der Christenheit einerseits und des Sozialismus anderseits dienen können. Hätten wir diesen Geist ganz, dann wäre solch Dienst gar nicht mehr nötig. Können wir uns aber damit begnügen, uns damit

zu getrösten, daß er dann und wann einmal unter uns lebendig war? Können wir uns damit abfinden, die Gräber der Propheten zu bauen und zu schmücken, um gerade daraus die Berechtigung abzuleiten, ohne den Geist der Propheten zu leben? Oder können wir diesen Geist imitieren? Der in Prophetengräbern angebetete und der künstlich imitierte Geist leben ja nicht. Lebendiger Geist kann wohl nur aus einer Quelle geschöpft werden. Darum dürfen wir zuerst und vor allem fragen und zu erkennen suchen, was alles dieser Geist in sich birgt. Es könnte sein, daß uns dann nichts bleibt als die Ahnung von etwas sehr Großem, das wir im Verlauf der Geschichte zu etwas sehr Kleinem gemacht haben. Diese Ahnung wird zur drückenden Gewißheit, wenn wir in der Auflösung der Zeit die Früchte jener Verkleinerung zu schmecken bekommen. Aber auch diese drückende Gewißheit ist nicht ohne Verheißung. Sie hat zwar nicht die Verheißung, die über einer Zeit stünde, die den Geist in seiner Größe bewahrt hätte. Sie hat nicht die Verheißung, die auf denen liegt, die den prophetischen Geist, den Christusgeist, einfach leben und schlicht und treu weitergeben und somit an Zeit und Welt den Dienst, die verwandelnde Liebe und das rettende Werk tun, die diese nötig haben; aber sie hat die Verheißung, die Christus selbst denen gegeben hat, die merken, wieviel ihrem Geiste vom schöpferischen Geiste fehlt, und die darum weder von ihrem eigenen kleinen Geiste noch vom kleinen Geist der Zeit gesättigt werden können, die vielmehr einen Hunger und Durst nach dem größeren Heiligen Geiste mit sich tragen müssen und die als solch Hungernde die Zusicherung bekommen haben:

«Seilig sind die geistlich Armen; denn ihrer ist das Reich der Himmel.»
(Matth. 5, 3.)

2. *Das Wesen der Geistlosigkeit*

Wenn der Geist, der für die Menschen des Alten wie des Neuen Testaments als die letzte entscheidende und grundlegende Wirklichkeit galt, im Verlauf der Zeiten für das Verständnis der Menschen zu einer sehr unverbindlichen und letzten Endes unwirklichen Sache geworden ist, so trägt die Christenheit daran eine Hauptschuld. Sie hat die Botschaft vom Reiche Gottes für die Welt, wenn überhaupt, so nur sehr verkürzt bewahrt .Der Grund, warum diese Verkürzung einer weltweiten und alle anderen Größen überragenden Botschaft geschehen konnte, liegt wohl darin, daß zunächst einmal der Kern dieser Botschaft, von dem sie selber lebt, und der auch gerade dem Menschen erlebbar sein darf, der schöpferische Heilige Geist verkürzt und verengt worden ist. Wenn die katholische Kirche den Heiligen Geist in die Institution ihrer Heilsanstalt gebannt hat, wenn sie sein Wirken auf den Bereich der alleinseligmachenden Kirche beschränkt hat, so hat sie damit das Unsichtbare dem Sichtbaren, das Schöpferische dem Nur-Institutionellen geopfert. Der freie Gottesgeist, der als prophetischer Geist und als Geist Jesu Christi gerade im Widerspruch zum Amts- und Kirchengeist jener Zeit stand, kann in

seiner Fülle bei solcher Verengung keinen Raum mehr haben. Die reformierte Christenheit, die wohl eine Zeitlang für das Wehen des Geistes sehr offen war, hat ihrerseits dieses schwer Erträgliche und Beunruhigende dadurch zu etwas Erträglichem und Beruhigendem gemacht, daß sie die Stätte, da gepredigt und gehört wird, dem Geist als letzte Freistatt, als Asyl des überall Verfolgten zuwies. Der schöpferische Geist, der aber gerade bei den Propheten im akuten Gehorsam gegen das lebendige Gotteswort in der Gegenwart entstand, hat auch dort keinen Raum mehr, wo nur noch der geschriebene Buchstabe als Gotteswort gilt. Die katholische Kirche, die den Geist in ihre klerikale Institution einschließt, und die reformierte Christenheit, die ihm nur die kirchliche Funktion der Predigt als Raum gewährt, haben es wohl beide bewirkt, daß die außerchristliche Welt vom Geist nur eine sehr geistlose Vorstellung hat. Ist einmal die schöpferische Bedeutung des Geistes preisgegeben, ist dieser zur Idee geworden, die sich selbst genügt und keine Kraft zur Verwandlung eines Weltzustandes mehr entwickelt, weil die Beziehung zwischen beiden fehlt, dann ist etwa Marx' Satz, daß Ideen nie über einen alten Weltzustand, sondern immer nur über die Ideen des alten Weltzustandes hinausführen können, eine logische Folgerung davon. Und der vulgärmarxistische Begriff vom Geist als einem Ueberbau über der materiellen, durch die Produktionsverhältnisse bestimmten Welt ist nur die Feststellung einer Wirklichkeit, wie sie durch die christliche und idealistische Verkürzung des Geistes erzeugt war. So sind sowohl der bürgerliche Idealismus, der den Geist zur beziehungslosen Idee macht, als auch der populäre Marxismus, der ihn nur als schmückendes Beiwerk einer im Grunde ganz anders gearteten Wirklichkeit sehen kann, Erben einer durch die christliche Verschuldung bestimmten Zeit.

Die Geistlosigkeit dieser Zeit dürfte gerade dann sichtbar werden, wenn wir die Fülle dessen, was Geist für die biblische Botschaft bedeutet, noch vor Augen haben. Fragen wir aber einmal gerade von dieser Botschaft aus, was dann nun eben das Gegenteil des Geistes, gerade die Geistlosigkeit sei: Diese herrscht dort, wo der Mensch und die Menschengemeinschaft grundsätzlich als nicht im Geiste beheimatet und verwurzelt verstanden werden. Wo der Mensch nicht in erster und letzter Linie ein geistiges Wesen ist, da kann er allerlei anderes sein, ein nur instinktives, ein nur politisches, ein nur im Sichtbaren beheimatetes, ein nur vom Besitz geprägtes, in jedem Falle ein fertiges, ein der lebendigen Schöpfung Gottes entzogenes Wesen! Das nicht im Geist beheimatete Wesen Mensch, das nur Triebe und Instinkte kennt, verfällt der Furcht und erzeugt die Furcht. Darum ist die Furcht einer geistlos gewordenen Zeit sichtbarstes Merkmal. Sie gehört ja zu allen Wesen, die nur Trieb und Instinkt kennen. Sie ist die tierische Wirklichkeit. Wenn sie die letzte Triebkraft der Entscheidungen in Zeit und Raum wird, dann ist die Menschlichkeit preisgegeben. Es hat wohl nicht erst der Atombombe und der von ihr her drohenden Weltvernichtung bedurft, um zu enthüllen,

wie sehr die Furcht als Triebkraft hinter politischen Entscheidungen steht. Kann man sich aber damit abfinden? Kann man diese Furcht überwinden, indem man selber versucht, noch furchterregender zu werden als der Gefürchtete? Auf diesem Wege der Furcht entgehen wollen, heißt ja gerade, den Teufel durch Beelzebub austreiben. Soll wohl diese letzte Geistlosigkeit, die die gegenwärtige Weltpolitik bestimmt, wirklich ein unentrinnbares Schicksal sein? Wenn sie zuerst und vor allem durch das Mißverständnis des Geistes und durch die Entwurzelung des Menschen aus dem Geiste heraus erzeugt ist, dann muß wohl die Heilung von diesem Verhängnis auch an dem Punkt beginnen, an dem das Verhängnis begann.

Neben der Furcht ist der nackte Materialismus ein Merkmal der Geistlosigkeit. Es ist hier nicht in erster Linie der theoretische Materialismus gemeint, der zwar auch unter diesem Urteil steht, wohl aber als Reaktion gegen einen ebenso geistlosen Idealismus verständlich ist. Es ist vielmehr der praktische Materialismus gemeint als die Anschauung, daß der Mensch ausschließlich vom Material der Wirklichkeit und nicht von ihrem tragenden Grund aus geprägt und bestimmt sei. Und dieser praktische Materialismus ist oft genug gerade das Merkmal der Kräfte und Kreise, die den Materialismus zu bekämpfen vorgeben. Er verbindet sich überhaupt gerne mit geistigen oder geistlichen Losungsworten. Er stand im frühen Mittelalter hinter den Kreuzzugstendenzen, er ließ die Massen an einen Kampf für Gott glauben und dachte an die Handelswege. Steht der gleiche Materialismus hinter heutigen Kreuzzugstendenzen, dann ist er inzwischen wohl reicher an Jahren, nicht aber an Wahrheit geworden.

Ist der Mensch grundsätzlich nicht im Geiste beheimatet, im Hören auf die Stimme Gottes, dann bleibt ihm die sichtbare, wägbare, meßbare Welt als einziger Raum seines Lebens. Dieser Raum aber ist grundsätzlich ungeordnet. Und wollte man nur aus ihm die Begriffe für Wert und Maß gewinnen, so bliebe eine letzte Unsicherheit menschliches Schicksal. Gerade diese Unsicherheit über Wert und Maß aber ist das Merkmal der Geistlosigkeit. Sie äußert sich in schauriger Weise in der doppelten Moral. Wo etwa noch in den Kirchen von Kirchenzucht die Rede ist, betrifft diese wohl ausschließlich sexuelle Dinge. Und das Urteil darüber ist zumeist noch ein Urteil allein nach dem, was die Augen sehen. Gibt es aber irgendwo auf der Welt Kirchenzucht gegenüber schamloser Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, gegenüber skrupelloser Verdrehung der Wahrheit im Dienst politischer Zwecke? Ein Hauptmerkmal der doppelten Moral liegt darin, daß sie ohne Bedenken Völkern und Staaten zubilligt, was sie bei Einzelnen verurteilt. Auch dieses Schwanken aller Werte ist dem gleichen Grunde entsprungen wie Furcht und Materialismus.

Ist der Mensch nicht mehr im Geiste verwurzelt, dann ist er vor allem auch grundsätzlich kein freies Wesen mehr. Die zynische Negation

der menschlichen Freiheitsrechte in der Gegenwart ist nur das letzte Glied einer langen Kette. Die Freiheit ist gerade darum für die besitzlosen Klassen der Menschheit zu einem nicht sehr kostbaren Gut geworden, weil sie es erlebt haben, daß diese Freiheit, genau so wie der Geist, dem sie ja in Wirklichkeit entspringt, zur bloßen Fassade herabgewürdigt worden ist. Im Zustand der Geistlosigkeit ist der Mensch auch dann noch lange nicht frei, wenn ihm alle Freiheitsrechte bewahrt und garantiert sind. Denn er ist von einer Macht bestimmt, die sehr ausschließlich und sehr brutal zu herrschen versteht, dem Besitz.

Daß der Besitz eine dämonische Gewalt ausübt, ist eine Erkenntnis, die wohl schon allen Zeiten der Menschheit zugänglich war. Die Dämonie, die darin besteht, daß der Nichtbesitzende besitzen und der Besitzende mehr besitzen möchte, hat schon im fernsten Altertum ihre Früchte gezeitigt. Es gibt aber noch eine andere dämonische Auswirkung der Besitzeswelt, die an bestimmte historische Voraussetzungen gebunden ist und so erst noch ein besonderes Merkmal der modernen Geistlosigkeit bildet. Was diese moderne Besitzesdämonie ist, läßt sich am ehesten ermessen, wenn man ihr die urchristliche Botschaft von der Freiheit entgegenstellt:

«Das aber sage ich, ihr Brüder: Die Zeit ist kurz; damit fortan auch die, welche Frauen haben, so seien, als hätten sie keine, und die Weinenden, als weinten sie nicht, und die Fröhlichen, als freuten sie sich nicht, und die Kaufenden, als behielten sie es nicht, und die die Dinge der Welt benützen, als nützten sie sie nicht aus; denn die Gestalt dieser Welt vergeht. Ich will aber, daß ihr ohne Sorgen seid.»
(1. Kor. 7, 29—32.)

Die Freiheit derer, die, wie Paulus hier sagt, haben als hätten sie nicht, war niemals eine Selbstverständlichkeit, sondern stets nur eine Frucht des Geistes. In dem Augenblick aber, da das Haben der einzige Wertmaßstab geworden ist, da die alten Maßstäbe von Adel und Leistung, die zur mittelalterlichen Zeit noch neben dem Haben Gültigkeit besaßen, dahinfielen, wurde die Möglichkeit, daß man habe, als hätte man nicht — auf das Geld angewendet —, eine reine Unmöglichkeit. Ist der Besitz einmal der einzige Maßstab, an dem Menschen gemessen werden, ist er die einzige Triebkraft, die das Räderwerk der Wirtschaft und die Gefüge der Staaten vorwärts bewegt, dann besitzt dieser einzige Wertmaßstab gerade durch seine Ausschließlichkeit einen die Freiheit verdrängenden Charakter. So wie der gesunde Mensch etwa, weil er von sehr vielen Speisen lebt, auch einer Speise gegenüber die Freiheit hat, sie zu haben als hätte er sie nicht, der kranke Mensch hingegen, dem eine allerstrengste Diät vorgeschrieben, ja der nur auf eine einzige Speise angewiesen ist, dieser seiner einzigen Speise gegenüber eben die Freiheit nicht mehr hat, so hat die Menschheit die Freiheit vom Besitz in dem geschichtlichen Augenblick des Aufkommens der modernen Bourgeoisie verloren. Denn: Haben als hätte man nicht bedeutet nicht nur: Fähig sein, nötigenfalls den Besitz dahinzugeben. Dieses kann schwer genug sein.

Schwerer aber ist das Behalten des Besitzes. Denn das Haben und Besitzen verändert sowohl den, der hat und besitzt, als auch das, was er hat und besitzt. Tritt der Mensch dem Baum im Garten, dem Bild an der Wand, der Vase auf dem Tisch, ja, der Frau oder dem Mann, die sein Leben teilen, nur als der gegenüber, der diese Menschen oder Dinge hat, so sind beide, Besitzende und Besessene, verändert. Das Besessene ist zum reinen Gegenstand entwürdigt, und der Besitzende ist nichts als Besitzender. Der Baum im Garten, das Bild an der Wand, die Vase auf dem Tisch, die Frau oder der Mann antworten dem Besitzenden nicht mehr mit ihrer eigenen Sprache und ihrem eigenen Blick, sondern er findet in ihnen nur noch *die* Sprache und *den* Blick, die ihm sagen: Ich bin dein Eigentum. Und auch er, der Besitzende, gibt diesen Menschen und Dingen nicht mehr sein eigenes Wort und seinen eigenen Blick, sondern nur noch das Wort und den Blick: Ich besitze dich. Die große Verarmung geht von einem Geisteszustand — oder besser gesagt wieder einer Geistlosigkeit — aus, da man nichts anderes mehr hat als das Haben. Das Haben des Habens aber ist das ärmste Haben. Darum ist es auch wieder keine Zufälligkeit, daß in einer Zeit, die zu Menschen und Dingen kein anderes Verhältnis kennt als das des Besitzes, das äußere Leben häßlicher wird. Der moderne Städtebau, gemessen am mittelalterlichen, moderne abstrakte Malerei, gemessen an der Kunst, die noch Menschen und Gegenstände wirklich sah, das moderne gesellige und soziale Leben, gemessen an den organischen Verbindungen der vergangenen Zeit, was ist es anders als Verarmung, die ihren letzten Grund wohl in der Geistlosigkeit hat, die die Beziehungen zwischen Menschen und Dingen zerstört! Die Besitzeswelt läßt kein Auge und kein Ohr mehr für den verborgenen Blick und die verborgene Sprache der Dinge, sie läßt auch kein Empfinden mehr zu für wirkliches Geheimnis. Von dort aus geht ein lauter und schriller Ton auch durch die Erlebniswelten, die gerade nicht laut und schrill sein dürften, durch Dichtung und Musik und durch die Sprache religiösen Erlebens. Ein treffendes Bild dieser geistlosen Verarmung hat Rilke in einem seiner frühen Gedichte gezeichnet:

«Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort.
Sie sprechen alles so deutlich aus:
Und dieses heißt Hund und jenes heißt Haus,
Und hier ist Beginn und das Ende ist dort.

Mich bangt auch ihr Sinn, ihr Spiel mit dem Spott,
Sie wissen alles, was wird und war;
Kein Berg ist ihnen mehr wunderbar;
Ihr Garten und Gut grenzt grade an Gott.

Ich will immer warnen und wehren: Bleibt fern.
Die Dinge singen hör ich so gern.
Ihr rührt sie an: sie sind starr und stumm.
Ihr bringt mir alle die Dinge um.»

Wenn das Haben als einzige Wertkategorie schon die Beziehung zu den Dingen zerstört, die man sieht, so gilt dies noch viel mehr von den Dingen, mit denen der Mensch nur eine unsichtbare, dem inneren Erleben zugängliche Verbindung hat. Diese stehen, wo nur das Haben gilt, überhaupt außerhalb des Raumes der Welt, in der der Mensch sich bewegt. Das gilt besonders für den Raum des geschichtlichen Lebens. Es gibt darum weithin nur noch eine Vergötzung oder eine Nichtbeachtung dieses Raumes. Die Vergötzung führt zu den grotesken Auswirkungen, zu denen Nazismus und Faschimus in bezug auf die Geschichte gelangt sind. Die Nichtbeachtung führt zu geschichtlicher Wurzellosigkeit. Beide können wohl nur im Maß ihrer grotesken Auswirkungen miteinander konkurrieren.

Eine Welt, die das Haben zu ihrem einzigen Maßstab macht, sollte, so meint man, wenigstens wissen, wenn sie sonst schon nichts weiß, was Haben und Eigentum ist. Es ist aber merkwürdig, zu beobachten, daß man gerade dort, wo man nur haben will, nicht einmal das Haben hat. Denn Haben muß im Grunde mehr sein als tyrannisches Gebrauchen. Haben ist immer noch eine Beziehung, wenn auch eine arme; wenn man vom Haben redet, ist immer noch ein Subjekt vorausgesetzt, das haben kann. Wird das Haben aber totalitär, so zerstört es auch das Subjekt. Der, der nur hat, *ist* gar niemand mehr, er ist ein anonymes Etwas. Er lebt weder sein eigenes Leben noch stirbt er seinen eigenen Tod. Sein Ich, das in der Atmosphäre des absoluten Habens so angeschwollen ist, ist zerplatzt und als namenloser Teil in die unpersönliche Welt des Man verweht. Lange bevor der absolute Nihilismus sich ausgebrüllt und ausgetobt hat, lange bevor er zynisch die Werte verfälscht und das Leben getötet hat, hat ein geistiger Nihilismus, eben der Nihilismus der Besitzeswelt mit ihrem Ausschließlichkeitscharakter, Menschen und Dinge, Objekte und Subjekte verwüstet. Die große Leere, die diesen Nihilismus umgibt, kann wohl, solange er nicht zum brüllenden Toben wird, verhüllt und versteckt werden, Verhüllen und Verstecken von schleichenden Krankheiten aber ist das Gegenteil der Heilung. In seinem Werk «Bedürfnis nach Größe» sagt der waadtländische Dichter Ramuz treffend über die Herrschaft der Gemeinplätze:

«Die bürgerliche Welt treibt mit sich selber ein Versteckspiel, sie verhüllt ihre innere Leere und Ohnmacht unter dem entlehnten Deckmantel einiger Gemeinplätze, die einer Geschichte entnommen sind, welche zudem nicht einmal immer ihre eigene Geschichte ist, oder einer Natur, die sie zwar noch immer umgibt, mit der sie aber keinerlei Verwandtschaft mehr hat.»

Wenn hier die skizzierte Geistlosigkeit als ein Merkmal der bürgerlichen Welt gezeichnet wird, und wenn wir vorher selber für diese Geistlosigkeit den Begriff der Bourgeoisie verwendet haben, so ist damit nicht einfach ein politischer Begriff gemeint. Es ist jedoch eine unübersehbare Tatsache, daß diese Geistlosigkeit, historisch gesehen, aufs engste mit dem Aufkommen der modernen Bourgeosie verbunden ist. Die Auf-

lösung der feudalen und mittelalterlichen Bindungen hat auf der einen Seite wohl eine Befreiung bedeutet, auf der anderen Seite aber eine ungeheure geistige Verarmung. Wo den überwundenen Werten nur der Wert des Besitzes, den überwundenen Unfreiheiten nur die Handels- und Gewerbefreiheit entgegengestellt werden konnten oder können, da schwindet die Beziehungsfülle der Welt in großer Verarmung dahin. Historisch gesehen dürfen darum die Geistlosigkeit und die nihilistische Verarmung als Werk der Bourgeoisie angesehen werden. Daß an diesem Werk das Christentum nicht unschuldig ist, haben wir anfangs gezeigt. Und daß die Geistlosigkeit der Bourgeoisie auch dort nicht halt macht, wo Menschen und Menschengruppen sich als Antibourgeois bekennen und gebärden, wird im folgenden noch zu zeigen sein.

3. *Die Verbürgerlichung*

Verbürgerlichung strömt als große Flut sowohl in das Christentum als auch in den Sozialismus der Gegenwart ein. Die Folgen davon sind dann ein bourgeoises Christentum und ein bourgeoiser Sozialismus.

Das Hauptmerkmal des bourgeoisen Christentums liegt darin, daß Gottes Heiliger Geist mit dem Geist — oder eben der Geistlosigkeit — der Bourgeoisie gleichgesetzt wird. Gottes Heiliger Geist ist dann der Geist der bürgerlichen Gesellschaft, der Geist einer christlichen Zivilisation, der Geist der geltenden Tradition. Die Fremdheit des Geistes Gottes in der Welt, seine überquellende Lebensfülle haben keinen Raum mehr. An Stelle des wirklichen Lebensprinzips, das Menschen wohl ans Kreuz bringen, niemals aber aus dem echten und ewigen Leben verdrängen kann, treten die billigen Lebensprinzipien der jeweiligen Gegenwart. Je weniger ernst aber der Kern der christlichen Botschaft, der Glaube an das Reich Gottes und den Geist genommen werden, um so ernster werden all die Dinge genommen, die, so sie überhaupt einen Sinn haben, nur den haben dürften, Gewänder des Höchsten und Heiligsten zu sein. Eine christliche Welt, die nicht mehr von ihrem Zentrum her denkt und lebt, nimmt an Stelle des Reiches Gottes das Christentum ernst. Die Ausbreitung des Christentums tritt an die Stelle des Wachsens des Reiches Gottes. Der Begriff vom Reiche Gottes selber hat diese Verfälschung erfahren. Es soll schon Reichs-Gottes-Arbeit sein, Anhänger für diese oder jene Konfession und Denomination zu gewinnen!

Verbürgerlicht das Christenum, dann tritt es eben aus dem Raum, da die Welt vor Gott steht, vor dem brennenden Dornbusch, in den anderen Raum, da sie nur vor den meßbaren und wägbaren Größen der Welt steht. Da wird vor allem die Kirchenpolitik wichtig. Und die gleichen Christen, die etwa in billigem Stolz sich vom schmutzigen Geschäft der Parteipolitik in die Welt zurückziehen, betrieben diese gleiche Parteipolitik, mit anderen Vorzeichen und anderen Decknamen innerhalb ihrer eigenen Mauern. Auch längst veraltete kirchenpolitische

Fronten müssen dann um des Verbürgerlichungsprozesses willen wieder belebt werden.

Neben die Kirchenpolitik tritt die überschätzte Lehre, denn auch sie ist im Raum der meßbaren und wägbaren Größe zu Hause. Die scheinbar einander entgegengesetzten Welten einer verschwommenen Allerweltstoleranz einerseits und einer sturen Doktrinfestigkeit anderseits sind im Grunde nur die beiden Seiten der gleichen Münze, die die Bourgeoisie geprägt hat. Denn beide Male tritt eine menschliche Größe an die Stelle einer göttlichen; an die Stelle von Gottes Gerechtigkeit in der Zeit treten die Ideale der jeweiligen Gegenwart. Und jedes dieser kleinen Ideale bekleidet sich mit dem strahlenden Anspruch, Gottes Sache zu sein.

Zum großen Verbürgerlichungsprozeß innerhalb des Christentums gehört in der Gegenwart auch die verhängnisvolle Sucht, die Rettung in einem überschätzten Sakramentalismus zu suchen. Je weniger Raum für das echte Geheimnis des Gehorsams im Christentum vorhanden ist, um so mehr suchen falsche Geheimnisse diesen Raum zu füllen. Es gibt in Wirklichkeit nur *ein* Sakrament, und das ist der Augenblick, da der Mensch vor dem Gotteswillen steht, Mose vor dem brennenden Busch, Christus vor dem Kelch in Gethsemane, Petrus vor Christus, Paulus vor dem großen Licht vor Damaskus. Hier ist Sakrament, das nicht aus der überlieferten Religionswelt stammt, Geheimnis als Leben und Wirklichkeit. So andere Sakramente und kirchliche Bräuche irgendeinen Sinn haben, so kann es wohl nur dieser sein, hinzuweisen und hinzuführen zu diesem Heiligsten und Lebendigsten. Wo aber die Zeichen wichtiger werden als die Sache selbst, da ist immer die Sache in die Ferne gedrängt.

Wo Kirchenpolitik, dogmatische Lehre und falscher Sakramentalismus das Christentum bestimmen, da wird es zu einem neuen Klerikalismus. Die klerikalen Versuche der Gegenwart sind darum keine Zufälligkeit. Wenn die Institution an die Stelle der Sache tritt, zu der sie hinführen soll, dann herrscht Geistlosigkeit an Stelle des Geistes. Und auch all diese Geistlosigkeiten im Raume des Christentums sind keine Zufälligkeiten. Sie sind mit den Geistlosigkeiten der bourgeoisen Welt aufs engste verwandt und fließen mit diesen aus der gleichen trüben Quelle, dem Mißverständnis des Reiches Gottes und seines Lebenskerns, des Heiligen Geistes.

Auch die Verbürgerlichung des Sozialismus besteht im Grunde darin, daß etwas Großes klein wird. Diese Verkleinerung des wirklich Großen tritt um so eher ein, als man aus dem Großen das Allergrößte macht. Wo man geneigt war, im Sozialismus das letzte und unüberbietbare Ziel der Menschheit zu sehen, da hat man den Sozialismus in Wirklichkeit nicht erhöht, sondern erniedrigt. Denn da glaubt man an ein berechenbares Ziel von Welt und Menschheit, da lebt man allein im Raum der sichtbaren Größen. Der verbürgerlichte Sozialismus der Gegenwart findet seinen Ausdruck vor allem in der Schicksalsgläubigkeit. Bei Karl Marx

selber gibt es in bezug auf die Zukunft des Sozialismus noch zwei Linien. Die eine beruht im Glauben vor allem des jungen Marx, daß die Welt vom Menschen verändert werden muß. Sie bewirkt den starken und revolutionären Appell an die Proletarier als Menschen. Die andere Linie beruht auf dem Glauben an die Unausweichlichkeit des kommenden Sozialismus. Es ist jene Linie, da auch für die geschichtliche Welt Gesetze proklamiert und konstruiert werden, parallel den Naturgesetzen eines positivistischen Weltbildes. Im gleichen Maße wie der Glaube an das automatische Kommen des Sozialismus sich verstärkt hat, ist auch seine Verbürgerlichung gewachsen. Wenn der Sozialismus doch einem ewigen Naturgesetze gleicht, sich automatisch verwirklicht, dann hat er letzten Endes keinen Geist nötig, dann genügt es, mit den Methoden der bürgerlichen Welt ihn ein wenig zu fördern, dann braucht es kein neues Menschenbild, dann schlüpft im Gegenteil der alte bürgerliche Mensch, wenn die Zeit einmal erfüllt ist, in das neue Kleid. Der fatalistische Sozialismus ist bescheiden, allzu bescheiden geworden. Er begnügt sich mit einem Konsumvereinsladen im Dorf und einem Gesamtarbeitsvertrag für die Fabrik. Oft ist dieser Fatalismus auch ein Erzeugnis der Furcht, diesmal der Furcht vor dem eigenen Mut. Es gibt wohl Sozialisten, denen der Gedanke, daß vielleicht am Ende doch diese geglaubte Verwirklichung ganz nahe bevorstehen könnte, einen Schrecken einjagt, da man wohl dunkel fühlt, dann den tatsächlich gestellten Ansprüchen nicht genügen zu können. Aber nicht nur diese Furcht geistert durch den verbürgerlichten Sozialismus, sondern vor allem auch die Furcht, in den Geburtswehen einer neuen Zeit bequeme und geliebte Positionen verlieren zu können, die Furcht vor dem Ernstmachen mit dem, was man bekennt.

Die diesem revisionistisch verbürgerlichten Sozialismus scheinbar entgegengesetzte Welt des gewaltgläubigen Kommunismus ist im Grunde von der gleichen Verbürgerlichung bedroht. Der Glaube an die Gewalt ist die Negation des Geistes, und auch dort, wo man den Gewaltzustand nur als einen Übergangszustand verstehen will, ist im Grunde eine Kapitulation vor der herrschenden bürgerlichen Wirklichkeit vollzogen, die Kapitulation nämlich, die in dem Glauben beruht, daß die wirklich wirksamen Waffen und Werkzeuge eben nur die des Gegners sein könnten. Und noch stärker wirkt hier die falsche Selbstverabsolutierung des Sozialismus bei dessen Verbürgerlichung mit. Der als letztes Ziel der Menschheit geglaubte Sozialismus wird zum Traume. Solange man Träume nur träumt, sind sie nicht gefährlich. Es geschieht aber zuweilen, daß Träume Wirklichkeit werden. Wo nur ein Traum vom Höchsten ist, und nicht auch die Kraft des Höchsten, die immer noch zu neuem Höheren führt, da kann das Erwachen aus dem Traum eine gefährliche Sache sein. So mag der Jüngling etwa von seinem zukünftigen Beruf träumen und der arme Schlucker vom Vermögen des Erbonkels. Einmal aber steht dieser Jüngling in seinem Beruf, und der träumende Habenichts hat sein

Ziel vielleicht auch einmal erreicht. Ist bei ihnen dann nicht die Kraft zu einem Wachsen und Weiterschreiten, ist ihnen dann nicht der Zugang zu höherer Erfüllung offen, dann könnte es sein, daß der Jüngling in seinem Beruf, der arme Schlucker am Ziel seiner Träume, der träumende Sozialist im Augenblick des sich verwirklichenden Sozialismus nichts anderes mehr zu erleben und erlernen vermögen als — das Gähnen.

Diesem Mißverständnis des Sozialismus gegenüber hat wohl Herman Greulich sein bekanntes Wort gesprochen, daß der Sozialismus Johannes dem Täufer gleiche, der dem, der nach ihm kommt, dem Sohn des Menschen, den Weg zu bereiten habe. Wo in dem Täufer allerdings schon der endgültig Kommende gesehen wird, da erfüllt sich im Sozialismus die gleiche Verbürgerlichung, die das Christentum erlebt, wo es eben sich, das Christentum, an die Stelle des Reiches Gottes setzt. Und er erlebt auch die gleichen Auswirkungen der Verbürgerlichung, die Überschätzung der äußeren Institution, der Doktrin, zuweilen auch der Doktrin der Doktrinlosen als der ärmsten aller Doktrinen! Und er muß es erleben, daß Menschen, von der Langweiligkeit dieser Dinge abgestoßen, Heilmittel gegen die Langweiligkeit irgendwo anders suchen. Und wenn sie schon suchen, was ist dann leichter zu finden als die Heilmittel, die die Bourgeoisie anbietet, die schöne, bequeme bourgeoise Dekadenz! Daß dadurch die eigentliche Krankheit noch vergrößert wird, daß dann, wenn Menschen ihre Kraft zum Ausbau des wirklichen Sozialismus bei den Quellen suchen, die die bourgeoise Dekadenz ihnen bietet, beim Kino, beim Verein, bei der Entwurzelung des abstrakten Individuums nicht das neue Leben, sondern der alte Tod einströmt, ist leider eine unübersehbare Tatsache. Die Verbürgerlichung des Sozialismus, die auch hier mit Geistlosigkeit gleichzusetzen ist, enthüllt, wie die Verbürgerlichung des Christentums, wie sehr der Zugang zum echten, lebendigen und schöpferischen Geiste fehlt.

Bruno Balscheit.

(Schluß folgt.)

Zeugen für ein anderes Amerika

Unlängst, in einer Unterhaltung mit Herrn André Bonnard über die immer dunkler und beklemmender werdende internationale Lage, erklärte der Lausanner Professor plötzlich, er habe, trotz allem, Vertrauen zu Amerika. Diese Erklärung kam mir zuerst etwas überraschend. In einer Zeit, wo die Vereinigten Staaten die Führung im berühmten Atlantikpakt übernehmen und durch die Stimme des Präsidenten Truman verkünden, sie würden schlimmstenfalls nicht davor zurückschrecken, die Atombombe zu brauchen, um den Frieden zu retten, scheint ein solches Vertrauen nur auf Illusionen oder einer eingefleischten Vorliebe für paradoxe Ansichten zu beruhen. Doch darf man nicht vergessen, daß es

noch ein anderes Amerika gibt als das offizielle, das im Namen der Vereinigten Staaten zu sprechen und diese in den Beratungen der internationalen Politik getreu zu vertreten behauptet.

Mme Simone de Beauvoir hat uns zwar in ihrem Buch «L'Amérique au jour le jour» von der erstaunlichen Passivität und Trägheit des durchschnittlichen Staatsbürgers der Vereinigten Staaten in politischen Fragen erzählt. Aber diese sehr wahrscheinlich für den Schlendrian des Alltags gültige Feststellung scheint uns in Zeiten der Krise viel weniger augenfällig. Man denke nur an die Krise der dreißiger Jahre, die im Handumdrehen F. Roosevelt und den «New Deal» ans Steuer brachte! Oder in der jüngsten Vergangenheit an die Wiederwahl des Präsidenten Truman, die so radikal alle politischen Voraussagen auf beiden Seiten des Ozeans Lügen strafte. Wer dürfte behaupten, daß sich solch bestürzende Donnerschläge nicht wiederholen könnten, und das in nächster Zukunft? Zeigt sich nicht am Horizont schon das Gespenst einer neuen, ungewöhnlich schweren Arbeitskrise, die alle möglichen Folgen nach sich ziehen könnte? Hat nicht der berühmte Negersänger Paul Robeson erst ganz kürzlich schreiben können: «Auch ich bin Amerika!» Und kann nicht Henry Wallace mit dem gleichen Recht dasselbe von sich behaupten? So auch der große Charlie Chaplin, der uns eben noch die unvergeßliche Schöpfung «Monsieur Verdoux» schenkte? Und sogar Garry Davis, zur Stunde, wo er seinen Paß eines Bürgers der USA gegen den eines Weltbürgers umtauscht? Wahrlich, alle diese Männer sind für uns Zeugen eines andern Amerika, und wir glauben fest, daß eben dieses Amerika in der Weltgeschichte das letzte Wort behalten wird.

Auch die zeitgenössische Literatur ihrerseits legt Zeugnis ab für den Umfang und die Lebendigkeit der Auflehnung gegen die Gleichförmigkeit, für die unabhängige Gesinnung, die eine der wirksamsten und echtesten amerikanischen Überlieferungen ist. Die Schriftsteller jenseits des Ozeans haben in der Tat von jeher ganz besonders unter dem erstickenden Puritanismus gelitten, dessen engherzige Moral ihren schöpferischen Schwung lähmt und hemmt. Es ist also nur natürlich, daß gerade die Besten unter ihnen in Bausch und Bogen eine soziale Ordnung verwerfen, die auf dem Puritanismus gegründet ist, von dem sie sich mit allen Mitteln zu befreien trachten. Wenn es anderseits richtig ist, daß es ihren Vorfahren um den Preis wahrhaft übermenschlicher Anstrengungen gelungen ist, einen ganzen Kontinent urbar zu machen und riesige, tausendarmige Städte zu erbauen, so ist es ebenso wahr, daß sie nie Zeit gefunden haben, die rein menschlichen Bindungen und Beziehungen voll auszubilden. In dieser Hinsicht ist es keine Übertreibung, zu sagen, daß die Familie in den USA keine eigentliche Wirklichkeit besitzt. Die ständige quälende Sorge um das Geldverdienen läßt dem vertraulichen Leben im Heim und der Freundschaft allzu wenig Raum. Und deshalb empfindet drüben der Schriftsteller, scharfsichtiger und be-

wußter als seine übrigen Landsleute, doppelt den Druck seiner Einsamkeit. Schon aus diesem Grund fühlt er gebieterisch das Bedürfnis nach einer mannhaften Gemeinschaft, die ihm allein der Sozialismus in dieser oder jener Form zu bieten vermag. Aus dieser Atmosphäre muß man die in gewissem Sinn revolutionären Werke der Auflehnung von Schriftstellern wie Theodor Dreiser, Upton Sinclair, und, näher bei uns, James T. Farrell, John Dos Passos, Hemingway oder Steinbeck verstehen.

Auf einem andern Gebiet ist das in Amerika immer latente Problem der schwarzen Rasse gegenwärtig wieder brennend geworden, denn das Wiedererwachen der Lynchjustiz in den Südstaaten, allzu häufig von empörenden Freisprechungen gefolgt, ist für liberal denkende Menschen in Amerika nach den großen, während des Krieges von den Negern für den Sieg der gemeinsamen Sache gebrachten Opfern einfach unerträglich. So stellt man seit einigen Jahren ein ungemein typisches Anwachsen von Romanwerken fest, die das Problem der schwarzen Rasse behandeln. Wir brauchen nur «The Strange Fruit» von Lilian Smith, einer jungen Romandichterin des Südens, zu erwähnen, die sichtlich die Gegenpartei zu Margaret Mitchells «Gone with the wind» ergriffen hat; oder «Kingsblood Royal» des großen Schriftstellers Sinclair Lewis, der unter dem Deckmantel eines Romans ein wahres Manifest zugunsten der Neger verfaßt hat; ganz ähnlich wie seinerzeit Mrs. Beecher-Stowe, mit «Uncle Tom's Cabin», will Lewis das Gewissen seiner Landsleute aufrütteln; schließlich sei noch das bedeutungsvollste Werk, «The Native Son» von Richard Wright, genannt. Es ist besonders interessant, hervorzuheben, daß der beste Roman, der bisher dieses brennende Problem behandelt, just das Werk des größten schwarzen Prosadichters der Vereinigten Staaten ist.

Und nun kommt die Reihe an Romanschriftsteller von sehr bedeutendem Talent, denen der Marxismus das Wesen ihrer Gedanken und ihrer Kunst einhaucht. Kämpfer für den Marxismus im vollen Sinn des Wortes sind Albert Maltz und Howard Fast. Um das klar zu erkennen, braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, daß jener wegen seiner politischen Überzeugung seine Stelle verlor und dieser aus dem gleichen Grund ins Gefängnis wanderte. Seltsame Anwendung des Prinzips der Gedankenfreiheit, auf die das offizielle Amerika in seinen gegenwärtigen Streitigkeiten mit Rußland und den Ländern des Ostblocks so hochmütig pocht! Dabei könnten Albert Maltz und Howard Fast wahrhaftig mit besserem Wissen und Gewissen als Kravtschenko der Welt verkünden, daß auch sie «die Freiheit gewählt» haben! Doch haben wir es hier nicht nur mit Kämpfern und Propagandisten für eine Sache zu tun, der sie ihr Leben geweiht haben; es sind auch echte, geborene Schriftsteller. Leser der französischen Sprache können Albert Maltz dank einer ausgezeichneten Übersetzung seines Romans «Le Courant souterrain» kennen und schätzen lernen, die letztes Jahr im Verlag «Hier et Aujourd'hui» erschien.

In einer Vorbemerkung zu seinem Roman hat Albert Maltz uns vor-

sorglich mitgeteilt, daß «die Ereignisse dieses Romans, die sich in Detroit (Michigan) und in der Umgebung dieser Stadt im Februar 1936 zwischen einem Samstagabend und dem folgenden Dienstag in der Morgendämmerung abspielen, auf historischen Tatsachen beruhen. Doch sind die Personen erfunden und die Anekdoten persönlich.» Aber was sind eigentlich diese «Unterirdischen Strömungen», die diesem anziehenden Buch nicht nur den Titel geben, sondern auch seinen tieferen Sinn aussprechen? Auch hier hat uns der Verfasser durch seinen Helden Princey als Dolmetscher sehr genau unterrichtet: «Anfang und Ende ist dies: ein Mann muß seinem Ideal treu bleiben. Das, und nichts anderes, ist die unterirdische Strömung seines Lebens. Sonst ist er nichts. Ich kann nicht verraten. Ein Mann, der sein Ideal verrät, vernichtet sich selbst.»

Die eigentliche Erzählung, in kurze Sequenzen aufeinanderfolgender Schichten aufgeteilt, stellt 48 Stunden aus dem Leben eines Kommunistenführers, Princey, in einer Automobilfabrik in Detroit dar, der eine Gewerkschaft ins Leben zu rufen sucht, die imstande ist, die Berufsinteressen der Arbeiter wirksam zu verteidigen; gleichzeitig soll sie ihre Klassenbildung nach marxistischer Lehre fördern. Von seinen Gegnern wird er erbarmungslos verfolgt und gehetzt; diese stehen in Verbindung mit dem terroristischen Geheimbund Ku-Klux-Klan, verfügen über eine eigene Geheimpolizei sowie über gewisse straffällige Neger, die unter Bürgschaft freigelassen sind, um als Polizeispitzel verwendet zu werden. So gerät er schließlich in ihre Schlingen. Aber da der Kommunist Princey zugleich ein lauterer und mutiger Mann ist, läßt er sich weder kaufen noch einschüchtern, und der einzige Ausweg ist zuletzt, ihn brutal umzubringen. Der Objektivität zuliebe sei zugegeben, daß das gleiche tragische Schicksal Princey auch in Sowjetrußland hätte ereilen können, wenn er im gegebenen Zeitpunkt das Unglück gehabt hätte, in den Verdacht des «Andersdenkens» zu fallen; aber der Umstand, daß solche Methoden in den Vereinigten Staaten unter der Herrschaft der kapitalistischen Demokratie möglich sind, dürfte eine sehr betrübliche Aufklärung für manche aufrichtige Liberale in unserem Lande sein, die in Unkenntnis so unmenschlicher und grausamer Wirklichkeiten dahinleben.

Vom literarischen und auch vom menschlichen Standpunkt aus gesehen ist jedoch Howard Fast unstreitig ein Schriftsteller von größerem Format als Albert Maltz. Wenn das zurzeit von der Kritik nicht allgemein anerkannt ist, so nur, weil der Parteigeist sich störend in ein Gebiet eindrängt, aus dem er peinlich verbannt sein sollte, und so die Kritik daran hindert, ein Werk gebührend einzuschätzen, das uns ohne jede Parteilichkeit als eines der hervorragendsten und kennzeichnendsten erscheint, worauf die gegenwärtige literarische Produktion der Vereinigten Staaten stolz sein kann. Howard Fast wurde im November 1914 in Neuyork als Sohn israelitischer Eltern geboren. Seine Jugendjahre verbrachte er, nach dem denkwürdigen Vorbild Jack Londons, auf abenteuerlichste

Weise. So war er der Reihe nach Güterversender, Wäscher, Metzger, Schneider, Ausläufer, Erdarbeiter. Aber von 1936 ab verschreibt er sich endgültig, mit Leib und Seele, der literarischen Laufbahn und spezialisiert sich in erster Linie auf den historischen Roman. Davon beziehen sich viele auf den Unabhängigkeitskrieg, und der Verfasser befleißigt sich so sehr, der Geschichte treu zu bleiben, daß man aufrichtig behaupten kann, sie enthielten kaum eine wichtige Einzelheit, die nicht aufmerksam nachgeprüft wäre, nachdem sie aus glaubwürdigen Quellen geschöpft wurde. «Strange Yesterday», 1934, schildert uns das Leben einer amerikanischen Familie durch fünf Generationen hindurch; «Place in the City», 1937, ist die Chronik eines Quartiers von Neuyork; «Conceived in Liberty», 1939, spielt in Valley Forge, einem Dorfe in Pennsylvania, wo Washington vom Dezember 1777 bis Juni 1778 sein Hauptquartier hatte; und «The Unvanquished», 1942, ruft wiederum die große Gestalt von George Washington zu neuem Leben.

Und nun kommt ein Roman, oder besser eine romanhafte Biographie von ganz anderem Schlag, die gleichfalls soeben in französischer Übersetzung im Verlag «Hier et Aujourd'hui» erschien: «Citizen Tom Paine» erzählt uns erstaunlich lebendig und malerisch das Leben des großen Publizisten (1737—1809), der während des Unabhängigkeitskrieges die Seele des Widerstandes gegen England war und es daher verdient, neben George Washington und Jefferson als einer der Begründer der Vereinigten Staaten geachtet zu werden. Seltsam ist das Schicksal dieses Revolutionärs von Beruf, der nie die Zuflucht eines sicheren Heims, eines einigermaßen ruhigen und geregelten Lebens kennen sollte. Als armer englischer Arbeiter, der im Gin nur mangelhaften Trost für sein Elend fand, zog er in jungen Jahren nach Amerika, als einziges Gepäck einen Empfehlungsbrief von Benjamin Franklin in der Tasche. Warum gerade nach Amerika? Howard Fast ruft es laut mit seiner ganzen Liebe seinem Lande zu, dessen Obrigkeiten ihn jetzt ins Gefängnis werfen, wie einst ihre scheinheiligen und rückständigen Vorgänger den gealterten Thomas Paine steinigen sollten: «Es war die junge Kraft von Amerika, die ihn am tiefsten ergriff. Hier entstand eine neue Menschenrasse, nicht von besonderem Blut, von besonderer Klasse oder Abstammung; ihr Ursprung war einfach ein Versprechen. Und auf seine schlichteste Formel zurückgeführt ... losgelöst von seinen hohen Bergen, seinen Flüssen und Tälern, hieß dieses Versprechen einfach: *Die Freiheit!*» – Thomas Paine hatte wirklich «die Freiheit gewählt», für die Freiheit kämpfte er im Unabhängigkeitskrieg, und seine Gegner waren nicht einfach die Engländer, sondern die Feinde der Revolution, die Leute, denen «das Volk» immer mehr Schrecken einjagt als das Ausland. Als Schüler der englischen Philosophen und der französischen Enzyklopädisten konnte Thomas Paine von diesem Krieg gegen die Fremdherrschaft, der im Grunde schon ein Bürgerkrieg von internationaler Bedeutung war, sagen: «Noch nie ist die Sonne über einer gerechteren Sache aufgegangen. Es

geht nicht um eine Stadt, um eine Grafschaft, eine Provinz oder ein Königreich, sondern um einen ganzen Kontinent, zum mindesten ein Achtel der bewohnbaren Welt. Die Arbeit wird nicht in einem Tag, einem Jahr, ja nicht einmal in einem Zeitalter bewältigt werden. Die Nachwelt ist virtuell am Streit beteiligt, und bis ans Weltende wird sie die Folgen der heutigen Entscheidungen tragen. Ihr alle, die ihr die Menschheit liebt, die ihr nicht nur die Tyrannei, sondern auch die Tyrannen zu bekämpfen wagt, steht auf! Der Zwang herrscht in allen Teilen der alten Welt.» – Diesem Mann, der sein ganzes Leben lang für die edelste Sache streiten sollte, um seinen Mitmenschen «die Würde zurückzuerobern, deren sie seit zehntausend Jahren beraubt waren», war ein ruheloses Dasein bestimmt, und auch sein Tod entrann nicht einem tragischen Schicksal. Bei seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten – das konservative England und das von Napoleon unterworfene Frankreich hatten ihn aus Europa vertrieben! – wurde er verhöhnt und gesteinigt. Ein Fanatiker schoß auf ihn; sogar sein Grab wurde entweiht. Danach kann man wirklich der Welt verkünden: «Das dankbare Vaterland seinen großen Männern!»

Doch Howard Fasts Meisterwerk ist unbestritten «Der Weg zur Freiheit» (französische Übersetzung: «La Route de la Libertée», im Verlag Galimard erschienen), «den Männern und Frauen aller Rassen gewidmet, die ihr Leben im Kampf gegen den Faschismus geopfert haben». Wie zahlreiche amerikanische Schriftsteller vor ihm, hat Howard Fast hier versucht, die Gesellschaft der Südstaaten unmittelbar nach dem Sezessionskrieg zu schildern. Aber während die andern allzugern am Unwesentlichen hängen bleiben, am anekdotischen, malerischen und glänzenden Kleinkram, zielt er auf das Wesentliche; im Gegensatz zum Beispiel zu William Faulkner, der es im Untergang der alten patriarchalischen Familien sucht, der nach seiner Weltanschauung den Mann des Südens zu tragischer Einsamkeit verurteilt, entdeckt Howard Fast mit ganz anderem Scharfblick die Hauptsache in der großen Hoffnung der besitzlosen Neger und Weißen, die, endlich von der Unterdrückung durch die großen Pflanzerfamilien befreit, «den Weg zur Freiheit» vor sich aufgehen sehen.

Im Anfang des Buches, unmittelbar nach dem Sezessionskrieg, sind die Anhänger der Sklaverei zur Ohnmacht verurteilt. Die Neger, die zum großen Teil in der Nordarmee gekämpft und so bei der Befreiung ihres Landes mitgewirkt haben, sind in die Baumwollpflanzungen zurückgekehrt, aus denen ihre früheren Herren entflohen sind. Die Regierung trifft dann in den Südstaaten ein Abkommen, das eine wirkliche Volksherrschaft vorbereiten und begründen soll. Die Wahlen, die man daher in einer Atmosphäre der Freiheit vornehmen kann, ergeben eine erdrückende Mehrheit für die schwarzen Arbeiter und die besitzlosen Weißen. Ihre Abgeordneten gehen sofort an die Arbeit und packen die Verwirklichung eines noch nie dagewesenen Werkes an: «Weiße und

Schwarze lebten zusammen, arbeiteten und bauten zusammen. Das ganze Leben der Südstaaten war dadurch verwandelt, denn zum erstenmal genossen die Menschen in Amerika, ohne Unterschied der Hautfarbe, die gleichen Rechte und konnten sich des Lebens freuen.» Als Bannerträger der schwarzen Rasse, die wirklich aus dem Sklaventum emporzutauchen scheint, um an der ersehnten Küste der Freiheit zu landen, hat Howard Fast in Gideon Jackson eine unvergeßliche Figur geschaffen. Erst ein kindlicher und ungeschliffener Geist, gelangt er, vom Vertrauen seiner Leute getragen, in den Konvent, dann in den Kongreß der Vereinigten Staaten. Im weiteren Verlauf des Buches erringt er sich, gewissermaßen unter unseren Augen, Bildung und eine starke Persönlichkeit; wir sehen, wie er sich nach und nach als ein scharfsinniger, klarblickender und bedeutender Staatsmann bewährt, und dieser allmähliche Aufstieg eines Lebens, den wir als Zuschauer miterleben dürfen, bildet gewiß nicht einen der geringsten Reize dieses auffallenden Buches.

Aber dieser Aufstieg Gideon Jacksons, der wie ein Sinnbild des möglichen Aufschwungs der schwarzen Rasse erscheint, ist ein furchtbares Mahnwort für die großen Pflanzer des Südens, die hier wie in einem aufgeschlagenen Buch ihren hoffnungslosen Niedergang als wirtschaftlich privilegierte Klasse ablesen können. Doch bleiben sie vor einer so drohenden Gefahr nicht lange untätig. Einen Augenblick unter der Last ihrer Niederlage erdrückt, wissen sie sich bald aufzuraffen und geschickt zu manövrieren, um ihre verlorenen Stellungen zurückzuerobern. Zu diesem Zweck setzen sie sich mit der nordamerikanischen Industrie- und Finanzwelt in Verbindung und sichern sich von dieser Seite her die Unterstützung und die Helfer, die sie zur Verwirklichung ihrer Pläne so dringend brauchen. Nachdem dieses erste Ziel dank der Handlung eines verschlagenen Politikers erreicht ist, dem ihre Stimmen die Wahl zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gesichert haben, werden die Nordtruppen vorzeitig zurückgezogen; so wird das Feld für die Rassenumtriebe des Ku-Klux-Klan frei, und alles wird wieder in Frage gestellt. Die Neger und die armen Weißen, die den Wiederaufbau ihres Landes unternommen hatten, werden im Verlauf eines grauenhaften Feldzuges der Unterdrückung und des Schreckens mit ihren Frauen und Kindern niedergemetzelt.

Vom rein literarischen Standpunkt ist «Der Weg zur Freiheit» von Howard Fast wirklich ein meisterhaftes Werk; mit den großen prophetischen Romanen von Graham Greene: «Macht und Ruhm», «Der Kern des Problems», ist es vielleicht eines der seltenen Bücher von dauerndem, unvergänglichem Wert, die uns die internationale Literatur seit dem Ende des letzten Weltkrieges geschenkt hat. Vom sozialen Standpunkt sind wir ganz besonders glücklich, nach der kürzlichen Unterzeichnung des unseligen Atlantikpaktes, in Howard Fast einen der treuesten Zeugen und Verkünder eines andern Amerika begrüßen zu können, das früher oder später das neue Amerika sein wird. *Serge Radine.*

Lukas Stückelberger zum 80. Geburtstag

Diejenigen unserer Leser, die von unseren Jahresversammlungen her die aufrechte Gestalt des ehemaligen Winterthurer Pfarrers Lukas Stückelberger kennen, werden es kaum für möglich halten, daß dieser in Rede und Gedankenführung gleich wie im Äußeren dem Greisenalter so fern scheinende Mann am 26. Juni 1949 80 Jahre alt geworden ist. Als wir Jüngeren Kinder oder noch gar nicht geboren waren, hat er zusammen mit Leonhard Ragaz, Hermann Kutter, Hans Bader, Emanuel Tischhauser und anderen vom lebendigen Glauben an das Reich Gottes aus die Wege zu bahnen und zu beschreiten begonnen, deren Richtigkeit und Notwendigkeit wir heute mehr denn je erkennen.

Aus den nun mehr als vier Jahrzehnte zurückliegenden Besprechungen im Pfarrhaus Degersheim, von denen unser Freund Stückelberger an der letzten Jahrestagung in Zürich so anregend zu erzählen wußte, sind sowohl die religiös-soziale Bewegung als auch insbesondere die «Neuen Wege» erwachsen. So dürfte Lukas Stückelberger sehr wohl den Anspruch erheben, als einer der führenden Männer unserer Bewegung zu gelten. Bescheidenheit und eine vor allem den Frieden suchende Natur ließen solche Ansprüche jedoch nie entstehen. Gerade so aber haben für uns seine innere Autorität und die durch ihn uns geschenkte Verbindung mit den Anfängen unserer Bewegung ein um so größeres Gewicht.

Seine Tätigkeit als Pfarrer begann Stückelberger als Stadtmissionar in Zürich, wo er die eigentliche Not des Proletariats kennenlernte und ernst nahm und von dort her zum religiösen Sozialismus gelangte. Früh schon stand er mit Blumhardt in Kontakt. Seine weitere äußere Laufbahn führte ihn nach Oberhelfenschwil, Schwamendingen und dann — für mehr als 25 Jahre — nach Winterthur. Seiner Natur nach mehr Künstler als Kämpfer, ist er doch stets mit Treue zur Bewegung gestanden. Im Winterthurer Pfarramt hat er auch Kämpfe nicht gescheut. So hat er im Anfang seiner dortigen Wirksamkeit stark besuchte und bewegte Diskussionsversammlungen mit der proletarischen Jugend durchgeführt, was ihm das Mißfallen eines Teils der Kirchenpflege eingetragen hat. Ebensowenig hat er sich der Kleinarbeit in der Sozialdemokratischen Partei entzogen, sich ihr vielmehr – zusammen mit Albert Reichen – hingebend zur Verfügung gestellt. Die «Neuen Wege» sind Lukas Stückelberger besonders zu Dank verpflichtet, gehörte er doch von 1912 bis 1921 der Redaktion unserer Zeitschrift an. Seine von weitem Blick und hoher Kultur zeugenden Artikel zeigen, auf welche Weise und aus welchen Gründen hier christlicher Glaube und Sozialismus zu einer höhern Einheit erwachsen sind. So zeigte Stückelberger schon 1911 in einem Artikel über «Autorität und Pietät im Bereiche der Maschine», daß unter der kapitalistischen Produktionsform gerade diese positiven Werte zur Unmöglichkeit werden und formulierte klar die folgende sozialistische Erkenntnis:

«Bessere sittliche Beziehungen innerhalb der menschlichen Gesellschaft werden erst wieder möglich sein, wenn die Gesellschaftsordnung statt auf divergierenden Interessen wieder mehr auf gemeinsamen Interessen aufgebaut ist; das setzt auch gemeinsame Güter voraus. Erst wenn einmal durch Schaffung von gemeinsamem Besitz der Streit von Mein und Dein in den Hintergrund gedrängt wird, dann erst kann die Persönlichkeit wieder zu ihrem Recht kommen, dann kann es wieder wirklich persönliche Beziehungen geben im Sinn von Autorität und Pietät, um ihretwillen fordern wir die Vergesellschaftung der Produktionsmittel.» («Neue Wege», 1911, S. 405.)

Als zentralen Ausgangspunkt der religiös-sozialen Botschaft skizzierte Stückelberger in einem Aufsatz über «Popularität» folgendes:

«Die Predigt vom Reich Gottes fährt daher wie ein Sturmwind und treibt alles, Niedliches und Nichtiges, vor sich hin, richtend und säubernd, was nicht Ewigkeitswert hat. Was dann bestehen bleibt an gesunden, brauchbaren Elementen, alten und neuen, volkstümlichen oder außergewöhnlichen, das dient alles als Material für das Reich Gottes und soll sich seiner Gemeinschaft einfügen; alles verliert seine selbständige Bedeutung und volkstümliche Wertung und geht auf in einer höheren Ordnung der Dinge. Alles wird verkauft um der einen kostbaren Perle willen.» («Neue Wege», 1912, S. 290.)

Gerade im ersten Weltkrieg war Stückelberger einer von denen, die unbeirrt für den Frieden wirkten und lebten, hier gerade die eigentlich christliche Aufgabe erfüllend. So schrieb er 1917:

«Wir haben als Christen — Krieg hin, Krieg her — die unbedingte, heilige Aufgabe, die nationalen Schranken zwar nicht zu verleugnen oder gar zu beseitigen, aber zu überwinden, Brücken zu bauen, Kanäle zu graben zur Verbindung der Völker mit Hintansetzung der eigenen nationalen Ansprüche an Ehre und Macht. Und wenn die Völker und Staaten es nicht lernen wollen, selbstlos und weitherzig zu denken, so müssen wenigstens die Christen es lernen, sonst sind sie keine Christen mehr.» («Neue Wege», 1917, S. 56.)

Wie diese hier skizzierten Äußerungen, so hat vor allem auch der Zukunftswunsch heute noch unumschränkte Gültigkeit, den Stückelberger 1913 in unserer Zeitschrift äußerte:

«Was wir uns darum für die nächste Zukunft besonders wünschen, das sind Menschen, die diese unsichtbare Kraft des Wachstums durch sich hindurchströmen spüren, Menschen, die immer mehr aus dem Zentrum heraus leben und darum stark und mutig, weitblickend und weitumfassend vorangehen; großangelegte Menschen, die bei allen Gabelungen und Verzweigungen des geistigen Lebens den Blick aufs Ganze nicht verlieren und darum ein Wort weit ausgreifender Wahr-

heit für unser Geschlecht haben, die, allen Zänkereien abhold, den großen Kampf zu führen imstande sind, unbeirrt durch den Beifall von rechts und links.» («Neue Wege», 1913, S. 43.)

Daß dem Jubilar selber diese innere Kraft weiterhin erhalten bleibe, ist unser Geburtstagswunsch für ihn, der sich mit aufrichtigem Dank für alle unserer Sache gehaltene Treue verbindet.

Bruno Balscheit.

Weltrundschau

Pause im kalten Krieg? Unmittelbar nach dem Erscheinen unseres Juniheftes ist die *Pariser Außenministerkonferenz* zu Ende gegangen, deren Vorder- und Hintergründe unsere letzte Weltrundschau zu beleuchten suchte. Das Konferenzergebnis ist in der Weltöffentlichkeit fast allgemein als kaum mehr erwartete Entspannung der internationalen Lage empfunden worden. Zum erstenmal seit dem Ausbruche des West-Ost-Konfliktes durfte man das Gefühl haben, daß die Kriegsgefahr wieder ferner gerückt sei; die Angst ist doch weitherum von den Völkern gewichen, daß sozusagen über Nacht eine neue Katastrophe über sie hereinbrechen könne, wie das etwa unmittelbar nach dem Umschwung in der Tschechoslowakei – der zum Teil selber durch die Furcht vor einem nahen Krieg herbeigeführt wurde – oder in jenem Augenblick der Berliner Krise der Fall war, da General Clay bereits zum Losschlagen entschlossen war und die Erhaltung des Friedens wirklich nur mehr an einem Faden hing. Und dieses jetzt vorherrschende Gefühl der Erleichterung ist auch tatsächlich nicht unbegründet. Die Pariser Konferenz hat, wenn nichts anderes, so doch mindestens keine Verschlechterung der Beziehungen zwischen Ost- und Westblock gebracht, wie das ihre fünf Vorgängerinnen getan haben, besonders die letztjährige Pariser Konferenz, die mit Eklat in die Luft geflogen ist. Und das ist – wir sind ja bescheiden geworden – auch ein Erfolg.

Aber bei nüchterner Betrachtung erscheinen die positiven Ergebnisse der jüngsten Außenministertagung doch allzu mager, um einen wirklichen Optimismus aufkommen zu lassen. Alle wirklichen Entscheidungen sind in Wahrheit nur verschoben worden. Vor allem ist keinerlei Fortschritt in der Vorbereitung eines Friedensvertrages mit *Deutschland* gemacht worden; von einer politischen Einigung Deutschlands – der Voraussetzung für den Friedensschluß – ist man so fern wie je, und seine Zweiteilung scheint nunmehr auf allen Seiten als vorläufig unabänderliche Tatsache hingenommen zu werden, aus der man eben das Beste zu machen suchen müsse, das unter den obwaltenden Umständen über-

haupt möglich sei[1]. Nicht einmal die *Berliner Frage* ist gelöst worden; denn was nach der ja schon vorher beschlossenen Aufhebung der Blokkade in Paris an Maßnahmen zur Wiederherstellung der Beziehungen zwischen den Besetzungsmächten vereinbart wurde, das führt über den Rahmen einer bescheidenen Normalisierung der Verhältnisse vorläufig nicht hinaus. Und ob der Wirtschaftsverkehr zwischen Ost- und Westdeutschland, den beide Teile so nötig brauchen, allmählich wirklich in Gang kommt, das kann erst die Zukunft lehren. Eine greifbare Errungenschaft stellt einzig die grundsätzliche Einigung der Siegermächte über den Friedensvertrag mit *Österreich* dar, die dadurch möglich geworden ist, daß die Sowjetunion die Grenzforderungen des unbotmäßigen Jugoslawien an Österreich einfach fallengelassen hat. Aber auch hier ist Vorsicht geboten, da die Russen kaum aus Österreich abziehen werden, solange sie nicht über die Gestaltung der Dinge in Deutschland einigermaßen beruhigt sind.

Wer hat also in Paris gewonnen? Der Westen glaubt, die Konferenz habe *seine* Sache gefördert, insofern sie den Erfolg der amerikanischen Druck- und Drohpolitik gegenüber Rußland und die unverkennbare Verschiebung des Mächtegleichgewichts zugunsten des atlantischen Blocks registriert habe. Die Sowjetunion anderseits sieht einen Erfolg *für sich* darin, daß es ihr gelungen sei, eine weitere Zuspitzung des Gegensatzes zu den Westalliierten, der ihr hätte gefährlich werden müssen, zu vermeiden und sich wieder in das Viermächtekonzert einzuschalten, was wiederum dem Westen die Frage nahelegt, ob es nicht klüger gewesen wäre, die Russen durch Ablehnung der vorgeschlagenen Konferenz in die völlige Isolierung zu treiben und sie zum offenen Rückzug, ja zur Kapitulation zu zwingen.

Wie dem aber auch sei: von einer wirklichen Annäherung der beiden Mächtegruppen kann trotz der in Paris vereinbarten Atempause schwerlich die Rede sein. Der «kalte Krieg» geht vielmehr ungeschwächt weiter; das Wettrüsten, die Allianzpolitik, das Ränkespiel der Diplomatie, die vergiftete und aufreizende Propagnda auf beiden Seiten – dieser ganze Teufelsapparat läuft nach wie vor auf hohen Touren, und wenn ihm nicht Einhalt getan wird, so wird er die Welt mit absoluter Sicherheit aufs neue in den Abgrund stürzen, der nur mühsam verdeckt immer noch vor ihr gähnt.

---

[1] Sehr bezeichnend ist in diesem Zusammenhang die Feststellung des Londoner Korrespondenten der «Neuen Zürcher Zeitung» (in Nr. 1271), daß England gar kein Interesse an einer Einigung Deutschlands habe, vielmehr unbeirrt an seinem Ziel festhalte, «Deutschland als europäische Großmacht zu eliminieren». Solange die Sowjetunion die deutsche Einheit propagiert habe, sei allerdings auch der Westen zu einer entsprechenden Haltung genötigt gewesen. «Im stillen hoffte aber London, daß sich die Mächte in Paris gerade über diesen Punkt einigen würden, und England war bereit, erhebliche wirtschaftliche Konzessionen zu machen, um den politischen Streitpunkt der deutschen Einheit aus dem Wege zu räumen.»

Sprungbereit! Gerade in den letzten Wochen ist ja der *Atlantikpakt* von einem Staat nach dem andern ratifiziert worden, und was dieser Pakt, trotz allen Auslegungskünsten und Beteuerungen des Gegenteils in Wahrheit bedeutet, ist nur zu klar. Er ist nicht durch einen drohenden Angriffskrieg der Sowjetunion nötig geworden, weiß doch jeder Unterrichtete, daß ein solcher Krieg – auch die schlimmsten Absichten Moskaus vorausgesetzt – in den nächsten zehn bis zwanzig Jahren von vornherein ausgeschlossen ist; vielmehr soll er, gemäß der bekannten politischen Strategie der kapitalistischen Weltkräfte, dazu dienen, eine weitere Ausbreitung des Kommunismus nach Westeuropa, auch wenn sie ohne Eingreifen der Sowjetunion geschähe, mit militärischer Gewalt zu verhindern, womöglich auf «kaltem» Weg, einfach durch Drohung, wenn nötig aber auch durch Auslösung des «heißen» Krieges, jedenfalls aber in völligem Gegensatz zu Geist und Buchstaben der Satzung der Vereinten Nationen, die man mit ebensoviel Zynismus wie Rabulistik uminterpretiert. Der Atlantikpakt, so stellt Konni Zilliacus in seiner ausgezeichneten Schrift «Dragon's Teeth» («Drachenzähne») fest,

«... richtet ein System internationaler Beziehungen auf, das es einem atombombenfreudigen Politiker wie Churchill oder einem schießfreudigen Eisenhut wie General Clay[2] verhängnisvoll leicht macht, die Welt in einen Krieg zu stürzen, in dem beide Teile aufrichtig glauben, daß sie nur zu ihrer Selbstverteidigung kämpfen, und es auch tatsächlich unmöglich wäre, zwischen Angriff und Verteidigung zu unterscheiden. Denn beide Teile wären in den Krieg gezogen in Verfolgung einer Politik, die den Auffassungen über die gegenseitigen Interessen und Ansprüche durch Gewaltdrohung Nachdruck verleiht, und jeder Teil würde nach seiner Auffassung seine Rechte gegen den Versuch des anderen verteidigen, sie durch Kriegsdrohung zu bestreiten.»

Der Atlantikpakt ist namentlich auch geeignet, den Glauben an die *Unvermeidlichkeit* eines west-östlichen Krieges zu stärken, der in beiden Lagern genährt wird, mit viel gefährlicherer Wirkung aber auf seiten der Westmächte als auf russischer Seite, weil jene militärisch und wirtschaftlich ohne weiteres imstande wären, einen siegverheißenden «Verteidigungskrieg» zu entfesseln, sobald sie den Augenblick dafür gekommen erachteten. Man denke etwa an die Bostoner Rede Winston Churchills vom vergangenen Frühjahr, die bei uns viel zu wenig beachtet wurde, über deren Sinn und Zweck aber so unverdächtige Zeugen

---

[2] Es kann auch Feldmarschall Montgomery sein, der kürzlich bei einer militärischen Besichtigung in Holland eine eigentliche Kriegserklärung an die Sowjetunion erlassen hat. Als «christlicher Soldat» stellte er fest, daß die Nationen des Westens tatsächlich bereits im Krieg mit Rußland stünden, und wenn der Krieg vorerst auch nur «kalt» geführt werde, so könne daraus zuletzt doch «ein heißer oder Schießkrieg» werden. Nur die Zusammenballung und Bekundung militärischer Macht könne eine solche Entwicklung verhindern, und die britischen Streitkräfte, die bereits auf dem europäischen Festland stünden, würden auf jeden Fall Holland gegen einen Angriff zu verteidigen wissen. — Der Mann, der so redet, ist der Chef der Wehrmacht des Westbundes, die gegenwärtig in planmäßigem Aufbau begriffen ist. In seinen und seinesgleichen Händen liegt das Schicksal Europas!

wie die Brüder Alsop in der «New York Herald-Tribune» damals (9. April 1949) das Folgende feststellten:

«Nach Churchills Ansicht ist es klar, daß wir nur zwei Möglichkeiten haben, lebendig davonzukommen. Entweder wird sich Rußland radikal und rasch umstellen, oder wir müssen, wenn ‚unsere nicht unbegrenzte Sicherheitsfrist' abläuft, *eine Präventivkrise erzeugen, die nötigenfalls zum Präventivkrieg führt*, um eine Regelung mit dem Kreml zu erzwingen. Wann dies nötig sein wird, deutet seine (Churchills) Betonung des nur zeitweiligen Atomkraftmonopols der Vereinigten Staaten an. Kurz, es muß zur Kraftprobe kommen, bevor der Kreml die Atombombe eines demokratischen Volkes besitzt.» (Hervorhebungen von mir.)

Eine erste Wirkung des Atlantikpaktes wird die *Subventionierung der Aufrüstung Westeuropas durch Amerika* sein. Sie trifft zwar in gewissen amerikanischen Kreisen auf Widerstand der verschiedensten Art, ist aber doch bereits ernstlich in Angriff genommen worden, zunächst im Betrag von 1,45 Milliarden Dollar für das erste Jahr. Welche Hoffnungen das in *Deutschland* erwecken muß, ist hier schon wiederholt gesagt worden. Neuerdings hat ein Vertrauensmann Otto Straßers, des noch in Kanada weilenden ehemaligen Führers der «Schwarzen Front» – der Mann nennt sich Waldemar Wadsack –, öffentlich erklärt, wenn die Westmächte die deutschen Grenzen von 1938 (!) anerkennten und Deutschland in die «europäische Völkergemeinschaft» sowie in die UNO aufnähmen, dann würde es ihnen seine ganze Wirtschafts- und Militärmacht gegen Rußland zur Verfügung stellen. «Otto Straßer ist sogar bereit, eine deutsche Armee unter das Oberkommando der westlichen Alliierten zu stellen, und nur eine deutsche Armee kann den militärischen Vormarsch der Sowjets zum Stehen bringen.» Otto Straßer werde auf jeden Fall innert 24 Stunden nach seiner Rückkehr ins Vaterland 85 Prozent des deutschen Volkes hinter sich haben.

Das ist leider gar nicht sehr übertrieben. Und daß die immer planmäßiger vor sich gehende Eingliederung Westdeutschlands in die Atlantikfront angesichts der militärischen Schwäche der westeuropäischen Staaten logischerweise auch zu einer Wiederaufstellung der deutschen Armee drängt, das kann nur bestreiten, wer seine Wünsche schon für Tatsachen hält. Eine westdeutsche Wehrmacht *ist* nun einmal der gegebene Kern jeder Armee, die gegen die Sowjetunion eingesetzt werden soll. Auf keinen Fall werden die Amerikaner bereit sein, selbst mehr als die unbedingt nötigen Truppenbestände in Europa zu lassen oder im Kriegsfall hinüberzuschicken. Der Abgeordnete Cannon hat es im Repräsentantenhaus offen herausgesagt:

«Im nächsten Krieg wollen wir wie im letzten die Soldaten anderer Nationen ausrüsten und *sie* ihre Jungen auf die Schlachtbank schicken lassen, statt daß wir unsere eigenen Jungen schicken ... Wir wollen die (feindlichen) Operationszentren anfliegen und dann unsere Verbündeten ihre Armeen nachstoßen lassen, andere Jungen, nicht die unsrigen, um das Gelände zu halten, das wir erobern ... Mit der Unterzeichnung des Atlantikpaktes haben wir die Stützpunkte. Alles, was wir jetzt noch brauchen, sind die Flugzeuge, um die Bomben abzuwerfen.»

Daß dies die Auffassung des national gesinnten Durchschnittsamerikaners überhaupt ist, kann kaum bezweifelt werden; daß es auch diejenige der großen Wehrmachtsführer ist, kam kürzlich in den Erklärungen des Generalstabschefs Omar Bradley vor dem Senatsausschuß für Auswärtiges anläßlich der Beratung der Rüstungshilfe für Westeuropa klar zum Ausdruck.

Das Wirtschaftsproblem Unterdessen tritt, die Atempause im Austrag des politischen Weltkampfes ausfüllend, der Kampf um die Gestaltung der internationalen *Wirtschaft* wieder mehr hervor, der ja unsichtbar stets auch hinter den politischen Auseinandersetzungen steht. Und zwar zunächst als britisch-amerikanischer Konflikt um die Überwindung der sogenannten *Dollarkrise*. Wir können das Problem, um dessen Lösung es geht, vielleicht am besten verstehen, wenn wir von der einfachen Regel ausgehen, die allen normalen Güteraustausch beherrscht: Wer verkaufen will, der muß auch kaufen (damit der andere bezahlen kann und das Gleichgewicht gewahrt bleibt). Dieses Gleichgewicht ist nun aber im britisch-amerikanischen Handelsverkehr von beiden Seiten her gestört. Die Vereinigten Staaten haben während des Krieges und in den ersten Nachkriegsjahren ihre Produktionskraft dermaßen gesteigert, daß sie heute über 60 Prozent mehr Waren auf den Markt werfen können als vor dem Krieg und mit bloß 6 Prozent der Weltbevölkerung zwei Drittel sämtlicher Weltgüter erzeugen. Der Absatz dieser ungeheuren Warenmassen begegnet nun aber seit dem Aufhören der Kriegsproduktion und der Befriedigung des dringendsten Friedensbedarfes wachsenden Schwierigkeiten, vor allem auf dem amerikanischen Binnenmarkt. Um so stürmischer drängt Amerika auf die Öffnung der Auslandsmärkte. Damit aber die überseeischen Länder Amerika seine überschüssigen Waren abnehmen können, muß es ihnen Gelegenheit geben, ihre eigenen Erzeugnisse in Amerika abzusetzen — und gerade davon will Amerika nichts wissen, da es eben, bei seiner aufs höchste getriebenen Produktionskraft und der Vielseitigkeit seiner Hilfsquellen, sozusagen Selbstversorger geworden ist und die andern vermeintlich gar nicht braucht. Es glaubt also, verkaufen zu können, ohne selbst kaufen zu müssen.

Die sich aus dieser Lage ergebenden Schwierigkeiten werden dadurch noch erhöht, daß insbesondere die durch den Krieg erschöpften und verarmten europäischen Länder von Amerika auch dann nicht viel kaufen *könnten*, wenn sie im übrigen freien Zugang zum amerikanischen Markt hätten und so Dollarguthaben erwerben könnten, mit denen sie amerikanische Lieferungen zu bezahlen vermöchten. Das gilt namentlich von *England*, das im Krieg gewaltige Verluste erlitten hat und so dollararm geworden ist, daß es von Amerika seinerseits möglichst wenig kaufen, aber um so mehr dorthin verkaufen will, im übrigen aber seinen

Handel vor allem mit den Ländern der Sterlingwährung durch zweiseitige Verträge auszudehnen sucht, die Amerika ausschließen.

Eine geradezu groteske Lage! Die Vereinigten Staaten haben sie zunächst dadurch zu mildern versucht, daß sie der Kaufkraft der kriegsgeschädigten Länder durch großzügige Kredite und Schenkungen wieder aufzuhelfen bemüht waren. Aber auch wenn man davon absieht, daß auf diese Weise die bedachten Länder immer mehr in den Stand gesetzt werden, als Konkurrenten der amerikanischen Industrie auf dem Weltmarkt aufzutreten, so konnte diese Stützungsaktion doch nur ein vorübergehend wirkendes Not- und Behelfsmittel sein; die von außen her gestützten Volkswirtschaften mußten so bald als möglich wieder selbst auf die Beine zu kommen suchen. Gerade das wollte aber Großbritannien nicht gelingen. Ja seine Wirtschaftsschwierigkeiten, die sich in einer dauernden Dollarknappheit ausdrücken, haben sich neuerdings sogar noch weiter, und in höchst bedrohlicher Weise, verschärft, teils weil der Konjunkturrückschlag in den Vereinigten Staaten zu einer Verminderung der amerikanischen Einfuhr aus den Sterlingländern geführt hat, teils weil wichtige Exportrohstoffe des Sterlingsgebietes im Preise gefallen sind, teils weil gewisse notwendige Einfuhren der Sterlingländer außergewöhnlich zugenommen haben, so daß die Dollarreserven, mit denen Großbritannien sein Zahlungsdefizit gegenüber den Hartwährungsländern ausgleichen muß, eine fast katastrophale Schrumpfung erlitten haben.

Die amerikanische Lösung Wie soll nun – wir konnten natürlich das ganze verwickelte Problem nur in äußerster Vereinfachung umreißen – das so schwer gestörte Gleichgewicht im internationalen Güteraustausch wieder hergestellt werden? Die *Vereinigten Staaten* antworten: Durch Rückkehr zum freien Spiel der Kräfte auf nationalem wie auf internationalem Boden, durch Wiederanerkennung der unerbittlichen Gesetze der liberalen Konkurrenz- und Marktwirtschaft, durch Beseitigung aller staatlichen Eingriffe in die Wirtschaft und aller willkürlichen Lenkungsmaßnahmen, die das selbsttätig den Ausgleich zwischen den wirtschaftlichen Bedürfnissen der einzelnen wie der Völker sicherstellende Walten des Preismechanismus stören und hindern. Laßt nur jeden frei seinen eigenen wirtschaftlichen Vorteil suchen, dann kommt auch das große Ganze wieder in beste Ordnung!

Diese Lehre vom individuellen Gewinnstreben, das die entscheidende Triebkraft einer gesunden Wirtschaft sei und mit unsichtbarer Hand die scheinbar widerstreitenden Interessen vereine, ist zwar sittlicher und wirtschaftlicher Widersinn, der durch tausendfältige Erfahrung widerlegt ist und sich nur darum behaupten kann, weil er eben dem Vorteil der wirtschaftlich Starken, besonders der Besitzer der sachlichen Produk-

tionsmittel – Boden und Kapital –, dient, die die Macht auch in Staat und Verwaltung innehaben. Aber Tatsache ist dennoch, daß jetzt ganz planmäßig darauf hingearbeitet wird, die durch den Krieg, diesen verheerendsten Ausdruck des Gewinn- und Konkurrenzstrebens, aus den Fugen gegangene Weltwirtschaft aufs neue nach klassisch kapitalistischen Grundsätzen in Gang zu bringen. Auf internationalem Boden sind Marshallhilfe, Ausfuhr amerikanischen Privatkapitals und allseitige Handelsverträge (die Politik der «offenen Tür» – für die eigenen Erzeugnisse natürlich nur) Hauptmittel zur Erreichung dieses Zweckes; mehr und mehr wird aber, in Verbindung damit, auch die innerstaatliche Wirtschaftspolitik der einzelnen Länder entsprechend umgestaltet.

Am frühesten gingen die Vereinigten Staaten selbst diesen Weg. Die aus der Reform-Ära Roosevelts und aus der Kriegszeit stammenden planwirtschaftlichen Maßnahmen wie Preiskontrolle, staatliche Zuweisung von Rohstoffen und Betrieb zahlreicher großer Wirtschaftsunternehmen durch den Bund wurden fast restlos aufgehoben, die «Privatinitiative», das heißt das Bereicherungsstreben, neu angeregt und die Rechtsstellung der viel zu üppig gewordenen Gewerkschaften brutal verschlechtert. Das war zwar nicht die Rückkehr zur «freien Wirtschaft» (deren Grundsätze nur gegenüber dem Staat und der Arbeiterschaft durchgesetzt wurden, nicht aber gegenüber den kapitalistischen Verbindungen und Monopolen), aber das Schlagwort hatte seinen Dienst gleichwohl getan und dem Erwerbsstreben wieder fast völlig freie Bahn bereitet, auf der es sich mit glänzendem Erfolg – die Gewinne stiegen ja auf früher nie erreichte Höhen – rücksichtslos auslebte.

Es ist wahr, die amerikanische Gesamtwirtschaft fährt dabei nicht unbedingt gut; die Hochkonjunktur flaut bereits wieder sichtlich ab, die industrielle Produktion ist seit dem letzten Herbst um rund 15 Prozent gefallen, 6 Prozent der Arbeitskräfte stehen auf der Straße, und über ein Drittel aller amerikanischen Familien hat keinerlei flüssige Mittel mehr für Notfälle oder außerordentliche Bedürfnisse zur Verfügung. Aber solange Produktion, Preise und Profite immer noch mehr als 150 Prozent über dem Stand von 1940 stehen und die immer höher getriebenen Kriegsrüstungen einem großen Teil der amerikanischen Industrie einen ständigen Auftragsbestand mit wundervollen Verdienstmöglichkeiten sichern, sieht «die Wirtschaft» keinerlei Grund zur Beunruhigung oder zur Unterstützung einer Politik tatkräftiger Krisenabwehr. Das ganze schöne Reformprogramm Präsident Trumans hat darum alle Aussicht, mit Ausnahme weniger Punkte wie Wohnungsbau und Schulsubventionen bis zu den nächstjährigen Wahlen auf dem Papier stehen zu bleiben, während anderseits «die größte Kommunistensäuberung der Geschichte» (Generalstaatsanwalt Tom Clark, jetzt Mitglied des Bundesgerichts) energisch fortgesetzt wird und unter dem Vorwand der Verhinderung eines (gar nicht wirklich drohenden) gewaltsamen Umsturzes der Verfassung die persönlichen und politischen Freiheitsrechte der Ame-

rikaner mehr und mehr eingeschränkt, die Rechte und Vorrechte der wirtschaftlich übermächtigen Oberschicht aber auch auf politischem Boden weiter ausgedehnt und befestigt werden. Welche Verblendung, daß hier auch die amerikanischen Gewerkschaften, soweit es sich nicht um ihre engeren Sonderinteressen handelt, mit Schwung und Erbitterung mitmachen! Professor Harold J. Laski schreibt (in der Neuyorker «Nation» vom 2. Juli) nach einer Studienreise durch die Vereinigten Staaten mit begreiflicher Sorge:

«Sollte eine Krise kommen, so braucht es keinen besonderen Scharfblick, um zu sehen, daß sie (die «industriellen Imperien» Amerikas) ihre Rettung dadurch zu bewerkstelligen suchen würden, daß sie die Macht der organisierten Arbeiter brechen. Wenn die Gewerkschaften ihre Stellung zu behaupten vermöchten, würden die kapitalistischen Interessen, statt ihre Souveränität auf wirtschaftlichem Gebiete preiszugeben, ihren Besitz durch Maßnahmen sichern, die auf einen Frontalangriff gegen die demokratischen Einrichtungen hinauskämen.»

Westeuropa - Deutschland Das gleiche Rezept, das den Vereinigten Staaten wieder zur vollen Entfaltung ihrer kapitalistischen Kräfte verholfen hat, wird auch den westeuropäischen Ländern verschrieben, in denen durch den Krieg nicht nur der Wirtschaftskörper im allgemeinen zerrüttet, sondern der Kapitalismus selbst tief erschüttert war. In Italien, Frankreich, Belgien, Holland, Norwegen usw. wurde das «freie Unternehmertum» planmäßig wieder in seine Rechte eingesetzt, und zwar unter tätiger Mitwirkung sozialistischer Parteien und Minister. Aber es ist halt schon so, wie Churchill letzthin in einer Rede vor seinen Wählern rühmte: «Die ausländischen Sozialisten bekümmern sich nicht um die sozialistischen Thesen, sobald sie Minister sind. Sie tun, was in ihrer Macht steht, um (mit wirtschaftsliberalen Methoden. H. K.) ihre Länder zu einem vernünftigen Lebensstandard zurückzuführen.»

Typisch ist *Belgien*, das unter Führung der Nationalbank alle Wirtschaftskontrollen und Lenkungsmaßnahmen aufhob, die Löhne tief hielt und sich keinerlei sozialpolitischen Luxus erlaubte, mit scheinbar prächtigem Erfolg für die Wiederbelebung der Wirtschaft. Als dann die Konjunktur umschlug, griff «man» kühlen Herzens zu den bewährten Mitteln der Deflationstechnik und ließ die Arbeitslosigkeit soweit ansteigen, daß Belgien heute das Land mit dem höchsten Prozentsatz unbeschäftiger Arbeiter in der Welt ist. Die Stärkung der reaktionären Kräfte auch in der Politik war die unvermeidliche (und gewollte) Folge; und wenn die Katholischkonservative Partei bei den jüngsten Wahlen auch nicht ganz die Mehrheit erlangt hat, so ist sie doch so stark geworden, daß die Führung der Regierung nunmehr *ihr* zufällt und sie ihre Bemühungen um die Zurückberufung des so schwer bloßgestellten, aber eben ausgesprochen klerikal-reaktionären Königs Leopold mit größerer Aussicht auf Erfolg fortsetzen kann als bisher.

Wie verderblich sich die Rückkehr zur «Marktwirtschaft» in *Westdeutschland* auswirkt, haben wir hier immer wieder zu zeigen gesucht. Anna Siemsen spricht es in der «Roten Revue» (Juniheft) neuerdings aus:

«Ich lese immer wieder in schweizerischen Zeitungen von dem wirtschaftlichen Aufschwung in Deutschland. Wer als Tourist Deutschland bereist, insbesondere in internationalen Zügen und mit internationaler Währung, mag leicht diesen Eindruck erhalten. Es gibt wieder so ziemlich alles. Freilich ist die Qualität oft recht fragwürdig — die besseren Waren gehen ins Ausland —, und die Preise sind es erst recht, das heißt, von richtiger Kalkulation ist wenig zu spüren ... Der ganze Wirtschaftsaufschwung, die zweifellos vorhandenen Gewinne bestimmter Kreise erfolgen über einer grenzenlosen Armut. Es gibt keinen Mittelstand mehr, der aus Besitz und Arbeit sich ein behagliches Einkommen aufbaut. Die Millionenmassen leben aus ihrer Arbeit. Und diese Arbeit ist großenteils miserabel entlöhnt und durchaus ungesichert. Es ist ein unheimliches Bild, das dauernde Steigen der Arbeitslosigkeit zu verfolgen, die im letzten Monat in der Westzone bereits auf fast 1¼ Millionen stand und diesen Stand mit einem regelmäßigen Anstieg von 200 000 monatlich erreichte. In der Schweiz würde das einer Arbeitslosigkeit von 125 000 entsprechen. Aber die Lage ist in Deutschland anders, einmal weil niemand zurückgreifen kann auf Ersparnisse oder Vorräte irgendwelcher Art, sondern Arbeitslosigkeit sogleich das glatte Hungern bedeutet. Sodann aber, weil diese Millionen müßiggehen müssen inmitten eines schreienden Bedarfs nach Gütern jeder Art.

Die Wohnungsnot ist schlimm wie je. Aber bauen konnten nur die, welche über Kapital verfügen. Daher die Klage, man baue nur Geschäftshäuser, Restaurants, Kirchen und Villen. Und die Bauhandwerker gehen arbeitslos ... Und da in Deutschland die Armut immer sich hinter einer Fassade von Ordnung und Sauberkeit versteckt, und da die Städte wirklich ‚aufgeräumter' und an Stelle der Trümmerhaufen jetzt leere Plätze sind, so ist das Gesicht des Dauerelends nur denen erkennbar, die genau hinschauen.»

Tatsache ist, daß die Reallöhne in Westdeutschland noch nie so niedrig waren wie heute; nach dem Wissenschaftlichen Wirtschaftsinstitut in Köln betragen sie zurzeit nur 60 Prozent der Löhne von 1936, während die Durchschnittsgewinne der Industrie schon im vergangenen März wieder auf 115 Prozent des damaligen Standes gestiegen sind. So sieht es in Westdeutschland aus! Nicht die Wirtschaft ist saniert, sondern nur der Kapitalismus – und zwar ein ausgeprägt monopolistischer Kapitalismus – ist wiederhergestellt worden, mit all seinem Glanz, aber auch mit all seinem Elend.

Auf diesem Grunde erhebt sich dann jener *neue Nationalismus und Faschismus*, den auch Leute beklagen, die an der Restauration des deutschen Kapitalismus wacker mitgearbeitet haben. Begünstigt durch die Fehler der Besetzungsmächte, nicht zuletzt durch die Verschleppung des Abbruches der Kriegsindustrie, der teilweise zu bloßen Konkurrenzzwecken mißbraucht zu werden scheint, schießt das Alldeutschtum wieder so üppig ins Kraut wie je. Neue nationalistisch-militaristische Bünde und Gruppen wachsen aus dem Boden wie Pilze nach einem Sommerregen. Der Ministerpräsident eines westdeutschen Landes darf ganz offen die Revision der Nürnberger Urteile gegen «unschuldige» Deutsche wie

Weizsäcker fordern. Ein früherer Stabschef der Wehrmacht – General Halder – veröffentlicht eine vielgelesene Schrift «Hitler als Feldherr», die kein Wort grundsätzlicher Ablehnung des deutschen Kriegsverbrechens enthält und nur Hitlers strategische Fehler kritisiert, welche die deutsche Armee um den verdienten Sieg gebracht hätten. Auch die Sozialdemokratie schlägt scharf nationalistische Töne an, nicht nur jetzt, im Wahlkampf, wo die Demagogie alles, die Wahrheit nichts ist, sondern schon seit Kriegsende und unbelehrt durch die Erfahrungen, die sie mit dieser Agitation in der Weimarer Republik gemacht hat. Verwaltung und Gerichte sind längst wieder Domänen der politischen und sozialen Reaktion; das Bielefelder Gericht für die Aburteilung von Verbrechen gegen die Menschlichkeit z. B. weist unter 33 Beamten 31 frühere Mitglieder der NSDAP auf. Desgleichen gerät die Schule mehr und mehr wieder unter den Einfluß der alten, tüchtigen «Erzieher»; bezeichnend, daß an einer kürzlich abgehaltenen Lehrertagung der seinerzeitige nazistische Erziehungsminister für Sachsen, Hartnacke, schon wieder das Hauptreferat erstatten durfte. Und so weiter, und so weiter. Man könnte ja die Belege schier ins Unendliche vermehren.

Daß diese neu-alten reaktionär-nationalistischen Strömungen alle zusammen wieder in den schönsten Antikommunismus einmünden, ist selbstverständlich. Hitler und Goebbels werden sich in Walhall freuen, wie herrlich ihre Saat aufgegangen ist. Und die guten Deutschen, bestärkt durch Franzosen, Engländer und Amerikaner, nehmen das als untrüglichen Beweis für die Geburt eines wahrhaft demokratischen Geistes in Westdeutschland! Nein, die Deutschen lehnen in ihrer großen Mehrheit die Demokratie innerlich ab[3], wenn sie auch für die sogenannten demokratischen Parteien stimmen mögen, weil eben andere als solche – außer den Kommunisten – bisher überhaupt nicht zugelassen sind. Die Demokratie ist in Deutschland reine Fiktion, «Lebenslüge», Lippenbekenntnis. Als wirkliche Kraft hat sie vor der wirtschaftlichen und sozialen Frage ebenso versagt wie gegenüber der politischen Aufgabe, die den Deutschen nach dem zweiten Weltkrieg, wie schon nach dem ersten, gestellt war. Und die Folge ist, daß die Russen und die von ihnen gestützten Kommunisten der Ostzone jeden Tag mehr in ihrer Überzeugung bestärkt werden, daß Kapitalismus, Nazismus und Militarismus auch in Westdeutschland nur durch Diktatur und «Volksdemokratie» ausgerottet werden können. Haben die schlappen, lauen «Demokraten» des Westens, in und außerhalb Deutschlands, das mindeste Recht, sich darüber zu beklagen?

---

[3] Der amerikanische Militärgouverneur für Bayern, van Wagoner, meinte kürzlich, daß «die amerikanische Besetzung Deutschlands noch 20 Jahre andauern sollte. Es braucht Zeit, dem deutschen Volke Demokratie beizubringen.»

England und der Sozialismus Das einzige westeuropäische Land, das dem Zuge der Wiederherstellung des Kapitalismus und der großbürgerlichen Klassenherrschaft noch Widerstand leistet, ist Großbritannien, das eben noch im ersten Siegestaumel eine Labourregierung zur Macht geführt hat. Zwar ist auch es schon seit Jahr und Tag von Amerika aus dem stärksten Druck ausgesetzt; die Budgetkommission des amerikanischen Senats war kürzlich sogar ganz nahe daran, einen Antrag anzunehmen, wonach die Marshallhilfe allen jenen Ländern gegenüber (gemeint war vor allem Großbritannien) einzustellen sei, die mit der Sozialisierung ihrer Grundindustrien fortführen. Und in England selbst betreiben die Konservativen, Churchill voran, eine ganz groß aufgezogene, heftige Propaganda gegen Labours Politik der Vollbeschäftigung, der sozialen Sicherheit, der Wirtschaftsplanung und Sozialisierung, die an den wirtschaftlichen Schwierigkeiten des Landes in hohem Grade mitschuldig sei. Wiederbelebung des Gewinnstrebens durch Beseitigung hemmender Kontrollen, massive Einschränkung der Sozialausgaben, Pfundabwertung, Preis- und Lohnabbau als Folge eines gewissen «erträglichen» Maßes von Arbeitslosigkeit (wohl so ähnlich wie in Belgien und Westdeutschland) – das seien, wie im Jahr 1931, als MacDonald und Snowden die Sache der Arbeiterschaft und des Sozialismus verrieten, auch jetzt wieder die natürlichen Heilmittel, welche die britische Wirtschaft der Gesundung entgegenzuführen vermöchten. (Die gleichen wohlgemeinten Ratschläge gibt der Labourpartei übrigens auch unsere schweizerische Bürgerpresse.)

Aber diese ganze Tendenzpropaganda hat vorläufig noch wenig Erfolg gehabt. Die Regierung Attlee-Cripps hat bisher, mit Schwankungen freilich, dem auf sie ausgeübten Druck ziemlich gut standgehalten. Insbesondere haben die Ende Juni in Paris geführten Verhandlungen über die Revision des europäischen Zahlungsplanes nicht den gewünschten Erfolg gebracht, obwohl bereits triumphierend verkündigt worden war, der britische Schatzkanzler gehe «als großer Verlierer» aus dem Ringen hervor, «denn der internationalen Wirtschaftspolitik ist bei dieser Gelegenheit eine Richtung gewiesen worden, die den Zielsetzungen und Wirtschaftsmethoden der Labourregierung diametral entgegengesetzt ist». Aber wie wird der zähe Kampf schließlich ausgehen? Werden Cripps und Bevin bei den Washingtoner Verhandlungen vom September *auch* fest bleiben? Bereits wird ja (Londoner Bericht der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 19. Juli) versichert, Washington werde bestimmt «die Konvertibilität (freie Umtauschbarkeit) des Pfundes und den Verzicht auf weitere bilaterale Wirtschaftsabkommen mit diskriminierenden (Amerika benachteiligenden) Auswirkungen fordern, wahrscheinlich aber auch den Verzicht auf die Nationalisierung der Stahlindustrie und anderer bedrohter Wirtschaftszweige». Wird Großbritannien

schließlich nicht doch auch zu Kreuze kriechen – oder besser: das goldene Kalb küssen müssen?

Die Labourregierung befindet sich eben in einer recht eigentlich tragischen Lage. Sie steht mit ihrer sozialistischen *Innenpolitik* allein einer feindseligen Umwelt gegenüber – und unterstützt doch mit ihrer *Außenpolitik* die Bestrebungen dieser selben Umwelt verbissen, geradezu verblendet. Solange dieser Widerspruch, ja Widersinn nicht aufgehoben ist, werden England alle seine Anstrengungen, endgültig über die Dollarkrise hinwegzukommen, nicht viel helfen, weder neue Ausfuhrsteigerungen und Einfuhrbeschränkungen gegenüber dem Dollargebiet noch verstärkte Handelsbeziehungen mit den Ländern des Sterling- und des Rubelblockes (wie sie z. B. der kürzlich abgeschlossene Handelsvertrag mit Argentinien angebahnt hat und ein weiterer Vertrag mit der Sowjetunion ins Auge faßt), ja nicht einmal die konsequentere Durchführung sozialistischer Lenkungsmaßnahmen gegenüber der britischen Wirtschaft selbst. Helfen kann auf die Dauer nur die *Lösung Englands von der kapitalistisch-imperialistischen Welt- und Europapolitik des gegenwärtigen Amerika* und, zusammen mit allen dazu willigen Kräften, der entschlossene Aufbau eines *sozialistischen Westeuropa*, der gleichzeitig Englands Staat und Wirtschaft von den drückenden Lasten einer Rüstungspolitik befreien würde, die sich Großbritannien in seiner heutigen Lage schon aus materiellen Gründen nicht mehr leisten kann.[4]

Und das ist ja auch die Aufgabe, vor die der *demokratische Sozialismus* ganz allgemein gestellt ist. Der gehässige, sture Antikommunismus, dem sich der Großteil der sozialdemokratischen Parteien ergeben hat und der sie immer tiefer in die Abhängigkeit von der westlichen, besonders der amerikanischen Machtpolitik hineinführt – die Spaltung des Weltgewerkschaftsbundes und der Aufbau einer neuen, amerikanisch dirigierten Gewerkschaftsinternationale gehören ins gleiche Kapitel –, droht sie innerlich mehr und mehr auszuhöhlen und aller revolutionären Kraft zu berauben. Wenn es auch vollauf berechtigt und notwendig ist, daß sich die Sozialdemokratie dagegen wehrt, von den kommunistischen Parteien einfach aufgefressen zu werden, so ist es doch unbegreiflich und kommt dem moralischen Selbstmord gleich, daß sie nicht sehen will, wie sie bei einer Fortsetzung des bisherigen kollaborationistischen Kurses erst recht vom *Bürgertum* und von den sozialkonservativen Schichten aufgesaugt wird. Das Schicksal der Sozialistischen Partei Frankreichs, die

[4] England hat seine Wehrausgaben, trotz seiner offenkundigen Zahlungsunfähigkeit, für das laufende Jahr um 107 Millionen Pfund Sterling auf 760 Millionen Pfund erhöht, etwa den dreifachen Betrag seiner Vorkriegsausgaben für Armee und Flotte. 1 500 000 Mann dienen in der Wehrmacht oder arbeiten in der Rüstungsindustrie und entziehen damit der Volkswirtschaft eine Produktion von mindestens 500 Pfund pro Kopf und Jahr, was einer Belastung Großbritanniens in der Höhe von weiteren 750 Millionen Pfund entspricht. Die Rüstungspolitik kostet so jede britische Familie von vier Köpfen rund 2½ Pfund (etwa 43 Schweizer Franken) *in der Woche*.

längst eine kleinbürgerliche Mittelpartei geworden ist und an Anhängerschaft wie an Einfluß unaufhaltsam verliert, sollte als Warnung wirklich genügen![5] Oder ist den Rechtssozialdemokraten die Zurückdrängung der Kommunisten, die ihnen und den bürgerlichen Parteien in der letzten Zeit tatsächlich gelungen ist, z. B. bei den jüngsten Wahlen in Belgien und Kanada, wichtiger als die Schwächung der eigenen Partei, die gleichzeitig und als ganz natürliche Wirkung des systematischen Antikommunismus überall festzustellen ist, wo die politischen Kräfte gemessen werden? Dürfen sie sich über diese Verluste wirklich mit dem Trost hinwegsetzen, daß durch die sozialdemokratisch-bürgerliche Zusammenarbeit doch wenigstens die Demokratie gerettet worden sei? Wenn sie ehrlich sind – nein! Denn auf diesem Wege wird nicht die Demokratie gerettet, sondern nur der *Kapitalismus*, während im Gefolge des Wiederaufstieges der wirtschaftlichen und politischen Reaktion die Demokratie ganz sicher zugrunde gehen wird, eingeschlossen die Sozialdemokratie. Der Kommunismus als Bewegung aber wird, trotz allen Rückschlägen, die er jetzt erleidet, bei dieser ganzen Entwicklung nur gewinnen und in den Augen der Völker die einzige ernst zu nehmende Kraft der sozialen Revolution bleiben, um die nun einmal die Welt einfach nicht mehr herumkommt.

Die Wirtschaft des Ostblocks Mittlerweile befestigt sich auch der Kommunismus als *System* mehr und mehr. Der ungeheure Länderraum, der sich zwischen Elbe und Amur, zwischen Eismeer und Mittelmeer ausdehnt, wird auf kommunistischer Grundlage immer planmäßiger zu einem einzigen, einheitlich organisierten Wirtschaftsgebiet zusammengefaßt, das sich bei voller Entfaltung seiner fast unerschöpflichen Kräfte mindestens so gut selbst versorgen kann wie das amerikanische Imperium und das hoffen darf, im Laufe der Zeit die kapitalistische Welt an Leistungsfähigkeit nicht nur zu erreichen, sondern sogar zu überflügeln. Schon heute produzieren die Ostländer, trotz den beispiellosen Kriegsverwüstungen, die sie erlitten, im ganzen mehr als vor zehn Jahren, und wenn die gegenwärtig laufenden Wirtschaftspläne erfüllt sind – das dürfte um 1954 herum der Fall sein –, dann wird ihnen zum erstenmal seit Beginn der industriellen Revolution ein Vorrat an Kapital- und Verbrauchsgütern zur Verfügung stehen, der sie vom Ausland weithin unabhängig machen und zugleich ihre weitere wirtschaftliche und politische Vereinheitlichung wesentlich zu erleichtern

[5] Für das Vorherrschen der antikommunistischen Ideologie in der französischen Sozialistenpartei gibt Alexander Werth im «New Statesman» ein bezeichnendes Beispiel. Am jüngsten Parteitag der SFIO in Paris war im Vorraum des Verhandlungssaales ein großer Buchladen aufgemacht. «Da lagen, breit ausgelegt, die Schriften von Kravchenko, General Anders, William Bullitt, Mikolajczyk und andere Bücher, die die Greuel des kommunistischen Rußland beschrieben. Sie waren eingerahmt von kaum ein paar verstaubten, antiquarischen Exemplaren von Guesde und Jaurès, nebst einer kurzen Broschüre mit den Kriegserinnerungen von Léon Blum.» Symbolisch, fürwahr!

geeignet sein wird. Die innere Erschließung dieses riesigen Wirtschaftsraumes, die Weiterführung des großen kommunistischen Sozialexperiments und seine Sicherung gegen Störungen und Angriffe von außen – das sind denn auch die wahren, wesentlichen Ziele der Sowjetpolitik, nicht die kriegerische Ausdehnung des russischen Machtbereiches nach dem so ganz anders gearteten Westeuropa oder gar nach Amerika hinüber.

Die wirtschaftliche Zusammenarbeit der Ostblockstaaten hat in der letzten Zeit bereits augenfällige Fortschritte gemacht. Ihr gegenseitiger Handelsverkehr steht erheblich über demjenigen der Vorkriegszeit. Der Güteraustausch zwischen der Sowjetunion und den Volksrepubliken ist heute an Umfang doppelt so groß wie 1939, und derjenige zwischen den Volksrepubliken untereinander erreicht mengenmäßig schon die Hälfte ihres gesamten Außenhandels vor dem Krieg, von dem er 1939 nur einen Fünftel ausmachte. Noch bleibt die Ausfuhr der osteuropäischen Staaten nach der Sowjetunion hinter ihrem früheren Export nach Deutschland und Österreich zurück, aber er ist doch schon zehnmal größer als vor dem Krieg und ihre Einfuhr aus der Sowjetunion gar 25mal höher als damals. Und wenn man etwa die großzügigen Entwürfe für die Entwicklung des Wirtschaftsverkehrs zwischen Polen und der Tschechoslowakei kennt, insbesondere für die Zusammenlegung der natürlichen Hilfsmittel der beiden Länder durch die Vereinheitlichung ihrer Krafterzeugung und die Gesamtplanung ihres Verkehrswesens (u. a. durch den Bau eines Schiffahrtkanals zwischen Oder und Donau, der die Ostsee mit dem Schwarzen Meer verbinden soll), dann bekommt man schon einen Begriff von den «unbegrenzten Möglichkeiten», die sich auch diesen Ländern eröffnet haben.

In diesem Zusammenhang muß auch das Streben der Leiter der Sowjetpolitik nach *politischer* Vereinheitlichung der Länder des Ostblockes gesehen werden. Wirtschaftsplanung nur mit Rücksicht auf die eigenen nationalen Interessen, eigenstaatliche Vorbehalte – z. B. in bezug auf die Militärpolitik – oder gar Widerstand gegen die kommunistische Generallinie selbst – das sind in den Augen des Kreml unentschuldbare Verbrechen. So ist denn in Polen, nach Gomulkas Kaltstellung, die Gleichschaltung mit der Sowjetunion rücksichtslos weitergeführt worden, während in Ungarn der einst allmächtige Innen- und Außenminister Rajk mit seinem ganzen Anhang unter schwerster Anklage vor Gericht gestellt wird. In Bulgarien wurde seinerzeit Dimitrow, der große, unlängst verstorbene Internationalist, ohne Zimperlichkeit in den Senkel gestellt, als er sich «nationalistische Abweichungen» erlaubte, und Kostow, der frühere Vizeministerpräsident der Regierung, wenn nicht einfach «liquidiert», so doch aus Amt und Würden vertrieben. Auch General Markos, der Führer der griechischen Partisanen, ist wegen mangelnder Gefügigkeit gegenüber Moskau in Ungnade gefallen, und der Organisator des kommunistischen Albanien, Dzodze, gar als «Verräter» hingerichtet wor-

den. Was Wunder, daß die Kominform ihren Kampf gegen Tito-Jugoslawien mit äußerster Gehässigkeit und offenkundig verleumderischen Waffen fortsetzt, freilich ohne daß sie bisher die Stellung der Ketzer wesentlich hätte erschüttern können! Der starre Zentralismus und unduldsame Gleichschaltungswillen, der sich in all diesen Aktionen kundtut, ist eben doch nicht Ausdruck von Stärke, sondern von Schwäche und Furcht und bedarf dringend der Korrektur durch den föderalistischen Gedanken, wenn er sich nicht gegen seine Träger selbst kehren soll. Aber solange die unheilvolle Spannung zwischen Ost und West anhält, wird Moskau die Zügel wohl auch hier nicht lockern wollen; wer sich im Kriegszustand befindet, der hat eben gemeinhin kein Auge mehr für die Kraftquelle, die in *freiwilliger* Bindung und Zusammenordnung verborgen liegt.

Pazifikbund? Dabei droht erst noch der Gegensatz zwischen den beiden Großmachtblöcken in Zukunft weiter verschärft zu werden durch die Entwicklung, welche die Ereignisse in *Ost- und Südostasien* nehmen, insbesondere in *China*. Die kommunistischen Volksarmeen haben dort nach verhältnismäßig kurzer Atempause ihren stürmischen Vormarsch nach dem Süden wieder aufgenommen und bedrohen bereits Kanton. An einen ernsthaften Widerstand der «nationalen» Streitkräfte ist bei der völligen Zerrüttung, der Kuomintang-China anheimgefallen ist, gar nicht zu denken, so daß der Zeitpunkt nicht mehr allzu ferne sein kann, da die Kommunisten an den Grenzen Indochinas und Burmas, ja Indiens stehen werden. Die Beunruhigung, die ob solcher Aussicht die Interessenten des alten Regimes ergriffen hat, ist nur zu begreiflich. Der Ostasien-Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung», Walter Boßhard, ein getreues Echo der Stimmung in diesen Kreisen, klagt bereits beweglich über die schwere Gefahr, die Südasien nun bedrohe, wenn auch zunächst weniger von den kommunistischen Armeen her als von dem «Heer roter Agenten, die von Süddchina bis Singapur und Sumatra den Umsturz systematisch vorbereiten». Die Gefahr sei um so größer, als der Abwehr «die einheitliche Führung und eine methodische Planung» fehlen, wie sie die Kommunisten besäßen. Noch sei es freilich nicht zu spät, um Südostasien vor dem «roten Taifun» zu schützen, doch müßten die Abwehrmaßnahmen «der großen und kleinen Länder, die an der Erhaltung des demokratischen Gedankens in Asien (!) interessiert sind», rasch und einheitlich durchgeführt werden.

Die Schaffung eines in diesem Sinne verstandenen *Pazifikbundes*, der Kuomintang-China, Südkorea, Siam, Indonesien, Australien und Neuseeland umfassen solle, wird denn auch gegenwärtig von verschiedenen Seiten her lebhaft betrieben, vor allem von Marschall Tschiang Kai-Shek, diesem großen Vorkämpfer des «demokratischen Gedankens in Asien», der den Plan einer antikommunistischen Militärallianz durch

seine demonstrative Reise zu dem ihm gleichgesinnten philippinischen Staatspräsidenten Quirino geschickt in den Vordergrund geschoben hat. Das Leide ist, daß man in den Vereinigten Staaten, auf deren Beeindruckung es Tschiang Kai-Shek mit seiner Propaganda besonders abgesehen hat, von dem Projekt vorderhand nicht viel wissen will. Gebrannte Kinder fürchten das Feuer, und die Erfahrungen, die Amerika mit der Unterstützung des militärischen Kampfes gegen die Kommunisten in China gemacht hat, sind ja auch wirklich nicht dazu angetan, zu einer Fortsetzung dieser Interventionspolitik in vergrößertem Maßstab zu ermutigen. Dies um so weniger, als man sich in Washington sagen muß, daß es kein wirksameres Mittel gäbe, um das kommunistische China in völlige Abhängigkeit von der Sowjetunion zu bringen, als wenn es, auf die Nord- und Zentralprovinzen beschränkt, von Südchina getrennt bliebe, mit dem es wirtschaftlich wie politisch eine untrennbare Einheit bildet. Von Südchina aus aber unter Kuomintang-Führung und mit amerikanischer Hilfe Nordchina zurückerobern zu wollen, das wäre ein derart phantastisches Unternehmen, daß es nur allzu begreiflich ist, wenn sich die Politik der Vereinigten Staaten auf ein solches Abenteuer nicht einlassen will. Der Atlantikpakt birgt für Amerika der Verpflichtungen und Gefahren schon genug in sich, um nicht auch noch zu einer Ergänzung und Übersteigerung durch einen neuen Pazifikpakt einzuladen. Auch Australien und Neuseeland scheinen «nicht in dem Ding sein» zu wollen, so wenig wie Indien, auf das man da und dort ebenfalls zählt. So dürfte aus dem ganzen Plan vorerst nicht viel werden – freilich nicht etwa, weil man dort, wo die Entscheidungen fallen, gewillt wäre, dem Kommunismus auf dem allein Erfolg verheißenden Boden, demjenigen radikaler Wirtschafts- und Sozialreformen, entgegenzutreten und den Kampf gegen die Armut der asiatischen Volksmassen in großem Stil aufzunehmen, sondern nur, weil man den machtpolitisch-militärischen Kampf gegen den Kommunismus im Fernen Osten zurzeit für wenig zweckmäßig erachtet. Aber das kann sich ändern, und das heißt, daß man sich immer auch von Asien her auf eine Zuspitzung des west-östlichen Gegensatzes gefaßt machen muß, je nachdem sich dort die Verhältnisse gestalten werden.

Der geistige Kampf Man schmeichelt sich nun allerdings in der außerkommunistischen, besonders in der christlichen Welt, daß man ja den Kampf gegen den Kommunismus, wenn schon nicht auf sozialem, so doch neben dem machtpolitischen auch auf geistigem Boden führe, ja daß man gegen ihn vor allem wegen seines materialistischen, gottlosen, widermenschlichen Charakters zu Feld ziehe. Wie steht es damit aber in Wahrheit? Der jetzt in der *Tschechoslowakei* entbrannte Kampf zwischen dem kommunistischen Staat und der römischen Kirche mag uns darüber Aufschluß geben.

Indem wir versuchen, uns darüber ein Urteil zu bilden, wollen wir von vornherein aufs neue aussprechen, daß der katholischen Kirche das Recht vollkommen abgeht, gegen den kommunistischen Staat die Freiheit des Gewissens und die Unantastbarkeit der menschlichen Person anzurufen – Güter, die sie selbst überall planmäßig zerstört, wo *sie* zu befehlen hat. Das gilt namentlich auch für ihr Verhältnis zur Tschechoslowakei. Rom, das einen Jan Hus verbrannt und seine Bewegung erstickt hat, das Böhmen und Mähren, die fast ganz reformiert gewordenen, mit Feuer und Schwert zurückkatholisiert hat, das über die Bevölkerung dieser beiden Länder, besonders in der Zeit der Gegenreformation und der Religionskriege, unsägliche Leiden und Verfolgungen gebracht hat – Rom, so sagen wir, hätte wahrlich allen Grund, nun ein wenig an die eigene Brust zu schlagen; denn was es jetzt an Zwang und Druck von den kommunistischen Trägern der Staatsgewalt erleidet, ist ja nur ein winziges Stückchen Revanche der Geschichte für all das Furchtbare, das es den Vorfahren seiner heutigen Bedrücker selbst angetan hat. Auf die tschechoslowakischen Kommunisten machen sicherlich die Klagen der Rom-Kirche über Vergewaltigung und Entrechtung herzlich geringen Eindruck.

Damit ist freilich die Kirchenpolitik der Prager Regierung noch keineswegs gerechtfertigt. Ein erstes Unrecht macht das zweite noch nicht zum Recht. Und die zwangsweise Gleichschaltung aller Äußerungen des geistigen Lebens mit der kommunistischen Lehre und Weltanschauung, die jetzt in der Tschechoslowakei durchgeführt wird, *ist* ein Unrecht, das wir niemals gutheißen werden und gegen das wir uns im Namen der evangelischen Freiheit ohne Zaudern auflehnen. *Soweit* also die katholische Kirche von den totalitären Maßnahmen des kommunistischen Staates betroffen wird, müssen *wir*, die dazu befugt sind, sie verteidigen, auch wenn sie selbst durch und durch totalitär ist und die Freiheit der Religionsausübung im engeren Sinn für die tschechoslowakischen Katholiken nicht bedroht ist, der Kampf vielmehr um andere Dinge geht.

Um was für Dinge? Kurz gesagt darum, ob Rom und seine Diener das Recht haben sollen, ihren mächtigen geistlichen Propaganda- und Herrschaftsapparat zum politischen Kampf gegen die Regierung der Volksrepublik einzusetzen und die Zusammenarbeit von Katholiken, Laien wie Geistlichen, mit den kommunistischen Behörden und Organisationen zu verbieten. *Daran*, an dieser Zusammenarbeit, an der Gründung einer von Rom unabhängigen «Katholischen Aktion», an der Herausgabe einer ebenso romfreien Zeitung für die katholische Geistlichkeit und ähnlichen Maßnahmen hat sich der Kampf entzündet, und *dagegen* vor allem richtet sich der Bannstrahl, den der Vatikan gegen alle Kommunisten sein wollenden Katholiken, gegen alle Katholiken bleiben wollenden Kommunisten geschleudert hat.

Aber hat denn, so mag man fragen, die römische Kirche nicht das volle Recht, frei darüber zu entscheiden, welche politischen Lehren und

Verhaltensweisen ihrer eigenen Lehre gemäß sind, also auch zu erklären, daß Kommunismus und Katholizismus unvereinbar seien? Und hat sie insbesondere nicht das Recht, ja die Pflicht, sich dagegen zu wehren, daß ihre Organisation zwangsweise zu einem Werkzeug des kommunistischen Staates gemacht werde?

Darauf ist zweierlei zu erwidern.

1. Es handelt sich bei dem Konflikt in der Tschechoslowakei keineswegs nur um eine *Zwangsaktion* des Staates gegen die katholische Kirche, gegen die sich diese aufzulehnen Grund hätte. Hunderttausende, vielleicht Millionen von Katholiken in allen Ländern setzen sich vielmehr *freiwillig*, aus Überzeugung, für die Sache des Kommunismus ein und kämpfen in seinen Reihen mit, wobei wir nie vergessen wollen, daß eben der Katholik an der totalitären Seite des Kommunismus grundsätzlich durchaus keinen Anstoß nimmt. Diese freiwillige Massenabwanderung von Katholiken zum Kommunismus – *das* ist es vor allem, was den Vatikan so tief beunruhigt, muß er doch befürchten, daß die ganze Zwangseinheit und autoritäre Struktur der römischen Kirche allmählich gesprengt werde, wenn sich die ketzerische Lehre, daß man Kommunist sein oder mit dem Kommunisten zusammenarbeiten und doch ein treuer Sohn der katholischen Kirche bleiben könne, in der Tschechoslowakei und in Polen, in Ungarn und Slowenien, in Italien und Frankreich – kurz überall, wo Katholiken wohnen, weiter ausbreiten und befestigen sollte. Die Exkommunikationsdrohung Roms, die das verhindern will, kennzeichnet sich damit eindeutig als Gewaltschlag gegen die freie politische Meinungsbildung und Betätigung der Glieder der katholischen Kirche, auch wenn die westlichen «Verteidiger von Demokratie und Menschenrecht» das ganz in Ordnung finden. Diese Gewalttätigkeit und Unduldsamkeit gehört eben zum innersten Wesen der heutigen Papstkirche, und ihr Zusammenstoß mit der ebenso gewalttätigen und unduldsamen Kominformkirche liegt darum durchaus in der Natur der Dinge. Nur darf man dabei nicht übersehen, daß in diesem Fall das *Ziel* der kommunistischen Aktion, nämlich die Freiheit der politischen Betätigung gegenüber dem Herrschaftsanspruch des römischen Zentralismus und Absolutismus zu sichern, richtig ist, wenn wir auch die zu seiner Erreichung gebrauchten Mittel nicht billigen mögen. Und wir werden es ja wohl auch erleben, daß Kirchenbann und Verweigerung der Sakramente gegen die soziale Revolution unserer Tage so wenig vermögen werden, wie sie gegen die religiöse und politisch-soziale Revolution des 16. Jahrhunderts vermocht haben. Die Kluft zwischen dem katholischen Kirchenvolk und der römischen Hierarchie wird sich vielmehr gerade deswegen eher noch erweitern und möglicherweise zur Bildung romfreier katholischer Nationalkirchen führen, wenigstens in den osteuropäischen Volksrepubliken und nicht zuletzt in der Tschechoslowakei selbst, deren Boden dafür ja besonders gut vorbereitet ist.

2. Wohl hat die römische Kirche das Recht, selbst zu bestimmen, welches politische Handeln mit ihrer Lehre vereinbar ist und welches nicht. Aber ebensosehr hat jeder, der sich zu Christus bekennt – ob Katholik oder Protestant –, das Recht, den Leitern der römischen Kirche zu bestreiten, daß sie, vom Evangelium her gesehen, mit ihrer Entscheidung das Richtige getroffen hätten. Warum, so muß man doch fragen, erklärt die römische Hierarchie nur den Kommunismus als «materialistisch und widerchristlich», nicht aber auch den Kapitalismus? Warum tut sie nur die Anhänger des Kommunismus in den Bann, nicht aber auch die Bekenner und Ausüber der Religion des Götzen Mammon, nicht auch die Händler und Wechsler, die Ausbeuter und Spekulanten? Warum nicht die Kriegs- und Militärgläubigen, die Generäle und Rüstungsfabrikanten, die Atombombentechniker und Giftgaschemiker, überhaupt alle, die den Krieg vorbereiten und führen, so wie die christliche Frühkirche das Waffentragen streng verurteilte und Offiziere, ja sogar Staatsbeamte und Richter, aus ihren Reihen ausschloß? Warum arbeitete die katholische Kirche jahrhundertelang mit der volksfeindlichen österreichisch-ungarischen Monarchie zusammen, während sie jetzt gegen die Zusammenarbeit mit dem kommunistischen Staat, ja schon mit der kommunistischen Bewegung, die schwersten Kirchenstrafen androht? Warum hatte Rom nichts einzuwenden gegen einen Monsignore Tiso, solange er in der Slowakei die Geschäfte der Nazi besorgte, erklärt es nun aber als «unzulässige Einmischung in die Politik», wenn der Pater Plojhar sich zum Gesundheitsminister in der tschechoslowakischen Regierung machen läßt, und enthebt ihn seiner priesterlichen Funktionen? Warum stellt sich die katholische Kirche mit all ihrer Kraft hinter das faschistische Blutregiment eines Franco und brandmarkt gleichzeitig das trotz allem unvergleichlich viel menschlichere Regiment Gottwald als unsittlich und gottlos?

Die Antwort kann immer nur sein: Weil die römische Kirche, wie allzeit, so auch heute die Sache der Herrschenden und Besitzenden dieser Welt – zu denen sie eben selber gehört – verteidigt und, nehmt alles nur in allem, eine der zuverlässigsten Stützen der feudalen und kapitalistischen Unrechtsordnung ist, die sie ohne Wanken und Zögern bekämpfen sollte, wenn sie ihrem Herrn und Meister treu sein wollte! Und damit stoßen wir überhaupt zum Kern der Sache vor. Auch in der Tschechoslowakei handelt es sich nicht einfach um den Kampf zweier totalitärer Systeme, in dem wir geruhsam Neutralität bewahren könnten; es geht vielmehr um ein Stück Entscheidung in dem weltweiten Kampf zwischen Religion und Gottesreich, um die Entthronung der römischen Kirche als einer die Weltordnungen verklärenden und erhaltenden Geistesmacht, um die Ausschaltung ihres konservativ und gegenrevolutionär wirkenden Herrschaftsapparats und die Entbindung der in den katholischen Völkern schlummernden, aber sich schon kräftig regenden Glaubenskräfte zum Kampf für die Sache der Gerechtigkeit und des Friedens unter den Menschen. Wir dürfen darum nicht bei der erregten

Anprangerung des kommunistischen Absolutismus stehen bleiben, dürfen uns nicht mit der Verdammung des kommunistischen Atheismus und Antichristianismus zufrieden geben, sondern müssen, wie in der Auseinandersetzung mit der marxistischen Weltanschauung und Gesellschaftslehre überhaupt, neben dem großen Unrecht, in dem der Kommunismus befangen ist, auch sein großes Recht anerkennen, namentlich seinen leidenschaftlichen, hingebungsvollen, gläubigen Kampf für die soziale Revolution, einen Kampf, den vor allem die Christenheit zu führen berufen gewesen wäre, dessen sie sich aber schuldhaft geweigert hat, und den nun eben der Kommunismus aufgenommen hat und führt – auf *seine* Weise. Und das heißt, daß der Kommunismus mit allem, was er Verhängnisvolles und Widerchristliches in sich trägt, zuletzt nur überwunden werden kann, wenn ihm ein überlegener, lebendiger Glaube entgegentritt, der die Revolution *Christi* auf seine Fahnen schreibt – nicht aber ein Christentum, das, aus noch so wohlgemeinter Freiheitsliebe, tatsächlich in *einer* Front mit den schlimmsten Mammonsmächten und mit der ganzen bürgerlich-konservativen Welt von heute steht.

Das gilt gegenüber der römisch-katholischen Internationale; es gilt aber auch vom organisierten *Protestantismus*, dessen Weltkirchenrat, offenkundig durch den Kampf in der Tschechoslowakei inspiriert, vor kurzem einen flammenden Aufruf zum Widerstand gegen die totalitären Doktrinen erlassen hat, ohne daran zu denken, daß die Anklagen, mit denen er den Kommunismus zu treffen sucht – der Totalitarismus lehre, daß «zur Erreichung sozialer oder politischer Ziele alles gestattet ist», setze «politische Macht vor Gott», wolle die Kirche «für weltliche Zwecke ausbeuten» usw. –, ebensosehr, ja in erster Linie gegen den Kapitalismus und seine Machtpolitik, gegen alles Militärwesen und alles Kriegführen erhoben werden müssen, Erscheinungen also, die den Kommunismus erst eigentlich auf den Plan gerufen und dann freilich auf ihn selbst abgefärbt haben. Wenn der «geistige Kampf gegen den Kommunismus» auf *diesem* Boden weitergeführt wird, ist er von vornherein verloren und bleibt bloße Klopffechterei, die nicht weiter ernst genommen zu werden verdient. Unüberwindlich wird nur eine christliche Gemeinde sein, die auf Felsengrund erbaut ist und von hier aus für jene neue Erde streitet, darinnen Gerechtigkeit wohnen soll.

2. August. *Hugo Kramer.*

Schweizerische Rundschau

Finanzreform ohne das Volk Die eidgenössischen Räte haben sich, wie zu erwarten war, in ihrer Sommertagung über die Neuordnung der Bundesfinanzen nicht einigen können. Auch die besondere «Einigungskonferenz», die nun in Tätigkeit treten muß, wird wohl zu nichts führen. So hat denn der Bundesrat jetzt den Kammern einen — im übrigen ungewöhnlich schludrig begründeten — Antrag unterbreitet, wonach das geltende Finanz-

notrecht, das mit Jahresende dahinfällt, durch einen *der Volksabstimmung entzogenen «Ermächtigungsbeschluß»* ersetzt und auf fünf Jahre verlängert werden soll. Das ist nun wirklich eine ganz böse Sache! Es bedeutet ja, daß in der Bundesfinanzpolitik der normale Gang der Gesetzgebungsmaschinerie durch die Sabotagearbeit bestimmter steuerscheuer Besitzbürgergruppen bis auf weiteres stillgelegt worden ist und der Bundesrat, statt an das Volk zu appellieren, diese Lage benützt, um sich in einen vorerst noch gar nicht eingetretenen «Staatsnotstand» zu flüchten Er wird sich allerdings gesagt haben, daß eine Vorlage von der Art, wie er sie jetzt der Bundesversammlung zumutet, vom Volk schwerlich gutgeheißen würde, soll doch die Warenumsatzsteuer ein weiteres halbes Jahrzehnt lang erhoben werden, ebenso die Wehrsteuer in ihrer bisherigen, ungerechten Form, das heißt ohne Erleichterungen für die kleinen, durch die Geldentwertung besonders benachteiligten Einkommen, während die bisher erhobenen Zuschläge auf große Einkommen (über 25 000 Franken) wegfallen sollen. Aber das ist kein Grund, das Volk zu umgehen; bringe man eine Vorlage, die wenigstens die gröbsten Ungerechtigkeiten des geltenden Steuerrechtes beseitigt, und man wird sehen, daß das Volk nicht nein sagen wird! So, wie die Dinge jetzt stehen, haben die reaktionären Kräfte große Aussicht, bei der endgültigen Regelung *ihre* Finanzreform durchzusetzen und die verhaßte direkte Bundessteuer zu töten. Der Besiegte ist vorerst jedenfalls die Demokratie, die sich unfähig erwiesen hat, die in der Finanzfrage aufeinanderstoßenden Interessen- und Klassengegensätze auszugleichen, und nun aufs neue einem offen autoritären Regime Platz macht. Sollte dieser Sachverhalt nicht all diejenigen zum Aufmerken mahnen, welche die große der Demokratie drohende Gefahr im Kommunismus sehen?

Ein Denkzettel Ein weiteres Memento für die heutige Demokratie ist der erste Gang für die *Wahl eines zürcherischen Ständerats* an Stelle des ausscheidenden, um die Landesversorgung so verdienten Dr. T. Wahlen. Wenn es einfach auf die früheren Parteistimmenzahlen angekommen wäre, so hätte der von den Sozialdemokraten warm unterstützte Kandidat der Bauernpartei, ein gewisser Rudolf Meier, auf den ersten Anhieb durchdringen müssen. Statt dessen kam keine Wahl zustande, weil etwa 25 000 sonst sozialdemokratisch stimmende Wähler — fast die Hälfte des sozialdemokratischen Gesamtbestandes — die berühmte Parteidisziplin brachen und entweder leer einlegten oder gerade zu Gottlieb Duttweiler, dem Kandidaten des Landesrings, überliefen, der so mit weitem Vorsprung an die Spitze der drei Kandidaten (auch ein Freisinniger machte das Rennen mit) kam und alle Aussicht hat, im zweiten Gang endgültig gewählt zu werden. «Das Einstehen für Meier», so stellt das «Volksrecht» ganz richtig fest, «schien eben den städtischen Wählern wie eine Billigung der hohen Preise, der Protektionspolitik der Landwirtschaft, eine Abkehr von der Verteidigung der Interessen der Konsumenten, als eine Unterstützung der Trusts, der Obersten und ein Bekenntnis gegen eine Persönlichkeit für eine Mittelmäßigkeit», eine Auffassung, die «selbstverständlich» mit der wirklichen Haltung der Parteiinstanzen nicht das mindeste zu tun habe. Aber das sozialdemokratische Organ täuscht sich selber, wenn es meint, diese Haltung der Hälfte des eigenen Parteivolkes sei nur eine zwar bedauerliche, indessen doch durchaus vorübergehende Verirrung, die durch eine bessere (vielleicht auch gerissenere) Aufklärungsarbeit überwunden werden könne. Der wirkliche Grund dafür, daß die Arbeiterwähler so massenhaft kopfscheu geworden sind, ist ja doch vielmehr darin zu suchen, daß die Sozialdemokratie *tatsächlich* den Kampf gegen den Kapitalismus mit enttäuschend wenig Tatkraft und Grundsätzlichkeit führt, daß sie sich in der Praxis mehr und mehr auf die bloße Verteidigung der politischen Demokratie (die eben eine *bürgerliche* Demokratie ist) verlegt, daß sie zusammen mit der Mehrzahl der Gewerkschafsverbände in ihrer Außenpolitik ausgesprochen westmächtlich-amerikanisch orientiert ist und schließlich mit ihrer Leidenschaft für eine «rot-grüne Allianz» einem Trugbild nachjagt, das nur in die Irre führen kann und auch wirklich unter ihrer Anhängerschaft heillose Verwirrung angerichtet hat. Das war es, was Zehntausende von Arbeitern und Angestellten entweder zur Wahlabstinenz veranlaßte oder direkt in die Arme eines Duttweiler trieb,

der zwar gewiß eine höchst unerfreuliche Erscheinung unseres öffentlichen Lebens ist und mit seinen überreichen Geldmitteln wie mit seiner bedenkenlosen Demagogie eine eigentlich korrumpierende Wirkung auf das Volk ausübt, der aber mit seiner «Dynamik», seinem (scheinbaren) Kampf für die Verbilligung der Lebenshaltung und seinem autoritären Gebaren doch in den Augen allzuvieler der Mann ist, den man an den rechten Platz stellen müsse, wenn wirklich etwas geschehen solle. Es wird sich zeigen, ob die Bekenner der Demokratie den Denkzettel zu Herzen nehmen werden, den ihnen die Zürcher Wähler da ausgestellt haben!

Staatsschutz? Mit dem Bekenntnis zur Demokratie ist es freilich oft eine eigene Sache. Da hat vor etlichen Wochen der Bundesrat den eidgenössischen Räten den Entwurf zu jener Teilrevision des Schweizerischen Strafgesetzbuches unterbreitet, die vor allem den Schutz des Staates gegen kommunistische Umsturzversuche verstärken soll. Man hätte meinen sollen, die gesamte Linke würde diesem Gesetz, das unter dem Vorwand der Sicherung der Demokratie tatsächlich die Meinungs- und Oppositionsfreiheit aufs gefährlichste bedroht, sofort den gleichen entschlossenen Kampf ansagen, wie das gegenüber den beiden ersten, vom Volke wuchtig verworfenen Staatsschutzgesetzen der Fall war. Weit gefehlt! Man beobachtete gegenüber dem Entwurf entweder vor- und umsichtiges Schweigen, das freilich beredt genug war, oder begrüßte ihn sogar lebhaft und mit Freuden, wie das beispielsweise die «Berner Tagwacht» getan hat, die aus ihm einzig jenen Artikel heraushob, der, angeblich «im Dienste der Pressefreiheit», den Zwang zur Erbringung des vollen Wahrheitsbeweises bei der Anprangerung öffentlicher Mißstände aufhebt und solche Angriffe straffrei läßt, wenn sie in guten Treuen und auf Grund sorgfältiger Erkundigungen erfolgt sind. Das mag alles recht und gut sein. Aber sieht man denn nicht, daß die *übrigen* Bestimmungen der Gesetzesnovelle, sollten sie je in Kraft treten, der Pressefreiheit und dazu den staatsbürgerlichen und persönlichen Freiheitsrechten ganz allgemein ungleich schwereren Schaden anzutun geeignet sind, als der erwähnte Artikel jemals gutzumachen vermag? Es scheint wirklich so, daß man auch bei uns — in Nachahmung des schlechten amerikanischen Beispiels — für die Verletzung, ja Aufhebung von Freiheitsrechten merkwürdig unempfindlich wird, wenn man damit nur die Kommunisten — und Antimilitaristen! — treffen kann. Dann wird das sonst so laut geforderte «bedingungslose Bekenntnis zur Demokratie» plötzlich zu einer sehr bedingten Sache und die Demokratie nur noch gegenüber Menschen und Bewegungen anerkannt, die sich selbst «bedingungslos» auf ihren Boden — wenigstens auf denjenigen der politischen Demokratie — stellen. Glaubt man damit wirklich der Demokratie zu dienen? Weiß man nicht, daß auch die Kommunisten die (politische) Demokratie mit der Begründung abschaffen, daß sie nur den Gegnern der Demokratie, insbesondere der wirtschaftlichen und sozialen, dienen würde? Gilt die Demokratie wirklich nur, wenn sie nicht in Konflikt entweder mit der Erhaltung der herrschenden, bürgerlich-kapitalistischen oder aber mit der Schaffung einer neuen, kollektivistischen Ordnung gerät?*

So werden wir regiert! Durch die von den Westmächten herausgegebene Sammlung von Akten zur deutschen Außenpolitik sind kürzlich auch Äußerungen bekannt geworden, die Bundesrat *Motta* im März 1938, unmittelbar nach dem Einmarsch der Deutschen in Österreich, zu dem

---

* Soeben wird auch der Entwurf für eine Teilrevision des Militärstrafgesetzbuches bekannt, der zwar die Strafen und den Strafvollzug für *Dienstverweigerer* mildern will, aber die Einführung eines Zivildienstes neuerdings grundsätzlich ablehnt, unter anderem mit der Begründung, daß sonst der «ethische Gehalt der Wehrhaftigkeit» in Zweifel gezogen werden könnte. Der braucht aber wirklich nicht mehr erst in Zweifel gezogen zu werden; er hat nie existiert und wird nie existieren, trotz allen Bemühungen, dem patriotischen Massenmord ein ethisches oder gar religiöses Mäntelchen umzuhängen. Auf die Angelegenheit wird zurückzukommen sein.

damaligen deutschen Gesandten in Bern, Herrn Köcher, getan haben soll. Nach Köchers Bericht hat der langjährige schweizerische Außenminister, den der Vertreter des Dritten Reiches ebenso wie den seinerzeitigen schweizerischen Gesandten in Berlin, Minister Frölicher, in einer «beinahe freudigen Stimmung» antraf, «seine Bewunderung zum Ausdruck gebracht für die Art, in der der Führer den Anschluß durchgeführt hat... Er bezeichnete den Anschluß als das größte historische Ereignis seit dem Weltkrieg. Er vertrat die Auffassung, daß keine Gefahr eines Konfliktes bestehe, auch nicht zu irgendeinem späteren Zeitpunkt... Motta unterstrich ausdrücklich die Tatsache, daß er alles Mögliche tun werde, um die freundschaftlichen Beziehungen zu dem nun größeren Deutschen Reich zu pflegen, ohne dabei die Presseangelegenheiten außer acht zu lassen.»

Unsere Hofpresse hat sich natürlich beeilt, dem Berichte Köchers jeden dokumentarischen Wert abzusprechen. Und solange nicht auch in Bern die Aktenschränke geöffnet werden oder sich Minister Frölicher, der Zeuge jenes Gespräches, verbindlich dazu äußert, wird man immer bestreiten können, daß die Darstellung des deutschen Diplomaten, der uns übrigens früher stets als des höchsten Vertrauens würdig gerühmt wurde, auch nur dem Sinne nach getreu sei. Wer sich aber vergegenwärtigt, wie sich Bundesrat Motta jeweilen *öffentlich* ausgesprochen hat, und von welchem Geist seine ganze Außenpolitik seit dem Aufkommen des Faschismus und Nazismus geleitet war, der wird wenig Zweifel daran haben, daß die erwähnten Äußerungen wirklich gefallen sind. Minister Frölicher hat noch Ende November 1938, also nach der Annexion nicht nur Österreichs, sondern auch des Sudetenlandes, in einer Rede vor dem schweizerischen Unterstützungsverein in München versichert, die Schweiz habe «vom Deutschen Reiche nichts zu befürchten»; man erkenne eben außerhalb Deutschlands noch immer nicht genügend, daß der Nationalsozialismus in seiner Außenpolitik «nicht nach alten imperialistischen Rezepten» handle, sondern «den Grundsatz des Selbstbestimmungsrechtes auf sein Panier geschrieben» habe. Was steht der Annahme entgegen, daß dieser mit Blindheit geschlagene Mann ein halbes Jahr zuvor, als «erst» Österreich an der Reihe war, vollends überzeugt war, daß «keine Gefahr eines Konfliktes bestehe», und seinem Chef die gleiche Überzeugung beizubringen gewußt hat? Er brauchte dafür um so weniger Überredungsgabe, als Herr Motta ja schon immer von den friedfertigen und durchaus legitimen Absichten der faschistischen Mächte überzeugt war. Er hat aus dieser Grundauffassung heraus durchgesetzt, daß die Schweiz als einer der ersten Staaten die Annexion Abessiniens durch Italien und die Vergewaltigung Spaniens durch Franco anerkannte; er hat in seiner Rede zu Lugano vom 2. Oktober 1938 «mit einer Freude, die keinen angemessenen Ausdruck findet», das Abkommen von München begrüßt, welches das Sudetenland Hitler als Beute hinwarf, ohne ein einziges Wort der Trauer über diese Verstümmelung, ja Opferung der Tschechoslowakei zu finden. Was hätte ihn da eigentlich hindern sollen, ähnliche Gefühle bei der Einverleibung Österreichs ins Dritte Reich zu hegen und zu wähnen, daß dadurch nicht der Friede bedroht werde, sondern «im Gegenteil die Konfliktstoffe, die vorher wegen der österreichischen Frage bestanden, eliminiert worden seien»? Das war ja doch genau jene «Realpolitik», der Motta und mit ihm der ganze damalige Bundesrat huldigte, und die sich dann auch für die, welche all die entscheidenden Jahre hindurch die Wahrheit nicht sehen wollten, als verhängnisvollste Illusion enthüllt hat!

Wahrlich, sie haben uns damals wunderbar regiert! Regieren sie uns heute besser? Sind an die Stelle der imperialistischen Mittelmächte, mit denen «die freundlichsten Beziehungen zu pflegen» damals das A und O der schweizerischen Außenpolitik war, nicht einfach die Westmächte und *ihr*, wenn auch demokratisch getarnter Imperialismus getreten? Und wirken hinter dieser «neuen» schweizerischen Außenpolitik nicht wiederum die gleichen Triebkräfte, die auch damals maßgebend waren: die Besitzinteressen und gegenrevolutionären Instinkte einer durch und durch konservativ gewordenen bürgerlichen Welt?

3. August. *Hugo Kramer.*

BUCHBESPRECHUNGEN

Theologische Literatur

Karl Barth: «Die Kirche zwischen Ost und West». Evang. Verlag, Zollikon 1949.

Nach der Lektüre dieses einst in Thun und dann auch im Münster zu Bern gehaltenen, nunmehr gedruckten Vortrages mußte ich mir sagen: Hier zeigt sich wieder ein echter evangelischer Stil mitten im politischen Geschreibe unserer Tage. Hier hat sich der bekannte Professor ganz einfach wieder einmal wie ein Schaf unter die heulenden Wölfe gemischt, und hier hat er es fertiggebracht, klug zu sein wie die Schlangen und zugleich ohne Falsch wie die Tauben. Aber das gutbürgerliche Publikum hat das nicht begriffen. Es hat sich eben für den Westen und gegen den Osten entschieden, und wer daran auch nur sachte rüttelt, gilt ihm als ein politischer Säugling, wer er immer auch sei. Es gibt auch Pfarrer, welche die politischen Äußerungen Barths schlechtweg als «Kindereien» abtun! Und selbstverständlich hat sich vor allem die Presse die sofortige Diskriminierung dieser noch unvernebelten «Schweizerstimme» nicht nehmen lassen; denn – mit Léon Bloy zu reden – «die Räuberhäuptlinge des Journalismus arbeiten unaufhörlich an der Entehrung und Vertierung des edlen Volkes». Aber getrost, die Wahrheit ist doch stärker, und wenn auch die Spießer von «Kryptokommunismus» munkeln, es zeugt für die Unbestechlichkeit des Referenten, daß es ihm trotz seiner vielschreibenden Kenntlichkeit gelungen ist, die ärgerliche Anonymität eines Predigers in der Wüste beizubehalten. Möchten nur seine Anhänger nicht alsbald für die üblichen Akzentverschiebungen besorgt sein, wodurch sie seine Sache bis zur Entstellung verharmlosen!

— «Gespräche nach Amsterdam». Evang. Verlag, Zollikon 1949.

Einst stand Karl Barth, wie man weiß, der ökumenischen Bewegung kritisch, ja ablehnend gegenüber. Seit Amsterdam ist das anders geworden Er ist von dorther als ein Bekehrter zurückgekommen. Aber alle, die sich für bekehrt halten, müssen Enttäuschungen erfahren. Das widerfährt auch den besten Theologen. Daß der Jesuit Jean Daniélou mit Barth nicht einverstanden sein konnte, war nicht anders zu erwarten, obwohl auf protestantischer Seite immer wieder das blöde Geschwätz umgeht, als fänden sich in der Barthschen Theologie katholisierende Tendenzen. Bedenklicher indessen ist das Bild, das der amerikanische Theologe Reinhold Niebuhr von der sogenannten «Kontinentalen Theologie» entwirft, die nach seiner Meinung die Bereiche, wo menschliches Leben gelebt sein will, sich selbst überlassen habe. Barth seinerseits muß in seinen präliminären Gedanken feststellen, daß seine eigene Theologie jedenfalls durch Niebuhrs Darlegung zur schlimmsten Karikatur verzeichnet worden ist, woraus hervorgeht, daß auch und gerade unter ökumenischen Brüdern das Menschlich-Allzumenschliche viel Geduld kosten wird, ja, daß noch mancher, der seinen Bruder meint gefunden zu haben, wird rufen müssen: «Auch du, Brutus!»

— «Die ökumenische Aufgabe in den reformierten Kirchen der Schweiz». Evang. Verlag, Zollikon 1949.

Die Quintessenz dieses in Wipkingen gehaltenen Vortrages lautet: Schließt euch der Allianzbewegung an, ohne eure reformierte Eigenart zu verleugnen; seid vielmehr darauf bedacht, wirkliche Kirche zu sein, so werdet ihr in eurer reformierten Gestalt am besten auch das ökumenische Anliegen fördern. Ein Kunststück, zu dessen Gelingen schon mehr als bloß Geist nötig wäre! Heiliger Geist könnte es vielleicht vollbringen. Aber heißt es nicht gerade von diesem Geist, daß er sei wie der Wind, der weht, wo

er will? Und will oder kann er denn dieses weibische Unternehmen wollen, sich mit allerlei Querköpfen der Frömmigkeit endlos herumzubalgen? Könnte nicht selbst dem eigentlichen Allianzanliegen besser gedient sein durch eine entschlossene Ignorierung aller muffigen Gebetskrämerei und durch ein um so konsequenteres Trachten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit gerade auch im Bereich der eigenen konfessionellen Belange? Wo und wann immer es in Israel wahre Propheten gab, haben sie die geistlichen Parteien ihren Salat selber waschen lassen, und schließlich ist uns von Jesus Christus selber geboten, uns vor dem Sauerteig der Pharisäer und Sadduzäer in acht zu nehmen. Und wie steht es mit den Verschiedenheiten und Trennungen innerhalb unserer reformierten Kirchen selbst? Der eine ist liberal, der andere positiv, der dritte pietistisch, der vierte religiös-sozial, der fünfte dialektisch. Wer diese verschiedenen Gruppen und Richtungen an und für sich so wichtig nähme, daß er sich in das Gespräch mit ihnen einließe, würde sich alsbald in eine solche Rabies theologorum verwickelt finden, daß seine Kräfte zur bescheidensten notwendigen Tat nicht mehr ausreichten. Der Schluß, der daraus zu ziehen ist, lautet: Wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so ist euer Bemühen um die ökumenische Aufgabe in den reformierten Kirchen der Schweiz umsonst. Ihr dürft – niemandem zulieb und niemandem zuleid – auch und gerade diese Sorge ganz und entschieden dem Einen überlassen, der die eine, heilige, allgemeine Kirche sichtbar werden läßt, wann und wo es *ihm* gefällt; denn – merkt euch das! – der Wind weht, wo *er* will; er ist frei, wie nur er frei sein kann, und die ganze weite Welt ist seine Domäne. Veni creator spiritus!

Martin Niemöller: «Wir predigen den gekreuzigten Christus». Evangelischer Verlag, Zollikon 1949.

Predigten zu rezensieren, ist eigentlich ein Unding. Man soll sie hören oder lesen und von dem Guten, das sie uns bringen, den entsprechenden Gebrauch machen. Darum darf ich eigentlich nur von dem Vortrag, der in dieser Predigtreihe mitgedruckt ist, etwas sagen. Er trägt den Titel: «Gerechtigkeit». Wenn Niemöller evangelischen Männern in Deutschland das Wort «Gerechtigkeit» erläutert, darf man ja schon aufmerken. Und in der Tat gibt es hier Volltreffer. «Die Kirche hat im Urteil gerade der Unterdrückten und Benachteiligten dagestanden als die Hüterin und Verteidigerin bestehender Zustände – auch da noch, wo sie aller Gerechtigkeit hohnsprachen. Wir sind als Christen aber nicht dazu da, die bestehende Gesellschaftsordnung zu verteidigen, sondern wir sind dafür verantwortlich gemacht, daß inmitten dieser Welt den Menschen um uns her alle Gerechtigkeit zuteil werde, die erreicht werden kann.» Niemöller hat also ein reinigendes Wort der Buße gesprochen. Er kann nichts dafür, wenn die evangelischen Männer in Deutschland dieses Wort entweder nicht oder falsch hören. Er hat getan, was er tun konnte. Er hat ein gutes Zeugnis abgelegt. Das soll nicht von ihm genommen werden.

Paul Jaggi: «Um die Weltherrschaft». Christliches Verlagshaus, Bern 1949.

Als erstes Heft der «Berner Laienspiele» ist dieses Gemeindespiel vom Kampf des Herodes gegen das Jesuskind erschienen. Es kann zur Darstellung an Gemeindeanlässen empfohlen werden. Es verlangt von den sechzehn, meist männlichen Spielern wegen des etwas langen Versmaßes ein gesundes Sprachempfinden und setzt von ihnen, um zur eindrücklichen Wiedergabe zu gelangen, eine gewisse Lebensreife voraus.

Herbert Hug

Eine Religionsphilosophie

O. Spann, Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage. Gallus-Verlag Wien, Scientia-Verlag Zürich.

Die Religionen in neutraler soziologischer oder philosophischer Schau zu betrachten, statt unter theologisch-spekulativen oder apologetischen Aspekten, wird heutzutage leider nur höchst selten unternommen, und gar in ein breiteres Publikum dringt die Kunde von solchen Versuchen fast nie. Spann vermißt in der bisherigen Religionsphilosophie und Religionsgeschichte die Frage nach dem Ursprung des Gottesbewußtseins und beansprucht für sich selber, sie beantwortet zu haben mit seiner Definition des Religiösen als des Bewußtseins der Rückverbundenheit des Menschen in Gott. Aus diesem Bewußtsein leiten sich ihm die wesentlichen Dogmen der christlichen Theologie als Denknotwendigkeiten ab. Ob nicht das Rückverbundenheitsbewußtsein trügen könne, unterläßt er zu fragen, weil ihm das Dasein Gottes beweisbar ist (S. 11, 24). Folgerichtig verwirft er, ohne sachlich auf sie einzugehen, die naturalistisch-positivistischen und die spiritualistischen Theorien vom Wesen und Ursprung der Religion ebenso wie die heute herrschenden naturalistisch-empiristischen Anschauungen von der Entstehung der verschiedenen historischen Religionen. Gottverwandtschaft des Menschen und seine Unsterblichkeit sind «Tatsachen» der religiösen Erfahrung aller Zeiten und Völker in den mystisch-ekstatischen Zuständen der Seele. (S. 25.)

Gegenüber diesen und andern eher theologischen als soziologischen Ausführungen überrascht und erfreut, daß Spann als entscheidende Quelle der historischen Religionen, statt der Berufung der Kirchenleute auf göttliche Offenbarung in einem inspirierten und deshalb autoritären Kanon von «heiligen» Schriften und dergleichen vielmehr das unmittelbare dogmenfreie Erlebnis des einzelnen ansieht. Der Gipfelung dieses Erlebens, der *Mystik*, widmet er dann das Hauptstück seines Buches. Interessant sind auch die rund hundert Seiten über die *Magie* samt den okkulten Erscheinungen und Vorstellungen, die der Verfasser weithin ebenso ernst nimmt wie die «Gesichte der Führer». In diesem Zusammenhang ist als eine der vielen Visionen, die für die Ausgestaltung schon gegebener Religionen bedeutsam sind und die wir im hellsten Lichte der Geschichte noch heute im gegenwärtigen Christentum sehen, das Wunder von Lourdes angeführt, leider gänzlich unkritisch, positiv gläubig (S. 151).

Grundsätzlich jedoch dürfte das 400 Seiten starke Buch in seiner ganzen Anlage wohl die meisten Leser enttäuschen, die nach ihm greifen im Hinblick auf die «geschichtlichen Grundlagen», die sein Titel verspricht. Der Verfasser bietet zwar eine reiche Fülle von Zitaten aus einem weitweiten Schrifttum; doch hat er sie allzu einseitig scheinbar nachträglich zum Beweise seiner vorgefaßten, deduktiv konstruierten These herangezogen, statt daß er sie als historische Dokumente benutzt hätte, aus deren Analyse er seine Theorie ableitete. Jedenfalls vermißt der Leser die Begegnung mit manchen neueren Schriften, vor allem fremdsprachigen, aber auch zum Beispiel mit Erasmus, Zwingli, Luther, Tersteegen. Selbst Rudolf Otto ist nicht berücksichtigt; ferner nicht Kierkegaard, die beiden Blumenhardt, Alb. Schweitzer. Ebenso fehlen ganz C. G. Jung, Oskar Pfister, Hermann Kutter, Hans Wegmann. Das treffliche Handbuch «Religion in Geschichte und Gegenwart» scheint nicht benutzt. Zwei knappe Sätze über die Quäker gehen an deren Wesen bedenklich vorbei. Die Mennoniten mit ihrem Glauben an die innere Erleuchtung sind überhaupt nicht erwähnt. Auch nicht die «ketzerischen» Bewegungen des Mittelalters, in denen echtes religiöses Leben oft stärker war als in der sie brutal niederdrückenden katholischen Kirche. Über den Islam scheint keiner der modernen Orientalisten zu Rate gezogen, usw.

Allzuleicht macht es sich Spann unter anderem auch mit der Deutung des Polytheismus als einer späteren Entartung des primär überall herrschend gewesenen Monotheismus. Aber den als schon sehr früh streng monotheistisch gepriesenen Juden war der «Gott Israels» nur eine neben vielen anderen Göttern, unter die Elohim die Herrschaft über die Völker der Erde verteilt hatte (5 Mos. 32, 8). Die meisten Übersetzungen dieser Bibelstelle verdunkeln ihren eindeutigen Sinn.

Diese und etliche andere nicht belanglose Fragen berührt das umfangreiche Buch nicht. Es erwähnt auch nicht den klassischen Ausdruck der «negativen Theologie» in Nicolaus von Cues «Gotteskindschaft», auf die unlängst Hans Barth wieder hingewiesen hat in der Festgabe für Fritz Medicus (S. 53). F.

Gegenwartsfragen

Friedr. Theophil Zoe: «Der Narr seines Volkes». Tageno-Verlag, Münchenbuchsee 1948.

Auch solche Käuze muß es geben, wie dieser «Narr seines Volkes» einer ist. Man soll sie nicht gleich dem Polizeibüttel ausliefern, bloß um sich ihre Wahrheiten möglichst schmerzlos vom Leibe zu halten; aber man soll mit diesen Absolutheitsfanatikern auch keinen Kult treiben. Das sei mein Rat für den Leser zuvor. Ohne Zweifel ist der Verfasser ein Erschütterter. Das maßlose Weh und Leid des jüngsten Weltgeschehens hat sein Innerstes aufgewühlt, und er hat den guten Willen, in der Nachfolge des kirchenfremden Christus für das Menschheitswohl etwas zu tun. Darum hat er sich entschlossen, zur Dienstverweigerung, zum Verzicht auf Gewalt, vor allem auf staatliche Gewalt, zur völligen Abstinenz von Alkohol und Nikotin, zur unentwegten Befürwortung des zinserschlagenden Freigeldes und – last not least! – der ehezersetzenden Freien Liebe. Der Verfasser ist von Beruf Kunstmaler und also ein musischer Mensch, und darum wollen wir ihm seine Ideale lassen. Daß er dieselben für uns als verbindlich erklärt, ist seine Narrheit, die einer permanenten Pubertät vergleichbar ist. Sein bereits von Altersfalten durchfurchtes Gesicht trägt trotz allem noch die Charakterzüge des jugendlichen Weltschmerzes, und das kommt daher, daß sein Glaube an den *Menschen* im Grunde noch ungebrochen ist. Seinen Glauben an Gott identifiziert er mit dem Glauben an den Menschen. Er ist – mit Calvin zu reden – noch nicht mitten durch die Verzweiflung hindurchgebrochen. Er glaubt noch an sich. Er will selber noch sein wie Gott. Das ist sein Bresten. Und auch daran ist die alte Schlange schuld.

Herbert Hug

Edmond Privat: «The Clash of Loyalties». London 1949, 96 S.

In kurzen und mitreißend geschriebenen Abschnitten beleuchtet der Verfasser die Situation der modernen Völker, die durch merkwürdige Widersprüche gekennzeichnet ist. So zeigt er besonders das Verhängnis der doppelten Moral, die darin besteht, daß dem eigenen Volk und Staat zugestanden wird, was beim Individuum als Verbrechen gelten würde, und die sich anderseits dort zeigt, wo fremden Völkern und Staaten Dinge verweigert werden, auf die auch der angeklagte Verbrecher noch Anspruch hätte. Als Weg zur Ueberwindung dieser Unmoral wird die Seelenkraft gezeigt, eine Glaubenshaltung in der Art der indischen Weisheit und des «inneren Lichtes» der Quäker. Diese Haltung soll dazu führen, Erkenntnis und Liebe, die in der Gegenwart auseinandergerissen sind, zu einen. Der einzige Mangel des sonst sehr erfreulichen und empfehlenswerten Büchleins liegt darin, daß der mit der indischen Welt aufs beste vertraute Verfasser von der semitischen Welt, insbesondere von der alttestamentlichen Prophetie, ein nur sehr unzutreffendes Bild entwirft. B. B.

Geist, christlicher Glaube, Sozialismus

Gedanken über den Dienst des religiösen Sozialismus
an der Christenheit und am Sozialismus

(Schluß)

4. *Wächterdienst*

Durch die dem Christentum wie dem Sozialismus gegenwärtig drohenden Gefahren sollten besonders alle diejenigen Menschen auf den Plan gerufen sein, die sich einerseits diesen beiden Kreisen verpflichtet wissen, und die anderseits auch ein Wissen oder wenigstens eine Ahnung von der diese Gefahren in Wahrheit überwindenden Kraft haben. Das Christentum wie der Sozialismus haben von ihren Ursprüngen her soviel wirkliches Leben in sich, daß die geistlose Verbürgerlichung sie wohl überfluten konnte, niemals und nirgends aber einen Zustand herbeiführen, an dem überhaupt keine Ansatzpunkte echten Lebens mehr möglich gewesen wären. Im christlich begründeten Sozialismus liegt sowohl die Verpflichtung beiden Kreisen gegenüber als auch das Wissen oder die Ahnung um die Überwindung der Geistlosigkeit. Darum ist dieser christlich begründete Sozialismus sowohl zum Dienst am Christentum als auch zum Dienst am Sozialismus berufen. Wir werden diesen Dienst freilich niemals leisten können, wenn wir ihn in pharisäischem Hochmut als die glücklich Besitzenden den anderen gegenüber tun. Vor diesem pharisäischen Hochmut sollten wir gerade dadurch bewahrt sein, daß all die Antworten, die die biblische Botschaft auf die Frage nach dem Zentrum des schöpferischen Lebens gibt, für uns selber zu bedrängenden Fragen geworden sind. Gerade als Menschen aber, die wissen, wie sehr der wirklich schöpferische Geist in ihrem Leben fehlt, werden wir dennoch zum Bewahren des Geistes, zum treuen Hüten dieses Lebensfeuers inmitten der Zeit, da eine große Flut von Geistlosigkeit über die Welt schlechthin, auch über verbürgerlichtes Christentum und verbürgerlichten Sozialismus geht, berufen sein.

Der erste Dienst an der Christenheit besteht darin, das in der Mitte zu behalten, was in die Mitte gehört: die Botschaft vom Reich des lebendigen Gottes. Auch Protest und Kampf können Dienst sein. Auch Leiden kann ein Dienst sein. Protest, Kampf und Leiden können sich einstellen, wenn Dinge, die nicht in die Mitte gehören, sich in die Mitte drängen oder in ihr verharren wollen. Die biblische Botschaft gibt immer von neuem das rechte Geistverständnis, aus dem auch das rechte Menschen- und das rechte Weltverständnis fließen. Daß der Zugang zum innersten Kern schöpferischen Lebens dem Menschen offen und erlebbar sei, als Wunder offen und als Gnade erlebbar, aber eben dennoch erlebbar, ist in solchem Protest, Kampf und Leiden festzuhalten.

Dieser Dienst führt auch zu einer Antwort auf die das Christentum im Verborgenen beschäftigende Frage nach dem eigentlich Wirklichen

in der Welt. Wir werden hier festhalten müssen, daß nicht der gegebene Stoff das eigentlich Wirkliche sei, also auch nicht die gegebene Institution. Wir werden diesen gegenüber auch keinen blassen Idealismus zur Begründung des Wirklichen aufbieten dürfen. Nur der Geist, der mehr ist als Materie und Idee, begründet die Wirklichkeit. Nicht dann hat die Christenheit ein Leben in der Wirklichkeit, wenn sie einfach sich selber lebt, in der Kirche, in der Religion lebt, sondern nur, wenn sie dem Reiche Gottes für die Erde lebt, wenn sie im Geiste lebt. Im Geist leben aber muß heißen, in einer Zwiesprache zwischen Ewigkeit und Zeit leben. Es ist ein Dienst an der Christenheit, wenn immer wieder das Reich Gottes und das Reich der Zeitgeister einander gegenübergestellt werden, wenn immer wieder die Stimmen des schöpferischen Geistes auf der einen und aller anderen Geister auf der anderen Seite miteinander in Beziehung gebracht werden. Der in Kirchenmauern eingeschlossene Geist muß verkümmern. Und der reine Zeitgeist, der ohne die Zwiesprache mit dem Geist lebt, von dem die Kirchenmauern wenigstens einen kleinen Rest noch bergen, verhungert. Diese Zwiesprache aushalten kann unter Umständen zwar einen großen Schmerz bedeuten, es kann nämlich geschehen, daß die Stimme der kleinen Geister so laut oder so klagend ertönt, daß es brennt und schmerzt, auf sie zu hören. Sie wird um so lauter und klagender ertönen, als ihr der Anruf vom göttlichen Geist her störend und ärgerlich im Wege steht. Aber auch wenn dieses geschieht, wenn in dieser Zwiesprache die Stimme des Reiches dieser Welt gewalttätig und überlaut wird, so ist auch das noch verheißungsvoller als das tödliche Schweigen, das dort herrscht, wo überhaupt keine Beziehung zwischen beiden Welten mehr ist. Das Mittel der Beziehung ist die Sprache, das Wort. Darum muß das Wort vom Reiche Gottes jeder Zeit in ihrer Sprache, mit ihrem Worte gesagt werden. Wollte die Kirche diesen Dienst nur in der Sprache Kanaans tun, wollte sie nur eine Lehre von Gottes Reich und eine Dogmatik von Gottes Erlösung lehren, so würde sie im letzten Grunde auf das lebendige Wort verzichten. Die lebendige Übersetzung in die Sprache der Zeit aber kann nur dann und dort geschehen, wo die Rede zwischen Ewigkeit und Zeit, der Zusammenprall zwischen Gottes Reich und seinen Ansprüchen und dem Reich der Geistlosigkeit und seinen Forderungen erfolgt. Was in diesem Gespräch hinüber und herüber geht, das ist der lebendige Funke des Geistes. Daß dieser Funke sprühe, nicht schon, was dann einmal aus diesem Funken wird, das ist wohl heute die erste Sorge und erste Aufgabe. Denn nur wo der Funke da ist, ist Geist. Nur er ermöglicht schöpferische Taten. In ihren letzten Ausmaßen sind diese Folgen des Geistes nicht abzusehen. Soviel aber ist sicher, daß nur da und dort Überwindung der Geistlosigkeit mit all ihren Auswirkungen möglich wird, wo schöpferische Kräfte wach werden. Und die wirklich schöpferischen Kräfte sind nicht einfach menschliche Begabungen und Talente, sondern alle Folgen der Zwiesprache zwischen Zeit und Ewigkeit.

Es ist darum Dienst an der Christenheit, in jeder Zeit neu zu überdenken, was alles die verheißene Erlösung und der geschenkte Friede in sich bergen. Aus diesem Nachdenken der christlichen Zentralbotschaften darf und muß echte Freudigkeit und echte Spontaneität folgen. Gerade diese Dinge können wohl nur vom christlichen Zentrum her sich ereignen. Die Welt der Geistlosigkeit erzeugt Freudlosigkeit und Zwang, sie hat Raum für Pflicht und Gewalt, und wenn schon für Freude, so für irgendeine billige organisierte Fröhlichkeit. Das freudige Tun aber und das spontane Tun, diese nötigen und notwendenden Dinge, erwachsen auf dem Grund, da der Mensch die wirkliche Freude und die wirkliche Erlösung erfährt und versteht. Es ist darum Dienst am Christentum, nicht einfach zuzulassen, daß dieses von Erlösung und Freude redet und predigt und lehrt, sondern daß diese Dinge ins Denken und Fühlen der Menschen übersetzt werden.

So schließt der nötige Dienst an der Christenheit das bewahrende Tun in sich, da man die echten und heiligsten Elemente christlichen Lebens kennt und hütet. Der Dienst des Hütens ist, sofern er nicht ein angefochtener Dienst ist, meist ein unbeachteter Dienst. Wenn es aber schon für alles weltliche Leben gilt, daß die unbeachteten Dienste gewöhnlich die wichtigsten sind, so gilt dieses in besonderer Weise für die christliche Welt. Und diesem Dienst darf sich der christliche Sozialismus heute weniger denn je entziehen.

Auch im Sozialismus liegen — schon in seinen frühen Anfängen, vor allem aber in seiner klassischen Zeit — Elemente, die zu bewahren einen Dienst an der Sache bedeutet. Wirkliche Verpflichtung der sozialistischen Geisteswelt gegenüber muß nämlich auch die Bereitwilligkeit in sich schließen, die eigensten Elemente dieser Größe zu erhalten. Die im verbürgerlichten Sozialismus am meisten bedrohten sozialistischen Gedanken sind die eigentlich revolutionären. Es handelt sich hier zunächst einmal um den ganzen Gedankenkreis, der um die Begriffe Klassenkampf und klassenlose Gesellschaft kreist. Für die Art Sozialismus, die sich in sozialer Forderung und sozialem Fortschritt erschöpft, bedeutet der alte sozialistische Gedanke vom Klassenkampf heute nichts anderes als eine große Verlegenheit. In Wirklichkeit aber wird, wo immer dieser Gedanke versteckt wird, auch der Sozialismus versteckt, wo immer er verleugnet wird, auch dieser verleugnet. Ein solch verleugneter Sozialismus aber hat, zumal in einer Zeit, da soziale Forderungen zum — mindestens theoretischen — Gemeingut geworden sind, keinerlei Lebensberechtigung mehr. Gerade der Glaube an das Reich Gottes hat uns in der bestehenden Wirklichkeit den faktisch vorhandenen Klassenkampf sehen gelehrt. Gemessen an der Wirklichkeit des Reiches Gottes birgt die Klassengesellschaft eine ihr eigene Heuchelei. Von dieser Heuchelei ist zuerst und vor allem die Christenheit bedroht. Sie muß es ja erleben, daß die Bruderschaft der Menschen, die sie vom Reiche Gottes her glaubt und bekennt, zu einer rein theoretischen, in der von den Klassen gepräg-

ten Wirklichkeit hingegen jedoch nicht wirksamen Größe wird. Wenn aber die Bruderschaft aller theoretisch auch gilt, die zur Bruderschaft berufenen Menschen hingegen sich mit einer Wirklichkeit abfinden, die durch die Herrschaft der einen Klasse über die andere bestimmt ist, dann ist dieser Glaube Heuchelei. Gerade diejenigen Sozialisten, deren Haltung christlich begründet ist, werden darum die Feststellung des Klassenkampfes, wie sie Karl Marx im Kommunistischen Manifest getroffen hat, bejahen. Der von oben nach unten geführte Klassenkampf ist einfach eine Feststellung der vorhandenen Wirklichkeit. Und die Bejahung dieser Feststellung aus Liebe zur Wahrheit heraus ist der erste Beitrag, den christliche Sozialisten zur Bewahrung des reinen Sozialismus tun können.

Birgt diese Bejahung aber auch die des Ziels des eigentlich sozialistischen Klassenkampfs in sich? Muß man also über die Feststellung, daß in Wirklichkeit Klassenkämpfe von oben nach unten geführt werden, hinausgehen und nun auch den bewußten Klassenkampf von unten nach oben fordern? Ob dieses geschehen muß oder nicht, hängt von dem Ziele ab, das hinter einer solchen Bewegung gesehen wird. Hieße dieses Ziel einfach Ersetzung einer Klassenherrschaft durch eine andere, Ersetzung der Industriemagnaten durch bürokratische Diktatoren, dann wäre die Forderung kaum zu bejahen. Ein solches Ziel des Klassenkampfes wäre ja gerade aber ein im Grunde bourgeoises Ziel, ein Ziel, bei dem nichts an der vorhandenen Wirklichkeit geändert würde, ein Ziel, das zwar da und dort verbitterten Gliedern der besitzlosen Klasse vor Augen stehen mag, das jedoch mit dem eigentlichen Sozialismus nicht das geringste zu tun hat. Wenn der alte Sozialismus die klassenkämpferische Bewegung von unten nach oben fordert, so tut er dies in der klaren Erkenntnis des Zieles einer klassenlosen Gesellschaft. Auch dieser Begriff ist ein in der modernen sozialistischen Literatur recht seltener Begriff geworden. Die Ablehnung der Methoden, mit denen der russische Kommunismus die Verwirklichung dieses Zieles versucht hat, hat oft zur Preisgabe des Zieles selber geführt. Wo der Sozialismus aber nicht mehr im Hinblick auf die klassenlose Gesellschaft seinen Kampf führt und sein Werk aufbaut, wird er zu einer Größe, die nur sich selber dient, wie es irgendeine Kirche oder irgendeine bürgerliche Gesellschaft auch tun. Die vom Sozialismus geforderte Vergesellschaftung der Produktionsmittel verliert ohne das Ziel einer klassenlosen Gesellschaft ihren befreienden Sinn, ja jeden Sinn überhaupt. Eine reine Verstaatlichung der Produktionsmittel unter Beibehaltung von Klassengegensätzen und Klassenherrschaft verstärkt hingegen das Maß der ohnehin schon vorhandenen Unterdrückung und Rechtlosigkeit der arbeitenden Klassen. Dem christlich begründeten Sozialismus ist die Beibehaltung des Zieles einer klassenlosen Gesellschaft um so eher möglich, als er aus zentralen christlichen Anliegen heraus dieses Ziel bejaht. Die Erfüllung der Menschlichkeit, wie sie der Geist und der Glaube ans Reich Gottes lehren, gipfelt dort ja gerade in der Fähigkeit des ganzen Men-

schen zur Gemeinschaft. Wird dieser Glaube der geistlosen Wirklichkeit gegenübergestellt, so zeigt es sich, daß gerade durch die Herrschaft der Klassengesellschaft die Gemeinschaft unmöglich gemacht wird. Sie wird zur reinen Interessengemeinschaft, und eine solche ist im Grunde nichts anderes als die auch zwischen Gangstern und Wegelagerern herrschende Gemeinschaft. Die Gemeinschaft in einem Interessenverband, ja auch die Gemeinschaft, die sich in nationalistischer Verengung auf Volk und Staat begrenzt, bewegt sich noch auf keiner anderen Ebene. Die Erfüllung der Menschlichkeit hat der Glaube an das Gottesreich in der selbstverständlichen und spontanen Liebe gesehen. Liebe aber in der Klassengesellschaft sinkt auf das Niveau der Wohltätigkeit herab, oder sie geschieht im Widerspruch gegen die herrschende Gesellschaft. In der Klassengesellschaft herrscht der Zwang, der eben das Glied der Klasse zwingt, Klassenglied und nichts als Klassenglied zu sein. Es kann unter Umständen ein angenehmer Zwang sein, wenn er etwa den Menschen zwingt, Glied der höchsten und herrschenden Klassen zu sein und ihren Gesetzen zu folgen. Es bleibt in jedem Falle aber ein Zwang. Dient die Klassenherrschaft am Ende gar der Erhaltung einer Denkstruktur, da das Haben der einzige Wertmaßstab ist, dann dient sie zudem dem großen Nichts, dem verwüstenden Nichts, das nicht nur wegen der Unfähigkeit der kapitalistischen Klassenherrschaft, Krisen zu bemeistern, Kriege auslöst, sondern schon wegen der engen Bindung an die Todeswelt immer wieder neu auch dem sichtbarsten und rasendsten Tode die Pforten öffnet.

Die klassenlose Gesellschaft ist darum gerade um der christlichen Liebe willen ein zu bewahrendes Ziel. Diese Liebe gilt wohl in erster Linie den Schichten und Klassen, die durch kapitalistische Klassenherrschaft am meisten um ihre Rechte betrogen worden sind. Würde jedoch eine klassenlose Gesellschaft einzig und allein aus Liebe zum Proletariat angestrebt, so wäre diese Liebe noch keine ganze und völlige Liebe. Die klassenlose Gesellschaft aber ist mehr als die Erlösung des Proletariats. Sie ist ja in gleicher Weise die Erlösung der Herrschenden. Die Not der Herrschenden liegt auf einer anderen Ebene als die des Proletariats. Es ist die Not, nicht Mensch sein zu dürfen, sondern nur Klassenmensch. Es ist die Last, nicht Liebe geben und üben zu können, außer einer billigen Wohltätigkeit, es sei denn, die wirklich geübte Liebe stelle die ganze eigene Klassenexistenz in Frage. Das Ziel, das das Kommunistische Manifest dem Sozialismus zuweist, und das um der Botschaft vom Reiche Gottes willen zu bejahen ist, wird im Kommunistischen Manifest mit den Worten charakterisiert:

«An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen tritt eine Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist.»

Wo immer nur mit wohlmeinenden menschlichen Gedanken eine Lösung der sozialen Frage gesucht wird, mag man sich damit begnügen, eine

Linderung der Armut zu versuchen. Für diese Versuche braucht es keinen schöpferischen Geist und keine Verheißung des göttlichen Reiches. Sie sind keine revolutionäre Tat, sie sind auch nicht fremd in der Welt wie der Geist selber. Die Überwindung der Geistlosigkeit aber, die ihren schlimmsten Ausdruck darin findet, daß Besitzen und Haben die eigentlichen Lebenswerte sind, ist ein revolutionärer Versuch. Und es wird darum gerade die Aufgabe eines christlich begründeten Sozialismus sein, in Zeiten, da weite sozialistische Kreise auf den unrevolutionären, geistlosen Weg zurückkehren, den revolutionärsten Gedanken des alten Sozialismus, den der klassenlosen Gesellschaft, zu bewahren. Diese Bewahrung hat ihren Grund nicht in einem zerstörerischen Haß gegen das Alte und Bestehende, sondern gerade im Gegenteil in der größeren Liebe, die allem gilt. Für diese größere Liebe ist das Anliegen des Proletariats in Wahrheit ein Anliegen der gesamten Menschheit und seine Befreiung zugleich auch die Befreiung seiner Gegner.

Der andere revolutionäre Gedanke, der schon im Kern des alten Sozialismus enthalten war, und der im Verlauf des Verbürgerlichungsprozesses mehr und mehr aus den Augen verloren ist, ist der Gedanke von der zentralen Stellung und dem überragenden Wert des Menschen. Der Mensch verleiht durch seine Arbeit den Gütern ihren Wert. Und der Mensch ist das echte, in der Besitzeswelt freilich verschüttete Bedürfnis des Menschen. Man kann nun freilich von sehr verschiedenen Menschenbildern aus die zentrale Stellung des Menschen proklamieren. Wenn in der frühgriechischen Philosophie der Mensch zum Maß aller Dinge erhoben worden ist, so stand das Bild des griechischen Stadtbürgers, des auf Kosten einer von Sklaven betriebenen Wirtschaft seine Freiheit genießenden Menschen hinter diesem Bilde. Wenn die europäische Renaissance den Menschen in die Mitte ihres Weltbildes rückte, so hatte sie einen seine natürlichen menschlichen Fähigkeiten entwickelnden wagemutigen Menschen vor Augen. Wenn Nietzsche auf seine Weise den Menschen, den Übermenschen, als das Ziel der Geschichte sah, so war seine Schau von seinem persönlichen Menschenideal und dem im Grunde recht spießbürgerlichen seiner Zeit in gleicher Weise abhängig. Wo immer an die zentrale Stellung des Menschen geglaubt wird, wird früher oder später auch die alte Frage Pestalozzis wach werden: «Der Mensch, was ist er?»

Werden auf diese Frage nur die herkömmlichen, unrevolutionären und ungeistigen Antworten gegeben, wird der Mensch nur als ein vom Schicksal, von der Vererbung, von den Instinkten und Trieben abhängiges Wesen gesehen, dann wird er bald genug auch aus der zentralen Stellung verdrängt werden. Daß innerhalb der sozialistischen Welt der Glaube an die Zentralstellung des Menschen oft sehr leicht und schnell verdrängt worden ist, hat wohl seinen Grund gerade in der Verlegenheit in bezug auf den Menschen. Denn ohne Glauben an die Würde des Menschen läßt sich die zentrale Stellung desselben nicht beibehalten.

Der Glaube an die Würde des Menschen hingegen läßt sich aus der vorhandenen Wirklichkeit allein nicht gewinnen. Sie zeigt ja gerade im Gegenteil ein recht unwürdiges Menschenbild, läßt die Unwürde der Herrschenden als Tyrannenunwürde und die Unwürde der Beherrschten als Sklavenunwürde oft genug in brutaler Deutlichkeit sehen. Der Mensch, der da in den Mittelpunkt gerückt wird, kann, soll diese Stellung einen Sinn und eine Dauer haben, nur der größere, der erlöste Mensch sein. Die echte Würde des Menschen beruht auf dem Glauben an die Erlösung des Menschen zu einem wachen und wahren menschlichen Leben, zu einer Beziehung zu Gott und einem Tun des göttlichen Willens, das rein aus der Freude quillt. Der Glaube an die zentrale Stellung des Menschen ist für den naiven Sozialismus eine Verlegenheit. Wird dieser Glaube aus solcher Verlegenheit heraus aber preisgegeben, so strömt wieder die ganze geistlose Flut auch in die Geisteswelt des Sozialismus hinein. Denn wer soll dann diesen Zentralplatz einnehmen? Eine anonyme Genossenschaft, ein Staat, eine Partei, lauter Dinge, die früher oder später ihre eigenen Gesetze entfalten werden? Sie würden ja gerade alle das, was als Ziel der klassenlosen Gesellschaft gesehen ist, wieder verdrängen. Sie würden den Zustand, da der Mensch allein das echte Bedürfnis des Menschen darstellt, wieder aufheben. Es ist der Dienst des christlich begründeten Sozialismus an der sozialistischen Welt, den Sozialismus gerade wegen der bourgeoisen Entmenschlichung des Menschen zu bejahen. Als Christen sind wir darum Sozialisten, weil die nichtsozialistische Klassenwelt die Möglichkeit, Mensch zu sein, einschränkt und letzten Endes aufhebt, weil in ihr der Mensch sich selber fremd wird, bestimmt durch Geld und Gut, durch Zwang und Drohung. Die Menschwerdung des Menschen ist eine schöpferische Tat, die allein vom Geiste her möglich ist. Der Sozialismus, der die zentrale Stellung des Menschen bekennt, hat hier die Antwort des Geistes nötig. Und der vom christlichen Glauben her erkannte zentrale Wert des Menschen bedarf, soll er nicht ein bloßes Ideal bleiben, der sozialistischen Verwirklichung. Hier ist der Punkt erreicht, wo der Sozialismus entweder über sich selber hinauswachsen oder auf die bürgerliche Ebene zurücksinken muß. Und ähnlich, wie es bei unserem Dienst an der Christenheit der Fall war, besteht unser Dienst am Sozialismus gerade darin, daß wir ihn dorthin zu führen versuchen, wo er ein Größeres sieht als sich selber. Der Sozialismus, der sich selber als das Größte versteht, verliert genau gleich wie das Christentum, das sich an die Stelle des Reiches Gottes setzt, den Zugang zur schöpferischen Kraft. Im Christentum wie im Sozialismus haben wir die Elemente zu bewahren, die, weil sie mit dem lebendigen Geiste in Beziehung stehen, in dieser Welt wahrhaft revolutionäre Elemente sind.

Vom Glauben an das Reich Gottes aus erscheinen sowohl das Christentum als auch der Sozialismus in der Gegenwart als recht arme Dinge. Es sind darüber hinaus sogar bei beiden die Kräfte nicht zu übersehen,

die an einer Verfälschung der echten Lebensimpulse beider Größen arbeiten. Die größten und meisten Feinde des Reiches Gottes sind in der Tat unter den Christen und die größten und meisten Feinde eines echten Sozialismus unter den Sozialisten zu finden. Diese Tatsache darf uns jedoch nicht dazu verführen, in scheinbar vornehmer Überlegenheit einfach beide Gebiete ihrem Schicksal zu überlassen. Dieses wäre auf alle Fälle, wenn es überhaupt ein Weg ist, kein Kreuzesweg. An das Reich Gottes glauben, wird aber irgendwo auf einen Kreuzesweg führen. Im bourgeoisen Christentum wie im bourgeoisen Sozialismus bedeutet es für wirklich christliche Sozialisten auf alle Fälle ein größeres Kreuz, die unvollkommenen Bewegungen zu ertragen, in ihnen mitten drinnen zu stehen, als aus ihnen herauszutreten. Kreuze sind weder zu suchen noch zu fliehen, sie sind wohl nur zu tragen, sie sollten aber gerade dann auch tragbar sein, wenn man wissen darf, daß die eigentliche Lebenskraft, um derentwillen sie ja den Menschen auferlegt werden, auch die Kraft des gekreuzigten und auferstandenen Herrn selber ist.

5. *Die Zukunft in der Gegenwart*

Der Zustand, den die Bibel als Herrschaft des Reiches Gottes zeichnet, weist aus der Gegenwart in die Zukunft hinüber. All seine Merkmale sind uns für die Gegenwart zu beunruhigenden Fragen geworden. Sie warten auf ihre Erfüllung. Der Zustand, den der wirkliche Sozialismus erstrebt, weist ebenfalls aus der Gegenwart in die Zukunft. Wir haben jedoch das, was da in der Zukunft seine Erfüllung finden soll, als eine Auswirkung des Geistes gefunden, der die zu allen Zeiten wirksamste Wirklichkeit ist. Darum können wir weder als Christen noch als Sozialisten schlechthin die Zukunft von der Gegenwart trennen. Der schöpferische Geist, der uns im Gegensatz zur bourgeoisen Geistlosigkeit als Lebensprinzip erschienen ist, hat seine Verwandlungskraft nicht erst für die Zeit der Erfüllung. Wenn wir es wirklich mit dem größeren Heiligen Geiste, der schöpferischen und verwandelnden Kraft zu tun haben, dann wird auch immer schon in der unerfüllten Gegenwart eine schöpferische Verwandlung auf die Erfüllung hin möglich sein. Wir haben es gerade als ein Hauptmerkmal des ganzen biblischen Zeugnisses gefunden, daß dem Menschen der Gegenwart solche Verwandlung zugetraut wird.

Der Zustand, der das Bild der Gegenwart bestimmt, ist freilich der geistlose Zustand einer nur vom Haben und Besitzen bestimmten Zeit. Wenn es aber ein Stück Erfüllung vor der letzten Erfüllung gibt, wenn die Zukunft eben als Zukunft des schöpferischen Geistes infolge der Kraft dieses Geistes schon in die Gegenwart hineinreicht, dann gibt es wohl bereits vor der Überwindung der bourgeoisen Klassenwelt ein Stück jener Überwindung der nur vom Haben und Besitzen geprägten Wirklichkeit. Man redet ja nicht ohne Grund von christlicher oder sozialistischer Haltung. Christliche Haltung besteht aber nicht einfach darin, daß man sich

zum gebräuchlichen Christentum hält; und sozialistische Haltung beruht nicht einfach auf Zustimmung zu Parteiparolen. Haltung ist eine Gebärde des ganzen Menschen, christliche Haltung demnach die Gebärde, mit der der durch seinen christlichen Glauben an das Reich Gottes ganz gewordene Mensch den Reichen dieser Welt gegenübertritt; und sozialistische Haltung die Gebärde, mit der der durch seinen revolutionären Geist ganz gewordene Mensch durch die geistlose Besitzeswelt schreitet. Eine endgültige Überwindung und Verwandlung der Besitzeswelt mit all ihrer Entmenschlichung des Menschen kann nur geschehen, wenn sie schon in der gegenwärtigen Haltung der Menschen angebahnt wird. Und auch das Umgekehrte ist richtig: Eine wirklich christliche und sozialistische Haltung der Besitzeswelt gegenüber ist nur dann möglich, wenn der Mensch bewußt der Erfüllung seiner Hoffnung entgegenschreitet.

Es gibt ein paar Schritte, die diejenigen, denen christliche und sozialistische Haltung zu einer einzigen Haltung geworden sind, schon heute mitten in Raum und Zeit der Besitzeswelt tun dürfen, können und sollen. Die Erlebbarkeit des göttlichen schöpferischen Geistes verbürgt diese Möglichkeit.

Wir dürfen einmal ein Stück jenes Ganzwerdens erfahren, zu dem das Reich Gottes die Menschen beruft, auf das die christliche Hoffnung und das sozialistische Ziel in verschiedener und doch ähnlicher Weise hindeuten. Die Sammlung und Rettung des Menschen aus der heillosen Atomisierung und Zerstreuung ist dann möglich, wenn dieser Mensch durch die Hingabe an die *eine* Sache, den *einen* Dienst zu einer höheren Einheit geformt wird. Die Zerrissenheit in die christliche Existenz einerseits und die bürgerliche Existenz anderseits, die Zerstreuung in die verschiedenen Bereiche und Bezirke menschlichen Seelenlebens finden ein Stück weit ihre Überwindung. Schmerzhaft bewußt bleiben wird die Unvollkommenheit dieser Heilung in einer Zeit, die durch ihre vom Besitz her geprägte Denkstruktur immer wieder neue Zerreißung schafft. Beides miteinander, das schmerzende Wissen um die Unvollkommenheit und das dankbare Wissen um die zeichenhaft immer neu geschehende Heilung, werden die Haltung bestimmen, in der es schon in der Zeit der Entmenschlichung einen Weg zu ganzem und heilem Menschsein gibt.

Wo christliche und sozialistische Haltung in eines verschmelzen, gibt es in ähnlicher Weise auch eine zeichenhafte Überwindung der Welt, die nur durch ihr Haben bestimmt ist. Wenigstens für das Bewußtsein der Menschen, die zu solcher Haltung sich berufen wissen, hat dieses Haben und Besitzen seinen tyrannischen, ja dämonischen Charakter weitgehend verloren. Wir kennen einen größeren Reichtum als den, welchen alles Haben vermitteln kann: den Reichtum der Begegnung. Er ist letzten Endes auch Gottes Reichtum. Denn Gottes Herrschaft besteht nicht darin, Welten und Menschen zu haben, sondern suchend, fragend und findend durch Menschen und Zeiten zu gehen. Gottes Reichtum besteht auch darin, an das von Zeit und Welt aufgerichtete Kreuz zu gehen. Auch das noch ist

ein Begegnen, ein Begegnen mit den Abgründen, die in den Zeiten und in den Menschen gähnen. Das größere Menschentum, das mitten in der Zeit der verkleinerten Menschen seine zeichenhafte Erfüllung findet, besteht in der Fähigkeit zum Begegnen. Auch hier wird das schmerzvolle Bewußtsein bleiben, daß diese Erlebnisweise nicht die einzig wirksame ist. Haben wir aber Zugang zum schöpferischen Geiste Gottes, so wird sie dennoch eine wirkliche sein. Es ist immerhin möglich, durch den Zugang zum innersten Kern des echten Lebens zu den Menschen und zu den Dingen zu gehen, nicht mit jenem Blick, der nur sagt, du bist mein, oder du bist leider nicht mein, sondern mit jenem anderen Blick, der staunend erkennt: Das also bist du, du Mensch und du Ding, du Stern und du Schicksal, du Leben, du – Gott.

Der allen Scheinreichtum der Besitzeswelt weit überragende Reichtum der Begegnungswelt fließt aus der Begegnung mit dem ewigen Gott selber. Der in Institutionen und Ideen eingeschlossene Gott ist grundsätzlich der lebendigen Begegnung entzogen. Der Gott, der ein lebendiges Wort an die Gegenwart hat, ist der Gott, der selber den Begegnungsweg geht. Zu den unverlierbaren Gedanken, die gerade der religiöse Sozialismus hüten und bewahren soll, gehört der Gedanke vom lebendigen Wort Gottes an die Gegenwart an erster und wichtigster Stelle. Die von den Propheten Israels gezeichnete Möglichkeit, daß aus solcher Begegnung heraus der Mensch ein ganzer Mensch und ein zur Begegnung mit Menschen, Geistern und Dingen fähiger Mensch werden kann, steht als Verheißung über allen Zeiten, die etwas von diesem lebendigen Wort Gottes an ihre Gegenwart wissen. Wo die Wege der Begegnung sich wie ein Wunder auftun, da darf der Mensch diesen Inhalt des Wunders erleben und zugleich auch dessen Wundercharakter. Auf diesem Wege darf es zeichenhaft geschehen, daß der Mensch, das bei der Schöpfung Gottes gesprochene Wort erfüllend, zum Herrn aller Dinge wird, weil er zum Herzen aller Dinge wird.

Das tödliche Schweigen, das über einer beziehungslosen Welt liegt, ist nicht dieser Welt ewiges Schicksal. Wohl werden vor der großen Erfüllung alle Beziehungen immer neu durch die Geistlosigkeit gestört. Aber sie werden auch durch die Begegnung mit dem Geiste neugeschaffen. Und wieder wird beides, das schmerzvolle Bewußtsein der Störungen und das dankbare Wissen um die Schöpfungen die Haltung des Menschen in der Beziehungsfülle der Welt bestimmen.

Wo das Ganzwerden des Menschen, die Begegnung mit Gott und die Begegnungs- und Beziehungsfähigkeit zu Menschen und Dingen zum eigentlichen Reichtum des Erlebens werden, da läßt sich diese Haltung am ehesten mit dem Begriff der Zwiesprache bezeichnen, die mitten in einer Welt, die nur Schweigen oder Befehlsworte kennt, möglich wird. Diese Zwiesprache, diese Dialogik, ist ein Stück Erfüllung dessen, was schon alle Dialektik suchte. Die Dialektik in den verschiedenen Formen sucht eine Bewegung in der bewegungslosen Welt. Sie läßt den Menschen

jedoch ohne Zwiesprache mit dem, was sich dort bewegt. Das gilt sowohl für die Dialektik innerhalb der christlichen Trinität als auch für die Dialektik des Weltgeistes, wie sie Hegel und der frühe Sozialismus entwikkelt haben. Dem an die Dialektik glaubenden Menschen ist höchstens ein Nachzeichnen der göttlichen Bewegungen und Gedanken möglich. Und es ist bei diesem Menschen der täuschende Reichtum derer vorausgesetzt, die reich sind im Geiste. Die Dialogik aber, die Fähigkeit der schlichten Zwiesprache zwischen Ewigkeit und Zeit, Gott und Mensch, Mensch und Geist, Mensch und Mensch, Mensch und Ding ist heute schon eine Möglichkeit für alle, die vor den verwandelnden größeren Heiligen Geist gestellt sind. Und gerade wenn sie schmerzhaft fühlen, daß sie Arme in diesem Geiste sind, gilt ihnen die solchen Armen gegebene Verheißung, daß ihnen das Gottesreich, seine auch schon in der Gegenwart wirklich werdende Verwandlungskraft widerfahre. *Bruno Balscheit.*

«Gute» und «böse» Menschen

Daß diese übliche Unterscheidung der Menschen nicht so einfach ist, wie der Durchschnittsmensch meint, daß sie uns im Gegenteil vor ein Problem stellt, das mögen wohl schon viele von uns empfunden haben. Jedenfalls erscheint es uns peinlich, sollen wir uns in diese einfache Alternative einreihen. Kein Geringerer als Christus selbst hat es ja abgelehnt, sich so schlechthin als «gut» bezeichnen zu lassen. «Was nennst du mich gut? Nur *einer* ist gut: Gott», gab er jenem Jüngling zur Antwort, als er ihn mit «guter Meister» angeredet hatte. Wir befinden uns also in guter Gesellschaft, wenn wir diese übliche Unterscheidung näher zu differenzieren suchen und das «Gutsein», das für den Christenmenschen entscheidend ist, näher zu umschreiben suchen.

Die Worte «gut» und «bös» haben bei näherem Zusehen eine doppelte Bedeutung und einen doppelten Klang, je nachdem wie man sie versteht. «Gut» kann man verstehen im Sinne von sittlicher Unbescholtenheit, moralischer Bravheit, im Gegensatz zu «bös» im Sinne von unmoralisch, sündhaft, fehlerhaft. Die Bezeichnung «gut» kann man aber auch verstehen im Sinne von «gütig», «gutherzig», «menschenfreundlich». Gewiß besteht das Ideal in der Synthese von beidem. Aber nur in Gott ist beides vollkommen miteinander verbunden: «Gutheit» und «Gütigkeit», wie umgekehrt auch im Teufel beides vollständig vorhanden ist: Schlechtigkeit und Herzlosigkeit.

Die Gutheit im ersteren Sinn, nämlich im philosophischen und moralistischen Sinn, war schon vor Christus bekannt. Die vorchristliche Moral hat ja nur diese Unterscheidung gekannt. Man hat die Menschen unerbittlich in «gute» und «böse», «Gerechte» und «Sünder» eingeteilt, je nachdem man das Gesetz erfüllte oder nicht. Mit Christus ist nun aber

etwas Neues in die Welt getreten. Er machte gleichsam einen Strich durch die pharisäisch-judaistische Unterscheidung und Einteilung der Menschen, indem er nur *die* Unterscheidung anerkannte: den allein heiligen und allein guten *Gott* und die allgemein sündige *Menschheit*. Dadurch wurden «erste zu letzten» und «letzte zu ersten».

«Erschienen ist (in Christus) die Güte und Menschenfreundlichkeit unseres großen Gottes.» (Tit. 3, 4–7.)

Daraus ergibt sich nun aber auch für die Menschen ein neues Ideal, eine neue Forderung: «Eure Güte werde allen Menschen kund.» (Phil. 4, 5). Die «Gesundheit der Seele ist Güte», sagt daher auf Grund dieser neutestamentlichen Erkenntnis *Stanley Jones* in seinem wertvollen Buch «Sieghaftes Leben». So wie Wahrheit die Gesundheit des Geistes ist, ist Güte die Gesundheit der Seele.

Was nun ist aber der «Güte» entgegengesetzt? Welches Wort ist da zu wählen?

Wir finden es, wenn wir «Güte» mit «Lindigkeit» übersetzen. Der Gegensatz zu Lindigkeit ist *Härte*. Es gibt Menschen, denen die Lindigkeit fehlt, ihr Charakter und ihre Gemütsart ist die Härte. Harte Menschen sind Menschen ohne Güte. Solche Menschen sind selbst unselige und unzufriedene Menschen, sie können nicht glücklich sein und auch andere nicht glücklich machen. Wenn sie nicht Klugheit, Selbstbeherrschung und Diplomatie üben würden, wären sie im gesellschaftlichen Leben ganz unmöglich. Ihre Seele ist zu innerst ungesund, weil unerlöst. Wir nennen im Volksmund (oder besser Kindermund – der wohl auch in diesem Fall die Wahrheit trifft) solche Menschen «böse», obwohl sie in der Regel durchaus nicht etwa lasterhaft, sondern eher sittlich streng und vorbildlich sind und sich selbst zu den Guten und Gerechten zählen.

Umgekehrt kann ein Mensch offenbare Fehler und Laster haben, wie etwa ein Trunkenbold, und doch nennen wir ihn nicht einen «bösen Menschen». Gewiß pflegen auch Sünden und Fehler und Laster die Gesundheit der Seele zu beeinträchtigen. Aber es kann ein Mensch trotz solchen Fehlern und Schwächen ein «guter Kerl» sein, wie wir sagen. Jedenfalls widerstrebt es uns, einen Menschen wegen gewisser Fehler oder gar Laster einen «bösen Menschen» zu nennen. Die Bibel selbst spricht ja von Menschen, die im Tag «siebenmal fallen», und die sie dennoch zu den Guten zählt, zu den Gotteskindern[1]. Als «böse» be-

[1] In der deutschen Sprache pflegt man gewisse Fehler, die ein Mensch hat, als «Menschlichkeit» zu bezeichnen. Warum dies? Ein Manko kann doch nicht zum Wesen des Menschen gehören? Diesen Ausdruck «Menschlichkeit» muß man psychologisch verstehen. Man braucht ihn, weil gewisse Fehler oder Schwächen viele Menschen *tatsächlich* menschlicher, das heißt gütiger, geduldiger und zugänglicher machen. «Die Irrtümer eines Menschen machen ihn erst liebenswürdig», sagt Goethe mit Recht. Ja, es kommt uns tatsächlich zugute, daß gerade große Männer und führende Geister, besonders auch Priester und Prediger, ihre Menschlichkeiten haben, gewisse Fehler und Schwächen, sonst fänden wir bei ihnen viel weniger Verständnis, und daher ist nichts so töricht und ungerecht, als wenn man von diesen Fehlern viel Aufhebens macht.

zeichnen wir also einen Menschen, dem die Güte fehlt, der die Fehler anderer nicht ertragen kann, der das «Geheimnis des Bösen» nicht verstanden hat, der, *entgegen* dem Worte Gottes, das Böse, das «Unkraut» ausreißen will und sich ein Urteil und Gericht anmaßt über den Nebenmenschen, statt das Gericht Gott dem Herrn zu überlassen. Im Laufe der Neuzeit hat diese Mentalität in der Christenheit stark zugenommen. Sie ist gekennzeichnet durch eine «summa impatientia mali»[2], die das Böse nicht mehr ertragen will. Es zeigte sich da merkwürdigerweise eine Schattenseite der durch die christliche Erziehung eingetretenen Verfeinerung des sittlichen Gefühls, eine gewisse moralische Überempfindlichkeit, Wehleidigkeit und Unduldsamkeit. Man hielt das für eine Tugend, was in Wirklichkeit ein Laster war. So ließ man dem theoretischen Wahrheitseifer und dem moralischen Sittlichkeitseifer die Zügel schießen. Man vergaß den Primat der Liebe und Güte, der dem Neuen Testament eigentümlich ist. Die überschätzte und überkultivierte Orthodoxie (Rechtgläubigkeit) und sittliche Rechtschaffenheit auf Kosten der Liebe, der Geduld und der Eintracht führten die Christenheit der Reformation und Gegenreformation immer mehr in die Zersplitterung, Unfruchtbarkeit und Gottesferne.

Dieser Entwicklung muß heute energisch entgegengearbeitet werden, da dies ganz im Sinne des kommenden «johanneischen Zeitalters» liegt. Es muß der «Primat der Liebe» wieder eingesetzt werden; Liebe und Einheit sind als höchste christliche Werte anzuerkennen, da sie Christus als sein «Testament» hinterlassen hat. Es gilt zunächst eine positivere Haltung dem «Bösen» gegenüber einzunehmen, wollen wir konsequent dem Ideal der Liebe und Einheit dienen. Das Kreuz christlicher Gemeinschaft fordert das Ertragen des Bösen. Man täuscht und schadet sich kaum je so leicht, als wenn man glaubt, gegen das Böse ankämpfen zu müssen. Gegen das Böse kämpfen nur die gütigen, liebevollen Menschen erfolgreich, nicht aber die «Bösen», die Harten und Lieblosen. Diese werden in diesem Kampf selber vom Bösen angesteckt, weil sie das Böse nicht durch das Gute überwinden. Man kann sagen, das Übel der Neuzeit bestand darin, daß man das Übel nicht duldete, daß man nach dem unglücklichen Rat in den Apostelbriefen ging: «Schaffet den Bösen hinaus aus eurer Mitte», statt nach dem Rat, der Anweisung Christi: «Widersteht nicht dem Übel», «Überwindet das Böse durch das Gute» und nicht durch gewaltsame Amputation desselben. Nicht die Beseitigung des Bösen, sondern die Duldung desselben, die Auseinandersetzung mit demselben, ist fruchtbar und von Segen. Wie schwer ist es nicht oft, in Beurteilung des Bösen ein objektives, unparteiisches Urteil zu gewinnen; wie oft halten wir für «bös», was uns persönlich unsympathisch und unverständlich ist! Denn das Böse ist in *jeder Weise*, durch seinen Sinn und durch seine Her-

[2] Größte Ungeduld gegenüber dem Bösen.

kunft, ein Mysterium, ein Geheimnis, ja ein wichtiger Faktor für das Reich Gottes[3]!

Daß gerade fromme Leute im obigen Sinne «böse»werden können, beweist das klassische Beispiel der Phärisäer. Diese (und ihre christlichen Nachfahren) meinen sogar, im Recht zu sein, wenn sie «böse» sind, sie rühmen sich dessen und meinen, sich damit als fromm zu erweisen und Gott einen Dienst zu leisten. Allein es ist dies ein Zeichen einer falschen Frömmigkeit, entsprechend einer primitiven Gottesauffassung und Gotteserfahrung, die ja auch einen «bösen» Gott kannte. Die christliche Gottesoffenbarung und Gotteserfahrung ist der *gütige Gott*. «Erschienen ist (in Christus) die Güte und Menschenfreundlichkeit unseres großen Gottes.» Wie schlimm wären wir dran, wenn Gott bös wäre, wenn er nicht die Güte selbst wäre, die mit unendlicher Langmut selbst die fehlerhaftesten Menschen erträgt! Nicht umsonst nennen wir Gott den «lieben» Gott und sagt Johannes, daß Gott die «Liebe» sei. Darum verbietet es uns Gott, den bösen Richter zu spielen über unsere Nebenmenschen.

Es ist der Geist des Neuen Testamentes, der uns zu dieser Erkenntnis verholfen hat. Das Evangelium Christi hat uns die Augen dafür geöffnet, daß die rein moralistische Unterscheidung von gut und bös, von gerecht und ungerecht unzulänglich ist, daß ein geist- und lieblos urgiertes Recht, eine lieblose Gerechtigkeit das größte Unrecht, beziehungsweise die größte Ungerechtigkeit sein kann und daß die sogenannten «Gerechten» tatsächlich die Schlechten sein können, während die «Sünder» Gottes und der Menschen Gnade finden.

«Gar oft, wie die Erfahrung lehrt, sind schlimmer die Gerechten
Als jene, die, o wie verkehrt, man rechnet zu den Schlechten.»

Gut und bös im Sinne des Evangeliums wird uns anschaulich vor Augen geführt bei Matthäus 25, 32–46. Nach welchem Maßstab werden da die Menschen gerichtet, in Gute und Böse, Schafe und Böcke geschieden? Nicht nach irgendwelchem kultischen, konfessionellen, moralistischen Sittlichkeitsgesetz. Nein, zur Verblüffung aller Welt werden da nicht die üblichen weltlichen Maßstäbe angewendet, sondern der Maßstab des Evangeliums, wie er zum Beispiel beim Gleichnis vom unbarmherzigen Knecht angewandt wurde; dieser wird als «böse» bezeichnet,

[3] *Wissen* wir denn überhaupt so genau, was gut und böse ist? Leider wollten dies die Stammeseltern wissen, auf Anstiften der Schlange hin. «Wenn ihr vom (verbotenen) Baume esset, werdet ihr sein wie Gott, erkennend Gutes und Böses.» Das war also eine sündhafte Arroganz, dies «Seinwollen wie Gott». Jedenfalls sind wir aus dem Paradiese herausgefallen, seitdem wir unterscheiden zwischen Gut und Böse. Das Paradies war *jenseits* von Gut und Böse, und auch das *neue* Paradies, das Reich Gottes, wird jenseits von Gut und Böse sein. Im Reiche Gottes gilt nicht die selbstgerechte Unterscheidung von Gut und Böse und die Gegenüberstellung von Guten und Bösen (wobei man sich selbst stets zu den Guten und Richtigen zählt!), sondern da gelten Glaube und Liebe, Gehorsam, Geduld und Demut, wie wir dies besonders anschaulich bei einem Heiligen Franz von Assisi sehen.

weil er seinem Mitknecht gegenüber nicht Barmherzigkeit geübt hatte. Ebenso werden hier vom Richter die gütigen Menschen, die ihren Nebenmenschen Gutes erwiesen haben, und zwar ganz spontan und nicht aus irgendwelcher weltlichen oder frommen Berechnung heraus, zu den *Guten* gezählt, auf die rechte Seite gestellt und ins Himmelreich aufgenommen, während jene, die lieblos, hart und unbarmherzig waren, als die «Bösen» bezeichnet werden, die auf die linke Seite gestellt und ins «höllische Feuer verdammt» werden. «Denn, was ihr den Geringsten eurer Mitbrüder getan oder nicht getan habt, das habt ihr *mir* getan oder nicht getan!»

Man könnte aber vielleicht einwenden: «Gibt es denn nicht auch einen heiligen, prophetischen Zorn, eine prophetische Härte und Unerbittlichkeit? Christus selbst erscheint ja in der Bibel durchaus nicht als gescheitelte Sanftmut, als die er oft dargestellt wird; er konnte auch «bös» werden und wie! Denken wir nur an die scharfe Strafpredigt gegenüber den Pharisäern mit seinem achtfachen «Wehe euch!» Oder an das von heiligem Zorn diktierte Wort gegen jene, die den Kleinen und Arglosen Ärgernis geben. Er wünscht, daß ihnen ein Mühlstein um den Hals gehängt und sie in der Tiefe des Meeres versenkt würden! Gewiß, man darf solche prophetische Zornesentladungen nicht pressen und wörtlich nehmen, ebensowenig wie seinen Rat, man solle das Auge ausreißen und die Hand abhacken, wenn sie uns Anlaß zum Ärgernis geben. Wir können uns Jesus nicht vorstellen nach der Art des herben, fast unmenschlichen Elias. Aber wenn auch in Jesus die «Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes» erschienen ist und damit etwas ganz Neues im Vergleich zu den bisherigen Propheten und Gottesmännern, so ist sein Wesen doch durchaus nicht frei von Aufwallungen heiligen Zornes und echt prophetischer Leidenschaft; gerade das bringt uns ihn menschlich nahe. Eine andere Frage ist freilich, ob wir gewöhnliche Sterbliche uns ohne weiteres auf «heiligen Zorn» hinausreden dürfen, wenn wir in religiösem Eifer zornig und «böse» werden. Es ist sehr fraglich, ob wir dann gut oder böse handeln. Die Erfahrung zeigt, daß gerade Religiöse in ihrem Kampf gegen ihre Gegner im Glauben, Gott und seiner Sache zu dienen, unbewußt im Grunde oft weniger heilige Ziele verfolgen. Die Frage «gut oder bös» bedarf hier daher einer eigenen Untersuchung.

Ebenso wie wir zwischen guten und bösen Menschen im oben behandelten Sinne unterscheiden, ebenso unterscheiden wir auch zwischen «guten» und «bösen», das heißt milden und strengen Propheten. Es gibt viele, die meinen, ein guter Prediger, Seelsorger, Vorgesetzter usw. sei jener, der streng sei und in «heiligem Zorn» zu eifern verstehe; andere dagegen sind anderer Meinung und schätzen einen Prediger oder Pfarrer dann als guten Pfarrer, wenn er mild und gütig und nachsichtig ist. Tatsächlich kann sich ein Pfarrer auf beide Weisen «populär» machen. In Wahrheit kommt es nun aber gar nicht *darauf* an, ob einer streng oder mild sei, sondern *darauf*, ob er am *richtigen* Ort streng und am *richtigen*

Ort milde sei. Denn der Prophet hat eine doppelte Aufgabe, nämlich die, zu binden *und* zu lösen, zu verbieten *und* zu erlauben. Um diese Aufgabe kommt er nicht herum. Aber alles kommt darauf an, daß er beides am *richtigen* Ort tut, daß er seine Binde- und Lösegewalt richtig, das heißt im Geiste Christi und aller wahren Propheten ausübt: daß er «das geknickte Rohr nicht bricht und den glimmenden Docht nicht auslöscht», daß er aber anderseits die Bösen (auch im Gewande äußerer Gerechtigkeit) durchschaut und als solche bloßstellt und es wagt, harte und unangenehme Wahrheiten zu sagen. Der falsche Prophet, der falsche geistige Führer zeigt sich dagegen darin, daß er am *falschen* Ort bindet und löst, am *falschen* Ort milde und am *falschen* Ort streng ist, daß er «Friede, Friede» sagt, wo kein Friede ist, daß er «gut steht's» sagt, wo es nicht gut, sondern übel steht, daß er weiche Kissen schafft für den Schlaf der «Gerechten», wo er sie aus dem Schlafe aufrütteln sollte, während er anderseits die Gewissen beunruhigt, die er beruhigen sollte, und arme Sünder mit Härte und Unbarmherzigkeit behandelt, die mit Güte und Barmherzigkeit behandelt werden sollten.

Damit sind wir nun aber wieder bei unserer obigen Untersuchung von Guten und Bösen angelangt, und zwar bestätigt sich das dort Gesagte, nur daß die Antwort noch etwas näher differenziert wurde: Auch die Guten können und müssen «hart» sein, ebenso wie auch die Bösen mild und nachsichtig sein können; es gibt eben eine *falsche Härte* und eine *wahre Härte*, wie es auch eine *falsche Milde* und eine *wahre Milde* geben kann. *H.*

Nochmals Zeugen für ein anderes Amerika

Ferienkurs in Chicago

Zu meinen wertvollsten Lebenserinnerungen gehören die Ferienkurse der Religiös-sozialen Vereinigung der Schweiz, an denen mir in den dreißiger Jahren vergönnt war, teilzunehmen.

Der erste fand im Oktober 1935 in Attisholz statt. Damals war die Auslieferung des ohnmächtigen Landes Abessinien an Mussolini von Pierre Laval und Samuel Hoare vorbereitet worden, und ängstlich erwarteten wir die Nachricht, daß der italienische Raubmörder in das hilflose Land eingefallen sei. Die Nachricht kam, und Leonhard Ragaz wußte unser Denken und Empfinden in einer Resolution zusammenzufassen, die, an die Schweizer Bundesregierung gerichtet, diese beschwören sollte, sich der Bewegung für wirtschaftliche Sanktionen gegen den Angreifer anzuschließen.

Als wir uns sechs Monate später zu einem Ferienkurs in Walchwil zusammenfanden, war Abessinien abgeschlachtet, und der römische

Triumphator hatte sich mit seinem transalpinen Seelenbruder zur Achse «Rom–Berlin» verbunden. Unser harmonisches Zusammensein war tief beschattet durch die Wolken des ungehemmt näherrückenden Weltgerichts.

Als auf der Internationalen Wochenend-Tagung in Biel im September 1936 Léon Blums Minister André Philip die Politik der «Nicht-Intervention» seiner Regierung in dem ruchlosen Krieg des Faschismus gegen die spanische Republik zu rechtfertigen suchte, da konnte die strahlende Sonne über dem See und den Gipfeln der Juraberge nicht die Klage über die unheimlichen Sünden der Mächtigen und die Furcht vor der unabwendbaren Züchtigung verdrängen.

Der internationale Ferienkurs im Mai 1938 in Eptingen stand unter dem Eindruck des Keulenschlags, den Hitlers Raub von Wien der Welt versetzt hatte. Eines der Opfer, Otto Bauer, war anwesend und konnte uns das infernalische Erlebnis von Hitlers Einmarsch in Wien schildern. Gleichzeitig hielt uns das Gewittergrollen über der Tschechoslowakei in Atem.

Als wir im Oktober des gleichen Jahres zum Kurs in Gutenburg zusammenkamen, da war auch dieses Unheil geschehen: Die heroische Tschechoslowakei, die entschlossen war, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen, war dem Monster in den Rachen geworfen worden von Neville Chamberlain und seinen Tories, von Daladier und den zweihundert Familien Frankreichs und von all den dogmatisch verblendeten Pazifisten und Sozialisten der beiden Länder, die ihre Ohren gegen die unaufhörliche Mahnung des Russen Litwinow: «Der Friede ist unteilbar!» verschlossen hatten und nun die Gefühle der Schande über den Verrat in frenetischen Freudenausbrüchen zu ersticken suchten: «La Paix est sauvée! Vive Daladier! Peace is saved! Hail, Chamberlain! Jolly good fellow!»

Alle diese, durch Leonhard Ragaz' Genie geführten und erleuchteten Ferienkurse fanden an verhängnisvollen Momenten der Menschheitsgeschichte statt, und wir waren uns dessen voll bewußt.

Nun habe ich zum erstenmal einen Ferienkurs in Amerika erlebt, organisiert von den den Religiös-Sozialen verwandten Quäkern. Wiederum steht die Menschheit vor Entscheidungen, die Leben oder Tod bedeuten. Wieder scheint sie blind in den Abgrund zu torkeln. Manche Anzeichen heute, und auch dieser Ferienkurs, deuten darauf hin, daß dieses Mal die Kräfte des Lebens stärker sind als die Todeskräfte, daß sie mehr und mehr erwachen und sich ihrer Aufgabe bewußt werden.

Der Sammelort für diesen Kurs über internationale Fragen und Friedensarbeit war das Theologische Seminar der Universität Chicago; Zeit: 21. bis 25. Juni. Das Quaker American Friends Service Committee zu Chicago war der Veranstalter. 140 Personen aus den Staaten Illinois, Indiana, Michigan hatten sich vorgemeldet; 200 bis 500 Personen nahmen an den öffentlichen Vorträgen teil.

Der zentrale Ort des Kurses war der Gesellschaftsraum des Theologischen Seminars. In Amerika besteht der Körper der Universitätsviertel, der sogenannte Campus, aus zahlreichen, meistens in Parkanlagen zerstreuten Gebäuden. Hier ist für alles gesorgt, was die akademische Jugend zu ihrem geistigen und körperlichen Wohlbefinden braucht und – was wichtig ist – auf nicht kommerzieller Basis.

Der Campus von Chicago ist nicht nur äußerlich ein Kulturwerk ersten Ranges. Viel mehr glänzt er durch die großen Geister, die hier studiert und gelehrt haben, und stolz weist der Chicagoer auf das Geburtshaus des Atom-Zeitalters, jenes Gebäude, in dem Physiker zuerst Kettenreaktionen durch Atomzertrümmerung erreicht haben.

Nicht zertrümmernd, sondern aufbauend auf den sittlichen und humanen Grundgedanken, in denen die amerikanische Union wurzelt, wirkt heute vor allem der große Kanzler der Universität von Chicago: Robert Maynard Hutchins. Er begrüßte am 21. Juni die Kursteilnehmer und wünschte ihrer Arbeit Segen. Aber merkwürdig kurz und hastig war seine Ansprache. Man erzählte mir, Mr. Hutchins sei außer sich, weil gerade das «Un-American-Committee» der Regierung in Washington eine Untersuchung der Universität nach Kommunisten angestellt hatte und quasi unter jedes Bett nach «Roten» leuchtete. Das muß einem solchen an Goethe und allem menschlich Weiten orientierten Geiste hart ankommen.

Die zwei Glanzpunkte des Kurses waren die Abendvorträge des Historikers Frederick L. Schuman und des Nationalökonomen und Schriftstellers James P. Warburg. Schuman, Professor an der Williams-Universität im Staate Massachusetts, wurde 1904 in Chicago geboren und ist der Abkomme einer aus Hannover stammenden Familie. Bei Ausbruch des Dritten Reiches weilte er gerade in Deutschland zu Studienzwecken und erlebte die ersten sechs Monate des Tausendjährigen Reiches aus nächster Nähe. Die Frucht dieses Erlebens waren drei Bücher. Später weilte er einige Zeit in Rußland und legte die Ergebnisse seiner Forschung in einem dicken Band nieder.

Das Thema seines Abends war: «Eine Welt oder zwei?» «Es ist schwer», sagte er, «in einem Tollhaus über Vernunft zu sprechen und in einer Welt, die zum Kriege rüstet, für den Frieden zu reden.» Er sprach von den Gefahren, die heute einem Professor und seiner Familie drohen, der für den Weltfrieden eintritt. Und dabei ist allein die Duldung des Begriffs eines dritten Weltkrieges im Denkapparat reiner, selbstmörderischer Wahnsinn. Was hat uns unsere kriegerische Nachkriegshaltung bisher eingebracht? Wir haben Westdeutschland vor dem Kommunismus gerettet, aber wir haben Osteuropa und Asien verloren ... Wir leben in einem Zustand von Massenneurose. Unsere Zeitungen sagen uns täglich, daß es patriotische Pflicht sei, Rußland zu hassen, weil Rußland eine furchtbare Gefahr für uns bedeutet. So suchen wir unsere Furchtgefühle durch Haßgefühle zu verdrängen. Wenn wir weise wären, dann

würden wir nicht rühmend unsere Tugenden den russischen Lastern gegenüberstellen, sondern wir würden versuchen, die russischen Tugenden mit unsern Tugenden zu vergleichen. Aber wir hüten uns, das zu tun, weil uns dies zum Bewußtsein unserer eigenen Sünden bringen würde. Wahrscheinlich ist es bei den Russen ebenso. Auch sie sehen nur unsere Laster und übersehen unsere Tugenden. Aber so kommen beide Teile nicht weiter.

Ebensowenig kommen wir weiter, wenn wir sagen: «Stalinismus und Hitlerismus sind dasselbe.» Das trifft nicht zu. Die Bolschewisten ergriffen die Macht nach einem verlorenen Kriege und stürzten durch Massenaufstand eine unfähige provisorische Regierung. Sie griffen erst dann zu Geheimpolizei und Terror, als sie ihr Regime durch Sabotage und Attentate, durch kriegerische Intervention bedroht sahen. Mussolini und Hitler dagegen kamen durch die Geldspenden und Machenschaften der herrschenden Klassen zur Macht, denen sie ihre Vorrechte ließen. Terror und Brutalisierung der Massen war für sie Selbstzweck, da ihr Ziel der Krieg war. Sie fanden kein anderes Mittel, der Arbeitslosigkeit Herr zu werden, als zum Kriege zu rüsten. Ihr Heer war ein Offensivheer. Defensive war ihnen ein verächtlicher Begriff. Die Bolschewisten konnten Krieg nicht brauchen. Ihr Volk war vom Kriege ausgehungert und unsäglich erschöpft. Vom Zarentum war es in Unwissenheit und Aberglauben gehalten worden. Vor ihnen stand der Aufbau und Ausbau eines riesigen Landes, die Hebung seiner Menschenkräfte und Bodenschätze. Ihr Terror wuchs mit der Bedrohung von außen und der Unterminierung von innen. Wir irren, wenn wir glauben, die Russen von ihrem Terror abzubringen, wenn wir ihnen mit der Atombombe drohen.

Städte zu atomisieren oder das eigene Wirtschaftssystem der ganzen Welt aufzudrängen, wird nie zu wahrem Frieden führen. Wir können die Russen nur von ihrem tyrannischen System abbringen, wenn wir ihnen eine Demokratie zeigen, die ihre schönen Grundsätze nicht nur in ihrer Verfassung hat, sondern auch nach ihnen lebt. Dazu müssen wir vor allem unsere Herzen reinigen. Nur durch eine Umkehr des Herzens, nur mit geistigen Waffen werden wir den Russen erfolgreich widerstehen können. Wenn wir sie überzeugen können, daß wir an ein Zusammenleben mit ihnen in *einer* Welt glauben, wenn wir diesen Glauben praktisch erhärten, indem wir Handelsbeziehungen mit ihnen einleiten, die beiden Teilen gleich nützlich sind – und wir haben viel Wertvolles auszutauschen –, dann wird der Wahnsinn, durch Krieg Lösungen zu suchen, schwinden und die Menschheit für die «Vereinigten Staaten der Welt» reif werden.

James Warburg hatte das Thema «Ein letzter Appell an die Vernunft» gewählt. (Ein Buch von ihm gleichen Titels erschien kürzlich im Verlag von Harcourt, Brace and Co., New York.) Er wurde 1896 in Amerika als Sohn eines Bruders von Max Warburg, dem Hamburger Großbankier und Wirtschaftsreformer, geboren. Auch er wählte das

Bankfach. Während der großen Depression berief ihn Präsident Roosevelt in seinen «Brain-Trust» als Mitarbeiter und Berater beim Wiederaufbau der Wirtschaft. Seitdem hat er seine Begabung vor und während des Krieges auf mannigfache Weise in den öffentlichen Dienst gestellt, Europa auf beiden Seiten des «Eisernen Vorhangs» durchreist, verschiedene politische Bücher und auch Gedichtbände veröffentlicht.

Er begann seinen Vortrag mit einem Überblick über die Nachkriegspolitik von Ost und West. Er stellte fest, daß der Weltkrieg und seine Verwüstungen die Völker nicht zu belehren vermochte, Weltanarchie durch Weltordnung zu ersetzen. Der Völkerbund hatte versagt, weil die einzelnen Nationen nicht bereit waren, einen Teil ihrer Souveränität zum Wohle des Ganzen aufzugeben. Die Verfassung der UNO krankt an dem gleichen Mangel.

Außerdem haben das amerikanische Volk und seine Regierung sich dazu verleiten lassen, viel zu viel Zeit auf die Kritik der Russen zu verwenden, und viel zu wenig Zeit, ihre eigenen Absichten und Ziele zu klären. Er sagte: «Wir sind zu sehr beschäftigt mit den russischen Tat- und Unterlassungssünden und zu wenig bemüht um unsere eigenen Fehler und Irrtümer. Wenn wir die Sowjetunion für eine Weile beiseite ließen und dafür ein weltumfassendes, positives Programm des Aufbaus und der Reformen ausarbeiten wollten, dann würden wir gewahr werden, daß – als ein Nebenprodukt dieser Arbeit – die russische Gefahr verduftet wäre.»

Er untersuchte dann die einzelnen Schachzüge der Politik auf beiden Seiten und stellte fest, daß die amerikanischen Politiker ihren klaren, nüchternen Verstand aufgegeben und durch verhängnisvolle Psychosen ersetzt haben. «Laßt euch nichts vormachen!» sagte er. «Eine geeinte Welt ist im Werden, ganz einerlei, welche Politik wir einschlagen. Die Frage ist nur, auf welche Weise unsere Welt geeint wird, ob sie eine von den Amerikanern oder von den Russen beherrschte Welt sein wird, oder eine Welt von gleichberechtigten Völkern unter einem gemeinsam vereinbarten, friedlichen Gesetz . . . Wenn wir wie bisher weitergehen, werden wir unabwendbar früher oder später in einem Kriege gegen die Sowjetunion enden.» Und dann malte er aus, was solch ein Krieg für uns und die Welt bedeuten würde, auch wenn wir die Sieger wären, welche nicht zu meisternden Zustände er verursachen würde. Er analysierte die Sünden, die wir Rußland vorwerfen, und stellte, ohne Rußlands häßliche Züge zu beschönigen, fest, daß jene Sünden fast in allen Fällen die Reaktion auf von uns vorher gegen Rußland begangene Sünden waren. Nachdem er unsere andern, zum Teil auf Unwissenheit beruhenden Irrtümer richtiggestellt hatte, kam er zu dem Schluß, daß wir sehr wohl friedlich mit den Russen zusammenleben können. Wir müssen erkennen, daß wir ein ganz verkehrtes Bild von der Weltkrise haben. Anstatt wie gebannt auf den ruchlosen Ausdehnungs- und Weltbeherrschungsdrang der Russen zu blicken, sollten wir einsehen, daß die jetzige Krise kein

Produkt des russischen Kommunismus, sondern ein Produkt der Zeit ist, in der wir leben. Grundlegende und unabweisbare Änderungen drängen sich auf. Die menschliche Familie ist dem Hause, in dem sie lebt, entwachsen. Außerdem haben die Zerstörungen und Entwurzelungen von zwei Weltkriegen das Haus arg zerschlagen. Die alte friedenfördernde Doktrin vom Gleichgewicht der Mächte ist tot, ebenso die Annahme, daß Rüstungsübermacht Vorherrschaft sichern kann.

Er kam zu dem Schluß, daß das amerikanische Volk seiner Regierung ein «Halt!» zurufen muß. Ein «Halt!» dem Wahnsinn, durch Stützung verrotteter Feudalwirtschaften und korrupter Regierungen Völker Europas und Asiens zur Freude der Russen dem Kommunismus in die Arme zu treiben, ein «Halt!», ungezählte Milliarden in unproduktiver Rüstung anzulegen, anstatt damit die vielen Mängel und Wunden der Welt zu heilen. Und vor allem müssen wir uns einen dritten Weltkrieg aus dem Sinn schlagen. Wir müssen uns klar werden, daß wir Rußland nicht vernichten können, ohne uns selbst zu vernichten, daß ein erneutes Morden Selbstmord bedeuten würde. Das Kriegsgeschäft ist endgültig bankrott. Dagegen riet er, mit allen Kräften die UNO zu unterstützen und zu fördern, damit ihre jetzige Verfassung dereinst zu einer Bundesverfassung der selbständigen Staaten der Welt ausgebaut werden könne.

So kamen die beiden Weisen, der weitgeistige Historiker und der nüchterne Volkswirtschafter, zu fast den gleichen Feststellungen und Forderungen. Beide lehrten, daß die Welt heute nicht mehr durch Machtpolitik zusammengehalten werden kann, sondern einzig und allein durch eine auf dem Sittengesetz beruhende Völkerpolitik, daß das stärkste und reichste Volk die Pflicht zur Führung einer solchen Politik hat und mit den andern der Vernichtung anheimfallen wird, wenn es diese Pflicht nicht achtet.

Unter den andern Rednern des Kurses gab uns der Negerprofessor Rayford Logan einen lehrreichen Einblick in die heutige Rassenunterdrückung in Südafrika, bei der der ehemalige Burengeneral Jan Smuts eine unzeitgemäße, verderbliche Rolle spielt. – Der Sozialistenführer Norman Thomas, der an verschiedenen Forumdiskussionen teilnahm, ist mit der Zeit so verwirrt und unlogisch geworden, daß er nur von wenigen alten Anhängern ernst genommen wurde. Ein weitgereister Zeitungsreporter, Robert Root, konnte uns Interessantes von der Lebensweise der asiatischen Völker erzählen, und ein weiser, alter Quäker, Ray Newton, der erste Anreger dieser Art von Ferienkursen, gab überall dort seine Zustimmung, wo vernünftig und ehrlich geredet wurde.

Unschätzbare Anregungen zu praktischer Friedensarbeit nahmen die Teilnehmer von der Arbeit in den Studiengruppen mit nach Hause. Die Teilnehmerschaft hatte sich in drei Gruppen geteilt, die getrennt folgende Themen bearbeiteten: 1. Amerikanisch-russische Beziehungen; 2. Weltorganisation; 3. Persönliche Verantwortung für den Weltfrieden. Alle drei Gruppen arbeiteten unter geschulten Leitern.

Die Arbeit der ersten Gruppe, an der ich teilnahm, wurde damit begonnen, eine Klärung der Begriffe herzustellen. Es wurde nach den Definitionen für die Worte Faschismus, Demokratie, Feudalismus, Kommunismus, Sozialismus usw. gesucht, der Unterschied zwischen den Diktaturen in Deutschland, Italien, Rußland herausgearbeitet. Ich gab einen gedrängten Überblick über die europäische Geschichte mit Einschluß der russischen seit der Erfindung der Buchdruckerkunst; ein anderer zeichnete mehr detailliert den Verlauf der Ereignisse seit dem ersten Weltkrieg. Aus diesen Überblicken ergab sich, daß wir die Entwicklungen in Rußland und andern osteuropäischen Ländern, die bis vor kurzem Feudalstaaten waren und niemals eine kapitalistische Wirtschaft noch eine Demokratie wie die westlichen Völker hatten, nicht mit dem gleichen Maßstab messen können wie in den westlichen Nationen. Was der einen Seite angemessen und nützlich ist, wird von der andern nicht verstanden, ist unbrauchbar für sie. Aufgabe des Friedensarbeiters ist es, ohne Voreingenommenheit die Geschichte, die Überlieferungen, die Sitten und Anschauungen der östlichen Völker zu studieren, die Nebel der Lügen über ihre heutigen Verhältnisse zu durchdringen und zu versuchen, sich in ihre Lage zu versetzen. Es wurden dann noch die politischen, praktischen Mittel und Wege besprochen, mit deren Hilfe sich die Völker aus der aussichtslosen Sackgasse befreien können. Wir können, wie James Warburg sagte, Nicht-Kommunisten bleiben, ohne Anti-Kommunisten zu werden. Die beiden Systeme können friedlich nebeneinander bestehen.

Das Ermutigende an diesem Kurs war, daß in dieser Zeit der heillosen Zersplitterung der Geister Menschen zusammenarbeiteten, die mit wenigen Ausnahmen die Wahrheit im wesentlichen gleich sahen, und die entschlossen waren, sich für ihre Erkenntnis einzusetzen.

Ein Neues, das durch die besten Geister seit Jahrtausenden vorbereitet wurde, will sich heute durchsetzen. Die Sklaven des Spartakus wollen sich ihre Menschenrechte nicht wieder entwinden lassen. Bei jedem grundlegenden Wechsel gibt es eine Majorität, die Nutzen hat, und eine Minorität, die verliert. Die heutige Minorität ist im Besitze aller materiellen Machtmittel, um das Werden des Neuen zu verhindern. Und sie ist entschlossen, sie ohne «unrealistische» Skrupeln zu gebrauchen. Deshalb ist heute der Friedesucher, der auf dem Boden der Wahrheit steht, nicht mehr ein harmloser Träumer, sondern ein gefährlicher Feind, ein böser Umstürzler, den man aus Selbsterhaltungstrieb vernichten muß.

Das ist ein gutes Zeichen dafür, daß – trotz allem! – die Wahrheit, der Weltfriede und mit ihnen eine gerechtere und glücklichere Menschheit auf dem Marsche sind. *Alice Herz.*

Die politische Lage in Frankreich

Die politische Lage in Frankreich ist heute durch ein langsames Gleiten nach rechts gekennzeichnet, das begonnen hat, seit die Befreiung unseren Boden von der Naziherrschaft säuberte.

1944 war die weitgehend durch den Pétainismus und die Zusammenarbeit mit der Besetzungsmacht kompromittierte Bourgeoisie als aktive politische Kraft ausgeschieden. Wie 1936 für einen Augenblick erschreckt, schien sie passiv geworden und resigniert die Ablösung in der politischen und wirtschaftlichen Leitung durch die Kräfte des Volkes, die aus der Widerstandsbewegung hervorgegangen waren, geschehen zu lassen. Aber wie 1936 sollte dieser wirklich revolutionäre Abschnitt nur kurze Zeit dauern, eine Zeitspanne, die nicht ausgenützt wurde, und die auch nur durch einen kühnen Sprung hätte ausgenützt werden können. Tatsächlich war die wirtschaftliche und vor allem auch die Ernährungslage Frankreichs so, daß das Land ohne amerikanische Hilfe eine schreckliche Hungersnot hätte durchmachen müssen. Durch den Krieg ruiniert, waren wir schon nicht mehr frei in unseren Entschlüssen, und wir mußten mit einer möglichen Intervention von außen rechnen.

Die Anwesenheit de Gaulles in der Leitung der provisorischen Regierung bedeutete übrigens für die kapitalistische Bourgeoisie die beste Garantie. Nachdem er in einem Anfall von nationalem Gewissen die Widerstandsbewegung inkarniert hatte, war es durchaus normal, daß ihn nach Kriegsende die feurigsten Anhänger Pétains als Chef wählten. Für sie war der Klassenreflex derselbe.

Nachdem die erste Gefahr vorüber war und die Angst geschwunden, war die Bahn frei für eine Wiederbelebung der bürgerlichen Kräfte, die, durch den Krieg ziemlich stark mitgenommen, nichtsdestoweniger eine solide Macht innehatten.

Die Geburt der Sammelbewegung (RPF = Rassemblement populaire français) unter dem Schutze General de Gaulles polarisierte diese Kraft rasch in ihrer schlimmsten Form, dem Neo-Faschismus. De Gaulle beabsichtigte tatsächlich eine überparteiliche Sammlung, d. h. eine Sammlung gegen die Parteien, und im Falle des Erfolges war die Versuchung groß, zu einer Einheitspartei zu werden. Jede faschistische Bewegung braucht einen von der Vorsehung bestimmten, vergötterten Mann. Dazu war de Gaulle wie gemacht.

Von Anfang an unterlag das Resultat keinem Zweifel. Die ganze traditionelle Rechte sollte sich in ihm finden. Tatsächlich haben sie ihm letztes Jahr, indem sie ihre Stimmen auf seine Listen vereinigten, einen wirklichen Erfolg verschafft, besonders in den reaktionären Departementen des Ostens und des Westens sowie in gewissen Großstädten, wie Paris, Marseille, Lille, Bordeaux usw.

Heute, nach den kürzlich durchgeführten kantonalen Wahlen, läßt sich das französische politische Schachbrett folgendermaßen resümieren:

1. Die Kommunistische Partei, die 25 Prozent der Wähler umfaßt, die aber wegen ihrer Taktik in der Innenpolitik wie auch auf internationalem Gebiet politisch vollständig isoliert ist.

2. Die reaktionäre und faschistenfreundliche Sammelbewegung RPF, die in der Lage ist, auf ihre Listen eine gleiche Anzahl Stimmen zu vereinigen. Die neuesten Wahlen weisen eher auf eine Stabilisierung ihres Einflusses hin.

3. Zwischen diesen beiden Polen liegt das, was man die «Dritte Kraft» genannt hat, welche die disparate Regierungsmehrheit bildet, deren ziemlich verschiedenartige Richtungen sich folgendermaßen verteilen:

a) Die Sozialistische Partei, die seit vier Jahren die Hälfte ihrer Wähler verloren hat, aber nichtsdestoweniger ein Hauptelement dieser Mehrheit bleibt.

b) Die christlich-demokratischen Volksrepublikaner (MRP = Mouvement républicain populaire), die heute durch die Sammelbewegung von ihrer reaktionären Rechten befreit sind. Ihr soziales Programm ist ziemlich fortschrittlich, aber leidenschaftlich antimarxistisch, sind sie den alten bürgerlichen Anliegen noch zu weitgehend zugänglich.

c) Die traditionell liberale und kleinbürgerliche Radikale Partei, die nach einem beinahe vollständigen Niedergang nach und nach ihre Vorkriegsposition wieder einnimmt. Sie bildet gegenwärtig den Grundstock der Regierung.

d) Die Gemäßigten und die Unabhängigen, die aus den letzten Wahlen gestärkt hervorgegangen sind und die rechts von der Radikalen Partei stehen. Ihr repräsentativstes Element ist Paul Reynaud, dessen konservativer Geist und liberale und kapitalistische Überzeugungen genügend bekannt sind.

Bei einer solchen durch die gemeinsame Regierungsverantwortlichkeit zusammengehaltenen Koalition ist es nicht verwunderlich, daß die Sozial- und Wirtschaftspolitik eine Richtung einschlägt, die ganz anders ist als diejenige der unmittelbar auf die Befreiung folgenden Zeit. Die heutigen Merkmale sind Angriffe gegen die Nationalisierungen und die soziale Sicherheit im Innern und Anlehnung an den Atlantikpakt im Äußeren.

*

In *dieser* Perspektive scheint es uns interessant, die Lage der Sozialistischen Partei zu studieren.

Man kann behaupten, daß die Sozialistische Partei durch ihre Taktik, ihre Allianzen, ihre Teilnahme an der Regierung in Frankreich aufgehört hat, als revolutionäre Kraft dazustehen. Tatsächlich hat dieser Zusammenbruch des Sozialismus im französischen politischen Leben ein Loch gemacht, einen Mangel, eine Leere, die ausgefüllt werden müssen. Aber versuchen wir den Weg gründlicher zu analysieren, auf dem es zu diesem Stadium gekommen ist.

Zuerst müssen wir feststellen, daß die Sozialistische Partei schon seit einer geraumen Zeit verbürgerlicht ist, da sie in den Mittelschichten mehr Mitglieder gewann als in der Arbeiterschaft, ausgenommen in den Departementen des Nordens. Anderseits zählt sie in ihrem Schoße viele alte Kämpfer, welche die Tendenz haben, heute auf Probleme, die ihnen unter neuen Gesichtspunkten gestellt werden, zu reagieren, wie sie vor 20 oder 30 Jahren reagierten. In einer vollständig andersartigen Lage, nach zwei Weltkriegen und dem Faschismus, scheinen sie zu oft die gleichen taktischen Ziele zu behalten, die gleichen Gewohnheiten, deren Sklaven sie geworden sind; sie sind verknöchert. Diese Erinnerungen, diese Denkgewohnheiten werden schließlich zum lähmenden Hemmschuh, besonders für Menschen, die eine neue Welt aufbauen wollen. Es besteht hier für Marxisten ein Mangel an dialektischem Empfinden, welches sie besonders schwächt gegenüber ähnlichen Bewegungen, die darum besorgt sind, mit der Zeit zu gehen und sich nach den geringsten Zuckungen des geschichtlichen Geschehens richten.

Der Marxismus als doktrinäre Grundlage scheint unter diesen Umständen nichts anderes mehr zu sein als ein Lippenbekenntnis, das jeder Wirklichkeit bar ist, und bald entdeckt man hinter den Worten nur noch das Fehlen einer Doktrin, das Fehlen eines revolutionären Willens und Glaubens. Mit einer unbestimmten Sentimentalität und einem Impuls, dessen Beweggrund sich im Laufe der Jahre schon verloren hat, kann man keine neue Welt aufbauen, keine so hinterlistige Macht wie den Kapitalismus stürzen.

Mit diesen allgemeinen Feststellungen muß man die sehr ungünstigen Bedingungen, mit denen sich die Sozialistische Partei seit der Befreiung hat auseinandersetzen müssen, in Verbindung bringen. Sie konnten wirklich eine doktrinäre Berichtigung der Parteilinie nicht begünstigen.

In einer ersten Etappe besaßen die Sozialistische und die Kommunistische Partei das absolute Mehr in der Konstituierenden Versammlung. Zusammen mit den Volksrepublikanern hatten sie damals die Regierung inne. Das war die fortschrittliche Periode mit einer ziemlich weitgehenden Verwirklichung der Nationalisierungen und mit der Errichtung von Betriebsräten. Es ist interessant, die ziemlich symptomatische doktrinäre Debatte in Erinnerung zu rufen, die im Komitee der damals bestehenden sozialistisch-kommunistischen Verständigung stattfand. Die Sozialisten behaupteten, die Nationalisierungen seien Sozialisierungen, während die Kommunisten behaupteten, es seien nur Verstaatlichungen. Die Sozialistische Partei zog nur den wirtschaftlichen Gehalt der ins Auge gefaßten Maßnahmen in Betracht und schien gegenüber dem politischen Klima und Rahmen, dem sie einverleibt waren, gleichgültig. Für sie war die Revolution im Gang. Die Folge der Ereignisse bestätigte jedoch, daß die Eroberung der politischen Macht und die organische Teilnahme der Volksmassen an der Verwaltung der Unternehmen das nötige Gegengewicht

zur Zunahme der Macht des Staates bildet. Im gleichen Augenblick schrieb Léon Blum in einem Leitartikel des «Populaire» (Tageszeitung der Partei), daß die Sozialistische Partei der loyale Verwalter des Kapitalismus sei. Diese überraschende Erklärung war nur der konkrete Ausdruck eines unheilvollen Reformismus, welcher nicht wenig dazu beitrug, ihr Handlungsvermögen zu lähmen und die Elemente der Arbeiterklasse und die bewußtesten und entschlossensten Revolutionäre von ihr zu entfernen.

Mit dem Rückzug der kommunistischen Minister aus der Regierung, durch die Bildung der Kominform und die taktischen Veränderungen, die sich daraus ergaben, drang ein Antikommunismus durch, der bei einer ganzen Anzahl militanter Sozialisten schon latent vorhanden war. Von da an legten die sozialistischen Minister den Hauptakzent auf die Freiheit, und, mehr als von irgend etwas anderem durch eine Reaktion gegen den Kommunismus getrieben, nahmen sie an allen Unternehmungen teil, welche dazu bestimmt waren, die Kommunistische Partei zu zerschlagen. Es war besonders Jules Moch, der sozialistische Minister des Innern, der an dem Mißerfolg der Streiks vom November 1947 und derjenigen der Bergwerksarbeiter vom letzten Herbst schuld war. Es handelt sich durchaus nicht darum, die Irrtümer, welche die Kommunistische Partei begangen hat, zu bagatellisieren, aber wir müssen feststellen, daß die sozialistischen Führer durch ihren systematischen Antikommunismus sich an allen Aktionen einer bürgerlichen Regierung beteiligt haben, sei es gegenüber der Arbeiterschaft, sei es in bezug auf die Kolonien, obwohl in dieser letzteren Angelegenheit erst nach vielen Ausflüchten.

Man muß übrigens feststellen, daß der Verzicht der Sozialisten auf die Teilnahme an der Regierung möglicherweise schwere Konsequenzen mit sich gebracht hätte. Angesichts der gaullistischen Gefahr, deren Erfolg ein Erfolg des Faschismus gewesen wäre, gab es zahlreiche Parteimitglieder, die mit schwerem Herzen in eine weitere Zusammenarbeit einwilligten, die sie als einzige Möglichkeit sahen, um de Gaulle von der Regierung fernzuhalten. Und dieses Argument war berechtigt.

Wie dem auch sei, auf jeden Fall ist die Sozialistische Partei heute bei einem großen Teil der Arbeiterschaft in Verruf geraten und, was vielleicht schlimmer ist, sie zeigt weder für die nähere noch die fernere Zukunft irgendwelche revolutionäre Absichten.

Nun ist es aber beinahe gewiß, daß die Kommunistische Partei noch für lange nicht in der Lage ist, in Frankreich aus eigenen Kräften die Macht zu ergreifen, und vielleicht wird sie es nie sein. Zahlreich sind die organisierten Arbeiter, die abgestoßen werden durch ihre Methoden, ihre Auffassung von der Freiheit, ihre scheinbare Mißachtung des Menschen in bezug auf die sowjetische Diplomatie. Und so gibt es für sie nur zwei Möglichkeiten: zur Kommunistischen Partei halten oder zu nichts halten.

Es macht sich das Bedürfnis geltend nach einer Bewegung mit einem festen revolutionären Willen, die imstande wäre, mit den veralteten Methoden der Sozialdemokratie zu brechen und doch selbst ihre Taktik zu bestimmen, ohne dadurch in einen Antikommunismus zu verfallen, dessen Konsequenzen sich immer als unheilvoll erweisen.

Die Versuche, die bis heute gemacht wurden, haben erbärmlich versagt. Ist es das Resultat der Gegenüberstellung der beiden Weltblöcke und die gezwungenermaßen unbehagliche Lage einer dritten Kraft? Das ist wohl möglich, und vielleicht muß man die Verwirklichung einer europäischen Föderation abwarten, die wirklich unabhängig ist, damit sie möglich wird. Oder dann kommt die Gelegenheit einmal aus der Kommunistischen Partei selbst, durch die Entwicklung starker «titoistischer» Strömungen. Vielleicht könnten die vereinigten revolutionären Christen Frankreichs dieser Entwicklung eine Möglichkeit bieten. Es ist noch zu früh, um es sagen zu können, aber es ist nicht verboten, daran zu arbeiten.

Camille Val.

Zweiter Kongreß der Internationale der religiösen Sozialisten

vom 5. bis 8. August in Bentveld

Etwa sechzig Delegierte fanden sich in dem bequemen Heim unserer religiös-sozialen holländischen Freunde zusammen. Acht Länder waren vertreten: Deutschland (ohne russische Zone), Belgien, Frankreich, Großbritannien, Holland, Norwegen, Schweden und die Schweiz. Seitens der amerikanischen Behörden waren einigen Deutschen aus der russischen Zone die Visa verweigert worden, während die holländischen Behörden der Einreise zweier tschechischen Delegierten Schwierigkeiten bereiteten. Die Abwesenheit dieser Genossen, die uns viel zu sagen und wahrscheinlich auch viel zu fragen gehabt hätten, war ein großer Nachteil für das Treffen.

Pfarrer Bachmann eröffnete den Kongreß, indem er an das Wort Christi erinnerte: «Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden», und erwähnte die Schwierigkeiten unserer internationalen Vereinigung: das Fehlen der Jungen und der führenden Geister, die Entwicklung der Kirchen zum Klerikalismus und die Verbürgerlichung der religiösen Sozialisten, deren linker Flügel mit dem Kommunismus sympathisiere. Wird wohl der große Konflikt zwischen Kapitalismus und Sozialismus durch den andern zwischen Demokratie und Totalitarismus ersetzt werden?

M. Laudrain skizzierte die Lage der Vereinigung: Die nordische Gruppe ist sowohl durch ihre Zahl als auch ihre Beziehungen und den von ihr ausgeübten Einfluß bedeutend geblieben. Die holländische Vereinigung mit ihren zwei Bildungszentren, ihrer Zeitschrift mit 4000 Abonnenten ist sehr rege. Sie bildet eine christlichsoziale Elite, welche sich überall betätigt. In Deutschland hat sich die Bewegung noch nicht reorganisiert, aber sie bildet sich da und dort wieder. Bürgermeister Metzger von Darmstadt erzählte, daß vor kurzem eine zweitägige Zusammenkunft zwischen Anhängern der Sozialdemokratischen Partei und solchen der Bekenntniskirche in Frankfurt stattgefunden habe. Im übrigen findet begreiflicherweise das Friedensproblem dort gerade in Arbeiterkreisen eine beachtenswerte Anteilnahme. Eine tschechoslowakische Vereinigung ist entstanden und von den Behörden offiziell anerkannt worden. In England besteht eine kleine, aber einflußreiche Gruppe mit nahezu 80 Parla-

mentariern. In der schweizerischen religiös-sozialen Vereinigung haben sich in der deutschsprachigen Schweiz tiefgehende Meinungsverschiedenheiten in bezug auf das russische Problem entwickelt. Die welsche Schweiz, Belgien und Frankreich weisen keine Veränderungen auf. Sie tun ihre Arbeit und versuchen, eine Brücke zwischen Christen und Sozialisten zu bauen, haben aber die Lebendigkeit, die sie vor dem Kriege hatten, noch nicht wiedergefunden.

Pfarrer Groser, England, behandelte die Frage: «Was verstehen wir unter religiösem Sozialismus?» Er zeigte die biblischen und theologischen Grundlagen auf, die ein solcher Sozialismus hat. Der Bericht von Dr. Banning, Holland, über unsern Platz und unsere Aufgabe ist vielleicht der interessanteste gewesen. Er erzählte uns, wie die religiösen Sozialisten den Graben zwischen atheistischen Sozialisten und politisch rechtsstehenden Christen überbrückt haben, so daß diese letzteren sich auf Grund ihres christlichen Bekenntnisses Sozialisten nennen und die Sozialisten Vertrauen zu den Christen gewonnen haben. Diese politische Entwicklung hat nach dem Kriege in der «Partei der Arbeit» Gestalt angenommen. Camille Val, Frankreich, behandelte unsere Stellung zwischen dem Ost- und dem Westblock. Er zeigte die verschiedenen Gründe auf, aus denen wir uns nicht mit einem der beiden Blöcke identifizieren dürfen, und betonte die große Gefahr, die in einer radikalen Bekämpfung des Ostblockes besteht. Pfarrer Lejeune, Schweiz, versuchte sodann zu zeigen, wie der religiöse Sozialismus für uns zum Weg aus der gegenwärtigen Sackgasse werden könne.

Der Hauptvorzug dieses Zusammentreffens war, daß Freundschaft und besonders Kontaktnahme mit unsern deutschen Brüdern es uns ermöglicht haben, besser die allgemeine Situation zu erfassen. Die Diskussionen, in denen jeder versuchte, seinen Standpunkt gegenüber dem Kommunismus, der uns so viele Fragen stellt und die Geister scheidet, zu erklären, waren wohl zu kurz, haben jedoch eine Annäherung im gegenseitigen Verständnis ermöglicht. Kleine Änderungen – ohne große Bedeutung – sind an den Statuten angebracht worden; Besuche in Deutschland sind geplant.

Das brüderliche Zusammentreffen hat seinen Nutzen gehabt. Noch haben wir die neuen Aufgaben, die Gott unter den neuen Umständen an uns stellt, nicht gefunden. Jetzt aber, nach dem Treffen, müssen wir alle gemeinsam hören, was der Geist von uns verlangt. Vielleicht heißt dieses einfach: Neben den Vertretern der beiden Machtblocks unser Zeugnis ablegen.

Anschließend an diesen Kongreß wurde am gleichen Ort eine Beratung der christlichsozialen und pazifistischen Bewegungen abgehalten. Außer den schon bei der ersten Konferenz vertretenen Ländern haben hier noch Delegierte aus den USA und Italien teilgenommen. Neben den religiösen Sozialisten waren vertreten: der Internationale Versöhnungsbund, Christianisme Social, die Quäker, die Internationale Frauenliga für den Frieden, Stop War, Antimilitaristische Pfarrer, die Katholische Liga für den Frieden, Pazifistische Jugend, Vereinigung für Toleranz usw. Nach drei Tagen, die der Arbeit und der gemeinsamen Besinnung gewidmet waren, haben diese Vertreter von 13 internationalen christlichen Organisationen beschlossen, in Kontakt zu bleiben und die Möglichkeit einer gemeinsamen Arbeit für die Zukunft zu prüfen. Ein Komitee für die Weiterführung ist ernannt, ein Treffen für 1951 vorgesehen und A. Trocmé beauftragt, bis zu einer neuen Ordnung das Sekretariat zu versehen.

Dieser Beschluß könnte eine beträchtliche Bedeutung haben, ermöglicht er doch den verschiedenen Bewegungen, die nebeneinander für den Frieden und die soziale Gerechtigkeit arbeiten, ihre Aktionen zu koordinieren und sich gegenseitig glücklich zu ergänzen.

M. Voge.

*

Nachdem unsere religiös-sozialen Freunde aus der Tschechoslowakei, Professor F. Linhart und Bischof Novak, durch einen westlichen Eisernen Vorhang verhindert worden sind, ihre Auffassung in Bentveld selber zu vertreten, geben wir hier unsern Lesern Kenntnis von dem Votum, das Professor Linhart in Bentveld abgeben wollte.

*

Liebe Freunde und Genossen!

Die holländische Regierung hat uns beiden Delegierten der Vereinigung der religiösen Sozialisten in der Tschechoslowakei durch die Verweigerung des Visums die Teilnahme an der Konferenz unmöglich gemacht. Da wir in unserem Landeszweige voraussetzen, daß diese Konferenz wichtige Beschlüsse fassen werde, so möchten wir unsern Standpunkt zu den Hauptproblemen der Konferenz auf diesem Wege, der uns einzig geblieben ist, darlegen.

Wir sind überzeugt, daß die religiösen Sozialisten der Auffassung des religiösen Sozialismus, die Leonhard Ragaz immer vertreten hat, treu bleiben sollen: das Hauptziel des religiösen Sozialismus ist die Revolution des Christentums, eine neue, unkirchliche, volkstümliche Form des Christentums, die auch die Demokratie, den Sozialismus und den Kommunismus umfassen würde. Für Ragaz war das Hussitentum die großartigste religiös-sozialistische oder religiös-kommunistische Bewegung. In seinem Buche «Die Geschichte der Sache Christi» sagt er, der Kommunismus sei «das eigentliche Herz des Evangeliums». Ragaz verwarf immer den sogenannten «christlichen Sozialismus», der nichts anderes ist als eine kirchliche Form des Christentums mit einem sozialen Anstrich und wesentlich reaktionär ist.

Der religiöse Sozialismus kann in der Auffassung von Ragaz keine andere Art des Sozialismus sein. «Die Zustimmung zum Sozialismus, ohne Bindung an eines seiner Parteiprogramme, muß unsere selbstverständliche Voraussetzung bilden», sagt er in den «Neuen Wegen» 1945 (Seite 550). Es ist nicht richtig, zu unterscheiden zwischen dem «unchristlichen», marxistischen Sozialismus und dem «christlichen», demokratischen Sozialismus. In dem heutigen Kampfe zwischen dem Kapitalismus und dem Sozialismus gibt es keine «dritte Kraft». Neben dem marxistischen Sozialismus gibt es keinen anderen Sozialismus, mag er «religiös», «christlich» oder «demokratisch» genannt werden, der ein «Ausweg aus der Sackgasse» sein könnte. Ein Ausweg aus der Sackgasse, in die der westliche sozialdemokratische Sozialismus geraten ist, kann nur Umkehr zum wirklichen Sozialismus sein. Jeder Sozialismus, der antimarxistisch und antikommunistisch ist, ist Heuchelei, ist Verrat am wirklichen Sozialismus und wird notwendig eine Stütze der Reaktion.

Der marxistische Sozialismus, wie er heute in der Sowjetunion verwirklicht ist und wie er in den «Volksdemokratien» verwirklicht wird, steht nicht im Widerspruch zu dem Wesen des Christentums, er verwirklicht die soziale Seite des Evangeliums gemäß den Bedürfnissen und Forderungen unserer Zeit, und ist also in diesem Sinne wesentlich christlich. Ragaz sagt in seinem Buche «Die Geschichte der Sache Christi»: «Der russische Kommunismus ... ist das vorläufig letzte Glied dieser Entwicklung» (das heißt des Kommunismus Christi). Die weltumwälzende Kraft des russischen Kommunismus kommt zuletzt doch von Christus her.» In seinem Aufsatz «Zur Neuorientierung der religiös-sozialen Bewegung» sagt Ragaz: «Der Kommunismus wird sich nicht als eine vorübergehende Erscheinung erweisen, sondern sich in allerlei Entwicklungen immer mehr als die dominierende neue Form der sozialen Revolution darstellen.» («Neue Wege» 1945, Seite 551.)

Ragaz war auch überzeugt, daß zum Siege des Sozialismus nur die Vereinigung des Sozialismus und Kommunismus führen kann. Im November 1945, also kurz vor seinem Tode, sagte er: «Nun zeigt die allgemeine Entwicklung deutlich, daß nur eine Vereinigung dieser beiden Hauptströme den Sozialismus in die Zukunft und zum Siege tragen wird.» («Neue Wege» 1945, Seite 610.)

Wir könnten viele andere Stimmen zitieren, die denselben Standpunkt vertreten. In der französischen katholischen Zeitschrift «Esprit» schreibt Jean Lacroix (Dezember 1947): «Man kämpft nicht auf zwei Fronten. Die Geschichte beweist es: Alle, die das Gleichgewicht zwischen Faschismus und Marxismus gehalten haben, haben für den Faschismus gearbeitet... Die tragische Geschichtskonjunktur, in der wir stehen, will nun eben einmal, daß man gegen den Faschismus nur mit den Kommunisten und gegen den Kommunismus nur mit den Faschisten kämpfen kann. Es gilt, zu wählen.» (Zitiert in den «Neuen Wegen» 1948, Seite 93.) Und ein deutscher religiöser Sozialist, der im amerikanischen Sektor von Berlin lebt, schreibt in den «Neuen Wegen»: «Auch bei

uns gibt es genug Sozialdemokraten, die ihren Hauptfeind im Kommunismus sehen und sich zum ‚Kreuzzug gegen Rußland' mit jedem bürgerlichen Politiker verbinden... Aber denen, die es ernst meinen, geht es in erster Linie darum, daß der Sozialismus verwirklicht wird. Dabei ist uns selbstverständlich die Gewissensfreiheit und die Menschenwürde ebenso wichtig wie unseren Brüdern im Westen ... Aber wir sind soweit «Marxisten», daß wir glauben: Beides kann im eigentlichen, wahren Sinne nur nach dem Siege des Sozialismus verwirklicht werden... Ich sage den Kritikern aus dem Westen immer: Macht es uns doch vor, wie ihr auf dem westlich-demokratischen Wege auch nur *ein Stückchen* Sozialismus verwirklichen könnt!» («Neue Wege» 1949, S. 86.)

Die unselige Spaltung zwischen Ost und West ist nicht eine Spaltung zwischen Demokratie und Diktatur, zwischen Freiheit und Unfreiheit, wie man sie im Westen sehr oft falsch auffaßt, sondern eine Spaltung zwischen dem Kapitalismus und Imperialismus auf der einen Seite und dem Sozialismus und der Friedenspolitik auf der andern Seite. Die Völker Westeuropas sind heute vor ein «Entweder-Oder» gestellt. Sie müssen wählen: Entweder Sozialismus oder Kapitalismus, entweder Friedenspolitik oder Kriegsvorbereitung.

Und wenn man im Westen der Sowjetunion und den Volksdemokratien immer den Imperialismus, Nationalismus, Totalität, Terror usw. vorwirft, so ist zu sagen, daß es entweder Lügen und Verleumdungen sind, die von der Reaktion planmäßig erzeugt und verbreitet werden, und das ist meistens der Fall, oder daß solche Vorwürfe auf falschen Vorstellungen von dem Wesen des Sozialismus beruhen.

Auch wir sind der Meinung, daß es auf dieser Konferenz zur Klarheit über diese Probleme kommen sollte, auch auf die Gefahr hin, daß es zur Scheidung der Geister kommt, wie es Pfr. Bachmann in einem Artikel im «Aufbau» angedeutet hat. Wir sind allerdings überzeugt, daß die religiösen Sozialisten nur dann ihr raison d'être haben und ihre Aufgabe erfüllen können, wenn sie dem geistigen Erbe ihres prophetischen Gründers treu bleiben. Einen Verrat an diesem Erbe könnten wir nicht mitmachen.

Was die Vorschläge zur Abänderung der Prinzipienerklärung betrifft, so lehnen wir selbstverständlich jede Änderung in der Richtung nach rechts entschieden ab (und alle drei Vorschläge, die wir erhalten haben, sind solche).

Ich bitte, daß dieser Brief in der Versammlung der Delegierten der Konferenz als Votum des tschechoslowakischen Landeszweiges verlesen und protokolliert wird.

Mit herzlichen Grüßen und mit aufrichtigen Wünschen eines guten Erfolges der Konferenz

Prof. Dr. Fr. Linhart,
der Vorsitzende der Vereinigung der religiösen Sozialisten
in der Tschechoslowakei.

Weltrundschau

Vereinigtes Europa? Seit Anfang August tagt in Straßburg zum erstenmal der sogenannte *Europarat*, bestehend aus einem Ministerkomitee und einer beratenden Versammlung von parlamentarischen Vertretern der zwölf beteiligten Staaten: Großbritannien, Frankreich, Belgien, Holland, Luxemburg (die Staaten des Brüsseler Paktes), dazu Südirland, Dänemark, Norwegen, Schweden, Italien sowie, gleich zu Beginn der Tagung aufgenommen, Griechenland und die Türkei. Hervorgegangen aus dem Zusammenschluß einer Reihe privater Vereinigungen, ist der Rat nunmehr die offizielle Körperschaft, die den Plan eines Vereinigten Europas (oder doch West-,

Mittel- und Südeuropas) abklären und ausführen soll und deren Mitglieder sich darum als Träger und berufene Verwirklicher eines großen, epochemachenden Gedankens von unabsehbarer Tragweite fühlen. Ist dieses Sendungsbewußtsein aber auch real begründet? Dürfen die Völker unseres Erdteils von der Straßburger Organisation wirklich ihren Zusammenschluß zu einem übernationalen Bundesstaat, dieser Sehnsucht von Millionen, erwarten? Und was sollen *wir* von dem neuen Gebilde halten?

Der Schreibende bekennt, daß er keine wesentlichen Hoffnungen auf *diesen* Europarat zu setzen vermag. Nicht darum, weil seine Verfassung recht unvollkommen und unbefriedigend ist; nicht, weil die Versammlung, die übrigens nur mit Zweidrittelmehrheit beschließen kann, lediglich beratende Aufgaben hat, also nicht die Stellung eines Parlaments einnimmt; auch nicht einmal, weil der Europarat noch durchaus auf dem Begriff der nationalen Souveränität aufgebaut ist, ohne dessen Überwindung keine überstaatliche Rechts- und Friedensgemeinschaft denkbar ist. Alle diese Währschaftsmängel könnten mit der Zeit sicher behoben werden – Rom ist nicht in *einem* Tag erbaut worden –; der Innenausbau des neuen Gebäudes könnte im Maße des Zuwachses an Erkenntnissen, Mitteln und Kräften ganz wohl stufenweise erfolgen – wenn nur der Grundriß gut, die Konstruktion selbst gediegen und der tragende Gedanke des Werkes richtig wären. Aber gerade das ist nun nach meiner bestimmten Überzeugung nicht der Fall, und *darum* vor allem tragen die vielen Reden, die in Straßburg gehalten werden, so sehr den Stempel des Nebelhaften, Widersprüchlichen, ja Irrealen. *Man redet an den entscheidenden Realitäten einfach vorbei* und vermag deshalb auch nicht das wahre Ziel zu sehen, dem eine europäische Bundesorganisation zustreben muß, wenn sie nicht in die Irre gehen oder absichtlich in die Irre geführt werden soll.

Was ist denn die Realität, von der jede ernsthafte Europabewegung ausgehen muß? Es ist, kurz gesagt, der Weltgegensatz zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion und die Tatsache, daß sich die Staaten West- und Südeuropas mehr und mehr in das amerikanische Macht- und Wirtschaftssystem einspannen lassen. Solange das der Fall ist, solange sie sich nicht aus dieser Verstrickung lösen, kann es auch kein wirklich vereinigtes Europa geben, dessen Aufgabe ja gerade darin bestehen müßte, eine sowohl vom amerikanischen als vom russischen System *unabhängige* «dritte Kraft» zu entwickeln, die den Zusammenprall der beiden Blöcke zu verhindern und zugleich die UNO zur beherrschenden, handlungsfähigen Weltorganisation zu machen wüßte. Und so lange wird eben auch der Europarat, sofern und soweit er Gestalt annehmen wird, unvermeidlicher, wenn nicht gewollter Weise einfach ein Werkzeug des politischen Machtkampfes gegen die Sowjetunion und den Kommunismus sein. Es ist ja wirklich nicht von ungefähr, daß einerseits die kommunistischen Parteien, die in Frank-

reich und Italien die stärksten beziehungsweise zweitstärksten Parteien sind, von der Vertretung in der Straßburger Versammlung zum vornherein ausgeschlossen sind, anderseits sämtliche Mitgliedstaaten des Europarates entweder auch Mitglieder des Atlantikbundes sind oder doch weltanschauungs- und interessenmäßig im westmächtlichen Lager stehen, wenn sie nicht, wie Griechenland und die Türkei, von den Vereinigten Staaten direkt für den Kampf gegen die Sowjetunion ausgerüstet und unterstützt werden. Und wem das immer noch nicht genügt, um die wirkliche Lage zu erkennen, mit der es der Europarat zu tun hat, dem ist sie vielleicht durch die mit so viel betonter Publizität umgebene jüngste *Europareise der drei höchsten amerikanischen Wehrmachtsführer* zum Bewußtsein gekommen, diese Besichtigungs- und Verhandlungstour, hinter der so inhaltsschwere Fragen stehen wie: Sollen sich in einem Krieg gegen die Sowjetunion die Vereinigten Staaten auf die Zerstörung Rußlands durch Atombomben, Giftstoffe usw. beschränken, während die europäischen Verbündeten Amerikas die Last des Landkrieges zu tragen hätten? Wenn ja, soll der Kampf schon an der Elbe aufgenommen, also Westdeutschland mitverteidigt werden, was früher oder später zur Wiederaufrüstung Deutschlands führen müßte? Oder soll man Deutschland von vornherein preisgeben und nur die Rheinlinie zu halten suchen? Wie groß muß die amerikanische Rüstungshilfe sein, damit die westeuropäischen Länder bei ihrer notorischen Finanzschwäche die ihnen zugedachte Rolle auch wirklich zu spielen imstande sind? Werden im gegebenen Falle die Völker Westeuropas überhaupt marschieren und nicht einfach in den Kriegsstreik treten[1]? Können und wollen die Vereinigten Staaten die Last der Rüstungshilfe an Europa und dazu diejenige ihrer eigenen Aufrüstung auf unabsehbare Zeit weiter tragen? Schon jetzt hat das Abgeordnetenhaus die von der Regierung verlangten Kredite für die Aufrüstung Westeuropas um einen Drittel gekürzt. Anderseits entziehen die Kriegsvorbereitungen dem amerikanischen Volkskörper wertvollste Kräfte, die für den Aufbau eines Wohlfahrtsstaates nötig wären. Selbst der Vorsitzende des Ausschusses der Wirtschaftsberater Präsident Trumans, Dr. Edwin G. Nourse, stellte am 5. April d. J. in einer Rede besorgt fest, daß die Vereinigten Staaten *jede Woche* rund 300 Millionen Dollar (also etwa 1,3 Milliarden Franken) für Rüstungszwecke ausgeben, aber nur ebenfalls 300 Millionen *im ganzen Jahr* für Schulsubventionen, etwa drei Viertel dieser Summe für die Beseitigung der Elendsquartiere in den Städten, für die Erstellung billiger Volkswohnungen und für den Wohnungsbau auf dem Lande, wiederum kaum 300 Millionen für öffentliche Gesundheitspflege und nur wenig mehr

[1] Das kürzlich veröffentlichte amerikanische Weißbuch über *China* glaubt bereits feststellen zu müssen: «Die weißen Armeen sind von den roten nicht im Kampfe geschlagen worden (?); sie sind zerfallen, weil *ihren Soldaten der Wille zum Kampf gefehlt hat*, trotz ihrer weit überlegenen, von den Vereinigten Staaten gelieferten Ausrüstung.»

für die Elektrifizierung ländlicher Gebiete – alles, wie gesagt, aufs ganze Jahr gerechnet. Und schließlich stellt sich für Amerika die furchtbarste Frage von allen: Ist es nicht vorzuziehen, eine Entscheidung gegenüber der Sowjetunion zu suchen, solange die Erfolgsaussichten für einen Krieg noch günstig stehen? Mit andern Worten: Liegt die beste Lösung aller Schwierigkeiten nicht in einem frisch-fröhlichen Präventivkrieg?

Das ist, von der politisch-militärischen Seite her gesehen, die Realität, mit der sich die Politiker des Europarates zu beschäftigen hätten und über die sie hinauszukommen bemüht sein müßten, wenn ihnen wirklich daran gelegen wäre, ein *unabhängiges* Europa zu begründen, das nicht einem Zusammenstoß der beiden Superweltmächte zum Opfer fallen könnte[2].

Pflüget ein Neues! Von der wirtschaftlichen und sozialen Seite her stellt sich die Lage mit ähnlicher Klarheit. Hier ist die große Tatsache die, daß sich der westeuropäische Kapitalismus, der schon durch den ersten, noch mehr aber durch den zweiten Weltkrieg aufs tiefste erschüttert worden war, teils mit amerikanischer Hilfe, teils aus eigener Kraft (oder besser: dank der Schwächlichkeit der Gegenkräfte), wiederaufzurichten im Begriffe steht. Und doch ist die Annahme, daß Westeuropa irgendwie wieder seine bürgerlich-kapitalistische Vorkriegslebensform zurückgewinnen könne, phantastischer Unsinn, ist ein im eigentlichen Sinne reaktionärer, auf die Zurückdrehung des Rades der Geschichte gerichteter, kurzschlüssiger Gedanke. Wie der Amerikaner Scott Nearing («World Events», Sommerheft 1949) zutreffend bemerkt, geht diese ganze Restaurationspolitik von einer Reihe falscher Voraussetzungen aus:

«Wirtschaftlich hat Westeuropa nicht mehr die dazu nötigen Hilfsquellen, besonders nicht koloniale Hilfsquellen und koloniale Arbeitskräfte.

Politisch hat Westeuropa nicht die Mittel, um eine veraltete und durch den Krieg ruinierte Ausrüstung mit Kapitalgütern zu ersetzen und gleichzeitig seinen Platz im Wettlauf um die Herstellung der mechanischen Einrichtungen für die moderne Kriegführung zu behaupten.

Geschichtlich versinnbildlicht Westeuropa eine überholte Gesellschaftsform, zu der Erbmonarchie, individuelles Geschäftsunternehmertum, Konkurrenzkampf um persönlichen Gewinn, persönliches Ansehen und persönliche Macht gehören, und die auf dem Unterbau einer niedrigen Lebenshaltung kolonialer Millionen beruht.

Erfahrungsmäßig hat die auf die westeuropäische Kulturform begründete Politik zu einer Reihe kostspieliger Katastrophen geführt und wird zu weiteren führen. Krise, Kolonialrevolte, Krieg und soziale Revolution sind logischerweise im Gefolge einer Weltpolitik aufgetreten, die auf der westeuropäischen Kulturform beruhte... Solche Mißerfolge und Katastrophen können nur *einen* Sinn haben: die westliche Lebensform

---

[2] Stoff zu solcher Arbeit fänden sie beispielsweise in der wertvollen Studie, welche die *amerikanischen Quäker* kürzlich unter dem Titel «Amerikanisch-russische Beziehungen. Einige konstruktive Erwägungen» herausgegeben haben. (29 Seiten; zu beziehen vom American Friends Service Committee, 20 South 12th Street, Philadelphia, Pennsylvania.) Es wird auf die darin gemachten Vorschläge zurückzukommen sein.

des kapitalistischen Imperialismus ist zu Ende. Ihre Wiederbelebung ist ebenso unwahrscheinlich, wie es die Wiederbelebung des Feudalismus in Westeuropa nach der Französischen Revolution war.»

Die Baumeister eines Vereinigten Europas müßten sich dieses Sachverhalts klar bewußt sein, wenn sie nicht «umsonst bauen» wollen. Sie müßten auch wissen, daß ein Westeuropa, das seine Wirtschafts- und Gesellschaftsverfassung nicht rasch und tiefgreifend umgestaltet, im besten Falle nur ein Anhängsel und Ausbeutungsfeld des spätkapitalistischen Amerikas sein wird. Sie müßten insbesondere wissen, daß ohne eine solche Umgestaltung auch der Verzicht auf die nationalen Souveränitäten nicht an sich schon ein entscheidender Fortschritt wäre. «Das hitlerische Europa», so schreibt J.-M. Domenach im Pariser «Esprit», «war kein Fortschritt. Europa besteht aus etwas anderem als aus der einfachen Zusammenzählung seiner Souveränitäten. Sein Gesicht, seine Größe, sein Elend verdankt es dem Kapitalismus, der in ihm entstanden ist und den es in alle Länder der Welt exportiert hat. Föderiert man es, ohne es umzugestalten, so hält man vorübergehend nur den europäischen Kapitalismus in einem Zustande des Verfalls fest, worin er einen vorübergehenden Aufschwung nur um den Preis eines politischen und menschlichen Rückschritts nähme, von dem uns die Faschismen eine Ahnung geben, und richtet ein befestigtes Bollwerk im Dienste Amerikas gegen die Sowjetunion auf. Das ist nicht der Weg des Friedens oder der Freiheit, und es ist nicht der Weg Europas. Wenn das etwa der Plan von Militärs oder ehrgeizigen Geschäftsleuten ist, so ist das weiter nur normal; wenn man aber in den Augen gutgläubiger Menschen etwas als Revolution ausgibt, was das Gegenteil einer solchen ist, so ist das einfach ein Skandal.»

Mögen sich die Akteure des Europarates das wohl gesagt sein lassen! Mögen die Fortschrittlicheren unter ihnen, mögen vor allem die dem Sozialismus verpflichteten Politiker in- und außerhalb der Straßburger Organisation ihre Kräfte rückhaltlos in den Kampf für die sozialistische Neuordnung Westeuropas und gegen die Wiederherstellung eines gegenrevolutionären Kapitalismus werfen, wie sie von den Churchill, Paul Reynaud, van Zeeland, de Gasperi und den andern Vorkämpfern *dieser* Europabewegung jetzt betrieben wird, statt diesen Kampf entweder überhaupt nicht ernsthaft oder dann doch gelähmt durch eine verhängnisvolle Zusammenarbeit – in der Innen- wie in der Außenpolitik – mit den kapitalistischen Kräften zu führen! Frankreich, Belgien[3], Holland,

[3] In Belgien ist jetzt, nach fast zweimonatigem Markten, wenigstens ein einigermaßen handlungsfähiges Kabinett zustande gekommen, da die Liberalen, offenbar um eine konsequente Fortführung der kapitalistischen Restaurationspolitik zu ermöglichen, den Christlichsozialen in der Königsfrage gewisse Zugeständnisse gemacht haben, die sie bisher stets abgelehnt hatten. Das hat es den Sozialisten erleichtert, in die Opposition zu gehen und das Volk zum Widerstand gegen jeden Versuch aufzurufen, durch die Rückberufung Leopolds eine Ära verschärfter Reaktion einzuleiten.

die nordischen Länder, Westdeutschland, Österreich – sie böten alle reichste Gelegenheit zu solchem Kampf, nicht zuletzt auch *Italien*, das mit seiner verwahrlosten, einseitig entwickelten und dazu kriegszerrütteten Industrie, seiner primitiv-feudalen Agrarverfassung, seinem gesellschaftlichen Schmarotzertum und seiner raschen Bevölkerungszunahme (alljährlich um 400 000 Menschen) aus Massennot und Arbeitslosigkeit auch dann nicht herauskäme, wenn es sich wieder in Kriegsrüstung und koloniale Expansion hineinstürzte. Daran ändern auch alle vom Ausland her unternommenen Ankurbelungsversuche nichts. «Im politischen wie im wirtschaftlichen Bereich», so stellt Basil Davidson am Schluß einer wohlbelegten Aufsatzreihe im ‚New Statesman' fest, «scheinen die Lehren die gleichen zu sein: daß die amerikanische Intervention und der Marshallplan die Wiederauferstehung und Belebung Italiens nicht zuwege gebracht, sondern nur eine gesellschaftliche Ordnung und Struktur gestützt haben, welche die überquellenden Kräfte dieses fruchtbaren und erfinderischen Volkes nicht mehr auszubeuten oder auch nur im Zaum zu halten vermag, sondern sie scharf zurückschneiden und einengen muß, um sich überhaupt zu halten. Ohne diese Intervention und alles, was sie bedeutet, wäre der Weg zu neuen und positiven Entwicklungen freigelegt worden.»

Was aber *England* betrifft, so verfolgen wir mit Beklemmung die in unserer letzten Rundschau geschilderten Bemühungen der Labourregierung, sich den Folgen ihrer Verstrickung in das amerikanische Machtsystem zu entziehen und der wirtschaftlichen und sozialen Krisenerscheinungen Herr zu werden, die sie jetzt so hart bedrängen. In einem Londoner Brief, den wir im Johannesburger «Socialist Forum» lesen, faßt Mary Klopper die Lage gut zusammen, wenn sie schreibt:

«Hinter all diesen Störungen auf industriellem Gebiet steht das Grundproblem der gemischten Wirtschaft. Sie muß entweder weitergetrieben werden und in ständigem Fortschreiten zum vollen Sozialismus den privaten Sektor ‚aufessen' oder aber immer mehr Zugeständnisse an die kapitalistische Industrie im privaten Sektor machen und schließlich ihre eigenen Errungenschaften in der Neuverteilung des Einkommens, in den sozialen Diensten und so fort wieder vernichten, den nationalisierten Sektor auf eine Art Staatskapitalismus hinunterdrückend. Die britische Labourbewegung hat sich, zur Macht gekommen, vor dieses Problem gestellt gesehen und ist auf die zweite Verhaltenslinie hereingefallen ... Es scheint mir, daß dies das Problem eines jeden Versuchs ist, den demokratischen Sozialismus mit den Mitteln der politischen Bourgeoisdemokratie zu schaffen ... Aber noch ist Leben in dem alten Hund, und die Frage, die bald gelöst werden muß, ist, ob dieses Leben in die Oberschichten der Partei hinein durchbrechen und eine wirkliche und radikale politische Erneuerung erzwingen kann und wird.»

Die deutsche Drohung Es ist angesichts dieser ganzen Sachlage nur ein Ausdruck berechtigten Selbstschutzstrebens, wenn sich die Labourregierung dem Straßburger Europarat gegenüber sehr vorsichtig, ja beinahe mißtrauisch zeigt. Und wenn etwas sie in dieser Haltung zu bestärken geeignet ist, dann sollte es der

Gedanke an den Zusammenhang der Europafrage mit der *deutschen Frage* sein, sind doch die beiden Probleme so eng ineinander verschlungen, daß eine Auflösung des einen ohne die Entwirrung des andern schlechterdings unmöglich erscheint.

Worin besteht denn das deutsche Problem? Für alle praktischen Zwecke doch zunächst vor allem in der Weiterexistenz eines aggressiven, radikalen Nationalismus und Imperialismus. Die schwere moralische Erkrankung, die diese an der Oberfläche nur politisch aussehende Erscheinung darstellt, hat zwar in Deutschland auch das anderwärts liberal gewordene Bürgertum und dann fast noch heftiger die Arbeiterschaft erfaßt, aber ihren eigentlichen Sitz hatte sie ursprünglich doch in der Geisteshaltung und Interessenlage der verbündeten Klassen der Großgrundbesitzer und Industriekapitalisten samt der mit ihnen verschwägerten Offiziers- und Beamtenkaste. Das entscheidende Mittel zur Überwindung des deutschen Kernübels hätte darum die radikale Entmachtung der feudal-kapitalistischen Herrenschicht und die gründlichste Säuberung der Beamtenschaft aller Stufen und Zweige, eingeschlossen Schule und Kirche, sein müssen. Gerade das aber geschah nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches sowenig wie nach der Niederlage des wilhelminischen Kaiserreiches. Die niemals gewagte deutsche Revolution erfolgte auch jetzt wieder nicht. Im Gegenteil: es erfolgte die, wenn auch vorerst nur «kalte», Gegenrevolution, die immer offener und kühner durchgeführte Wiederherstellung der alten gesellschaftlichen Ordnungen, ja eine eigentliche Renazifizierung des öffentlichen Lebens und namentlich des ganzen westdeutschen Staatsapparates – alles unter den Augen und weithin mit Billigung oder gar Mitwirkung der westalliierten Besetzungsmächte, die damit eben Westdeutschland am sichersten als Verbündeten im Kampfe gegen die Sowjetunion und den Kommunismus gewinnen zu können hofften. Dieser Kampf wurde ja jetzt, nach dem Zwischenspiel mit Hitler, aufs neue zum großen Thema der westmächtlichen Weltpolitik, und ihm zuliebe durfte man schon ein Auge gegenüber dem Wiederaufleben frechsten nazistischen Ungeistes zudrücken, wenn man damit auch seinen Anspruch auf eine aus moralischen Gründen erwachsene Gegnerschaft gegen den Kommunismus vollends verwirkte und *diese* Motivierung des antisowjetischen Kreuzzuges endgültig als Zwecklüge enthüllt wurde[4].

[4] Wer immer noch behauptet, es sei die besondere Verruchtheit der Kommunisten, daß sie die schlechten Mittel durch den guten Zweck geheiligt werden lassen, der bedenke einen Augenblick, was unlängst der britische Labourabgeordnete Croßman im Rückblick auf die westalliierte Kriegführung gegen Deutschland schrieb: «Churchill war durch den totalen Krieg in all seinen Äußerungen, eingeschlossen die politische Kriegführung, fasziniert. Wie Roosevelt weigerte er sich, über den Sieg hinaus auf die Friedensprobleme zu schauen, die sich aus der Annahme von Methoden wie die Flächenbombardierung und die Bewaffnung aller und jeder, die zum Kampf gegen die Hunnen bereit waren, ergeben mußten. Worunter wir heute leiden, das ist die völlige moralische Gleichgültigkeit, welche die englisch-amerikanische Kriegführung zum

Die kürzlichen *Wahlen zum westdeutschen Bundestag* fügen sich aufs natürlichste in dieses Gesamtbild ein. Sie kennzeichnen sich ja durch zwei Hauptzüge:

1. Der Wahlkampf spielte sich in einer Atmosphäre *überhitzten Nationalismus'* ab, wobei die wüsten demagogischen Ausschreitungen der Sozialdemokraten und Kommunisten besonders widerwärtig anmuten mußten. Der Spezialerfolg, den sich die Parteien der äußersten Rechten holten, ist im Hinblick auf diese allgemeine Erscheinung ganz unwesentlich und darf nicht dazu verleiten, die sogenannten demokratischen Parteien wegen ihrer angeblichen Mäßigung und Reife irgendwie zu belobigen. Man verfiele damit in die gleiche verhängnisvolle Täuschung über den wirklichen Geisteszustand des deutschen Volkes wie in den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen, wo man im Ausland auch völlig die Tatsache ignorierte, daß in der Gesinnung der erdrückenden Mehrheit der Deutschen gegenüber der Zeit vor 1914 kein entscheidender Wandel eingetreten war, und man sich den wunderlichsten Illusionen über den Pazifismus und Demokratismus der Weimarer Parteien hingab – bis einer staunenden Welt die Einsicht aufdämmerte, daß 80 Prozent des «nationalen» Programms der Hitlerbewegung (Bekämpfung der «Schuldlüge», Abschüttelung des «Versailler Schandvertrages», militärische Wiederaufrüstung, Zurückgewinnung der alten Grenzen, Annexion Österreichs und des Sudetenlandes, Züchtigung Polens, Zerschmetterung des bolschewistischen Rußlands usw.) auch das Programm des «gemäßigt» nationalistischen Deutschlands überhaupt waren. Gebe man sich doch unerbittlich Rechenschaft davon, daß auch heute noch, und heute erst recht wieder – weil nämlich das deutsche Kriegsunternehmen zum zweitenmal mit einer Katastrophe statt mit dem erhofften Sieg geendet hat und Deutschland auf Grunde dessen durch die alliierten Mächte besetzt ist –, das deutsche Volk als *Ganzes* von jener Gesinnung erfüllt ist, die das Erzeugnis der oft beschriebenen Fehlentwicklung der deutschen Geschichte und des deutschen Geistes seit den Preußenkönigen über Bismarck und Wilhelm II. bis auf Hitler ist. Von einer Erkenntnis des falschen Weges, den Deutschland – um nicht bis auf die gewaltsame Kolonisierung des slawischen Ostens, auf Luther und den Bauernkrieg zurückzugehen – mindestens in den verflossenen 150 Jahren gegangen

---

Zwecke der Besiegung Hitlers zur Schau trug, eine Gleichgültigkeit, die sowohl die Wahl teuflischer Mittel als die Bereitschaft zur Mißachtung vertraglicher Verpflichtungen gegenüber kleineren Mächten wie Polen einschloß. Um einen totalitären Staat zu zerstören, sanken wir fast auf dessen eigenes Niveau herunter und urteilten dann dessen Führer als Verbrecher gegen die Menschlichkeit ab!» («New Statesman», 13. 8. 1949.) Was erst recht für die Kriegführung gegen Japan gilt: Hiroshima und Nagasaki! Und das gleiche Schicksal wie den beiden japanischen Städten bereitet man jetzt kaltblütig den russischen Städten und Menschen vor, zu deren Ausrottung eben jedes Mittel gut sei, auch der Präventiv-Atomkrieg, den in England selbst Männer von (früher) so liberaler Geistesart wie Lord Russell, F. W. Voigt und John Middleton Murry predigen!

ist, und von einer inneren Bereitschaft zur Abkehr von diesem Weg ist im deutschen Volk auch heute noch, von verhältnismäßig engen Kreisen abgesehen, kaum eine Spur zu bemerken; jede Regung der Selbsteinkehr und Gewissenserforschung wird vielmehr von dem leidenschaftlichen Willen, in erster Linie die Sünden der *andern* anzuprangern, völlig erstickt.

2. Soweit im Wahlkampf die Frage nach der künftigen wirtschaftlichen und sozialen Gestaltung Deutschlands eine Rolle gespielt hat, haben die Wähler und Wählerinnen den auf amerikanische Hilfe spekulierenden und ihrer auch besonders würdigen *bürgerlich-konservativen* Parteien weitaus den Vorzug gegeben, insbesondere den Christlich-Demokraten und den Freien Demokraten (denn Demokraten sind sie alle, alle . . .), während die Sozialdemokraten deutlich zurückgedrängt und die Kommunisten gar schwer aufs Haupt geschlagen wurden. (Sie bekamen noch 6 Prozent der Gesamtstimmen gegen 9 Prozent, die sie bei den Länderwahlen erhalten hatten; die Sozialdemokraten 28 Prozent gegen damals 35 Prozent.) Begreiflich darum, daß der amerikanische Außenminister Acheson befriedigt feststellen konnte, die Wahlergebnisse seien «ein Beweis des Willens des deutschen Volkes, seine wirtschaftlichen Schwierigkeiten auf dem Wege des freien Unternehmertums zu lösen», während die nationalistische Stimmung in Westdeutschland «nicht weiter zu beunruhigen brauche», da sie «eine durchaus normale Erscheinung» darstelle.

Was geschieht nun aber weiter mit Deutschland? Wahrscheinlich werden die Bemühungen, Westdeutschland wirtschaftlich und politisch mit den Westmächten gleichzuschalten, in verstärktem Maße fortgesetzt werden. Die Aufnahme Westdeutschlands in den Europarat wird sicher erfolgen, sobald der neue Staat förmlich gebildet und eine verhandlungsfähige Regierung da sein wird. Darüber hinaus sind offenbar schon ziemlich weitgediehene Bestrebungen im Gange, um eine Verständigung der konservativ-reaktionären Kräfte Frankreichs – Industrie, Finanz, Generalstab usw. – mit den entsprechenden Kreisen Westdeutschlands herbeizuführen, als Ergänzung der Arbeitsgemeinschaft, die schon jetzt zwischen den westdeutschen und den *amerikanischen* Kapitalmächten besteht. Der leidtragende Teil wird dabei vor allem *England* sein, das sich auf dieser Linie immer mehr aus dem europäischen Festland hinausgedrängt sähe und auch auf seinen überseeischen Märkten gegen eine neue, mit niedrigen Löhnen arbeitende deutsche Konkurrenz anzukämpfen haben wird. Und dann werden eben insbesondere auch immer stärker die Wiederaufrüstung Deutschlands und die endgültige Ziehung der deutschen Ostgrenzen in den Vordergrund treten, Fragen, die zu stellen und zu erörtern die Deutschen gewiß nicht müde werden. Ein sozialistisches England wird dadurch in eine höchst ungemütliche Lage kommen.

Kurz, die Umstände, unter denen der neue westdeutsche Staat ge-

boren wird, passen ausgezeichnet zu dem Bild, das Westeuropa jetzt als Ganzes bietet. Von der «*Dritten Kraft*», die Westeuropa darstellen soll, ist je länger, je weniger die Rede. Statt zwischen amerikanischem Kapitalismus und russischem Kommunismus einen demokratischen Sozialismus zu entwickeln, organisiert sich Westeuropa, mit entscheidender Nachhilfe Amerikas, immer ausgesprochener auf neukapitalistisch-bürgerlicher Grundlage. Bezeichnend dafür ist, daß nach den Kommunisten nun immer folgerichtiger auch die Sozialdemokraten aus den Regierungskoalitionen ausgeschaltet und in die (wenn auch noch so zahme) Opposition gedrängt werden; in Belgien ist das, wie oben vermerkt, bereits geschehen (zum erstenmal seit 1925), in Frankreich scheint es bevorzustehen, in Westdeutschland kommt eine Beteiligung der Sozialdemokraten an der künftigen Regierung überhaupt nicht in Frage; und wie lange wird es gehen, daß auch Labour-England, das immer mehr zum Fremdkörper in einem kapitalistischen Europa wird, einem *konservativen* England weichen muß? Außen- und militärpolitisch sind die Staaten Westeuropas, mit Einschluß Großbritanniens, auf jeden Fall schon vor der Unterzeichnung des Atlantikpaktes, ein Bestandteil des gegen die Sowjetunion und den Kommunismus gerichteten amerikanischen Weltsystems geworden, statt sich als Puffer zwischen die beiden großen Machtblöcke einzuschieben und so deren Zusammenprall zu verhindern.

Wie wird sich aber die *Sowjetunion* zu dieser ganzen Entwicklung stellen? Wird sie, als Gegenzug gegen die Bildung der westdeutschen Regierung, nun ihrerseits zur Schaffung eines ostdeutschen Vasallenstaates schreiten? Oder wird sie sich umgekehrt an Ostdeutschland desinteressieren, um die ernste Gefährdung ihrer eigenen Existenz abzuwenden, die sich aus einer Vertiefung der Zweiteilung Deutschlands und einer entsprechenden Verschärfung des West-Ost-Gegensatzes ergeben müßte? Die Möglichkeit ist tatsächlich keineswegs ausgeschlossen – und in der amerikanischen «Monthly Review» (Juli 1949) wird sie von Paul M. Sweezy bereits offen erörtert –, daß die Russen in der Überzeugung, Westdeutschland sei ja vorerst doch dem Kapitalismus und Imperialismus verfallen, Ostdeutschland unter gewissen Bedingungen räumen und versuchen werden, ein geeinigtes national-kapitalistisches Deutschland irgendwie gegen den Westblock auszuspielen, also die westliche Einheitsfront gegen die Sowjetunion zu sprengen. Man hätte es dann einerseits mit einer Fortsetzung der politischen Strategie zu tun, die Moskau dieses Frühjahr zu seinem Rückzug im Kampf um Berlin geführt hat, anderseits mit einer Wiederholung des schon mit dem Rapallovertrag von 1922 und namentlich mit dem Stalin-Hitler-Pakt von 1939 unternommenen Versuchs, Deutschland aus seiner Verbindung mit der antisowjetischen Weltfront zu lösen und dadurch die Aussichten von Rußlands eigenem Überleben zu erhöhen.

Aber würde eine solche Rechnung, falls sie die Leiter der Sowjet-

politik wirklich anstellten, zuletzt auch stimmen? Das ist höchst unsicher. Sicher ist zunächst nur, daß ein russischer Rückzug aus Ostdeutschland, wie schon der russische Rückzug in Berlin, aufs neue als Erfolg der westmächtlichen Druck- und Drohpolitik, und zwar diesmal in gewaltigstem Ausmaß, erscheinen und zur energischen Fortsetzung dieser Politik bis zur erhofften gänzlichen Kapitulation Moskaus ermutigen würde. Völlig unsicher aber wären die *Vorteile*, die eine einseitige Räumung Ostdeutschlands der Sowjetunion bringen könnte. Denn wie groß auch die Gegensätze sein mögen, die sich in Zukunft zwischen einem wieder in die Höhe gekommenen, industriell-kapitalistisch konkurrenzfähigen und militärisch wiederaufgerüsteten Deutschland einerseits und den Westmächten anderseits entwickeln könnten – der entscheidende Gegensatz wird zuletzt immer derjenige zwischen der kommunistischen und der antikommunistischen Welt sein. Und wie stark auch die Wirtschaftsbeziehungen sein mögen, die zwischen einem geeinigten Deutschland und den Ostblockländern geknüpft würden, so unvermeidlich wäre es, daß dadurch der deutsche Drang nach Osten erst recht geweckt und der Versuch, Hitlers Programm der Unterwerfung der slawischen Länder unter das deutsche Herrenvolk zu erfüllen, ein zweites Mal unternommen würde – wiederum wie bis 1939 gefördert, diesmal vielleicht sogar militärisch unterstützt von den Westmächten unter Vorantritt Amerikas, das für den großen Schlag gegen Rußland schon heute vollständig gerüstet ist. Werden sich die Sowjets wirklich auf eine Spekulation einlassen, die derartige furchtbare Möglichkeiten eröffnet? Und haben die Westmächte gleichfalls kein Auge für das Schicksal, das auch ihnen droht, wenn sie, wie das Dritte, so nun auch ein Viertes Reich wiederum nach Osten abzulenken und zum «letzten Kampf» gegen die Sowjetunion und den Weltkommunismus einzusetzen suchen?

Balkan und Naher Osten Gedämpfter als in Mitteleuropa, aber deswegen nicht weniger zäh, geht der Kampf zwischen West- und Ostblock auf dem Balkan und im Nahen Osten vor sich. Ein mehr und mehr an Bedeutung gewinnendes Frontstück ist dabei *Jugoslawien* geworden, gegen das die Sowjetunion, unterstützt von den übrigen Kominformländern, einen «kalten Krieg» führt, der in seiner Gehässigkeit und Leidenschaftlichkeit schon nahe an offene militärische Feindseligkeit heranreicht – mit den Westmächten als lachenden Dritten und den Bruderkampf klug nährenden Zuschauern. Moskau hat dabei gewiß einigen berechtigten Grund zur Beschwerde gegen Belgrad; die junge jugoslawische Volksrepublik ist unter Titos eigenwilliger Führung sowohl bei ihrem Industrialisierungs- und Sozialisierungswerk als auch in ihrer Außenpolitik zuweilen gewiß ihre besonderen Wege gegangen, über deren Richtigkeit man in guten Treuen streiten mag. Aber daß sie sich nicht einfach in das vom Kreml aus zentralistisch dirigierte System der Ostblockpolitik einzwängen läßt und

auch im Verhältnis zur Sowjetunion und zu den andern osteuropäischen Ländern einem vernünftigen sozialistischen Föderalismus huldigt, ist ihr gutes Recht und kann ihr nicht als selbstsüchtiger Nationalismus ausgelegt werden. Und daß Jugoslawien gar aus grundsätzlicher Sowjetfeindschaft handle und sich mit der geheimen Absicht trage, ins westlich-kapitalistische Lager hinüberzuwechseln, das ist einfach eine groteske Unwahrheit; es ist ja erst die planmäßige Bekämpfung und Boykottierung Jugoslawiens durch die Kominformstaaten gewesen, die Jugoslawien um seiner Selbsterhaltung willen gezwungen hat, sich wirtschaftspolitisch mit dem Westen, besonders mit Amerika, zu verständigen, eine Wendung, die der Natur der Sache nach freilich nicht ohne Folgen auch für Jugoslawiens diplomatische und außenpolitische Haltung bleiben kann. Wenn man also in Moskau diese selbstverschuldete Entwicklung jetzt dazu benützt, um triumphierend den «offenen Verrat» Jugoslawiens festzustellen, das «aus dem Lager des Sozialismus und der Demokratie desertiert und in das Lager des ausländischen Kapitals und der Reaktion übergegangen» sei, und um das russisch-jugoslawische Bündnis in aller Form als dahingefallen zu erklären, so ist das ein unwürdiges, verächtliches Spiel, bei dem nur die westlich-kapitalistische Welt gewinnen kann. Aber wie soll dieser Konflikt überhaupt noch friedlich-schiedlich gelöst werden können, ohne daß die eine oder die andere Partei dabei ihr Gesicht verliert?

Mittlerweile scheinen in *Griechenland* die Streitkräfte der Widerstandsbewegung, die von «titoistischen Verrätern» gesäubert worden sind und von Jugoslawien aus auch keine Hilfe mehr bekommen, der Übermacht der amerikanisch finanzierten und ausgerüsteten Regierungstruppen langsam zu erliegen. Anderseits gehen die Terrorprozesse gegen die Partisanen und ihre Freunde mit maschinenmäßiger Grausamkeit weiter, meistens mit summarischen und – nach den uns bekannten Einzelfällen zu schließen – empörend willkürlichen Todesurteilen endend. Und wenn dann der letzte Widerstandskämpfer in den Bergen überwältigt, der letzte Helfer der Partisanen im Lande hingerichtet sein wird, so wird man in den Ländern des gesitteten Westens einen neuen Sieg der Freiheit und der Menschenrechte über kommunistische Despotie und Unmenschlichkeit feiern und die Richtigkeit und Nützlichkeit der amerikanischen Intervention in hohen Tönen preisen. O Freiheit, wie viele Verbrechen werden in deinem Namen noch verübt werden! Nur bilde sich niemand ein, daß mit der Niederschlagung der Widerstandsbewegung das wahre Problem Griechenlands auch nur von ferne gelöst sein werde! Lediglich die offene *Auflehnung* gegen das korrupt-ungerechte Regiment, das in Athen geführt und von Washington (und London!) aus gestützt wird, wird unterdrückt, nicht aber dieses Regiment selber reformiert sein. Ja seine Nutznießer und Träger werden sich dann erst recht fest im Sattel fühlen und nicht den mindesten Grund einsehen, warum es in Griechenland irgendwie anders werden oder gar der vorne sieghaft ab-

gewehrte «Kommunismus» hintenherum doch noch Eingang finden solle. *Das* wird die schließliche Hauptwirkung der militärischen Liquidierung der – auch in unserer Schweizer Presse – verächtlich als «Banden» bezeichneten Widerstandskämpfer sein..

Neben dem gegenrevolutionären Griechenland ist die Hauptstütze des Westblocks im Nahen Osten die nicht minder für Freiheit und Menschenrechte glühende *Türkei*. Wie es in diesem Lande tatsächlich aussieht, davon gibt uns ein nüchtern-eindrucksvolles Bild ein Bericht, den der bisherige, aber nun kaltgestellte türkische Korrespondent der «New York Times», Aslan Humbaraci, im «New Statesman» erstattet. Der Verfasser vergleicht das in Ankara herrschende politische System ohne Zögern mit den verfaulenden Diktaturen in Griechenland und Kuomintang-China. Präsident Inönü, so stellt er fest, schalte und walte, gestützt auf eine ungesund aufgeblähte Armee und Polizei, im Namen einer Schicht feudaler Grundbesitzer und habgieriger Geschäftemacher als unumschränkter Despot. «Kein Sultan übertraf ihn in der Beherrschung der Kunst des Regierens durch Terror und Intrige.» Die durch eine sogenannte Demokratische Partei markierte parlamentarische Opposition ist auf alle Fälle bloßer Schein, der auf die Wirkung im unwissenden Ausland hin berechnet ist. Wirklicher Widerspruch oder gar Widerstand wird gründlichst erstickt; Presse und Universität sind mit dem Regierungskurs gleichgeschaltet; die beiden ehemaligen sozialistischen Parteien wie auch die meisten Gewerkschaften sind längst unterdrückt. Trotz den amerikanischen Hilfsgeldern ist der Staatshaushalt zerrüttet und die Volkswirtschaft gelähmt. Während von den Staatsausgaben im laufenden Jahre – sie betragen insgesamt 125 Millionen Pfund Sterling – 50 Millionen von der Verwaltungsbürokratie, 30 Millionen von der Armee und 9 Millionen von der Polizei verschlungen werden, fallen für die Landwirtschaft nicht einmal 4 Millionen und für Sozialfürsorge sowie Volksgesundheit kaum 5 Millionen ab. An Tuberkulose sterben, bei einer Bevölkerung von 19 Millionen, alljährlich etwa 100 000 Menschen; die Kindersterblichkeit beträgt rund 400 000 Fälle, großenteils als Folge von Unterernährung und schlechten Wohnungsverhältnissen. Was bei dem gegenwärtigen Regime für das gewöhnliche Volk herauskommen dürfte, das ist, so faßt Humbaraci zusammen, «nicht die Stärkung der demokratischen Einrichtungen oder die Herstellung wirtschaftlicher Stabilität, wie das Präsident Truman ihm verheißen hat, sondern der Verkauf der nationalen Naturschätze an das amerikanische Finanzkapital durch eine politisch und moralisch bankrotte Regierung».

Etwas Ähnliches scheint auch in *Syrien* im Gange gewesen zu sein, wo der bisherige Staatspräsident Zaim durch einen Staatsstreich um Macht und Leben kam, weil er als Vertrauensmann des Gesandten Keeley den amerikanischen Petrolinteressenten hörig geworden war und bereits einen Vertrag über die Legung einer Rohrleitung durch Syrien mit der Arabisch-Amerikanischen Ölgesellschaft unterzeichnet hatte. Hinter den

neuen Herren soll insbesondere britisches Kapital und britischer Einfluß stehen, zum Leidwesen der Franzosen, die ihr hergebrachtes Ansehen in Syrien neuerdings gemindert sehen, aber auch der Ägypter, die von dem Umschwung in Damaskus eine Bedrohung ihrer eigenen Stellung innerhalb der Arabischen Liga befürchten, während man in Transjordanien und im Irak – die beide zur andern arabischen Gruppe gehören – darüber umgekehrt recht erfreut ist. Ein furchtbares Durcheinander von Macht-, Geld- und Nationalinteressen, das sich bei dieser Gelegenheit offenbart!

Cordon sanitaire um China? Offen zusammengebrochen ist die amerikanische Interventionspolitik im *Fernen Osten*. Das stellt nunmehr – wenngleich nicht mit diesen Worten – auch das große Weißbuch der amerikanischen Regierung über die Beziehungen der Vereinigten Staaten zu *China* während der letzten hundert Jahre fest, das die innere Verderbtheit des Kuomintangregimes schonungslos enthüllt, freilich nicht ohne wider alle bekannten Tatsachen, aber ganz im Geiste des landläufigen Antikommunismus, zu behaupten, das chinesische Volk werde jetzt «von einer Partei im Interesse eines fremden Imperialismus ausgebeutet» (das konnte man mit viel mehr Recht von der Kuomintang sagen!), und zu versichern, Amerika werde alle Bestrebungen unterstützen, die darauf gerichtet seien, «das fremde Joch abzuschütteln», das nun China auferlegt werde. Eine völlige Umkehrung des wahren Sachverhalts! Wie verständnislos man in den maßgebenden amerikanischen Kreisen dem Geschehen in China gegenübersteht, sieht man auch aus dem anscheinend dort gewälzten Plan, einen «cordon sanitaire» um das neue China herum zu ziehen, der von Japan über die Philippinen und Indochina bis nach Indien reichen solle, wobei sich die Vereinigten Staaten zu diesem Zwecke von der UNO kurzerhand ein «Mandat» über die zu China gehörige große Insel Formosa geben lassen würden. Es handelt sich dabei zwar nicht um ein Militärbündnis, wie es der von Tschiang Kai-Shek propagierte Pazifikbund darstellen würde, sondern nur um eine wirtschaftlich-politische Kampforganisation, deren Kosten freilich ebenfalls Amerika in erster Linie zu tragen hätte. Aber abgesehen davon, ob die Vereinigten Staaten dafür wirklich bedeutendere Summen zu opfern bereit wären – sie könnten das höchstens unter Kürzung der Wirtschafts- und Rüstungshilfe an Europa tun –, ist es fraglich, ob bei diesem Großboykott *Japan* mitmachen würde, das auf den Handel mit China unter allen Umständen angewiesen bleibt, ob *Indochina* dafür zu gewinnen wäre (die Franzosen werden dort nicht ewig Meister sein), und namentlich ob *Indien* gewillt ist, sich aus seiner mehr oder weniger neutralen Stellung zwischen den Blöcken heraus auf diesen nicht ungefährlichen Weg locken zu lassen.

Auch Indiens innere Lage ist ja wirklich alles andere eher als ge-

festigt. Nach der Gewinnung der äußeren Unabhängigkeit ist der «Kongreß», der bis dahin der sozusagen überparteiliche Träger der nationalen Bewegung gewesen war, rasch und offen zu der politischen Organisation des kapitalistischen Bürgertums geworden, der er im Grunde schon immer gewesen war. Die Regierung wird jedenfalls – trotz Nehru – von den großen Besitz- und Erwerbsinteressen des Landes beherrscht und entfremdet sich dadurch immer mehr die Arbeiter- und Bauernbevölkerung, deren jammervolle materielle Lage durchgreifend zu verbessern sie weder die Kraft noch den Willen hat. Der daraus erwachsenden sozialen Gärung weiß sie nur mit Gewaltmitteln, mit Freiheitsbeschränkungen und Zensurmaßnahmen, mit Streikbruch und Verfolgungen zu begegnen. Daß die kommunistische Bewegung unter diesen Umständen rasch um sich greift, kann nicht verwundern; bezeichnend, daß bei einer im Juni erfolgten Parlamentsersatzwahl in Kalkutta zur Bestürzung der «Ordnungsparteien» der linksradikale Chandra Bose mit 19 000 Stimmen den Kandidaten der Kongreßpartei, der es nur auf 5800 Stimmen brachte, mühelos zu schlagen vermochte. Bemerkenswert ist aber auch, daß die Sozialistische Partei Indiens ihre volle Unabhängigkeit gegenüber dem Kongreß erklärt und unter einer moralisch hochstehenden Führerschaft bereits namhafte Wahlerfolge in verschiedenen Großstädten errungen hat. Indien bedarf nun einmal aufs dringendste einer gründlichen wirtschaftlichen und sozialen Umgestaltung; sperren sich die bürgerlichen Schichten weiter dagegen, so wird die Opposition eben in zunehmendem Maße revolutionär-gewalttätigen Charakter annehmen, während der Kongreß zu einer konservativ-gegenrevolutionären Partei zu erstarren droht, die mehr und mehr die Züge der chinesischen Kuomintang annähme.

Unterdessen vollzieht sich die Katastrophe des alten Chinas in beschleunigtem Tempo. Kanton, die Hauptstadt Süddchinas, ist in dem Augenblick, da wir schreiben, von den Regierungsbehörden schon fast ganz geräumt, und die in Eilmärschen anrückenden kommunistischen Armeen werden in verhältnismäßig kurzer Zeit wohl auch den Rest der noch von den «nationalen» Streitkräften gehaltenen Teile des Riesenreichs in ihrer Hand haben. Welche Kurzsichtigkeit und Kleinlichkeit, aber auch welche Anmaßung, die Elementarkräfte, die sich in diesem gewaltigen Aufstand der getretenen und beleidigten Massen entladen, mit äußerlichen Machtmitteln unterdrücken und die Freiheitsbewegung, die in China durchgebrochen ist, am Übergreifen auch auf andere Gebiete Asiens verhindern zu wollen, wo ähnliche Ursachen auch ähnliche Wirkungen haben werden! Ein großer geschichtlicher Augenblick hat wieder ein jämmerlich kleines Geschlecht gefunden – wenigstens in der Welt der Herrschenden und Besitzenden. Möchten doch die Völker selbst sich der ungeheuren Aufgabe einigermaßen gewachsen zeigen, die ihrer da wartet!

25. August 1949. *Hugo Kramer.*

BUCHBESPRECHUNG

Die Lage in Asien

Owen Lattimore: «The Situation in Asia».

Als Henry Wallace 1944 seine Mission in Sowjetasien unternahm, bat ihn Präsident Roosevelt, als Reisebegleiter Owen Lattimore mitzunehmen, den er als einen der besten Kenner der fernöstlichen Probleme, insbesondere der Beziehungen zwischen China und Rußland, betrachtete. Lattimore hatte viele Jahre seines Lebens in China verbracht. Sein letztes Buch über den Fernen Osten – schon sein zwölftes –, das im April 1949 als «An Atlantic Monthly Press Book» bei Little, Brown and Company, Boston (238 Seiten), erschienen ist, verdient ein eingehendes Studium.

«Asien ist nicht mehr zu beherrschen. Von Suez bis zum West-Pazifik finden wir ein Problem nach dem andern, in einem Land nach dem andern, Probleme, die weder durch ein Eingreifen Amerikas noch durch gemeinsames Handeln mit Alliierten gelöst werden können.»

Dies ist Lattimores erste Feststellung. Daran schließt sich die Behauptung, daß die Völker Asiens noch dabei einen großen Vorteil über uns haben. Sie können ohne uns auskommen – auch wenn dies größte Armut für sie bedeuten sollte. Wir aber brauchen das Öl, den Gummi, das Zinn und all die andern Produkte Asiens weit dringender, als sie von uns Kapital, Traktoren, Textilien, Maschinen, Techniker und Instruktoren benötigen. Wir werden deshalb mit ihnen verhandeln und uns mit Bedingungen abfinden müssen, die den Völkern Asiens annehmbar sind.

Wir westlichen Völker sind uns dieser Tatsache noch kaum bewußt. Und doch geht die Entwicklung in Asien so schnell vor sich, daß wir Überraschungen erleben können, wenn wir den Tatsachen nicht ins Gesicht schauen. Der rasche Vormarsch der Kommunisten in China hat bereits viele aus ihren Illusionen aufgeschreckt. «Die Amerikaner waren trotz drei Jahren der Anstrengung ihrer politischen, wirtschaftlichen und militärischen Berater, und trotzdem sie 2 Milliarden Dollar dafür aufwendeten (zwischen August 1945 und Ende 1948), außerstande, in China eine Regierung einzusetzen, die ihnen annehmbar war.» Wobei die Japaner sich ins Fäustchen lachten – hatten sie doch selbst so lange vergebens das gleiche versucht.

Was aber meistens vergessen wird, ist, daß der Streit um Asien zwischen USA und der Sowjetunion ein alter Konflikt ist und viel weniger mit Ideologien zu tun hat, als unsere Presse uns glaubhaft machen will. Lattimore zitiert zur Illustration einen Amerikaner und einen Russen, die beide in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts diesen Streit konstatierten. Raphael Pumpelly, ein junger amerikanischer Geologe, der fünf Jahre im Fernen Osten verbrachte, sah 1871 voraus, daß das größte Ackerbaugebiet der nördlichen gemäßigten Zone von den Angelsachsen und den Slawen aufgeteilt und daß sich zwischen ihnen eine dritte Macht erheben würde: China und Japan. Rußland, meinte er, mehr als Amerika, würde wie eine drohende Wolke über seinen Nachbarn schweben. Und dies alles, bevor die Sowjets auf der Bildfläche erschienen.

Die Voraussage des Russen Klingen ist nicht minder bemerkenswert. Er sah 1899 das Heranreifen ideologischer Gegensätze. Für ihn trug «Onkel Sam einen Januskopf mit zwei Gesichtern. Das eine Amerika unter einem Glorienschein der Güte und Nächstenliebe schickte den hungernden Russen und Hindus ganze Schiffsladungen von Weizen, das andere entfachte einen brutalen Existenzkampf, der Tausende zu Bettlern und Proletariern machte. Onkel Sam wollte Hawaii, Kuba und die Philippinen, er schickte christliche Missionare in alle Teile der Welt, aber lynchte seine Neger unter den Augen des Kongresses.» Klingen, dieser «Vorgänger

Wyschinskis», war im damaligen Rußland ein hochgeachteter Mann. Immerhin muß hinzugefügt werden, daß er in Amerika neben der brutalsten Auswirkung des Kapitalismus Grund zur Hoffnung sah, da er an die schöpferischen Kräfte des amerikanischen Volkes glaubte.

Seit Klingen diese Worte schrieb, hat eine Umwälzung in seinem Lande stattgefunden. «Zwischen 1925 und 1941 betrachteten Rußlands Nachbarn in Asien die Fortschritte der Sowjetrepubliken Asiens mit Ehrfurcht und Erstaunen.» Rußlands Nachbarn lebten selbst in äußerster Armut. «Ihre Wohnungen, ihre Kleider, ihre Nahrung waren elend, die Kindersterblichkeit erschreckend. Eine Frau war alt und verbraucht, bevor sie das 30. Lebensjahr erreicht hatte. Ein paar reiche Leute unter ihnen schwelgten in barbarischem Luxus.» Die Armen wußten, «daß, wenn Ausländer in ihr Land kamen, um Ölfelder auszubeuten oder Banken zu eröffnen oder großangelegten Handel zu treiben, die großen Profite den Ausländern und die Brosamen von ihrem Tisch den einheimischen Schmarotzern der Ausländer zufielen.» Das Volk ging leer aus.

Die politischen Säuberungen, die in den europäischen Nachbarstaaten Rußlands Grauen erregten, machten auf solche arme Leute gar keinen Eindruck. Es wurde als selbstverständlich angesehen, daß die Machthaber von Zeit zu Zeit eine Demonstration ihrer Macht gäben. Es fiel ihnen nie ein, Fragen über politische Demokratie in Rußland zu stellen. In ihren Ländern hatte es so etwas nie gegeben. «Ein armer Bauernsohn im iranischen Aserbaidshan oder ein armer kasachischer Schafhirte in Sinkiang beginnt sich Gedanken zu machen, wenn er erfährt, daß im benachbarten Sowjet-Aserbaidshan oder Sowjet-Kasachstan ein armer Bub, der die gleiche Sprache spricht wie er, in die Schule gehen darf, ohne bezahlen zu müssen, und von der Schule an die Universität, um Ingenieur, Arzt oder Beamter zu werden. Es kommt ihm wunderbar vor, daß in jenen Ländern seine Stellung so gut wie diejenige eines Russen sein, und daß er sogar Russen unter sich haben könnte, wenn seine Stellung hoch genug wäre – denn in Rußland hängen solche Sachen – theoretisch wenigstens – von den Fähigkeiten eines Mannes ab, nicht von seiner Rasse.»

Angesichts solcher Anziehungskraft Rußlands auf die Nachbarländer hat Owen Lattimore mancherlei Kritik an der amerikanischen Asienpolitik anzubringen. «Alle Regierungen in Asien, mit denen wir freundschaftliche Beziehungen unterhielten, waren schlechte Regierungen. Die Kolonialregierungen wurden von den Völkern ... gehaßt. Die Regierungen Chinas, der Philippinen und später Südkoreas wurden von Männern geleitet, die nach Macht und Besitz gierten, aber gar nicht daran dachten, das Verlangen ihrer Völker nach weniger Diktatur und mehr Volksvertretung zu befriedigen.» Die Völker Asiens kamen zur Überzeugung, Amerika strebe nur danach, einen neuen Imperialismus eigener Prägung aufzurichten.

In China machten die Amerikaner den fundamentalen Fehler, daß sie die Stärke des Verlangens nach politischen und wirtschaftlichen Änderungen nicht richtig einschätzten. Als der Krieg zu Ende ging und das Wettrennen um die Besetzung des größtmöglichen Gebietes einsetzte, wurden die Kuomintang-Streitkräfte durch amerikanische Luftbrücken und Schiffe an Schlüsselstellungen gebracht, vor allem nach der Mandschurei. Die chinesischen Kommunisten hingegen machten den Weg dorthin zu Fuß durch die Innere Mongolei, ohne jede Hilfe der Russen. Überdies zogen sich die Russen aus der Mandschurei zurück, bevor die Amerikaner Nordchina verließen. Die chinesischen Kommunisten konnten das Land in Besitz nehmen, zum Teil eben weil die Russen den Rückzug angetreten hatten. Als General Marshall Ende 1945 die Einigung Chinas herbeizuführen suchte, war seine Aufgabe dadurch erschwert, daß das Land, das er vertrat, nicht ein neutrales Land war. Seine Politik der Einigung Chinas wurde weiter verunmöglicht durch die Erklärung der Truman-Doktrin, die Lattimore als «das Kind der Fultoner Rede Churchills» betrachtet, «der durch seine Rede in Gegenwart Präsident Trumans zuerst den Eisernen Vorhang herunterließ». Ein Jahr darauf machten die «feuerschnaubenden Mitglieder des 80. Kongresses» die Lage für die Amerikaner noch schlimmer, indem sie weitere Hilfe für Tschiang Kai-schek in Aussicht stellten.

Es war um jene Zeit, da die Kommunisten anfingen, mit ihrer Kampfmethode die Oberhand zu gewinnen. Die Kommunisten hatten das Vertrauen der Bauern (80 Prozent der Bevölkerung) so weit gewonnen, daß sie wahrscheinlich mehr erreichen können durch Überredung und weniger zu Zwangsmaßnahmen greifen müssen als Revolutionäre je zuvor. Die Regierung des neuen Chinas wird ihren Platz als fünfte Großmacht in der UNO beanspruchen. Lattimore warnt die Vereinigten Staaten davor, ihr Veto einzulegen, unter dem Vorwand, die Regierung Tschiang Kai-scheks auf Formosa repräsentiere das wirkliche China. Auch die amerikanische Politik gegenüber Japan wird unter die Lupe genommen. Sie basiert auf der Voraussetzung, was in Japan geschehe, werde für Asien maßgebend sein. Lattimore hält das Gegenteil für richtig. «Was in Asien geschieht», sagt er, «wird für Japan maßgebend sein.» MacArthur glaubt, aus Japan einen Alliierten Amerikas machen zu können. Er sieht Japan als Werkstatt Asiens und als Bollwerk gegen Rußland und, last but not least, als einen vorgeschobenen Flugplatz der USA. Lattimore betrachtet diese Pläne als Illusionen. «Japan ist eine Werkstatt ohne Rohstoffe und ein Bollwerk, dessen Garnison in nicht ferner Zeit bereit sein dürfte, mit Amerikas Gegnern zu verhandeln.»

Einer der Vorteile von Lattimores Buch ist, daß es mit Legenden aufräumt, zum Beispiel was die neue Demokratie Japans anbelangt. «Wahre Demokratie», sagt Lattimore, «kann kein Geschenk sein. Sie muß verdient werden, und zwar gegen Opposition.» Vor allem kann eine militärische Besetzungsmacht einem Volke keine Demokratie «geben». Dazu könnte diese «Demokratie» Japans mehr antiamerikanisch als antirussisch werden. Das Benehmen der aus der Kriegsgefangenschaft in Sibirien heimkehrenden Japaner bei ihrer Ankunft in Tokio im Juli und ihr Singen der Internationale ist vielleicht ein Zeichen dieser Änderung.

Noch eine Illusion, von der sich die Amerikaner befreien müssen, ist, daß «Japan und Südkorea, denen auf politischem Gebiet unsere Gegenwart und Kontrolle fortwährend lästiger wird, unserer militärischen Sicherheit von dauerndem Nutzen sein können».

Leider scheint Lattimore nicht einer der im Juli ernannten Berater Staatssekretär Achesons für ostasiatische Fragen zu sein, so daß es kein Wunder ist, wenn Präsident Quirino (Philippinen) mit Tschiang Kai-schek und dem Präsidenten Südkoreas (Rhee) ihre Pläne für einen Pazifikpakt schmieden unter dem Beifall der USA, wie es scheint. Zugleich rühmt Claire Chennault die erstklassigen amerikanischen Flugfelder im Westen Chinas, nahe an der russischen Grenze, laut der amerikanischen «Nation» vom 30. Juli, deren Redaktion fragt, ob die USA in den nächsten zehn Jahren Männer wie Denikin und Koltschak in den Grenzgebieten Chinas unterstützen müssen mit noch weniger Aussicht auf Erfolg.

Lattimore hofft eher, daß Japan – und andere Länder – sich der amerikanischen Kontrolle entwinden, ohne dabei unter russischen Einfluß zu gelangen, und dabei sich der Reihe der «dritten Länder» anschließen, Länder, die mit Rußland und den USA verhandeln können, ohne Satelliten zu werden. Dieser dritte Machtfaktor ist mit der dritten Kraft in Europa gar nicht zu verwechseln; er ist ein Erbe, das ganzen Völkern zufällt, nicht Klassen. China, Indien, Pakistan gehören dazu, und innert ein paar Jahren wahrscheinlich auch Japan. Solche Pufferstaaten in Europa und Asien könnten zur Entspannung zwischen den Blöcken führen.

Lattimore ist kein Sozialist, er hofft sogar auf einen frischen Impuls für den Kapitalismus (und für die politische Demokratie), aber er hofft auch, daß die organisierte Arbeiterschaft Amerikas innert der nächsten vier Jahre ihre Ideen in der Außenpolitik zur Geltung bringen und verlangen werde, daß Menschenrechte vor Profiten kommen. (Möge er in seiner Voraussage Recht bekommen!)

Was Lattimores Buch in diesem Moment so wertvoll macht, ist seine scharfe Kritik der amerikanischen Chinapolitik, seine Verurteilung des Umgehens der UNO (Truman-Doktrin, Marshall-Plan, Unterstützung Tschiang Kai-scheks, im Gegensatz zur UNRRA. Er hofft sogar auf eine Öl-Treuhandschaft unter der Ägide der UNO.)

Interessant ist auch, daß er Verständnis hat für die Anziehungskraft der Sowjetunion auf die asiatischen Völker und das nicht mehr zu unterdrückende Verlangen Asiens nach menschenwürdigen Lebensbedingungen und nach den Rechten, die andere Völker genießen. «In ganz Asien herrscht heute eine Stimmung der Hoffnung, nicht der Verzweiflung», schreibt Lattimore. «Wir (Amerikaner) haben alles zu gewinnen, indem wir uns auf die Seite dieser Hoffnung stellen.» *Millicent Furrer-Proud.*

Zum israelitisch-jüdischen Monotheismus

Eine Erwiderung

Zu der Bemerkung von F. in seiner Besprechung der Religionsphilosophie von O. Spann, daß der Gott Israels «nur einer neben vielen andern Göttern» gewesen sei, «unter die Elohim die Erde verteilt hatte», erhalten wir von besonders berufener Seite die nachfolgend veröffentlichte Erwiderung.

Zum besseren Verständnis der strittigen Punkte sei hier zunächst der Vers, um den es geht, 5. Mos. 32,8, wiedergegeben:

Als der Höchste ('äljôn) den Völkern ihr Erbe gab,
als er die Menschenkinder schied,
da setzte er fest der Völker Gebiete
entsprechend der Zahl der Israelsöhne (hebr. Text bnê jisra'el) oder
entsprechend der Zahl der Göttersöhne (griech. Text, entspr. hebr. bnê 'elîm).

Mit einiger Verwunderung lese ich in Heft 7/8 der «Neuen Wege», Seite 359 unten, von dem «eindeutigen Sinn» von 5. Mos. 32,8. Wo ist denn da von «Elohim» die Rede? Und wenn man auch mit dem griechischen Text 'elîm statt jisra'el liest, so kann bnê 'elîm doch kaum etwas anderes als 'älohîm, Psalm 82, 1 b, bedeuten, das heißt über die Völker gesetzte Engelfürsten, also die danielischen sarîm. Was aber 'äljôn betrifft, so ist von den Texten, die die vollzogene Identifizierung mit Jhwh bezeugen, 1. Mos. 14,22 sicherlich älter als 5. Mos. 32,8 (die Streichung von jhwh durch LXX und Pesch (die griechischen und syrischen Übersetzungen) geht sicherlich auf Unverständnis dem Identifizierungsvorgang gegenüber zurück) und Psalm 7,18; 47,3 kaum jünger.

Auf keinen Fall darf man aus der noch kontroversen Stelle schließen, was F. daraus schließt. *Martin Buber.*

Wohin?

Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben!
Matth. 10, 16.

Ist die Geschichte des menschlichen Denkens, des Wissens, der Bildung, zu einem Ende gelangt? Hat die Vernunft einen gewaltigen Salto mortale gemacht, um nun irgendwo todkrank zu verenden? Manchmal scheint es so zu sein. Auf Zeiten, in denen das Denken alles galt, sind Zeiten gefolgt, in denen es nichts gilt. Auf Zeiten, da viele Menschen auf vielen Gebieten in die Tiefe vorzustoßen trachteten, sind in unserer Zivilisation Zeiten gefolgt, da fast alle Menschen von fast allen Dingen ein klein wenig mehr als nichts verstehen.

Ist die Einfalt des Herzens auch zu einem Ende ihrer Entwicklung gelangt? Ist sie, nachdem sie sich einmal in der Romantik und ein andermal in den die kindlichen Ausdrucksformen gewaltsam wieder aufwertenden Bewegungen der Kunst ausgelebt hatte, ein für allemal aus dem Leben verdrängt worden? Ist eine große Verrohung an ihre Stelle getreten?

Allem äußeren Schein zum Trotz haben Vernunft und Einfalt des Herzens einen Weg in die Zukunft vor sich. Dieser Weg mag zwar anders aussehen als der Mensch, der das eine oder andere dieser Dinge liebt, es erhofft. Und doch ist es ein Weg. Durch Notwendigkeiten, die von außen her kommen, wird sowohl die Vernunft als auch die Einfalt des Herzens in neue Entwicklungen gelenkt. Die beiden rivalisierenden Mächtegruppen der Gegenwart verfügen nun beide über jene den Bestand der Menschheit direkt bedrohende Waffe. Damit ist noch einmal ein Ruf an die Vernunft ergangen. Hinter jeder politischen Verhandlung im Weltmaßstab muß das Wissen um die möglichen Folgen eines Konfliktes stehen. Vernunft soll dieses Leben, das an den Rand eines Abgrunds gedrängt ist, halten und weiterführen. Damit wird die Vernunft vorwiegend zur praktischen Vernunft, zur zweckbestimmten Klugheit, und sie wird sich ihre heute noch unbekannten Wege und Methoden schaffen und suchen müssen. Die Vernunft hat darum eine Geschichte vor sich, weil ihr eben nicht nur die alte Aufgabe überbunden ist, Zerstörungen zu ersinnen, sondern, um des reinen Selbsterhaltungstriebes willen, die Zerstörungen zu vermeiden. Und mit der Vernunft haben Bildung und Wissen überhaupt gerade hier am Rande des Abgrundes einen neuen Weg, eine neue Richtung vor sich.

Auch die Einfalt des Herzens ist gerade in dieser Situation nicht am Ende ihrer Entwicklung angelangt. Unter solchen Umständen werden die einfluß- und bedeutungslosen Menschenmassen in immer größere Abhängigkeit von denen gedrängt, die Einfluß und Bedeutung haben. Darum schreit die Einfalt des menschlichen Herzens schon heute ihr altes Klagelied auf neue Weise in die Welt. Sie tut es, wenn Millionen den Schrei

nach Frieden erheben. Sie wird es in Zukunft in ganz neuen Formen tun, je mehr die Bedeutungslosigkeit der Macht- und Einflußlosen ans Tageslicht kommt. Auf diesem Wege werden sich beide, Vernunft und Einfalt des Herzens, verändern. Die eine ist in der Gefahr, mehr und mehr zur zweckbestimmten Schlauheit zu werden, die andere in der nicht minder großen Gefahr, zu einem dumpf verzweifelten Gefühl sich zu entwickeln.

Aber nicht nur diese beiden haben einen Weg in die Zukunft vor sich, sondern, je mehr eben ihr Weg auseinandergeht, desto mehr hat auch die uralte Zerreißung und Zerteilung beider eine neue Entwicklung vor sich. Denn gerade so alt wie Vernunft und Einfalt des Herzens ist auch der leidvolle und Leiden schaffende Zustand, daß beide Dinge hoffnungslos auseinandergerissen, ja einander gegenübergestellt sind.

Innerhalb der Menschenwelt gibt es den Bereich des auf die Vernunft bauenden, mit ihr die Welt beherrschenden Abendlandes und den andern Bereich des von den Kräften der Seele sich nährenden Orients. Rom und Indien, Vernunft und Herz, der Menschenwelt uralte Zerreißung.

Innerhalb der christlich abendländischen Kultur hat diese alte Zerreißung eine neue Nuance gefunden. In der Klassenkultur ist die Klugheit den einen und die Einfalt den andern vorbehalten. Je klüger und schlauer die Herrscher im Klassenkampfe sind, desto einfältiger wollen sie die Besiegten im Klassenkampf halten. Und der Erfolg dieser kapitalistischen Zerreißung von Klugheit und Herzenseinfalt ist dann allerdings der, daß die Klugen dumm und die Einfältigen böse werden.

Innerhalb der im eigentlichen Sinne christlichen Welt hat die gleiche Zerreißung schon früh begonnen. Weltgewandtes diplomatisches Christentum auf der einen Seite und einsiedlerhaftes Büßertum auf der anderen Seite stehen sich seit den ersten christlichen Jahrhunderten gegenüber. Dostojewskis Gestalt des Großinquisitors und seine andere Gestalt des Idioten sind Ausdruck der christlichen Zerreißung von Klugheit und Herzenseinfalt.

Daß das eine dem anderen entgegengesetzt wird, ist nichts Neues. Das ist gerade der ewig alte Weg. Und daß dieser ewig alte Weg gerade in unserer Gegenwart und Zukunft weitergehen soll, ist die eigentliche Not. Das Neue, welches Christus in diese Notwelt brachte, war gerade das in diesem Fall so bedeutungs- und segensschwere Wörtchen «und». «Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.» Das Neue ist die Heilung der zerrissenen Welten, und die Welt der Einung ist die größere Welt. In Christus selber ist diese größere Welt in Erscheinung getreten. Im Gehorsam gegen den Willen des Vaters kannte er sowohl jene Klugheit, die ihn die listigen Anschläge der Feinde durchschauen ließ, als auch jene Herzenseinfalt, die ihn ohne kluge Berechnung das innerste Gottesgesetz erfüllen ließ. Was bei Christus aus dem Gehorsam gegen den Willen des Vaters geboren wurde, das soll bei seinen Jüngern aus dem Gehorsam gegen ihre eigentlich christliche Sendung erstehen. Denn das Wort von der Schlangenklugheit und der Taubeneinfalt ist den

Menschen gesagt, denen er zuruft: Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe.

Darauf kommt es an, zu wissen, daß er sendet. Und er sendet in eine Welt der Zerreißung hinein, deren Zerreißung gerade noch eine Entwicklung vor sich hat. Diese so bestimmte Welt wird letztlich weder durch Klugheit einerseits noch durch Herzenseinfalt anderseits gerettet. Sie wird noch viel weniger durch eine künstliche Verkleisterung von beiden Größen gerettet. Aber sie wird gerettet durch einen neuen Menschentyp, der sowohl die Zerreißungen der Kulturwelt im großen als auch die der christlichen und abendländischen Kultur im besonderen überwindet. Und nicht nur eine Welt zu retten ist den so angeredeten, so gesendeten Menschen aufgetragen, sondern auch, die Klugheit und die lautere Einfalt vor ihren eigenen dunkeln Seiten, dem Abgleiten in niedrige Schlauheit einerseits und vernunftlose Deklamation andererseits, zu bewahren. Dann dürfen auch diese beiden Größen nicht nur ein Stück weiter in die Zeit hineinwachsen, sondern — geeint — in größere Tiefen und reinere Höhen gelangen. Sollten da nicht die Gesendeten von dieser ihrer Sendung größer denken lernen? *Bruno Balscheit.*

Die urchristliche Gemeinde – ihre Botschaft und ihr Weg[1]

I.

Die Botschaft, die Leonhard Ragaz aufgetragen war und der er diente, war die Botschaft vom lebendigen Gott und seinem Reiche für die Erde, seinem lebendigen Christus, der Nachfolge Christi und der Gemeinde Christi. Er hatte dieser Botschaft als *Kämpfender* zu dienen. «Der Kampf um das Reich Gottes in Blumhardt, Vater und Sohn und weiterl» heißt nicht umsonst eines seiner wichtigsten Bücher. In diesen Kampf war auch der Kampf um die «Gemeinde Christi» eingeschlossen, *ein Kampf um die Erweckung der Gemeinde,* der aus der Sache heraus zu einem Kampf gegen das werden mußte, was sich als «Kirche» bezeichnet. Ragaz hat darin den Kampf *Kierkegaards* und des *jüngeren Blumhardt* fortgesetzt. Es ist auch heute ein notwendiger Kampf, und er verlangt auch heute eine notwendige Fortsetzung, nicht zuletzt auch um der «Kirche» willen, damit sie wieder Gemeinde Christi werde, also das, was sie «im Anfang» war und was sie bis zum Ende sein sollte.

1. In den Ruf zum Reich ist immer der Ruf zur Gemeinde, dem Organ des Reiches, eingeschlossen: zur lebendigen, einen, heiligen, uni-

[1] Umarbeitung eines in «Arbeit und Bildung» zum Gedenken an Leonhard Ragaz gehaltenen Vortrages.

versellen Gemeinde Christi, zu der aus dem erlösenden Schaffen Gottes, das in Jesus Christus weltumgestaltend hervorbrach, werdenden Gemeinde, die dem Reiche Gottes und der Herrschaft Christi dient. Denn das ist ihre Grundbestimmung.

Wir nennen sie nicht zufälligerweise die urchristliche Gemeinde. Es ist etwas Uranfängliches, ein Neues mit dieser Gemeinde da, und es waltet ein schöpferisches Tun Gottes über dem Werden dieser Gemeinde um Jesus Christus. Die neue Gestalt des Gottesvolkes tritt in das alte Gottesvolk hinein, zunächst in der unscheinbaren und fast noch gestaltlosen Schar Jesu, seiner Jünger, und ruft das Volk Gottes zum Reiche und seinem Messiaskönig. Das Bild dieser Gemeinde und ihr Werden treten uns im ganzen Neuen Testament entgegen. Leonhard Ragaz hat es weitergeführt in «die Geschichte der Sache Christi» hinein, und auch vom jüngeren Blumhardt liegt darüber ein hochbedeutsames Zeugnis vor in den «Gedanken aus dem Reiche Gottes».

Das Neue Testament mit seiner ganzen Offenbarungsgeschichte, dieses neue, im Reich und in seinem Christus zusammengefaßte Wort Gottes ist Ursprung und Quelle dieser Gemeinde. Christus selbst ist ihr Ursprung und ihre Quelle. «Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben», sagt in diesem Sinne das Johannesevangelium. (Joh. 15, 1 ff.) Dieses ungeheuerliche «Bild», das in Wirklichkeit die leibhaftige Verbindung Christi mit seiner Gemeinde ausdrückt, stellt alle wesentlichen Momente der Gemeinde heraus: ihr Verhältnis zu Christus und ihr Verhältnis zu Gott und in diesem Verhältnis ihre Bestimmung. Denn Gott selbst ist der Weingärtner und Christus in seiner Menschwerdung mit der aus ihm werdenden Gemeinde ist die Pflanzung des Reiches, für das sie Frucht zu bringen bestimmt ist. Um dessentwillen werden die Schosse gereinigt, damit sie mehr Frucht bringen, und werden sie «abgehauen», wenn die Frucht ausbleibt. Es ist kein harmloses, kein gefühlvoll-religiöses, auch kein mystisches Bild, sondern die Herausstellung der immerwährenden Reformation und Revolution der Gemeinde vom lebendigen Gott des Reiches aus. Alle neutestamentlichen Aussagen über die Gemeinde sind derart bezogen auf den lebendigen Gott und das Reich wie auf den lebendigen Christus.

Diese Gemeinde empfing zwar die volle Kraft erst an Pfingsten mit dem Geist, wodurch sie Jesu Werk auf Erden fortzuführen befähigt und endgültig berufen wurde. Aber der Grund zu ihr wurde, wie gesagt, schon durch Jesus gelegt. Jesus selbst wurde zum Grundstein, zum «Eckstein» (vgl. Matth. 12, 10; Luk. 20, 17) der Gemeinde. Zu Jesus, dem Menschensohn und Gottessohn, zu Jesus, dem Messias, zu Jesus, dem Verkündiger und Bringer des Reiches gehört die Gemeinde, und sie ist «von Anfang an» in Gestalt der Jüngerschar um ihn.

Wir können mit dem Blick des Glaubens das Regiment Gottes über dem Werden der Gemeinde Christi sehen. Die Zeit dafür war erfüllt. Die Geschichte der ganzen damaligen Welt, vor allem aber die Ge-

schichte Israels drängte in Verheißung und Hoffnung darauf hin. Sie rief nach der Erfüllung der *Erlösungsverheißung*, die deutlich im prophetischen Wort und undeutlich, unartikuliert, im Sehnen der Völker hervorgetreten war. Die Tiefe der Not des unerlösten Menschenwesens und Weltwesens in Israel und der Völkerwelt waren hervorgetreten, und die Weltgeschichte und die Israelsgeschichte als ihr Zentrum zielten auf Christus und die mit ihm hereinbrechende, Erlösung bringende Gottesherrschaft hin. Die Gottesherrschaft in Botschaft und Tat Christi ist das erlösende Tun Gottes. Gott kann ja auch in seinem Walten über der Geschichte nichts anderes wollen als in allem und durch alles sein Reich. «Geschichte» können wir gar nicht anders verstehen als Ausdruck des Willens Gottes zu seinem Reich. Die Gemeinde Christi soll ihm als Organ zur Eroberung der Welt für Gott dienen. Angefangen mit Israel.

War denn dazu nicht eben *Israel* ersehen? Waren nicht ihm der Gottesbund, das Gottesgesetz, die Gottesverheißungen, der Gottesauftrag für die Welt und an die Welt gegeben? Was wollte Gott anderes in Abraham, in Moses, in David, in den Propheten als sein Reich über allen Völkern ausrufen lassen? Sollte nicht von Zion das Recht Gottes ausgehen? (Vgl. Jesaja 2, 3).

Eines ist völlig klar und deutlich: an der Stellung zu Jesus als dem Christus scheiden sich damals wie heute das alte Israel, das Gottesvolk des Alten Bundes, und die Gemeinde, die nun ihrerseits zum Gottesvolk des Neuen Bundes wird, der aber durchaus «zuerst» Israel angetragen war. Wir können nur sagen, daß hier eine welt- und reichgottesgeschichtliche *Entscheidung* zentralster Art vorliegt und sicher auch ein Geheimnis des Waltens Gottes. Dadurch wird die Gemeinde, das sich an Jesus, den Christus, anschließende Volk Gottes aus Israel und dann aus der Völkerwelt. Sie ist von vorneherein das *Weltvolk Gottes*, so sehr sich Jesus zunächst fast ausschließlich an Israel wendet. Ihre Bestimmung ist ja eben die Israelsbestimmung: die Eroberung der Welt für das Reich. Darum ringt Jesus um Israel bis zum Tod am Kreuz und erschüttert es noch mehr durch Ostern und Pfingsten, die die Anfänge der Erfüllung prophetischer Weissagung sind. So ist Israel das Höchste zuerst angeboten, ihm gibt Jesus selbst sich völlig hin um des Reiches willen. *Israel war dazu ersehen, in Jesus das Reich zu empfangen, wie es in Moses das Gesetz empfangen hat.* Denn das Gesetz ist nichts ohne das Reich, ohne den Christus Gottes. Erst mit diesen tritt seine Erfüllung ein.

Darum wird auch die Gemeinde alles, was sie wird, aus Jesus; alles empfängt sie von ihm, aus seiner Person, aus seinen Taten, aus seiner Botschaft. Sie ist tatsächlich, wie es später der Apostel Paulus ausdrückt «der Leib Christi» (vgl. Eph. 4, 12; Kol. 1, 18). Israel aber, das zuerst das Christusvolk, das Messiasvolk werden sollte, verwirft in seinen entscheidenden Instanzen Jesus, sein Haupt, seinen König, in welchem es sich doch gerade erfüllt. Denn das müssen wir unterstreichen: «*Jesus ist die Erfüllung Israels.*» Er ist die Erfüllung des Gesetzes wie

der Propheten. (Vgl. Matth. 5, 17 ff.) Er ist der völlige Willens- und Wesensausdruck Gottes, die zwar nicht abgeschlossene, aber die allein noch gültige Volloffenbarung Gottes. (Vgl. Hebr. 1, 3.) Es ist unfaßbar und unerklärbar, aber wir müssen es doch so ausdrücken: Sind nicht das Kreuz und das offene Grab und Pfingsten die Erfüllung Israels, seines Auftrages und seiner Verheißung? Ist nicht das Kreuz der vollendete Gehorsam des leidenden Gottesknechtes (Jes. 53), ist nicht die Auferstehung die Erfüllung und Weissagung dre Hoffnung auf den Sieg über den Tod, und ist nicht Pfingsten, die Ausgießung des Geistes, der Beginn jener Gottesgeschichte mit den Menschen, mit «allem Fleisch», da durch seinen Geist sein Gebot ins Menschenherz geschrieben und das Menschenherz im Glauben die Willigkeit des wirklichen Gehorsams gegen Gottes Gebot erlangt, das sich in der Liebe erfüllt, die Gott in seinem Sohne an uns erwiesen hat und durch den Geist in unsere Herzen ausgießt, so daß wir «Abba» — lieber Vater — rufen können? (Vgl. dazu auch Römer 8 als Kennzeichnung der in Christus geschaffenen neuen Gemeinde der Söhne und Töchter Gottes.) Ist nicht das das Zeugnis der aus Israel stammenden Apostel und haben diese sich nicht mit Recht auf die «Schrift», das Zeugnis des Alten Testamentes, berufen, wenn dieses nicht als «Buchstabe», sondern wirklich seinem Wesen nach als prophetisches Wort genommen wird?

Wir verstehen vielleicht heute besser denn je die Erschütterung und den Schmerz des Apostels Paulus um Israel (Römer 9, 2), finden vielleicht aber auch eine Antwort in seiner Hoffnung auf den Gott, der Tote lebendig macht, Blinde sehend, Lahme gehend und der ewig Treue hält, wenn wir um das Israel ringen, das nein sagt zu Jesus. Wir haben es ja mit der Tatsache der *zwei Israel* zu tun. Mit dem Israel, das Jesus verwirft, und mit dem, das ihn annimmt und zu seiner Gemeinde gehört, die das «neue Israel» ist. Das Israel, das Jesus verwirft, geht dem Gerichtstag entgegen, der im Gericht über Jerusalem gipfelt. *Jerusalem und Jesus*, das ist ja der Höhepunkt der Entscheidung, die damals gefallen ist. Und dann muß dieses Israel in die Zerstreuung unter die Völker. Es harrt auf den Tag der erlösenden Heimsuchung. Denn wie sollte es vergessen, der es liebt um der Väter und um des Sohnes willen, und wie sollte es den nicht lieben, der es trotz alem nicht vergessen hat? Dieses Israel harrt gewiß dem Befreiungstag und der neuen Entscheidung um Christus entgegen, wohl der endgültigen. Wird sie sich in ungeheurer Erschütterung vollziehen, die der Apostel eine Auferstehung der Toten nennt? Und sollten wir nicht vielleicht in unserer Zeit achthaben auf Zeichen, die solches ankündigen könnten? In heiliger Nüchternheit. Denn ist nicht Erschütterndes geschehen und kündet sich nicht noch größere Erschütterung an?

Über der «Verwerfung», soweit sie besteht, steht die Verheißung der «Annahme». (Vgl. Römer 9 bis 11.) Was Israel bis dahin nicht sehen konnte und wollte, wird es sehen, und was ihm nicht bewußt

wurde, wird es erkennen. Nicht Israels «Widerstreben», sondern Gottes erbarmende Annahme wird nach der Verheißung Gottes letztes Wort über ihm sein. Die Hoffnung der Gemeinde Christi umfaßt Israel. Es bleibt über Israel die ganze Verheißung bestehen, und sie gipfelt im Wort von der «Wiederherstellung alles dessen, was Gott durch den Mund seiner heiligen Propheten seit alters her sprach» (Acta 3, 21). Aber das «Ihr habt nicht gewollt», wie Jesus sagt, und «Sie haben nicht geglaubt», wie Paulus im Römerbrief schreibt, hat damals entschieden! Beide aber, die Gnade und das Gericht, worin sich die Entscheidung des einen, heiligen Gottes und Vaters der menschlichen Entscheidung in ihrem Glauben und Unglauben gegenüberstellt, sind der Ausdruck der Herrschaft Gottes, um die es immer geht und die darum die immerwährende Botschaft der Gemeinde Christi ist. Denn der lebendige Gott geht zur Schaffung seines Reiches nur mit denen, die seinen Willen tun, die seiner Gerechtigkeit dienen; er nimmt zum «königlichen Volk und Priestertum», das heißt zum Priestertum des Reiches Gottes (vgl. 1. Petr. 2, 9) nur, die seinen Christus und das mit ihm angebrochene Reich annehmen. Das ist und war die Gottesfrage an Israel und an die Völkerwelt, die sich entfaltet und zur Vollentscheidung kommen wird durch den Menschensohn in seinem Gericht über die Völkerwelt. Das Versagen Israels wurde damals zur Chance für die Völkerwelt, daß sich aus ihr das Christusvolk Gottes bilde. Was Gott mit Israel tun wollte, ist er doch der «Immanuel» (der «Gott mit uns»), mußte er, auf das Ganze gesehen, ohne es tun. Halten wir aber fest, und das ist das Entscheidende: das Reich und Christus sind die Frage der ganzen Geschichte Israels und der Völkerwelt. Erst ihre ganze Geschichte wird diese Frage auch ganz beantworten. Die Gemeinde Christi aber sollte die Zertrennung von Israel als Kreuz erleiden, denn zur *Einung Israels und der Völker im Reich ist ja Christus gekommen.* (Vgl. Eph. 2, 11—22.) Ihre Zusammenbringung im lebendigen Gott und Christus ist eine unaufhebbare und dauernde Aufgabe einer Gemeinde Christi, die sich selbst recht versteht, das heißt, die ihren Auftrag recht versteht. Nie sollte die Gemeinde Israel loslassen können. Um Israel sollte sie einen Israelskampf führen. Die Liebe Gottes ist ihr gerade auch für Israel gegeben. In Christus und seinem Kampf um Israel kann sie diese Liebe erkennen und lernen. Bei den Aposteln, vor allem auch bei Paulus, steht dieses Ringen an zentraler Stelle. Und sollte die Gemeinde Christi etwas anderes glauben und hoffen können für Israel als die Vergebung der Schuld (aus der sie selbst lebt!), um die schon ihr Herr am Kreuz gebeten hat, und das Erbarmen Gottes auch für die Widerstrebenden? Und müssen Gott nicht alle Dinge zu seinem Reiche dienen, auch was ihm widerstrebt? Muß dem Christ nicht sogar der Antichrist dienen? Wird Gott nicht viel mehr das Volk, das er erwählt hat, zum Ziele bringen? Führt er nicht alles in seiner Treue hinaus? Dieser echten Hoffnung der Gemeinde Christi hat Zinzendorf in seiner uns in manchem fremd an-

mutenden Sprache Ausdruck gegeben in einem Liedervers, der wohl zu den wenigen in der ganzen christlichen Geschichte gehört, die die Anteilnahme der Gemeinde Christi an Israel ausdrücken.

Wann, großer Jude, wann kommt deine Stunde?
Wann sieht das Volk hinein in deine Wunde,
Um sich an dessen Blute zu erlaben,
Den ihre Väter einst durchstochen haben?
Wenn diese auserwählte Stunde käme
Und ihre Schuppen von den Augen nähme,
Und sie erführen das, was Thomas sahe,
Dem dort der Herr so gnadenvoll ward nahe:
Dann hätten wir die erstgebornen Brüder
In unseres lieben Vaters Hause wieder.
Das würde dann ein Hallelujah geben,
Ein Lob des Lammes bis ins ewge Leben!

2. *In dem Für und Gegen Jesus Christus hat Gott endgültig die Frage seiner eigenen Herrschaft gestellt.* So hat sich auch Jesus selbst verstanden. Die Reichsbotschaft im Munde Jesu und sein Wirken in der Kraft des Vaters stellen den völligen Zusammenschluß mit dem göttlichen Willen zum Reich dar. Davor sind Israel und die Völkerwelt seitdem gestellt. Das macht ihre Geschichte aus, das bildet auch ihr Gericht. Am eindrücklichsten macht das Jesus im Gleichnis vom «Weltgericht», das der Menschensohn über die Völker hält. (Matth. 25, 31 ff.) Wenn das «Christentum» im Laufe der Geschichte immer wieder dieses Zentrum verloren oder gar preisgegeben hat, so hat es sich ebensoweit von Christus wie vom Reiche Gottes entfernt; denn es gibt keinen andern Christus als den, der das Reich verkündet und vertritt, und der der Sohn des Vaters ist, welcher der Herr des Reiches ist. Das ist der unlösliche Zusammenhang zwischen Christus und dem Reich für die ganze neutestamentliche Verkündigung, ein Zusammenhang, der viel reicher, weittragender, verbindlicher und entscheidender ist, als ihn das von der Kirche geschaffene *Dogma* auszudrücken vermag, das einen ungenügenden Ersatz der Reichsbotschaft darstellt und das Bekenntnis zu Christus aus seinem Zusammenhang mit der Nachfolge und dem Dienst des Reiches löst.

Weil Jesus Christus und das Reich die entscheidenden Wirklichkeiten in der Menschengeschichte sind, fallen immer neue Entscheidungen auch in der Völkerwelt, wie damals eine solche für Israel gefallen ist. Die Geschichte ist nichts anderes als der Ausdruck des Kampfes Christi und seiner Gemeinde für das Reich Gottes. In diesem Kampf soll sich ihr Weg vollziehen. Aber auch die Völker fallen oder stehen auf an Christus und am Reiche, das mit ihm vor die Völker gestellt ist. Darin begegnet der wirkliche Gott, der Eine, uns Menschen und den

Völkern als ein «persönlicher Gott», als Herr und Vater. Mit dem Glauben und dem Gehorsam gegen ihn, und das heißt gegen seine Herrschaft, ist alles entschieden. Gott erwählt und ruft, aber er läßt auch uns durchaus die Wahl; er entscheidet, aber er läßt auch uns entscheiden. Menschen und Völker können widerstreben, abfallen, sich verstocken, die Gemeinde Christi kann auf Irrwege geraten, und sie hat das in der Kirchenform besonders stark getan, aber Gott kann freilich mehr als wir: er bringt uns in seiner Weisheit doch zum Ziele. Er erweckt sich immer wieder ein Volk, das ihm dient. In Gericht und Gnade bringt er die Gemeinde und die Welt zum Ziele. Mit beiden schafft er sein Reich. So ist es damals mit Israel gegangen, soweit es Christus und mit ihm das Reich Gottes verworfen hat. Jene Entscheidung aber war nicht die letzte. Wie oft ist sie seither wieder gestellt worden. Wie viele Niederlagen, aber auch wie viele Siege hat es in dieser Geschichte gegeben. Was für Katastrophen und Umwälzungen rief dieser Kampf des Reiches hervor, alle Zeiten sind davon erfüllt und davon bestimmt — und wie zeigte sich immer wieder, wenn die «Stunde», die «Entscheidungszeit» (so können wir wohl auch das griechische Wort «kairos» übersetzen) gekommen war, daß nicht der Tod, das Nichts, die Verzweiflung, die Sünde und der Böse die Welt regieren, sondern die Auferstehung und das Leben im Siege des Reiches Gottes gegen alle gottwidrigen Mächte.

Kehren wir aber noch einmal zu Israel und zu seinem Geschick zurück. Weil im Reiche Gottes die immer neue Entscheidung gilt, bis die «Vollendung» vorhanden ist, ist über Israel nicht das letzte Wort gesprochen. Darum ist das Ringen um Israel und mit Israel ein immer neuer Auftrag der Gemeinde Christi. Das neutestamentliche Zeugnis als Richtschnur (Kanon) der Gemeinde Christi weist ganz in diese Richtung. Es ist kein abgeschlossenes Buch, sondern das Zeugnis von dem Christus, der seine Gemeinde durch den Geist weiterleitet.

Die Gemeinde Christi ist darum unfertig, ist nicht das ganze Christusvolk ohne Israel. Sie leidet an einer tiefen Wunde an ihrer Wurzel, die ja Israel ist! Das zürnende und liebende Ringen um ihren andern Teil gleichsam geht durch das ganze Neue Testament, und er geht weiter durch die ganze Geschichte der Gemeinde Christi, wo sie wirklich hervortritt. Vielleicht haben uns die Ereignisse unserer Zeit dazu befähigt, dieses Ringen neu und besser zu verstehen und auch den Weg, den die urchristliche Gemeinde in dieser Sache gegangen ist, zu begreifen und gehen zu lernen. So wird das Geschick Israels heute zu einer entscheidenden Frage der Gemeinde Christi in unserer Zeit. Das kirchliche Christentum errichtet an diesem Punkte immer das Kreuz als Zeichen der Scheidung von Israel. *Das Kreuz* ist aber für die Gemeinde Christi nicht das Zeichen der Scheidung von Israel, sondern das Zeichen der Vereinigung und der durch das Opfer Christi unlösbar gewordenen Einheit zwischen Israel und den Völkern, des Rufes der Gottesliebe zur Umkehr Israels und der Völker. Christus hat *aller* Sünden getragen. Auch die

Schuld Israels gegen ihn ist auf ihn geworfen. Wehe, wenn die Christenheit pharisäisch bleiben will gegen das Judentum! Sie ginge einen unheilvollen Weg. Nicht die Abwendung von Israel ist das Kennzeichen der Gemeinde Christi, sondern ihr durch nichts zu trennendes Zusammengefügtsein mit Israel um Christi und des Reiches willen ist ihr Wesensmerkmal. Der Zaun zwischen Israel und der Völkerwelt ist abgetan durch Christus, ihre Zusammenbringung ist Aufgabe der Gemeinde Christi. Der Friede Christi ist über Israel und der Völkerwelt verkündet, und es gehört zur Seligkeit der Gemeinde Christi, dafür einzutreten. (Vgl. dazu Eph. 2, 11—22.)

Die Hoffnung, daß Israel, das erwählte Volk Gottes zur Annahme Jesu wie des Reiches komme und sich schließlich mit der Gemeinde im Dienste des Reiches vereinige und vollende, zum *einen* Volke Gottes, zur einen Gemeinde Gottes, ist ein Grundbestandteil der Glaubenshaltung der urchristlichen Gemeinde, und muß es aufs neue für die Gemeinde Christi werden. Jesus und die Apostel haben in diesem Sinne gearbeitet und diese Arbeit der Gemeinde als Erbe überbunden.

In diesem Zusammenhange wird auch wichtig, daß Israel nur «zum Teil» (Römer 11, 25) Jesus Christus verwirft und Gottes Willen in ihm widerstrebt. Denken wir doch an die Schar der Zeugen, angefangen bei den Jüngern, den Aposteln und den Glaubenden aus Israel bis auf diesen Tag! Diese Schar wäre gewiß größer, wenn das Christentum den Kampf um Israel immer gekämpft hätte, wie es Jesus selbst und die ersten Apostel taten, wenn dieser Kampf aus der Liebe Christi heraus geschehen wäre, wenn er dem Reiche Gottes gedient hätte, vor allem aber, wenn die Völker selbst wirklich für Christus gewonnen worden wären, damit Israel die erlösende Kraft Christi stärker an ihnen hätte wahrnehmen können; wenn die Gerechtigkeit des Reiches Gottes ihm aus den Völkern stärker entgegengetreten wäre als die Ungerechtigkeit der Völker und das «Heidentum» der «christlichen» Völker. Ob aber nicht *heute die Weltstunde gekommen ist*, in der Gott die Gemeinde Christi neu erwecken wird, damit sie zum Zeugen des Reiches vor Israel und der Völkerwelt werde und das Reich Christi in Wort und Tat unter allen Menschen vertrete, den neuen Menschen in der Gemeinde und als Gemeinde darstelle und das wahre Menschenreich bilde in Christus? Ist nicht die Welt katastrophal am Ende mit ihren Wegen — kann nicht, wer Ohren hat, zu hören, den Ruf Christi hören, den Ruf zu seiner Gemeinde, die in ihm und seinem Reiche der Welt das Heil bringen soll!

Auf diese Weise gehört Israel dauernd als Aufgabe zur Gemeinde Christi. Israels «Rest» zur Zeit Jesu ist nicht umsonst der erste Träger der Gemeinde gewesen.

Heute müssen wir vor allem auch die Verwerfung Jesu durch die Völkerwelt betonen. Es hat ja nicht Israel allein Christus und das Reich mit ihm verworfen, sondern auch die Völkerwelt, und zwar von Anfang an und durch alle Zeiten. Was für eine grauenhafte Verwerfung dessen,

was Christus ist und will, haben wir in unsern Tagen aus der Völkerwelt heraus im Nazismus und Faschismus erlebt! Wie viele andern großen und kleinen Erscheinungen der Verwerfung Christi stehen uns vor Augen — der Mammonismus, der Nationalismus, der Militarismus, die Unterdrückung des Menschen vom Staate, der Rasse, der Klasse aus in Rußland, Amerika und der ganzen Welt. Wie wird die Völkerwelt vor dem Reiche Gottes und vor Christus bestehen? Ist nicht diese Frage zum Traktandum der «Christenheit» geworden? Ja, ist nicht die «Christenheit selber, diese zu 90 Prozent getauften Völker, die sich in den verschiedensten «Kirchen» darstellen, zur großen, zur entscheidenden Frage geworden? Haben uns das nicht Kierkegaard, Tolstoj und Dostojewskij, die beiden Blumhardt und Leonhard Ragaz sagen müssen? Hat nicht das Gericht immer am Hause Gottes angefangen, wenn das Reich genaht war?

Die Verfolgung, Verwerfung und Kreuzigung Christi geht durch alle Zeiten. Sie hat die Erde schon an vielen Orten und in vielen Gestalten durchwandert, wie oft und wie sehr auch in christlichen? Schauen wir wieder, was uns das Neue Testament in dieser Sache zeigt. Es ist ein Geschehen, das immer wiederkehrt: Jesus ist im Namen der jüdischen Kirche (des Tempels) und im Namen des Cäsarstaates des römischen Weltreiches verurteilt und gekreuzigt worden und dann in Gestalt seiner Gemeinde von denselben Mächten verfolgt worden. Es sind die Vertreter der «Religion» und des «Staates», die den Christus Gottes nicht ertragen, die das in ihm die Welt beanspruchende Reich ablehnen — beide zugunsten der eigenen Herrschaft über das Volk. Damit sind wir zu einer weiteren Kennzeichnung des Weges der Gemeinde Christi in der Welt gekommen — im Gegensatz zu den meisten Kirchengebilden.

3. Unser weithin nur auf die *Rettung der einzelnen Seele*, aber nicht auf den *Weltanspruch des Reiches Gottes* eingestelltes Christentum, das darum so oft zum Widersacher des Reiches Gottes geworden ist, seine eigene Herrschaft aufgebaut hat in Form einer Hierokratie oder Eklesiokratie oder auch in der Form des Verrates der Sache Christi an die Welt und ihre Mächte stellt eine Verkehrung der ursprünglichen Botschaft und Tat Jesu und der Apostel dar. Die ganze neutestamentliche Verkündigung mit Einschluß der Botschaft von der erlösenden Gnade für die Einzelseele ist Botschaft von der Königsherrschaft Gottes, die die Erlösung und Rettung ist für die Einzelseele wie für das Ganze der Schöpfung, wobei ein unlösbarer Zusammenhang zwischen dem «Einzelnen» und dem «Ganzen» besteht. Die Einzelseele kann die Rettung nicht für sich allein haben, denn *die Rettung ist das Reich*. Das ist auch in der apostolischen Verkündigung nicht anders.

Es hilft dem Menschen gewiß nicht, wenn er «die ganze Welt gewänne, aber Schaden nähme an seiner Seele»; aber die Seele kann nur gerettet werden durch das Reich Gottes und den Sieg seines Christus

über die Mächte, unter die sie immer wieder verknechtet ist. Gottesherrschaft, Christusherrschaft besagt eben wesentlich Befreiung, Erlösung von diesen Mächten. Der Christus des Reiches Gottes ist der Befreier von Sünde und Tod, Schicksal und Sorge, Mammon, Unrecht und Gewalt, Selbstsucht und Gier, Hochmut und Wahn, die alle der satanischen Macht des Bösen dienen, dem Christus seine Gewalt abringt durch seine Taten und seinen Tod, seinen ganzen Kampf. Der Christus des Reiches Gottes erweist sich allen Mächten gegenüber, auch dem Beherrscher dieser Welt gegenüber als «der Stärkere». (Vgl. Matth. 12, 22—30.) *Der reale Sieg über alle Macht des Bösen* und alle Knechtung durch den Bösen ist für die Gemeinde in Christus gegeben. Sie kämpft glaubend und hoffend auf Grund dieses Sieges und seines Fortgangs. Darin bekommt sie «Vollmacht»; diesen Kampf soll sie im Auftrag und unter der Leitung ihres lebendigen Herrn weiterführen. «Jesus ist Sieger», wie Blumhardt auf einem Höhepunkt seines Kampfes erfahren durfte, und «Christus ist Sieger» wie es Leonhard Ragaz am Ende seines Kampfes und zum Beschluß seines Buches über «die Geschichte der Sache Christi» bezeugen durfte: das ist die wahre Offenbarung und die wahre Erkenntnis Christi und des Reiches in der Gemeinde. Sie geschieht immer neu als Tat Gottes und seines Christus in der kämpfenden Gemeinde und durch sie. Dieser Kampf ist der Gemeinde Christi durch alle Zeiten bei allem Wechsel der Gestalt des Bösen aufgetragen, und ihr Weg in die Welt ist durch diesen Kampf gekennzeichnet, er ist das «Zeichen» der Gemeinde, nicht Theologie, Frömmigkeit, Kirchlichkeit und ähnliche Dinge, die nur da in den Vordergrund treten, wo das Evangelium vom Reich fehlt oder aufgegeben wurde. Die Errettung der Seele steht für das Neue Testament immer in diesem Zusammenhang. Da gibt es keine «Seelsorge» im üblichen kirchlichen Sinne, sondern zuerst reale Erlösung, die die Berufung zum Reiche in sich schließt. Durch ihre Befreiung wird die Seele dem Reiche Gottes und der Gemeinde Christi eingepflanzt, um nun «für Gott» zu leben, anstatt für die Ungerechtigkeit der Welt, «Knecht Gottes» zu sein, anstatt Diener der Sünde und der Nichtigkeit und dem Tode zu verfallen. Mit andern Worten: Durch Christus, durch das Reich Gottes wird vor allem mit der Befreiung der Seele ihre *Weltstellung* völlig verändert. Aus der Versklavung an die Mächte und aus dem Versinken in die Welt, die in ihr und über ihr regieren, wird sie herausgerissen und als Tochter Gottes dem Reiche Gottes einverleibt. Der Mensch wird durch den Glauben und in der Hoffnung in die «Sohnschaft Gottes» eingesetzt. Die volle Vaterliebe Gottes gehört ihm. Aus dem «Todesleib» (Römer 7, 25) wird die Menschenseele errettet, um dem «Leibe Christi», der Gemeinde, anzugehören, deren Bestimmung der Dienst des «Lebens» und der «Gerechtigkeit» im Reiche Rottes ist. Mit Absicht sind wir zuletzt bis zur paulinischen Verkündigung vorgestoßen. Sie ist in der Sache durchaus eins mit der Verkündigung des Evangeliums vom Reiche. Diese Einheit

geht durch das ganze Neue Testament, wenn wir der Sache und nicht den bloßen Worten nachgehen. Das gilt bis hin zur Offenbarung Johannes, in der sich das Neue Testament als prophetisches Wort vollendet. Auch da steht der Kampf und Sieg der Gottesherrschaft im Mittelpunkt und wird die Gemeinde, man möchte fast sagen beschwörend darauf verwiesen, darauf zu hören, was der Geist (Christi) ihr (durch alle Zeiten) zu sagen habe. Wenn an diesem Punkte eine Wendung einträte in unserer Christenheit — sie bedeutete eine ungeheure Revolution!

Albert Böhler.

(Fortsetzung folgt.)

Wiederum Zeugen für ein anderes Amerika

Das Quäkertum

In unserer chaotischen, von Rassen-, Klassen- und Völkerhaß verstörten Welt leuchtet still und warm die weltumfassende Toleranz und Liebestätigkeit einer kleinen Herde des Herrn: der Quäker.

Von Zeit zu Zeit gelangt die Weltgeschichte zu einem Punkte ihrer Entwicklung, da bisher für unantastbar gehaltene Einrichtungen, materielle und geistige Werte fraglich werden und dem Ansturm neuer Ideen und Formen nicht mehr standhalten können.

In einer solchen Zeit leben wir heute.

Und in einer Zeit, da Hergebrachtes entartet und morsch geworden war, lebte auch Martin Luther, als er im Jahre 1517 seine 95 Thesen an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg schlug. Er war sich nicht bewußt, was er damit anrichtete. Er wollte nichts mehr, als dem in Tausenden redlicher Herzen nagenden Unwillen über den Mißbrauch der geistlichen Gewalt der von Rom regierten Kirche, wie er besonders Anstoß durch den Ablaßhandel erregte, Stimme verleihen. Er ahnte nicht, daß er den Zünder an den aufgehäuften Explosivstoff legte, der die Kirche in viele Teile zersprengen und dem Menschengeist neue Welten eröffnen sollte.

Als der Bann gebrochen und der Glaube an die Unantastbarkeit der Romkirche zerstört war, suchten überall in europäischen Landen ernste Geister ihren eigenen Weg zu Gott. England hatte mit Rom gebrochen, und Anglikaner und Puritaner hatten ihre Kirchen fest etabliert, als in der Seele eines jungen Schusterlehrlings und Schafhirten die Erkenntnis durchbrach, daß mit der Loslösung von Rom noch nichts Wesentliches erreicht worden war. Der junge George Fox aus der kleinen Stadt Drayton in Leicestershire, England (1624—1691), hatte seine Bibel gründlich gelesen und war dazu gelangt, Leben und Lehren Jesu mit denen seiner Diener zu vergleichen. Suchend ging er von Gemeinde zu

Gemeinde, von Pfarrer zu Pfarrer, um die Wahrheit, wie Jesus sie gelehrt hatte, zu finden. Er fand sie nirgends, und seine Verzweiflung war groß, als ihm die Erleuchtung kam, daß vielleicht er berufen sein könnte, die Wahrheit zu verkünden. Hatte doch Gott je und je einfaches Volk zu Predigern seines Willens berufen. Ein Feuer war in seiner Seele angezündet, dessen Flamme auf andere Seelen übersprang und sie befähigte, für die erkannte Wahrheit Verfemung, Kerker und Tod zu leiden.

Von George Fox wird berichtet, daß er schon als kleines Kind unter den sozialen Ungerechtigkeiten seiner Zeit litt. Kirchenbetrieb, Dogmen, Sakramente und Kultus erschienen ihm als ablenkend vom Kern. In Städten und Dörfern, auf Straßen und Märkten verkündeten er und seine Anhänger diese Lehre. Zu schweigender Andacht versammelten sie sich, Männer und Frauen, in ihren Häusern. Wem ein Wort, eine Einsicht gegeben war, der unterbrach das Schweigen und verkündete seine Erleuchtung den Freunden. «Gesellschaft der Freunde» nannte Fox seine Gemeinde. «Quäker» (Zitterer) war der Spottname, den die Widersacher diesen von ihrer Wahrheit ergriffenen Predigern gaben. Fox war ein Geist, der Hergebrachtes nicht als selbstverständlich annahm, sondern mit Verstand auf seinen Wert prüfte. Kein Wunder, daß er und die Seinen als Ketzer gebrandmarkt wurden. Wohl den größten Anstoß erregten sie durch ihre Anprangerung des übermäßigen Reichtums weniger angesichts der niederdrückenden Armut vieler. Das brachte ihnen Kerker und oftmals Tod. Aber trotzdem wuchs die Anhängerschaft ständig, sogar aus den Kreisen der Reichen und Hochgestellten.

Ein mit irdischen Gütern Gesegneter war William Penn, Sohn eines Admirals der Königlichen Flotte, der zum Entsetzen seines Vaters von der Quäkerlehre ergriffen wurde. Er kostete selber den Unrat und das Gewürm der damaligen Kerker, und irgendwann reifte in ihm der Vorsatz, eine Zufluchtsstätte für seine verfolgten Glaubensbrüder zu schaffen. Als im Jahre 1860 Englands König Karl eine Summe, die er Penns verstorbenem Vater geschuldet hatte, nicht zurückzahlen konnte, bat sich der Sohn als Ausgleich ein der Krone gehörendes Stück Land in der Neuen Welt aus. Er ging selbst hinüber, um dort ein Gemeinwesen zu schaffen, wie es Sir Thomas More in seinem Buch «Utopia» geträumt hatte, Ortschaften, da freie Brüger in ihren schmucken Gartenhäusern gesunde Familien aufziehen konnten. Religionsfreiheit, demokratische Teilnahme der Bürger an der Verwaltung des Landes, eine teilweise Gleichberechtigung der Frauen sollten der Alten Welt zeigen, daß Gott diese Erde nicht als Jammertal geschaffen hat. So entstand Pennsylvania, so entstand Philadelphia, die Stadt der Bruderliebe. Solange Penn die Leitung hatte, gedieh die Kolonie und lebte in Frieden mit sich selbst und den Nachbarn.

Das Quäkertum selbst blieb von Entartung nicht verschont. Der aufs

Diesseits gerichtete Zug ihrer Lehre brachte die «Freunde» im Laufe der Jahre nach dem Tode ihres Gründers dazu, sich von den Unbilden des Kämpfertums zurückzuziehen in eine ruhige Gemeinschaft geachteter Bürger, die der Umwelt zeigen wollten, daß man durch Sittenreinheit, durch tüchtige, ehrliche Arbeit zu einem Wohlstand gelangen könne, den die Weltlichen durch listige Kniffe und Übervorteilung zu erreichen strebten. Es blieb nicht aus, daß in dieser gegen Dogmenzwang gegründeten Gemeinschaft sich Dogmen entwickelten, Rechtgläubige sich von Ketzern schieden, Zweitrangiges die Stelle des Wesentlichen einnahm. Der revolutionäre Geist des Angriffs gegen die Weltsünde war einem quietistischen Sich-Abwenden von den vergänglichen Händeln der Welt gewichen.

Diese Entwicklung war aber nicht durchgängig und nicht endgültig. Zu allen Zeiten ist der Kampfgeist der Gründer in Einzelnen und Gruppen neu durchgebrochen. Quäker standen in der Vorfront des Kampfes gegen die Sklaverei, für die Gleichberechtigung der Frauen, gegen den Brudermord des Krieges. Wenig bekannt ist die Tat des amerikanischen Quäkers George Logan im Jahre 1798. Damals hatte die Französische Revolution nicht nur bei den Autokraten Europas Panik erzeugt. Auch die gesellschaftliche Elite der jungen demokratischen Vereinigten Staaten war von Furchtpsychose befallen. Einflußreiche Kreise suchten sogar nach Vorwänden zum Kriege gegen Frankreich. Das veranlaßte den vielseitigen, verdienten Gelehrten und Quäker George Logan, auf eigene Kosten, ohne Ermächtigung durch die Regierung, nach Paris zu gehen, um die französische Regierung zu bewegen, gewisse Maßnahmen rückgängig zu machen, die als Vorwände für einen Krieg dienen konnten. Er fand beim Außenminister Talleyrand volles Entgegenkommen, und der Krieg wurde verhindert.

Der erste Weltkrieg veranlaßte viele Quäker, sich lieber ins Gefängnis sperren zu lassen, als Kriegsdienst zu leisten. Eine Gruppe von Quäkern in Philadelphia empfand das Negative dieser Haltung. Unter Leitung von Rufus Jones gründete sie 1917 das «American Friends Service Committee», das sich zur Aufgabe stellte, den Kriegsopfern überall in der Welt Hilfe zu bringen. Was dieses Komitee nach dem ersten Weltkrieg, während der Hitlerverfolgungen, nach dem zweiten Weltkrieg geleistet hat und noch leistet, das bedarf keiner Worte. Öffentliche Anerkennung wurde den Quäkern 1948 durch Verleihung des Friedens-Nobelpreises zuteil.

Als nach Roosevelts Tod die amerikanische Außenpolitik den Friedensweg, den der große Präsident vorgezeichnet und vorbereitet hatte, verließ und in entgegengesetzter Richtung hochrüstete, sahen sich klarblickende Quäker Amerikas vor ein neues Problem gestellt. Dürfen sie passiv bleiben, wenn durch ihre Regierung die Gefahr einer neuen Weltkatastrophe heraufbeschworen wird? Können sie sich damit trösten, in einem dritten Weltkrieg wieder als gute Engel der Menschheit wirken

zu können? Wird ein Zukunftskrieg genug Quäker und Hilfsmaterial übriglassen? Verpflichtet nicht das Wesen ihrer Lehre sie dazu, etwas zur Verhinderung solchen Unheils zu tun?

Eine Lage ähnlich der, vor die sich George Logan vor 150 Jahren gestellt sah, nur ins Riesenhafte vergrößert, ruft heute die Nachfolger von George Fox.

Doch was sollen sie tun? Die «Gesellschaft der Freunde» ist heute wie jede religiöse und politische Gemeinschaft in ihrer Stellung zu den Weltproblemen gespalten. Einer großen Anzahl von Quäkern hängt noch die quietistische Vergangenheit an, die ein Einmischen in die Politik ablehnt. Nicht alle sind frei von nationalen und Klassenvorurteilen. Nicht alle befähigt das «Innere Licht», Wahrheit von Lüge zu unterscheiden.

Trotzdem hat sich vor etwa zwei Jahren in Philadelphia aus dem «American Friends Service Committee» heraus eine Gruppe gefunden, die von ihrem Gewissen zum Handeln getrieben wird.

Ihr erster Schritt war im Frühling 1948 ein Aufruf an das amerikanische Volk. Eine ganze Seite der größten Tageszeitungen wurde gekauft, um auf dieser den Aufruf zu Millionen zu bringen. Auf Grund des Bibelwortes: «Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der Herr Zebaoth» (Sacharja 4, 6) wird dargelegt, daß Waffenhochrüstung niemals Frieden gebracht hat. Unter den andern Wegen, die gesucht werden müssen, steht die Verständigung mit Rußland an erster Stelle. Der Aufruf fand starken Widerhall. Einige Zeit später erschien in der Presse die Mitteilung, daß die Quäker die 25 000 Dollar des Nobelpreises zum Ankauf von Medikamenten für Rußland verwandt hatten. Auch die dankbaren Worte der russischen Regierung brachte die Presse zur Kenntnis der Öffentlichkeit.

Frieden zu predigen, ist recht, aber nicht schwer. Weit schwerer ist es in einer Zeit wie der heutigen, da die Wahrheit durch künstlich erregte Angstpsychosen und durch «Zweckpropaganda» verhüllt ist, ihr nachzugehen, die wahren Tatsachen ans Licht zu stellen und aus ihnen aufbauende Vorschläge zu entwickeln.

Auch dieser Aufgabe sind die Quäker nicht ausgewichen. Unter Leitung von Gilbert F. White, Präsident der Haverford Universität, arbeiteten sie ein Memorandum aus, das sie Mitte Juli dieses Jahres dem Staatssekretär Dean Acheson und dem russischen Gesandten in Washington, A. S. Panyuschkin, überreichten und gleichzeitig der Presse übergaben. Die Verfasser des Memorandums standen während der ganzen Zeit ihrer Zusammenarbeit mit Beamten des «State Department» und mit prominenten Russen, wie Andrei Gromyko und A. Malik, in Fühlung.

Es ist wertvoll, sich dieses Schriftstück näher anzusehen. In folgendem wird eine Zusammenfassung der wesentlichen Gedanken, Fest-

stellungen und Vorschläge gebracht, die Europäern ebensoviel sagen dürften wie Amerikanern.

In der Einleitung weisen die Verfasser auf die dreihundertjährige Friedensbotschaft des Quäkertums hin, wie sie aus seinem Glauben an Gott und die Heiligkeit eines jeden Menschenwesens quillt. Kriege, und besonders der Krieg von heute, sind der entsetzlichste Ausdruck von des Menschen Unmenschlichkeit gegen seinesgleichen. Allein schon ein Ins-Auge-Fassen solchen Unterfangens bedeutet eine Bedrohung von allem, was der Mensch hochhält. Es ist ein fundamentaler Glaubenssatz der Quäker, daß auch für die Lösung schwierigster politischer Probleme sittliche Gebote maßgebend sein müssen, daß mit göttlicher Hilfe sich der Mensch in weitem Maße sein Schicksal selbst gestalten kann.

Das Memorandum besteht aus zwei Hauptteilen. Der erste behandelt:

Grundlegende Betrachtungen

1. Betrachtung: Überall in der Welt wünschen die Menschen Frieden. Auch die Vereinigten Staaten, auch die Sowjetunion, auch die westeuropäischen Länder wünschen Frieden. Nur solche Menschen, die unfähig sind, die vernichtende Wirkung selbst eines für sie siegreichen zukünftigen Krieges einzuschätzen, glauben an eine Lösung nationaler Probleme durch Waffen. Menschen, die zwar Frieden wünschen, aber nicht davor zurückschrecken, mit dem Kriege zu drohen, bedeuten durch ihre Haltung eine große Gefahr für den Frieden.

2. Betrachtung: Es ist wahrscheinlich, daß ein großer Teil der Menschheit für lange Zeit unter einem kommunistischen Wirtschaftssystem leben wird. Ebenso wahrscheinlich ist es, daß ein großer Teil der Menschheit weiter das kapitalistisch-demokratische System westlicher Prägung beibehalten wird.

Westliche Demokraten sollten sich durch die rohen Züge des Sowjetsystems nicht zu dem Irrtum verleiten lassen, daß es vor dem Zusammenbruch stehe. Was ihnen anstößig ist, ist die Erbschaft von Jahrhunderten. Unsere Untersuchungen haben keine Anzeichen für eine innere Morschheit des Systems feststellen können. Eine amerikanische Politik, die darauf abstellt, scheint uns verfehlt. Im Gegenteil sprechen die zahlreichen Krisen, die das Sowjetreich seit 1917 oft auf Kosten großer Leiden überstanden hat, für seine Dauerhaftigkeit. Die Erfahrung hat gezeigt, daß diese Dauerhaftigkeit eine gewisse Anpassungsfähigkeit an wechselnde Verhältnisse nicht ausschließt. Es wäre unweise, etwaige Umstellungen des Regimes, die zur Lockerung der jetzigen Spannung helfen könnten, außer Rechnung zu lassen. Es ist wohl zu bedenken, daß nicht nur die eiserne Faust das Regime zusammenhält, sondern auch seine Erfolge in der raschen Industrialisierung eines rückständigen Agrarlandes, die es ohne nennenswerte Hilfe von außen erreichte. Die jetzigen Erfolge

der chinesischen Kommunisten zeigen, daß Völker, die bisher vom westlichen Imperialismus unterjocht waren und niemals die politische Demokratie des Westens kannten, sehr viel für das kommunistische Programm der politischen und industriellen Revolution und für die Gleichberechtigung aller Rassen und Nationalitäten, wie sie in Rußland geübt wird, übrighaben.

Dagegen ist es unwahrscheinlich, daß der Kommunismus in jenen Ländern Wurzel schlagen wird, wo die starken demokratischen Freiheitstraditionen der westeuropäischen Kultur vorherrschend sind, solange diese Länder ein Mindestmaß wirtschaftlicher Stabilität aufrechterhalten können. Während die Entwicklung in Westeuropa sich mehr und mehr einem demokratischen Sozialismus zuwendet, sprechen Amerikas eigene Verhältnisse für ein Fortbestehen des demokratischen Kapitalismus in den Vereinigten Staaten.

3. *Betrachtung: Obgleich wesentliche Unterschiede in ihren Zielen und wirtschaftlichen und politischen Methoden die Sowjetunion und die Vereinigten Staaten unterscheiden, bestehen auch wichtige Gleichartigkeiten zwischen beiden Ländern.*

Es ist ein ausgesprochenes Ziel der russischen Politik, für den Umsturz aller kapitalistischen Regierungen zu wirken, um dem Proletariat überall zur Herrschaft zu verhelfen. Das gehört zur marxistischen Doktrin, die aber gleichzeitig lehrt, daß Revolutionen nur dann erfolgreich sein können, wenn in einem Land die Lage dafür reif geworden ist. Demnach hat die Sowjetunion nicht gezögert, mit verschiedenen kapitalistischen Ländern Verträge einzugehen und Mitglied internationaler Körperschaften zu werden.

Es ist Tatsache, daß der orthodoxe Marxismus im heutigen Rußland, der sich im Alleinbesitz der geschichtlichen Wahrheit und des allein glücklich machenden Wirtschaftssystems glaubt, nicht weniger intolerant regiert, als es die Zarenherrschaft durch Jahrhunderte tat. Doch ist solche Intoleranz nicht nur bei den Russen zu finden, sondern in verschiedenen Formen bei allen politischen und religiösen Gemeinschaften, die sich für die Hüter einer allein wahren Lehre halten. Westeuropa und die Vereinigten Staaten haben in der Vergangenheit viele Beispiele für solche Intoleranz geliefert und sind auch heute davon noch nicht ganz frei, wenn auch in dieser Hinsicht ein großer Unterschied zwischen Ost und West besteht. Amerika braucht nur an seine Behandlung der Neger zu denken, die trotz allen Fortschritten zum Bessern noch immer ein dunkler Fleck auf seiner Demokratie ist.

Die Vereinigten Staaten und Rußland gleichen sich darin, daß sie sich beide wenigstens prinzipiell für Weltfrieden, für wirtschaftliche Hebung ihrer Bevölkerung und gleiche Aufstiegsmöglichkeiten für alle erklären. Beide Nationen behaupten, eine demokratische Regierung zu haben, wobei die Vereinigten Staaten auf eine Demokratie *durch* das Volk, die Sowjets auf eine Demokratie *für* das Volk Wert legen.

Weitere Gleichartigkeiten zwischen beiden Völkern: Beide haben junge, dynamische, mehr materiell als geistig ausgerichtete Zivilisationen, wobei die eine Wohlstand durch Massenproduktion und Standardisierung sucht, die andere durch politische und wirtschaftliche Organisierung der Massen. Beide sind Pioniervölker. Die Russen bewundern freimütig amerikanische Technik und Tüchtigkeit, und objektive amerikanische Besucher der Sowjetunion haben überrascht die Leistungen anerkannt, die von den Russen in nicht mehr als einer Generation vollbracht wurden. Wenn Amerikaner und Sowjetrussen Gelegenheit haben, zwanglos und unvoreingenommen miteinander zu verkehren, empfinden sie diese Übereinstimmung und kommen gut miteinander aus. Amerikaner, die mit Russen in Geschäftsbeziehungen standen, haben scheinbar ausnahmslos deren Anständigkeit, Zuverlässigkeit und kaufmännisches Geschick gepriesen.

Unsere Erfahrungen aus der Arbeit mit menschlichen Wesen der verschiedensten Nationalitäten führten uns zu dem Glauben, daß vermehrte persönliche Beziehungen zwischen Russen und Amerikanern beiden Völkern dienlich sein werden. Keines von beiden hat ein Monopol auf Laster und Tugend. Beide können voneinander lernen: die Russen von Amerikas Freiheitsbegriff und seiner Achtung vor den Menschenrechten, die Amerikaner von Rußlands Gleichstellung der Rassen und seiner Erziehung zur Arbeit für das Gemeinwohl.

4. Betrachtung: Die weltanschaulichen Verschiedenheiten zwischen beiden Völkern lassen genug Möglichkeiten für friedlichen Wettbewerb offen, ohne daß eines von beiden seine Grundsätze und Lebensführung dem andern unterzuordnen hätte.

Aus der Weltgeschichte kennen wir verschiedene Fälle, da tödliche Konflikte zwischen verschiedenen Gruppen, die nur durch die Vernichtung einer derselben lösbar erschienen, sich mit der Zeit besänftigten und endlich ein friedliches Nebeneinander zuließen. So ging es mit dem Kampf zwischen Christen und Mohammedanern, zwischen Katholiken und Protestanten. Größere Duldsamkeit auf beiden Seiten ermöglichte schließlich den Frieden. Weshalb sollte dies nicht auch für den heute so leidenschaftlichen Konflikt zwischen Kommunisten und Antikommunisten möglich sein?

Wir sehen keinen Grund, Stalins wiederholten Behauptungen, daß die kommunistische und die kapitalistische Welt friedlich nebeneinander bestehen können, keinen Glauben zu schenken. Seine mehrfach bewiesene Elastizität, seine Erklärung auf kommunistischen Parteitagen seit 1925, daß er die Wahrung des Friedens und die Stärkung von Geschäftsbeziehungen mit allen Ländern als die vornehmsten Ziele seiner Außenpolitik betrachte, lassen annehmen, daß er erneut diesen Standpunkt vertreten wird, falls ihm die andere Seite entgegenkommt.

Im Grunde bestehen keine lebenswichtigen Differenzen zwischen der Sowjetunion und Amerika. Beide Länder sind fast ausschließlich selbst-

versorgend. Rußland braucht amerikanische Industrieprodukte und hat ausgiebig sein Interesse am Import derselben bekundet. Amerika benötigt gewisse russische Rohstoffe und einen Markt für seine Maschinen. Es liegt an Amerika, den Russen zu beweisen, daß der Bedarf an Auslandsmärkten – wie der Kommunismus behauptet – die kapitalistischen Länder *nicht* notwendig zum Krieg treiben muß. Einer weisen amerikanischen Staatsführung ist heute die größte Gelegenheit geboten, eine friedliche Welt aufzubauen.

Wir sind uns wohl der Gefahren bewußt, die die jetzigen übermäßigen Ausgaben für militärische Zwecke heraufbeschwören. Wir glauben aber, daß weder das amerikanische Volk noch seine Regierung absichtlich zum Kriege als einem Mittel greifen werden, einer Wirtschaftskrise zu entgehen. Es ist doch klar, daß die Zerstörungen und Reglementierungen eines Zukunftskrieges die Gefahr einer Wirtschaftskrise eher begünstigen als vermeiden und Amerikas demokratischen Kapitalismus eher schwächen als stärken werden.

5. Betrachtung: Beide Völker fürchten, daß eines das andere unter seine Herrschaft bringen wolle und zu diesem Zwecke kriegerisch angreifen werde. Ein großer Teil der übrigen Welt fürchtet politische oder militärische Unterjochung durch Rußland oder die Vereinigten Staaten, oder in einen Krieg zwischen beiden hineingezogen zu werden.

Rußlands Ängste sind aus seiner geographischen Lage und aus seinen geschichtlichen Erfahrungen vor und nach der Einführung des Kommunismus erklärlich. Wenn heute so viele Amerikaner sich unsicher fühlen, trotzdem sie die Atombomben und ein jährliches Militärbudget von mehr als 15 Milliarden Dollar haben, so war gerade dies ein starker Antrieb für uns, die vorliegenden Untersuchungen anzustellen. Daß andere Nationen nicht wünschen, zwischen Rußland oder Amerika wählen zu müssen oder durch sie in Krieg verwickelt zu werden, ist nur zu sehr verständlich.

6. Betrachtung: Es ist äußerst fraglich, ob heutzutage militärische Übermacht Sicherheit gewähren kann. Wettrüsten wirkt vielmehr kriegstreibend.

Die «Gesellschaft der Freunde» steht seit dem Jahre 1660 zu dem Grundsatz, «allen Kriegen und blutigen Auseinandersetzungen, aus welchem Grunde oder Vorwand sie geführt werden mögen, abzusagen». Wir stehen heute zu diesem Gelübde aus religiöser und sittlicher Überzeugung. Wir haben aber auch andere Gründe, die uns nationale Sicherstellung durch Anhäufung von Waffen als fraglich erscheinen lassen.

Das Memorandum geht dann auf die bekannten Feststellungen ein, daß durch die heutige Abhängigkeit der Völker voneinander, durch die Zerstörungskraft moderner Waffen und viele andere Gründe Kriege unzeitgemäß und sinnlos geworden sind. Auch die Allmacht der Atomwaffe wird nach verschiedenen Richtungen hin angezweifelt. Die jüngsten

Erfahrungen in Griechenland, Indonesien und China haben gezeigt, daß Waffen keine geordneten demokratischen Verhältnisse herbeiführen, noch soziale Entwicklungen aufhalten können. Bewaffnung und Drill von Heeren im nichtkommunistischen Europa würde schwerlich einen Angreifer abhalten können. Wohl aber würde dies die wirtschaftliche Erholung dieser Länder unmöglich machen. Ihre tiefe Sehnsucht nach Frieden und die Aussicht, daß ein zukünftiger Krieg sich wahrscheinlich auf ihrem Boden abspielen würde, machen sie zu sehr fraglichen Kriegspartnern. Je mehr Amerika für Waffen ausgibt, desto stärker wird Rußland hochrüsten, desto mehr Furcht und Haß werden entfacht. Dabei können auf lange Sicht weder die Vereinigten Staaten noch Rußland irgendeinen politischen oder wirtschaftlichen Nutzen aus diesem Wettrüsten erwarten. Beide haben das größte Interesse daran, ihre Militärausgaben zu vermindern.

7. Betrachtung: Hochrüstung zwingt demokratische Regierungen zur Beschneidung der Bürgerrechte und zum Herunterdrücken des Lebensstandards ihrer Völker, was zwangsläufig bestehende autoritäre Regierungen stärken würde.

Die Fortsetzung des «Kalten Krieges» muß in beiden Ländern Zwangsmaßnahmen zwecks Geheimhaltung verschärfen, das Spionagesystem erweitern. Die «Hexenverfolgung» in Amerika von Personen, die vernünftige Kritik oder begründete Zweifel an den Regierungsmaßnahmen äußern, wird zunehmen. Auch in den Vereinigten Staaten werden dringende soziale Ausgaben weiter zugunsten militärischer Zwecke beschnitten werden müssen. Alles dies vergrößert die Volksfurcht, anstatt sie zu mindern.

8. Betrachtung: Es ist unwahrscheinlich, daß die Vereinigten Staaten oder Rußland jetzt oder in naher Zukunft einen Angriffskrieg zur Förderung politischer Ziele entfesseln werden.

Acht Gründe werden angeführt, weshalb Rußland Krieg nicht in Betracht ziehen kann. Seine politische Doktrin ist dagegen. Es braucht Frieden, um die entsetzlichen Wunden des letzten Krieges zu heilen, seinem Volke den versprochenen höheren Lebensstandard zu schaffen. Dieses Volk, das zu seiner Verteidigung sein Letztes gab, würde schwerlich solchen Opfermut für einen Krieg, den seine Machthaber begännen, aufbringen. Diese sind sich klar, daß ein solcher Krieg nicht zu gewinnen wäre. Eine Überflutung Westeuropas durch ihre Heere würde durch Sabotage und Blockade unwirksam sein.

Es werden zwei Gründe angeführt, die gegen einen kriegerischen Angriff Amerikas sprechen. Obgleich einige amerikanische Bürger gelegentlich sich für einen Angriffskrieg gegen Rußland ausgesprochen haben, ist es unwahrscheinlich, daß ihre Ansicht von einer gewichtigen Zahl ihrer Landsleute geteilt wird. In dem sehr unwahrscheinlichen Fall, daß die Regierung sich einem Angriffskrieg geneigt zeigen sollte, würde

mangelnde Unterstützung durch das Volk sie von der Ausführung abhalten. Die jüngste amerikanische Politik der militärischen Hilfe an Griechenland und die Türkei, des Atlantischen Paktes, der beabsichtigten Aufrüstung Westeuropas, der Haltung gegenüber den italienischen Kolonien, spiegeln viel mehr die durch den Krieg geschaffene Verwirrung wider, als daß sie, wie die Russen fürchten, auf einen vorsätzlichen Angriffskrieg zielen.

Dank der Möglichkeit der «Vereinigten Nationen», einen Angreifer unter Druck zu setzen, würde keines von beiden Ländern als etwaiger Angreifer auf internationale Unterstützung rechnen können.

Aber die zügellose Herstellung immer gewaltigerer Fernwaffen verstärkt ohne Zweifel die Gefahr, daß eines Tages aus Furcht durch irgendeinen Zwischenfall die Geschütze losgehen können.

Der zweite Hauptteil behandelt:

Vorschläge, wie durch weise Staatsführung die Spannung gelöst werden kann

Wir haben uns besonders mit drei Gebieten befaßt, für die wir uns erlauben, bestimmte Vorschläge zu machen. Diese Gebiete betreffen die Wirtschaftspolitik der Vereinigten Staaten gegenüber Rußland und Osteuropa, die Politik Deutschland gegenüber und die politische Haltung gegenüber den «Vereinigten Nationen».

Wirtschaftspolitik der Vereinigten Staaten gegenüber Rußland und Osteuropa

Der «Kalte Krieg» hat dazu geführt, daß Warenlieferungen der Vereinigten Staaten nach Rußland so gut wie ganz gesperrt sind und der Handel mit den Oststaaten sehr beschränkt wurde, obgleich kein begründeter Anschein vorhanden ist, daß wirtschaftliche Erholung und Industrialisierung der Oststaaten die Sicherheit der Vereinigten Staaten bedrohen würden. Im Gegenteil, Erholung und Industrialisierung dieser Länder würden sie selbständiger machen und vielleicht befähigen, eine beschwichtigende Rolle im west-östlichen Konflikt zu spielen.

1. Vorschlag: Im Interesse eines verstärkten Ost-West-Handels sollten die Vereinigten Staaten den Marshall-Ländern freie Hand in ihren Handelsbeziehungen mit dem Osten lassen.

2. Vorschlag: Die Vereinigten Staaten sollten für eine engere Zusammenarbeit zwischen dem Komitee der Marshall-Hilfe und der Wirtschaftskommission der «Vereinigten Nationen» eintreten.

Diese Kommission hat beträchtliche Erfolge in der Belebung des europäischen Handels aufzuweisen und wird für die Zeit nach Beendigung der Marshall-Hilfe von großem Nutzen sein.

3. Vorschlag: Die Vereinigten Staaten sollten aufhören, einen nor-

malen Export amerikanischer Waren nach Rußland und Osteuropa zu unterbinden.

Die Wiederherstellung von Handelsbeziehungen mit Rußland und Osteuropa würde die Reibungen zwischen diesen Ländern und den Vereinigten Staaten außerordentlich mindern.

4. Vorschlag: Osteuropa sollte in den Hilfsplan der «Vereinigten Nationen» zur Förderung rückständiger Länder und in Präsident Trumans speziellen «Punkt 4» eingeschlossen werden.

Es wäre für die Genesung der Welt äußerst hemmend, wenn diese Hilfe nur solchen Ländern gewährt würde, die mit der Majorität in den «Vereinigten Nationen« sympathisieren.

5. Vorschlag: Die Vereinigten Staaten sollten ihre Zollpolitik einer Revision unterziehen und sie mit einem weitsichtigen Welthandelsprogramm in Einklang bringen.

Die Politik Deutschland gegenüber

1. Vorschlag: Politische und wirtschaftliche Einigung sowie Neutralisierung Deutschlands. Die fortgesetzte Umwerbung Deutschlands von seiten der Vereinigten Staaten und der Sowjetunion kann nur zu Unheil führen.

Nachdem eine gewisse Einigung über Berlin erreicht worden ist, scheint die Sowjetunion einem langfristigen internationalen Abkommen nicht abgeneigt zu sein, das Deutschland auf Dauer neutralisieren und zu einem Teil einer neutralen Völkergruppe zwischen den zwei Machtblöcken machen würde. *Jetzt* ist die Zeit, wo kühne und weise Staatskunst handeln sollte! Noch ein paar Jahre länger Teilung würde den deutschen Chauvinismus gefährlich erhitzen und die ost-westlichen Beziehungen immer mehr vergiften.

2. Vorschlag: Anstatt Deutschland in einen West- und einen Ostteil zu zersplittern, sollten die Besetzungsmächte den Deutschen die Möglichkeit geben, unter ihrer Überwachung sich eine Regierung zu wählen und eine Verfassung für das gesamte Gebiet auszuarbeiten.

3. Vorschlag: Nachdem dies erreicht ist, sollte mit der schrittweisen Zurückziehung aller Besetzungsmächte begonnen werden.

4. Vorschlag: Dem Handel zwischen Deutschland und allen andern Völkern sollten keine Beschränkungen auferlegt werden.

5. Vorschlag: Es sollte eine internationale Vereinigung zur Verminderung der bestehenden Rüstungen und zu ihrer Überwachung und Prüfung geschaffen werden, der, neben den Großmächten, auch Deutschland beizutreten hat.

6. Vorschlag: Die Verwaltung und Verteilung von Ruhrkohle und Ruhrstahl sollte der europäischen Wirtschaftskommission der «Vereinigten Nationen» übertragen werden.

Politische Haltung der Vereinigten Staaten gegenüber den «Vereinigten Nationen»

Es gibt heute keine dringlichere Aufgabe als die der Kriegsverhütung. Sie kann nicht individuell von den Völkern gelöst werden. Sobald Nationen ihre Sicherheit in ihren Soldaten und Waffen suchen, werden sie gefährlich für ihre Nachbarn. Wenn erst der Wettlauf nach strategischen Stützpunkten, nach Rohmaterial für Waffen, verbunden mit Drohungen und Bluffs, begonnen hat, dann ist die Versicherung gegen das entsetzliche Unheil des Krieges sehr fragwürdig geworden. Die «Vereinigten Nationen» wurden geschaffen, um kommende Generationen vor der Geißel des Krieges zu bewahren. Es sollte ein Hauptziel der amerikanischen Politik sein, die «Vereinigten Nationen» zu stärken und weiterzuentwickeln.

1. Vorschlag: Die Vereinigten Staaten sollten erneut ihren Glauben an und ihre Treue zu den «Vereinigten Nationen» erklären.

Solch eine Erklärung hat nur Wert, wenn sie von Taten begleitet ist.

2. Vorschlag: Um die «Vereinigten Nationen» zu stärken, sollten die Vereinigten Staaten für unparteiische Schiedsgerichte zur Regelung von Streitfragen eintreten, die Vermittlungs- und Versöhnungsfunktionen der «Vereinigten Nationen» unterstützen und danach streben, mit Hilfe der «Vereinigten Nationen» internationale Zusammenarbeit und allseitig befriedigende Lösungen wirtschaftlicher und sozialer Probleme zu fördern.

Je mehr die Menschheit technisch in der Überwindung von Raum und Zeit fortschreitet, desto mehr wachsen sich bisher nationale Probleme zu internationalen aus und erfordern internationale Behandlung.

3. Vorschlag: Die Vereinigten Staaten sollten die Arbeitsatmosphäre der «Vereinigten Nationen» zu verbessern suchen, indem sie sich – ohne ihre Grundsätze zu verleugnen – solchen Beratungsthemen zuwenden, bei denen sie mit der Sowjetunion einiggehen können. Sie sollten vermeiden, die «Vereinigten Nationen» als Podium zur Anpreisung nationaler Tugenden zu benutzen. Sie sollten sehr vorsichtig sein mit Vorschlägen, die aufreizend wirken.

Die Verhandlungen in den «Vereinigten Nationen» sind nur zu oft zu Redeschlachten mißbraucht worden, als daß sie ernstem Suchen nach Einigungspunkten gedient hätten. Die strengen Anweisungen durch ihre Regierungen, an die die Delegationen oft gebunden sind, wirken oft einigungsverhindernd, ebenso die Neigung der Vereinigten Staaten, Vorschläge, die ihnen nicht zusagen, ungeprüft zu verwerfen, besonders wenn sie von der Sowjetunion gemacht wurden.

4. Vorschlag: Die Vereinigten Staaten sollten darauf hinwirken, daß das Personal der «Vereinigten Nationen» verbessert werde.

Charaktervolle, tüchtige und erfahrene Beamte sind wesentlich für das erfolgreiche Arbeiten einer Weltorganisation. Es sollte als Pflicht

der amerikanischen Regierung und ihrer Bildungsanstalten angesehen werden, junge Kräfte für den internationalen Dienst heranzubilden. Die erfahrensten, fähigsten, in bestem Rufe stehenden Personen sollten zum Dienst an den «Vereinigten Nationen» berufen werden.

Häufigerer Personenwechsel in den einzelnen Delegationen mag nützlich sein, besonders da, wo sich die Verhandlungen in Sackgassen festgelaufen haben. Viel Langeweile, Gereiztheit und Debattenmüdigkeit mögen durch Auffrischung des Personals vermieden werden.

Von der Carnegie-Stiftung für Weltfrieden kommt der Vorschlag, daß gelegentlich die Mitgliedstaaten der «Vereinigten Nationen» durch ihre Staatshäupter bei Zusammenkünften des Sicherheitsrates der Generalversammlung vertreten sein sollten.

5. Vorschlag: Die Vereinigten Staaten sollten die Entwicklung der Treuhandfunktion der «Vereinigten Nationen» zu fördern suchen, indem sie Mittel und Wege studieren, um strategische Gebiete der Welt sowie auch die früheren italienischen Kolonien unter die Treuhänderschaft der «Vereinigten Nationen» zu stellen.

Für die Mitgliedstaaten der «Vereinigten Nationen» ist die Zeit gekommen, da sie das Streiten um strategische Gebiete dadurch verhindern sollten, daß sie diese unter die Verwaltung der «Vereinigten Nationen» bringen. Dazu gehören die italienischen Kolonien. Auch sollten die Vereinigten Staaten ihre «strategische Treuhänderschaft» über die früheren japanischen Inseln im Stillen Ozean revidieren und daran denken, wie schwer man die Japaner deswegen getadelt hatte, daß sie diese ihnen nach dem ersten Weltkrieg zur Verwaltung übertragenen Inseln zu Festungen ausgebaut hatten. Das gleiche haben jetzt die Vereinigten Staaten getan.

Den «Vereinigten Nationen» sollten auch solche strategische und umstrittene Gebiete wie die Dardanellen zur Verwaltung übertragen werden.

6. Vorschlag: Die Vereinigten Staaten sollten für eine wirksame Kontrolle der Rüstungen und der Atomenergie eintreten, indem sie in der Generalversammlung zu erneuter Anstrengung für Rüstungsbeschränkung und Rüstungskontrolle aufrufen, indem sie, in Anerkennung, daß Atomwaffen dem gleichen Zwecke dienen wie herkömmliche Waffen, für jene eine gleiche Beaufsichtigung fordern, und indem sie für eine Vereinbarung eintreten, nach der der vorhandene Vorrat an Atomwaffen den «Vereinigten Nationen» zur Aufbewahrung unter Versiegelung übergeben werde. Weitere Aufstapelung von Rohmaterial für Entwicklung von Atomenergie soll unterbleiben, ausgenommen, wenn die Atomenergiekommission solches Material zu rechtmäßigem Gebrauch freigibt.

Wirksame Rüstungskontrolle ist unerläßlich für die Wahrung des Friedens. Herkömmliche Waffen können ebenso kostspielig und fast ebenso zerstörend sein wie Atomwaffen. Diese allein von der Kontrolle

auszuschließen (wie es die Vereinigten Staaten fordern, A. H.), würde dem Land, das sie besitzt, einen Vorsprung über andere Länder geben. Der Vorschlag, den vorhandenen Vorrat an Atombomben den «Vereinigten Nationen» unter Versiegelung zu übergeben, kann möglicherweise die ins Stocken geratene Diskussion über den toten Punkt bringen.

Wenn die Rüstungskontrolle solchen Leuten anvertraut wird, die möglichst geringe Beschränkung des Kriegspotentials ihrer eigenen Länder im Sinne haben, dann besteht wenig Hoffnung auf ein befriedigendes Ergebnis.

7. Vorschlag: Die Vereinigten Staaten sollten in Beratung mit andern Regierungen treten und überhaupt internationalen Meinungsaustausch über Mittel und Wege befürworten, wie die «Vereinigten Nationen» zu einer leistungsfähigeren Weltorganisation ausgebaut werden können. Im Zusammenhang damit sollten die Vereinigten Staaten ihre Bereitschaft ankünden, einer Beschränkung der nationalen Souveränität in bezug auf Waffenfabrikation und auch Atomenergie von dem Zeitpunkt an zuzustimmen, da mit Vollmacht ausgestattete übernationale Kontrollorganisationen geschaffen sind.

Die Vereinigten Staaten sollten ebenfalls in der Weise für eine zukünftige Weltorganisation arbeiten, daß sie den Ausbau der hierfür nötigen Sektionen innerhalb der «Vereinigten Nationen» unterstützen. Sie sollten ferner sich bewußt werden, daß ein bei weitem umfangreicheres Programm für internationale wirtschaftliche Zusammenarbeit und Hilfeleistung geschaffen werden muß, damit in eine Weltorganisation auch die vielen jetzt noch rückständigen Gebiete miteingeschlossen werden können.

Die «Vereinigten Nationen» sind zwar eine übernationale Organisation, aber ohne Weltexekutivgewalt. Es liegen jedoch in ihr unbeschränkte Möglichkeiten für die Entwicklung zu einer Weltregierung.

Wenn die Menschheit von der immer wiederkehrenden Bedrohung durch Krieg befreit werden soll, dann ist es unerläßlich, daß sie langsam und mit Geduld auf eine Art Weltregierung hinarbeitet, deren Gewalt in allen das Gemeinwohl betreffenden Fällen die Gewalt der Mitgliedstaaten übertrifft. Solch eine Weltregierung muß aus dem Willen und Glauben der Menschen heraus wachsen. Sie kann durch Beschlußfassungen allein nicht gebaut werden. Sie sollte zum Eckstein der amerikanischen Politik werden. Und jeder Bürger der Vereinigten Staaten sollte sich beständig und mit allen Kräften für ihr Wachstum einsetzen.

*

Die vorliegende Zusammenfassung ist ausführlicher geworden, als es die Schreibende vorhatte. Aber bei Vertiefung in das Dokument erschienen ihr immer mehr Punkte so wichtig, daß sie sie nicht unerwähnt lassen konnte.

Die Verfasser des Dokumentes nennen es einen «vorfühlenden Be-

richt», den sie der allgemeinen Diskussion und konstruktiver Kritik unterbreiten. Sie laden die Öffentlichkeit zu Meinungsäußerungen und zu etwaigen Fragen ein und bitten, alle Zuschriften an das *American Friends Service Committee*, 20 South, 12th Street, Philadelphia 7, Pennsylvania, USA, zu richten.

Jeder, der ein Exemplar des Dokumentes wünscht, kann es von der gleichen Stelle erbitten. Zuschriften werden in englischer, deutscher und französischer Sprache angenommen.

«Selig sind die Friedemacher, denn sie werden Gottes Kinder heißen.» Die Quäker von Philadelphia haben dem Ruf aus der Höhe, der an sie erging, gehorcht. Sie wiederum haben die Welt aufgerufen. Wenn sie sich auch vornehmlich an ihre eigene Regierung, an ihre Landsleute richten, so kann doch ihre Mahnung zur Besinnung, zur Anwendung des Verstandes und zu gutem Willen nur die rechten Früchte tragen, wenn sie von verständigen und gutwilligen Menschen überall gehört wird. Ihre Feststellungen und Vorschläge sollten von Friedensvereinigungen in der ganzen Welt besprochen werden. Und der Widerhall, den ihre weisen und guten Worte finden, sollte ihnen durch Zuschriften kundgetan werden.

Im Anblick des frenetischen Arbeitens der Kriegsmaschine sollte ein Schrei nach Zusammenschluß der Friedenskräfte durch die ganze Welt gehen. Bisher arbeiten sie nur vereinzelt, in schwachen Gruppen. Möchte das Quäker-Memorandum dazu dienen, ihren Zusammenschluß zu fördern. *Alice Herz.*

Zum Andenken an Pfarrer Karl von Greyerz

Am 22. September ist in Bern in seinem 80. Lebensjahr unser Gesinnungsfreund Karl von Greyerz verstorben. Als Sohn des damaligen Pfarrers an der Heiliggeistkirche in Bern geboren und aufgewachsen, hat er nach dem Studium der Theologie die Gemeinden Bürglen, Winterthur, Kandergrund und dann während 17 Jahren die Johanneskirchgemeinde Bern betreut und auch nach seinem Rücktritt vom Pfarramt weiter durch Wort und Schrift an Volk und Kirche gewirkt.

Als Student ursprünglich vom theologischen und politischen Freisinn, wie ihn damals in Deutschland Naumann vertrat, begeistert, hat von Greyerz in lebendiger Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit bald mutig den Kampf gegen die Profitwirtschaft einerseits und den Gewaltglauben andererseits aufgenommen und ihn treu geführt. In Trauer und Dankbarkeit gedenken wir dieses treuen Freundes unserer Bewegung und unserer Zeitschrift. *B. B.*

Die Nachricht vom unerwartet raschen Hinschied unseres lieben Freundes, Karl von Greyerz, bedeutete einen furchtbar harten Schlag für alle, die mit ihm irgendwie verbunden waren, und sein Tod ist ein bleibender Verlust für die ganze religiös-soziale Bewegung. Pfarrer Karl

von Greyerz war eine kraftvolle, lebensprudelnde Persönlichkeit, wie wir solche sehr nötig haben, aber leider nur selten finden. Ihre Eigenart läßt sich nicht rubrizieren, weil sie darin bestand, daß Greyerz dem Leben in seiner großen Mannigfaltigkeit sehr nahe stand. Er war das personifizierte «Unmittelbare», über das Hermann Kutter ein dickes Buch geschrieben hat. Dasselbe erschien im gleichen Jahr, in welchem Greyerz sein Amt in Winterthur angetreten hat (1902). Ein bemerkenswertes Zusammentreffen: Was Kutter schriftlich niederlegte, das hat Greyerz gelebt. Ihm ging das Leben vor der Lehre, das Erleben vor der Reflexion. Kutter sagt im Vorwort: «Leben ersteht da, wo die Persönlichkeit sich zur Gebieterin der Sache erhebt, um selbst am sausenden Webstuhl des Geschehens zu stehen, statt einer listigen Gedankenmaschinerie teilnahmslos oder in ängstlicher Spannung zuzuschauen. Das Leben hegt eine unendliche Vielseitigkeit in seinem Busen, aber man darf ihr nicht das eine auf Kosten des andern entnehmen, sonst zerstört man seine Harmonie.» Ursprüngliches, vielseitiges Leben darf als das Charakteristikum an der Person von Greyerz' bezeichnet werden.

Darum hat er auch oft im Gespräch und in Abhandlungen den ersten Artikel im apostolischen Glaubensbekenntnis hervorgehoben und gesagt: «Eine evangelische Verkündigung hat die Botschaft von dem lebendigen Schöpfergott, dem Herrn des Himmels und der Erde, ebenso dankbar und deutlich zu verkündigen wie die Botschaft von dem Erlösergott und im Gegensatz zu einer blutlosen spiritualistischen Theologie, die diesen Namen eigentlich gar nicht verdient, die Gottgeschaffenheit und darum Heiligkeit auch der natürlichen Dinge und Vorgänge zu verkündigen.» (Bernische Landeskirche im Lichte des Evangeliums 1930–1940, pag. 29.) Greyerz hat mit Nachdruck den Finger auf den ersten Glaubensartikel gelegt, im Gegensatz zu der dialektischen Theologie, welche sich vor allem an dem zweiten Artikel über Jesus Christus orientiert, während die katholische Kirche sich auf den dritten Arikel von der «una sancta catholica ecclesia» stützt. Greyerz bleibt ja keineswegs dabei stehen, aber es ist ihm ein dringendes Anliegen, immer wieder von der Schöpfung auszugehen.

Das hat seine grundlegende Bedeutung zunächst einmal in bezug auf die Wertung des *Menschen*. Diese ist geradezu das Rückgrat der ganzen sozialistischen Haltung des Verstorbenen. Davon zeugt unter anderem die originelle Sammlung von «Laienwünschen an die schweizerische reformierte Landeskirche» (1911). Die Schrift entsprang der Wertschätzung jedes einzelnen Menschen, also auch des Laien als eines Werkes des «Schöpfergottes». Jedem Einzelnen, auch dem einfachsten Menschen gegenüber gebührt Respekt. Darum hat Greyerz auch als Pfarrer sich jedes Einzelnen bis in die kleinen alltäglichen Anliegen angenommen, mit einer unermüdlichen Sorgfalt und Hingabe. Denken wir nur an seine endlosen Bemühungen um den Sieben-Uhr-Ladenschluß, indem er als Leiter der sozialen Käuferliga mit jeder Firma Verträge abschließen

mußte, die aber hinfällig wurden, weil nicht alle mitmachen wollten. Auch steht lebhaft vor unsern Augen seine Mitarbeit an der Friedensbewegung zum Wohl der ganzen Menschheit. Und jedermann, jung oder alt, Mann oder Frau, fühlte mit Freuden die warmherzige, ungezwungene, mit unverwüstlichem Humor gewürzte und darum so wohltuende Menschenfreundlichkeit heraus. So wirkte Greyerz unter der Kanzel, aber auch auf der Kanzel wollte er so reden, daß ihn jeder, auch der einfache Mann, verstehen konnte. Seine Sprache war einfach und deutlich, präzis und anschaulich; es war eine Lust, ihm zuzuhören. Besonders kraftvoll und eindringlich tönte es, wenn er eine Rede in seinem urchigen Berner Dialekt halten konnte.

Jene Ehrfurcht vor dem Schöpfergott, von dem auch in der Gegenwart schaffenden Gott, beeinflußte aber auch die ganze Einstellung zur *Bibel*. In einem 1907 in St. Gallen gehaltenen Referat über den Konfirmandenunterricht beschäftigt sich Greyerz in der ersten Hälfte ausführlich mit dem Wesen des zu unterrichtenden Kindes, wieder ein Beweis für die Wertung des Menschen. In der zweiten Hälfte aber redet der Verfasser über den Unterrichtsstoff und sagt dort: «Eigentlich ist es ein Jammer, daß es in der Christenheit hat dazu kommen können und müssen, daß Gottes Wirklichkeit und Herrlichkeit zu einem Unterrichtsgegenstand erniedrigt worden ist, und wir unterrichts-lehrmäßig in Leitfäden und Katechismen Gottes Güte und Herrlichkeit, Gottes Macht und Liebe abhandeln . . . Denn das ist es denn doch im tiefsten Grunde, was die Bibel von jeder andern schönen, christlichen und außerchristlichen Lieder-Spruch-Sentenzen-Gedichte-Gedankensammlung unterscheidet, daß sie nicht bloße Gedanken und Empfindungen aneinanderreiht, die einzelne Menschen sich über Welt und Gott gemacht haben, sondern daß sie uns mit einer unbeschreiblichen Kraft die Geschichte eines kleinen Völkleins und seiner großen Männer als eine von einer höchsten naturüberlegenen Wirklichkeit geleitete, als eine unwiderlegbare Gottesgeschichte nachempfinden läßt.» Es geht unserem Freund Karl von Greyerz nicht so sehr darum, einem Kind möglichst viel vom überlieferten Stoff beizubringen, sondern darum, «daß wir ihnen (den Kindern) ihr Spürorgan für zukünftige Gotteserfahrungen und Wahrheitsentdeckungen vor Erschlaffung bewahren und möglichst unversehrt durch die Krisis ihres Alters hindurchretten helfen».

«Darum», so sagt Greyerz in dem oben erwähnten Buch über die bernische Landeskirche, «nicht eine Christologie gilt es vorzutragen, sondern Jesum selbst der Gemeinde zu zeigen in der wunderbaren Einheit und Mannigfaltigkeit seines Wesens und Wirkens . . . Wir werden darum in unserer Christusbotschaft nicht mit der Botschaft von der Gottheit Christi beginnen, sondern den Weg mit unsern Gemeinden gehen, den er selber mit den Jüngern gegangen ist, also vom Menschensohn zum Gottessohn, von dem, worin er Mensch war wie wir, zu dem, worin er anders, ganz anders war als wir.»

Nach diesen kurzen, aber bezeichnenden Andeutungen, in denen wir den Entschlafenen selbst wieder zu uns reden ließen, wundern wir uns nicht, daß er dem, was man kurzweg Dogma heißt, wenig Sympathie entgegenbringen konnte. Er sah darin eben schon eine Erstarrung des Lebens, wenig schöpferisches Leben. Diese Überzeugung muß ihn schon als Student erfüllt haben. Ich weiß noch gut, wie er, als wir zusammen in Basel studierten, einmal zu mir sagte: «Weißt du, wir haben eine zweite Reformation nötig, nicht nur die von der Tradition zur Bibel, sondern die von Paulus zu Jesus.» Es darf wohl bei dieser Gelegenheit auf das hingewiesen werden, was Ragaz in seinem neu erschienenen Band VI des Bibelwerkes sagt in dem Kapitel: Paulus und Jesus. Es heißt dort unter anderem (pag. 174) «Nicht darf Jesus durch Paulus, sondern es muß Paulus durch Jesus ausgelegt werden, das heißt, es muß der Verputz des Paulinismus entfernt und das echte Bild des Paulus wieder hergestellt werden.»

Ich halte es für einen Ausdruck pietätvoller Dankbarkeit, wenn wir bei diesem Anlaß auf die geistige Verwandtschaft von Leonhard Ragaz und Karl von Greyerz aufmerksam machen. Wir wollen ja durch diesen Nachruf nichts anderes als das in den uns entrissenen Freunden lebendig Gewordene in uns selbst lebendig erhalten und diesen Lebenskeim weitertragen als ein von Gott geschenktes, geschaffenes und darum unvergängliches Leben. *Lukas Stückelberger.*

Zur politischen Diskussion

In einer Fußnote zu seinem Bericht über die religiös-sozialistische Konferenz in Bentveld schrieb P. Trautvetter im «Aufbau» (Nr. 32, 1949) über die Abwesenheit der tschechischen Delegation:

«Die Herren Professor Linhart und Bischof Nowak aus Prag waren zu unserer Konferenz angemeldet. Das holländische Innenministerium hat ihnen zuerst das Visum verweigert und es dann nachträglich erteilt; aber ihre Teilnahme scheint dann nicht mehr möglich gewesen zu sein. Das ist sehr bedauerlich. Nur muß man sich darüber klar sein, daß, wenn Menschen aus dem Machtbereich der Inquisition reden, man entweder für sie in größter Sorge sein muß oder dann aber — für die Wahrheit. Eines von beiden wäre gefährdet gewesen, die Zeugen oder das Zeugnis. Beides hätte unsere Konferenz schwer belastet.»

Hierzu hat Prof. Linhart, Prag, dem «Aufbau» die folgende Erwiderung zugestellt. Da dieser eine Veröffentlichung derselben abgelehnt und dem Angegriffenen — er steht seit vielen Jahren aktiv in der religiös-sozialistischen Bewegung — somit keine Möglichkeit zu einer öffentlichen Erwiderung gegeben hat, geben wir — einem Wunsche Prof. Linhart's entsprechend — hier unsern Lesern von der Erwiderung Kenntnis:

An die Redaktion des «Aufbaus» in Zürich
Sehr geehrter Herr Redaktor!

Im «Aufbau» Nr. 32 vom 26. August 1949 schreibt Herr Pfarrer Trautvetter in seinem Bericht über die internationale Konferenz der religiösen Sozialisten in Bentveld

auch von der Tatsache, daß die tschechischen Delegierten, ich und der Bischof der «tschechoslowakischen Kirche», Dr. Novák, an dieser Konferenz nicht teilnehmen konnten. Erlauben Sie mir bitte, zu seinen Ausführungen, die uns betreffen, zwei Bemerkungen zu machen.

Die erste Bemerkung betrifft die Geschichte der holländischen Visa für uns. Ich reichte mein Gesuch um das Visum auf der holländischen Gesandtschaft in Prag am 20. Juni ein. Schon am 30. Juni teilte mir die holländische Gesandtschaft mit, daß ich der Instruktion aus Haag gemäß das Visum nicht erhalten werde. Dr. Novák ersuchte um das Visum auch zur Teilnahme als Vertreter der tschechoslowakischen Kirche an der Konferenz für freies Christentum und religiöse Freiheit in Amsterdam (19. bis 26. Juli). Das Visum wurde auch ihm sowie einem andern Delegierten der tschechoslowakischen Kirche trotz mehreren Urgenzen verweigert. Am 6. August erhielt ich von dem «Chargé d'affaires» der holländischen Gesandtschaft in Prag ein Telegramm, in dem er mir mitteilte, daß unser Gesuch um das Visum «infolge eines Fehlers der Administrative» abgelehnt wurde und daß er uns jetzt das Visum erteilen könne. Es ist daraus klar zu sehen, warum es uns nicht möglich war, an der Konferenz, die am 5. August begann, teilzunehmen.

Meine zweite Bemerkung betrifft die unerhört anmaßende und beleidigende Art, in der Herr Pfarrer Trautvetter über uns schreibt. Er sagt, daß wir «aus dem Machtbereich der Inquisition» kämen, daß wir um unserer Bedrohtheit willen nicht frei reden dürften, daß wir uns – um unsere Lage innerlich zu ertragen – seelisch vergewaltigen müßten, daß man entweder für uns in größter Sorge sein müßte oder dann aber – für die Wahrheit. «Eines von beiden wäre gefährdet gewesen, die Zeugen oder das Zeugnis. Beides hätte unsere Konferenz schwer belastet.» Nun, woher nimmt Herr Pfarrer Trautvetter das Recht zu solchen beleidigenden Verdächtigungen? Wir sind als Delegierte der Vereinigung der religiösen Sozialisten in der Tschechoslowakei frei gewählt worden, wir haben von niemand anderem Aufträge für unsere Sendung erhalten, niemand anderer hat ein Interesse geäußert, was wir auf der Konferenz sagen wollen. Ist es christlich, uns zu verdächtigen, daß wir uns «not- und furchtgedrungen der Propaganda unserer Tyrannen zur Verfügung stellen»?

Wir wissen nicht, aus welchem Grunde die holländische Regierung uns unmöglich gemacht hat, an der Konferenz teilzunehmen. Aber aus der Bemerkung Pfarrer Trautvetters, daß unsere Anwesenheit die Konferenz «schwer belastet hätte», geht hervor, daß es auch das Interesse der Leitung der Konferenz war, daß wir daran nicht teilnehmen. Unsere Anwesenheit hätte die Konferenz «schwer belastet». Im März 1948 sagte Pfarrer Trautvetter in den «Neuen Wegen»: «Nun wird der geistige Kontakt auch mit den Tschechen aufhören, denn sie stehen nun unter denen, die alles tun, um diesen Kontakt zu verhindern – in der Tat, das große Verbrechen unserer Zeit» («Neue Wege» 1948, Seite 106). Wer verhindert nun diesen geistigen Kontakt? Wer begeht dieses große Verbrechen unserer Zeit?

Prag, am 1. September 1949.

Prof. Dr. Fr. Linhart.

Der Gegensatz zwischen diesen Stimmen von ostwärts und westwärts des sogenannten «Eisernen Vorhangs» besteht u. E. einerseits in der Auffassung Linharts, daß es keinen andern Sozialismus als den marxistischen gebe, was wir sicher nicht zugestehen können, und anderseits in dem kurzschlüssigen Gesprächsabbruch seitens Trautvetters und seiner engeren Freunde, was auf der Gegenseite sicher ebenso wenig als überzeugungskräftig angesehen werden kann!

Nicht Kurzschlüsse, sondern Kontakte brauchen wir; und solche sollten gerade dann möglich sein, wenn der Kraftstrom im wesentlichen aus der gleichen Kraftquelle kommt. Die Frage bleibt darum gestellt, ob es einen andern als den rein marxistischen Sozialismus gebe und, falls es ihn mancherorts nicht gibt, woher dieses komme. *B. B.*

Weltrundschau

Einseitig? Es sei mir gestattet, dieser Rundschau eine persönliche Bemerkung vorauszuschicken. Man wirft dem Schreibenden vielfach vor, seine Beleuchtung der Weltereignisse sei einseitig, weil sie Licht und Schatten ungleich verteile: das Licht allzu sehr nach der östlich-sowjetischen, den Schatten vorwiegend nach der westmächtlichen Seite hin. Wenn das heißen soll, daß ich mit meiner Darstellung einen *künstlichen* Beleuchtungseffekt erzielen wolle, der die wirkliche Lage verzerre, so muß ich den Vorwurf durchaus ablehnen. Die Einseitigkeit liegt nicht bei mir, sondern in der Natur der Dinge selbst.

Gewiß, ich bejahe und begrüße die in der östlichen Welt, von Prag und Berlin bis Schanghai und Batavia vor sich gehende soziale Revolution, dieses ungeheuerste Zeitgeschehen, aus ganzem Herzen. Aber ich sehe auch klar und beklage tief die damit verbundenen Gewalttätigkeiten und Unmenschlichkeiten (die freilich nicht größer sind als diejenigen, welche die Revolutionierung der westlichen Welt zwischen dem 16. und dem 19. Jahrhundert begleitet haben) und lehne den seelenaustrocknenden Materialismus, der zur maßgebenden Philosophie mindestens der Revolutionen des europäischen Ostens erhoben worden ist, völlig ab, auch wenn er keineswegs verderblicher, höchstens ehrlicher ist als der Materialismus der bürgerlich-kapitalistischen Zivilisation des Westens. Ich bin auch weit davon entfernt, die Methoden der sowjetischen Außenpolitik gutzuheißen; sie widersprechen allzu schroff dem Geist, von dem sich ein sozialistisches Gemeinwesen leiten lassen sollte.

Ich habe aus meiner Meinung über diese Dinge nie ein Hehl gemacht. Aber ich bin daran freilich auch nie hängen geblieben. Die zeitgenössische Weltpolitik dreht sich eben nicht um *diese* Achse. Sie wird nicht von den bösen Kräften beherrscht, die in der russischen und gesamtöstlichen Revolution mitwirken. Sie wird von den dämonischen Mächten beherrscht, die im Kapitalismus des *Westens* tätig sind und die, seit es eine Sowjetunion gibt, die in ihr wirksamen *guten* Kräfte ersticken wollen, womit sie weithin auch für die als Abwehrwaffe gegen außen gedachte Diktatur im Innern der revolutionären Staaten verantwortlich sind. Diese Dynamik des westlichen Kapitalismus, die sein Lebensgesetz ist, *das* ist die alles überschattende Gefahr, die über den Völkern hängt, und die es vor allem andern zu zeigen gilt. Die kommunistische Gefahr erkennt und denunziert ohnehin alle Welt; gegen sie auch von unserer Seite her die westliche Menschheit beständig zu alarmieren, sehe ich bei aller Notwendigkeit, sie am rechten Ort und in der rechten Weise aufzuzeigen, keinen Anlaß. Der systematische Antikommunismus ist ja nun wirklich der große Modegötze dieser Zeit geworden. Ihm glaubt auch bei uns zulande jeder huldigen zu müssen — und in was für hysterischen Formen oft! —, der seine freiheitliche und menschliche Gesinnung öffentlich bekunden will. Und auch unsere sozialdemokratischen und Gewerkschaftszeitungen (mit

wenigen Ausnahmen) wie erst recht unsere frommen Blätter und Blättchen, führen ihren Kampf «für Wahrheit, Freiheit und Recht» sozusagen ausschließlich mit Front gegen die Sowjetunion und den Kommunismus. Ich bin nicht der Meinung, daß sich von dieser Strömung auch die «Neuen Wege» treiben lassen oder ihr auch nur wesentliche Zugeständnisse machen sollten. Es muß auch in der Schweiz noch ein paar Orte geben, wo man dem moralischen Terror, der uns — bei Strafe der Diffamierung als Baalsdiener oder Kryptokommunisten — zur Gleichschaltung mit dem großen Haufen zwingen will, kräftig widersteht! Wollten auch wir in den Massenchor des Antikommunismus einstimmen, so würden wir nur — wie es leider so viele Gutgläubige tun — die Geschäfte derer besorgen helfen, die mit ihrem «Haltet den Dieb!» von der wahren, der entscheidenden gesellschaftlichen Aufgabe unserer Zeit abzulenken suchen: von der sozialen Revolution, die auch die westliche Welt und mit den *ihr* gemäßen Mitteln vollziehen muß.

Auf diese Aufgabe die Aufmerksamkeit immer wieder hinzulenken und den Kampf zwischen Revolution und Gegenrevolution als das zentrale Thema der Zeitgeschichte verstehen zu lehren — *das* haben wir als unseren Auftrag für die «Neuen Wege» angenommen, die sich «Blätter für den Kampf der Zeit» nennen. In diesem Kampf *Stellung zu beziehen*, eindeutig und auf der rechten Seite Stellung zu beziehen — was, nochmals sei es gesagt, nicht einfach für die Politik der Sowjetunion, wohl aber für die Sache der sozialistischen Revolution und wider die Gegenrevolution, für die Sache des Friedens und gegen die Kriegskräfte Partei ergreifen heißt —, das ist für uns eine Selbstverständlichkeit. Wer das einseitig heißt, dem wollen wir gar nicht widersprechen; die Wahrheit ist immer einseitig und liegt auch hier nicht «in der Mitte», wie ein der Fähigkeit zu sauberer Entscheidung entwöhntes, neutralistisches Denken so gern annimmt. Wer uns auf diesem Weg nicht zu begleiten vermag, mit dem wollen wir nicht weiter rechten. Jeder folge dem Licht, das *er* sieht. Wer aber, wie unlängst von Seiten eines Pfarrers wieder geschehen, behauptet, die «Neuen Wege» stünden «im Dienst eines der abscheulichsten Despotismen unserer Zeit und seiner Propaganda», dem sagen wir ganz einfach: Das ist Verleumdung!

Aber nun zu den konkreten Geschehnissen, die sich in der Welt draußen in den letzten vier Wochen abgespielt haben!

Atomkrieg in Sicht? Das weitaus ernsteste Ereignis der Berichtszeit ist unstreitig die von amerikanischer Seite enthüllte Tatsache, daß nun auch die *Sowjetunion* hinter das Geheimnis der Herstellung von *Atombomben* gekommen ist. Noch herrscht zwar, trotz den russischen «Geständnissen», über die näheren Umstände der Atomexplosionen irgendwo in der Sowjetunion völlige Unklarheit, und wahrscheinlich wird es noch manches Jahr gehen, bis die Sowjettechnik den amerikanischen Vorsprung in der Erzeugung von

Atombomben eingeholt haben und dann auch — was noch eine Sache für sich ist — die Mittel besitzen wird, um sie über oder in Amerika loszulassen. (England liegt schon heute im Bereich russischer Atombombenflugzeuge.) Aber die Tatsache selbst, daß das amerikanische Atombombenmonopol gebrochen ist, scheint festzustehen, und es handelt sich für die Beteiligten «nur» mehr darum, die Folgerungen aus dieser Umwälzung der Lage zu ziehen. Welcher Art werden sie wohl sein?

Die erste Folgerung, die aus der neuen Lage gezogen werden muß, und die vor allem England und Amerika angeht, drängt sich eigentlich von selber auf. Sie lautet kurz und einfach: Die auf den amerikanischen Alleinbesitz der Atombombe begründete Politik, die von der Sowjetunion die Unterwerfung unter die Bedingungen des «amerikanischen Friedens» erpressen wollte, ist gescheitert. Was Churchill — und er war ja nur der Sprecher der westmächtlichen Aktivisten überhaupt — noch in seiner letzten Bostoner Rede so offen gefordert hatte, daß nämlich die Westmächte «eine Präventivkrise erzeugen (müßten), die nötigenfalls zum Präventivkrieg führt», um eine Regelung mit dem Kreml zu erzwingen, bevor dieser ebenfalls Atombomben habe, das ist nunmehr gegenstandslos geworden. Es hätte zwar schon bisher einleuchten sollen, daß ein präventiver Atombombenangriff auf Rußland nur die außerhalb der Sowjetgrenzen stehenden russischen Armeen antreiben müßte, sich nach Westen hin in Bewegung zu setzen und damit den zu verhindernden Krieg erst recht auszulösen. Aber das scheint keineswegs allen westlichen Strategen und Staatsmännern klar gewesen zu sein[1]. Jetzt *muß* man es zur Kenntnis nehmen, daß sich die Russen nichts abzwingen lassen, vielmehr sofort mit der gleichen Waffe zurückschlagen würden, falls man sie «vorbeugenderweise» mit Atombomben angreifen sollte.

Aber mit dieser Erkenntnis ist noch nicht viel gewonnen. Es könnte ja doch auch sein — und viele Beobachter befürchten es schon längst —, daß nun zwischen Rußland und Amerika erst recht ein verzweifeltes allgemeines und *Atomwettrüsten* anhöbe, das beide Teile in die schwerste Versuchung führen müßte, von sich aus loszuschlagen, um der Gefahr der Vernichtung durch einen Blitzatomangriff der anderen Seite zu entgehen. Für die Vereinigten Staaten muß diese Versuchung besonders groß sein, nicht nur weil sie — wie man in maßgebenden Kreisen glaubt — für etwa zwei Jahre «noch über eine mehrfache Überlegenheit auf dem Gebiet der Atombombe» verfügen (Meldung der «Neuen Zürcher Zeitung» aus

[1] Wie geläufig namentlich gewissen amerikanischen Militärkreisen die Vorstellung vom «vorbeugenden» Atomkrieg gegen die Sowjetunion war, bezeugt auch ein ungenannter, aber offenkundig mit Material aus erster Hand versehener Korrespondent des «New Statesman», der in der Nummer vom 1. Oktober in einem hochinteressanten Rückblick auf die innere Geschichte der Chinapolitik der Vereinigten Staaten feststellt, daß seinerzeit «hohe militärische Persönlichkeiten» die Kuomintangführer von der Möglichkeit eines Präventivkrieges gegen Rußland unterrichteten und dadurch deren Bereitschaft zu Reformen oder zu einer Verständigung mit den Kommunisten zerstörten.

Washington vom 2. Oktober), sondern auch weil Amerika mit seiner dichteren Bevölkerung und stärker massierten Industrie viel verwundbarer ist als die Sowjetunion. Und tatsächlich haben die zuständigen USA-Körperschaften auch bereits beschlossen, die Produktion von Atombomben nun erst recht zu forcieren, so wie es sicher kein Zufall ist, daß gleichzeitig beide Häuser der amerikanischen Bundesversammlung die Kredite für die Rüstungshilfe an Westeuropa, die bisher besonders im Abgeordnetenhaus auf starken Widerstand gestoßen waren, im vollen von der Regierung geforderten Umfang bewilligt haben. Was aber aus einem solchen Wettrüsten hervorgehen mag, kann man nur mit Grauen ahnen.

Wollen die beiden feindlichen Mächtegruppen den darin liegenden tödlichen Gefahren ausweichen, dann bleibt ihnen eben nur der Weg der *Verständigung* über die hauptsächlichen zwischen ihnen stehenden Streitpunkte übrig. Der Verständigung, sagen wir, nicht einfach der Unterwerfung der Sowjetunion unter die Politik des «containment», der Zurückdrängung und Niederhaltung, wie sie die Vereinigten Staaten seit Roosevelts Tod gegenüber Rußland immer konsequenter betreiben. Dabei wird es längst nicht mehr genügen, bloß eine Verständigung über die internationale Kontrolle der Atomkraft zu erzielen, schon darum nicht, weil hinter der Atombombe — wenn wir den Sachverständigen glauben dürfen — noch viel grauenhaftere Massenvernichtungswaffen stehen, die sich bei der verhältnismäßigen Einfachheit ihrer Herstellung jeder internationalen Überwachung entziehen. Aber auch wenn man versuchen wollte, wie dies jetzt wieder geschieht, sich zunächst auf die Kontrolle der Atomkraft zu beschränken, so könnte das nicht mehr auf der Grundlage des im wesentlichen durch die UNO übernommenen amerikanischen (Baruch-)Planes erfolgen, der eben allzu sehr auf die Interessen der Vereinigten Staaten zugeschnitten war. Dieser Plan hätte ja — wir erinnern an das tapfere Buch des britischen Atomforschers und Nobelpreisträgers Blackett, das die offiziellen Kreise in England und Amerika so wütend machte — schon auf den ersten Stufen seiner Ausführung die amerikanische Flugwaffe mit einer vollständigen Zielkarte für die sowjetischen Industriewerke ausgestattet, deren Standort geheimzuhalten für die Russen eine entscheidende Maßnahme ihrer Landesverteidigung darstellt. Und er hätte darüber hinaus die Sowjetunion völlig von den Beschlüssen einer ihr feindlich gesinnten Mehrheit der Atomkraftbehörde abhängig gemacht, auch in bezug auf die zivile Verwendung der Atomenergie, bei der angesichts der gewaltigen Entwicklung der nichtatomischen Energiequellen — Kohle, Öl, Elektrizität usw. — in den Vereinigten Staaten die Interessen Rußlands denjenigen Amerikas weithin entgegengesetzt sind. Der immer wieder an die Sowjetunion gerichtete Vorwurf, sie wolle eben einfach nicht ihre nationale Souveränität zugunsten einer internationalen Rechts- und Friedensordnung aufgeben, ist unter diesen Umständen eitel Heuchelei. Wären die Russen seinerzeit auf den Baruchplan eingetreten, dann säßen sie jetzt hilflos in der Falle und könn-

ten nicht ihrerseits, wie die Amerikaner schon seit Jahren, die Atombombe in die Waagschale der internationalen Verhandlungen werfen. Jetzt sind die Gewichte, wenn auch noch nicht gleich, so doch viel weniger ungleich verteilt, und man könnte sich vorstellen, daß sowohl die Sowjetunion wie die Vereinigten Staaten Gründe hätten, um zu einer Generalbereinigung der hängigen Konfliktsfragen eher die Hand zu bieten, als dies bisher der Fall war. Die Aussicht auf einen neuen Krieg, der nun wirklich keine «Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln» mehr sein könnte, sondern nur noch eine phantastische Orgie der Selbstvernichtung Europas und Amerikas, sollte auf jeden Fall geeignet sein, die verantwortlichen Regierungen endlich zum beschleunigten Handeln anzutreiben — sofern man überhaupt noch auf Vernunft und Gewissen von Regierungsmännern irgendwelche Hoffnungen setzen will.

Pfund und Dollar Der Schock, den die westliche Welt durch die «Bombennachricht» aus Rußland bzw. Amerika erlitten hat, findet ein gewisses Gegenstück in der Erschütterung, der sie acht Tage zuvor auf wirtschaftlichem Gebiete durch die *Abwertung des britischen Pfunds* und einer langen Reihe anderer schwacher Währungen ausgesetzt war. Die Pfundabwertung konnte, wenn England nicht bereit war, militärisch abzurüsten und dadurch große Geldmittel und Kräfte für die zivile Produktion freizumachen, tatsächlich kaum mehr vermieden werden, sollte die britische Wirtschaft imstande sein, durch vermehrte Ausfuhr von Industrieerzeugnissen nach den Vereinigten Staaten die lebenswichtigen Rohstoffe und Lebensmittel zu bezahlen, die sie aus dem Dollargebiet beziehen muß. Aber sie bleibt eben dennoch das Eingeständnis der Unfähigkeit der Labourregierung, die Wirtschafts- und Finanzkrise Englands, trotz dem erstaunlichen Aufschwung seiner Produktion, mit sozialistischen Methoden zu überwinden; unter dem Druck der Beherrscher von Finanz und Industrie diesseits und jenseits des Ozeans sah sie sich vielmehr gezwungen, zu einem *kapitalistischen* Auskunftsmittel zu greifen, dessen Unehrlichkeit in Zweck und Vorbereitungsart nur mit der Fragwürdigkeit seiner Wirkung konkurrieren kann.

Es hätte zwar *noch* schlimmer kommen können, als es tatsächlich gekommen ist; auf konservativer Seite spekulierte man ja recht offen darauf, daß die Labourregierung, wie in der MacDonald-Krise von 1931, gleich auch die Sozialpolitik abbauen und der britischen Wirtschaft eine Dosis «gesunder» Arbeitslosigkeit (zum Zwecke des Lohndruckes und der Produktionsverbilligung) verordnen werde, worauf dann eine Spaltung der Labourpartei und die Bildung einer Koalitionsregierung unter dem alten Churchill erfolgen werde, der schon vor der Abwertung öffentlich erklärt hat, er fühle sich dazu berufen, «seine letzten Kräfte der Errettung des Landes von der sozialistischen Bedrückung zu widmen». Das ist nun zwar glücklich vermieden worden; ob aber die Abwertung auf die Länge nicht dennoch Großbritannien auf den Weg zum «rettenden» Wirt-

schaftsliberalismus zurückführen wird, das bleibt ebenso abzuwarten wie die Wirkung des Abwertungsexperimentes auf den bevorstehenden großen Wahlkampf zwischen Labourpartei und konservativ-liberalem Bürgertum. Eine erneute Herabdrückung der Lebenshaltung der Arbeiter- und Angestelltenbevölkerung, insbesondere auch der Sozialrentner und Kleinsparer, wird trotz dem heroischen Verzicht der Gewerkschaften auf Lohnforderungen auf keinen Fall zu vermeiden sein; es wäre wirklich das erstemal, daß der Anfangsvorteil einer Abwertung — gesteigerte Ausfuhr — nicht durch ihren schließlichen Dauernachteil — Erhöhung des Preisstandes — ausgeglichen würde.

Was aber in dem größeren weltpolitischen Zusammenhang, in den die Abwertung hineingestellt werden muß, besonders wichtig ist: sie vermehrt die Abhängigkeit des britischen Sozialismus vom amerikanischen Kapitalismus und Imperialismus noch weiter. Die *wirtschaftliche* Abhängigkeit zunächst: Statt die Einfuhr aus dem Dollargebiet und die notwendige Ausfuhr dorthin auf das geringstmögliche Maß zu beschränken, also den Warenaustausch mit anderen Währungsgebieten, namentlich auch dem Rubelblock, zu steigern, stellt sich England jetzt ganz einseitig auf die Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten ein und bindet damit sein wirtschaftliches Schicksal noch enger an dasjenige Amerikas, als das schon bisher der Fall war. Und das heißt natürlich: auch sein *politisches* Schicksal. In begründeter Besorgnis schreibt der «New Statesman»:

«Die gegenwärtige Entschlossenheit, die engstmögliche politische und militärische Zusammenarbeit mit den Vereinigten Staaten gegen die Sowjetunion herzustellen, hat unsere politischen und unsere militärischen Interessen in flagranten Widerspruch zueinander gebracht. Auf Grund des Atlantikpaktes erstreben wir eine immer engere gegenseitige Abhängigkeit im Verhältnis zur Neuen Welt, während alle wirtschaftlichen Überlegungen verlangen, daß wir unsere Abhängigkeit von ihr verringern. Es war kein Zufall, daß Sir Stafford Cripps bei seiner Washingtoner Sendung von Bevin begleitet war. Dessen Besprechungen mit Acheson erinnerten daran, daß Großbritannien im Mittleren Osten, in Afrika, Indien, Südostasien und nun auch in Hongkong die ausschließliche militärische Verantwortung für eine Politik trägt, die tatsächlich eine gemeinsame englisch-amerikanische Verpflichtung darstellt. Um diese Verpflichtungen einseitig auszuführen, geben wir dieses Jahr 800 Millionen Pfund aus, und im nächsten Jahr wird die Rechnung wahrscheinlich noch höher sein. Die Anwesenheit von 25 000 britischen Soldaten in Hongkong und der Umstand, daß Bevin keine amerikanischen Verstärkungen verlangt hat, sprach zweifellos stark zugunsten einer sympathischen Haltung Amerikas gegenüber Großbritannien in dessen gegenwärtigen Wirtschaftsschwierigkeiten ... Aber jetzt, da uns die Abwertung aufgezwungen ist, ist die Zeit gekommen, zu fragen, ob die Sonderstellung gegenüber Amerika, die Bevin durch seine Außenpolitik für unser Land erwirkt hat, wirklich die kolossalen Opfer wert ist, die sie erheischt.»

Die Zeit wäre allerdings gekommen; aber machen wir uns keine Illusionen: unter der *gegenwärtigen* Führung der Labourpartei wird die Außenpolitik Großbritanniens keine entscheidende, befreiende Änderung erfahren. Wenn man den einläßlichen, wohlbelegten Bericht liest, den Koni Zilliacus über die abstoßenden, durch und durch undemokratischen Begleiterscheinungen seines Ausschlusses aus der Labourpartei veröffent-

licht hat[2] — er spricht von einer «Kombination konservativer Außenpolitik mit kommunistischer Parteidisziplin» —, dann wird es einem vollends klar, daß die Labourregierung in der internationalen Politik einfach die Sachwalterin der konservativen Empire-Interessen ist. Traurig genug, daß, wie Zilliacus sagt, «der Preis der Mitgliedschaft in der Labourpartei heute darin besteht, daß man gegenüber Bevins Selbstmordpakt mit Churchill taubstumm sein muß!»

Das alte Deutschland Die Früchte dieser verhängnisvollen Politik reifen nicht zuletzt in *Deutschland* schnell heran. Denn wie sehr auch die Westmächte hoffen mögen, die von ihnen geschaffene *Westdeutsche Bundesrepublik* gegen die Sowjetunion ausspielen zu können: sie werden sicher wenig Freude an diesem ihrem Geschöpf erleben, dessen Arroganz ihnen schon bei seinen ersten Gehversuchen nicht geringen Verdruß bereitet hat. In Theodor Heuß hat die Bonner Republik zwar einen anständigen und kultivierten Präsidenten bekommen — ich habe ihn einstens, zu Naumanns Zeiten, gekannt —, aber daß Dr. Heuß als Reichstagsabgeordneter am 23. März 1933 durch seine Zustimmung zu der Aufhebung der verfassungsmäßigen Rechte der deutschen Volksvertretung Hitler in den Sattel setzen half, erweckt eben doch wenig Vertrauen in seine Fähigkeit, die *neue* Verfassung gegen *neue* Staatsstreichunternehmungen zu schützen. Bedenklich ist auch, was die Berliner Wochenschrift «Deutschlands Stimme» (vom 23. September) von Heuß berichtet: daß er nämlich in der «Hilfe» (Naumanns ehemaligem Organ) von Hitlers Angriff auf Polen, den er lebhaft begrüßte, bis mindestens 1941 den nazistischen Krieg durchaus unterstützte und unter anderem auch für «Das Reich» des Herrn Goebbels schrieb.

Und dann gar der Bundeskanzler Adenauer! Der ist doch der typische reaktionäre Geschäftspolitiker der Weimarer Zeit, der nicht allein durch seine Verbindung mit den rheinischen Separatisten — die ihre «Erzherzogtümer» unter französischen Schutz zu stellen gedachten —, sondern auch sonst gezeigt hat, daß ihm die Klasseninteressen des «freien Unternehmertums» über die Freiheit und Wohlfahrt der Gesamtnation gehen. Die von ihm geführte Regierung besteht denn auch ganz überwiegend aus erprobten Klerikal-Konservativen und sonstigen Rückwärtsern, die auf fatale Weise an ihre Vorgänger in der ersten Republik erinnern. «Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten», möchte man beim Anblick dieser Mannschaft ausrufen, wüßte man nicht, daß es für die Geschäftsführer der alten und neuerstandenen Herrenklasse, die Deutschland und Europa zweimal ins Unglück gestürzt hat, in *einem* Punkt gewiß kein Schwanken gibt: in der Entschlossenheit, des Deutschen Reiches Macht und Herrlichkeit um jeden Preis wieder aufzurichten, auch wenn die Welt darüber in Stücke gehen sollte.

[2] K. Zilliacus, Why I was expelled. Collet's Holding Ltd., London.

Ganz bezeichnend für die Geistesverfassung des «neuen» Deutschland ist ja die Szene, die sich in einer der ersten Sitzungen des westdeutschen Bundestags abspielte: Als der Kommunist Reimann in keineswegs herausforderndem Ton von der Oder-Neiße-Grenze als einer «Grenze des Friedens» sprach, da geriet das hohe Haus, wie ein Berichterstatter sich ausdrückt, völlig «außer Rand und Band», und es hagelte nur so Proteste, Beschimpfungen und Ordnungsrufe auf das Haupt des Unglücklichen, der es gewagt hatte, die «nationalen Gefühle» aller guten Deutschen so unerhört zu verletzen. Nun braucht man ja die Ausdehnung Polens nach Westen hin (zum Ersatz für seine an Rußland verlorenen, von Nichtpolen bewohnten östlichen Gebiete) keineswegs als der Staatsweisheit letzten Schluß anzusehen, trotz allem Fürchterlichen, das die Polen von Deutschland erlitten haben, um dennoch zu wissen, daß *ein* Unrecht nicht durch ein zweites gutgemacht werden kann und daß die Deutschen ihre ehemaligen Ostprovinzen höchstens durch einen neuen Krieg zurückzugewinnen vermöchten. Denn daß die Sowjetunion, um sich mit Deutschland zu verständigen, Polen opfern würde, ist doch nicht anzunehmen, um so weniger, da sie sich gerade jetzt anschickt, als Gegenzug gegen die Errichtung eines westdeutschen Staates durch die Westmächte nun ihrerseits einen besonderen *ostdeutschen Staat* zu schaffen[3]. Und trotzdem ist die Wiederherstellung der alten deutschen Grenzen, die womöglich auch Österreich und das Sudetenland einzuschließen hätten, einer der ersten Programmpunkte der westdeutschen Republik. Soll sich also die Geschichte des deutschen Nationalrevisionismus der zwanziger und dreißiger Jahre, der Hitler zur Macht führte, wiederholen? Und hat die Bismarcksche Losung, daß Deutschland nur «mit Blut und Eisen» geeinigt werden könne,

[3] Die *Deutsche Demokratische Republik* ist inzwischen bereits ausgerufen worden. Die Russen konnten der Bildung des westdeutschen Staates tatsächlich nicht länger untätig zusehen, ohne recht unangenehme Rückwirkungen auf die Ostzone zu riskieren. Ob die Erwartungen, die sie an die Schaffung der ostdeutschen Konkurrenzregierung knüpfen, sich erfüllen werden, bleibt freilich höchst fragwürdig; der neue Staat krankt vor allem daran, daß hinter ihm nur eine geringe Minderheit der ostdeutschen Bevölkerung aus wirklicher Überzeugung steht. Wenn man nun aber demgegenüber die westdeutsche Bundesrepublik als «wirklich demokratisch» zustandegekommen rühmt, so muß man dann doch vor Illusionen warnen. Rein formal sind die Wahlen, aus denen der westdeutsche Staat hervorgegangen ist, gewiß frei gewesen, aber was den Wahlen *vorausging* und ihr Ergebnis absolut bestimmte, nämlich die Meinungs- und Willensbildung der Bevölkerung, war das genaue Gegenteil von frei. Es waren vielmehr die alliierte Militärdiktatur, die industriell-kapitalistischen Besitzinteressen und die römisch-katholische Kirche, also Mächte von durch und durch demokratiewidrigem Charakter, die mit ihren allbeherrschenden Einflußmitteln vier Jahre lang die öffentliche Meinung der westdeutschen Bevölkerung geformt und gemodelt haben, bis sie reif für die «freien Wahlen» vom Sommer 1949 war. Das weiß man in der Ostzone nur zu genau und fühlt sich darum in puncto Demokratie gegenüber dem Westen durchaus nicht minderwertig; im Gegenteil, man erklärt es für grundsätzlich unmöglich, daß unter bürgerlich-kapitalistischem Regime überhaupt wirkliche Demokratie gedeihe und macht sich daher zunächst einmal an die Schaffung der wirtschaftlich-sozialen Voraussetzungen für das Funktionieren einer rechten Demokratie, sei es auch — und das ist nun die Illusion *dieser* Auffassung — mit den Mitteln der politischen Diktatur.

noch immer nicht genug Unheil angerichtet? Es liegt vor allem an den Regierungen der Westmächte, darauf zu antworten. Die West*völker* aber müssen sich in ruhiger Entschlossenheit bereit machen, ihren Regierungen in den Arm zu fallen, wenn diese verblendet genug wären, einem unbelehrten, unbekehrten Deutschland abermals seine «große Chance» zu geben, so wie sie es schon nach dem ersten Weltkrieg der Weimarer Republik wie dem Dritten Reich gegenüber getan haben!

Moskaus schwere Hand Angesichts der unbegrenzten Möglichkeiten, die in der mitteleuropäischen Lage beschlossen sind, glaubt die Sowjetunion ihren Griff um *Osteuropa* neuerdings verstärken zu müssen. Denn das ist es ja, was hinter den sonst unverständlichen Entwicklungen in den Ländern der sowjetischen Einflußzone steht: der Wille, den Ostblock wirtschaftlich wie militärisch und politisch zu einer fugenlosen Einheit hartzuschmieden und die Unterordnung der osteuropäischen Volksrepubliken unter die in Moskau festgelegte Gesamtpolitik der slawisch-kommunistischen Welt gegen alle Selbständigkeitsgelüste unbedingt sicherzustellen. Gegenüber *Jugoslawien* ist das dem Kreml bisher nicht gelungen. Im Gegenteil: auf die Politik planmäßiger Verleumdung und Isolierung, welche die Kominformstaaten dem unbotmäßigen Jugoslawien gegenüber betreiben, antwortet dieses mit einer ebenso geschickten wie wirksamen Gegenpropaganda, die den Nachdruck auf die revolutionär-sozialistische Linie legt, die das neue Jugoslawien unerschütterlich einhalte. Und wenn man auch das Zusammenspiel Jugoslawiens mit den Westmächten an der gegenwärtigen UNO-Tagung in Neuyork nur mit Unbehagen beobachten kann, so wird man doch zugeben müssen, daß die tiefgreifende Umgestaltung der jugoslawischen Wirtschaft und Gesellschaft in der Richtung auf den Sozialismus hin das Regime Tito vor dem Verdacht schützt, es verfolge in Wirklichkeit gegenrevolutionär-kapitalistische Ziele und gehe längst darauf aus, Jugoslawien zu einem Stützpunkt der Westmächte in ihrem Kampf gegen die Sowjetunion zu machen.

Das Ansehen Jugoslawiens in der antikapitalistischen Welt ist jedenfalls trotz allen Kominformbemühungen bisher unerschüttert geblieben, und die Regierung Tito scheint auch im jugoslawischen Volk selbst durchaus den nötigen Rückhalt zu haben. Darum jetzt der neue Schlag, zu dem die Sowjetführung — oder die ungarische Regierung in ihrem Dienst — ausgeholt hat: der *Prozeß gegen die «Rajkbande»*. Es mag durchaus sein, daß von den zahllosen Beschuldigungen, die gegen Rajk und Genossen erhoben worden sind, der eine oder andere Punkt vor einem unparteiischen Gericht bewiesen werden könnte. Aber von den entscheidenden Anklagen, daß nämlich diese Kommunisten und Sozialisten, die bisher an höchsten Stellen standen, in Wahrheit «trotzkistische Schurken» gewesen seien, die als Agenten Horthys und Hitlers schon seit 1932 gewühlt und nun im Auftrage Titos und der Westmächte sogar einen zum Glück noch

in letzter Minute vereitelten Staatsstreich, ja die Ermordung führender ungarischer Politiker vorbereitet hätten — davon glaube ich kein Wort[4]. Die hundertfünfzigprozentigen Geständnisse der Angeklagten sind offenkundig vorher verabredet worden, sei es, daß sie unter Zwang erfolgten, sei es, daß sie in jenem kommunistischen Selbsterniedrigungsdrang, der uns so schwer verständlich ist, freiwillig gemacht wurden, im Gegensatz zum Prozeß Mindszenty, wo der Hauptangeklagte nur zugab, was er unbedingt *mußte*, und auch das noch nach Kräften bagatellisierte. Es ist wirklich politische Zweckjustiz schändlichster Art, was diesen zweiten Budapester Prozeß kennzeichnet. Und wenn es schon richtig sein wird, daß der Prozeß Rajk das Ende der «volksdemokratischen» Periode in Osteuropa mit ihrer Kompromiß- und Koalitionspolitik und den Anfang einer neuen Aera rücksichtsloser Diktatur auch für die russischen Gefolgsstaaten bedeutet, so gibt man sich in Moskau doch bestimmt keine Rechenschaft von dem schweren, vielleicht unheilbaren Schaden, den sich die Sowjetunion mit dem Budapester Prozeß und ihrem ganzen Feldzug gegen Jugoslawien selber zugefügt hat.

Wie sich das Verhältnis zwischen den Kominformländern und Jugoslawien weiterhin gestalten wird, ist freilich noch gänzlich unklar. Beim Abbruch der politischen und wirtschaftlichen Beziehungen, der zwischen beiden Teilen nun tatsächlich erfolgt ist, wird es jedenfalls kaum bleiben, und man wird gut tun, sich auf allerlei Gewaltaktionen gefaßt zu machen, die um Jugoslawien herum geschehen werden, besonders wenn etwa die griechischen Regierungstruppen, wie das die Athener Nationalisten längst fordern, in *Albanien* einmarschieren sollten und Jugoslawien in den dadurch heraufbeschworenen internationalen Konflikt hineingezogen würde. Es riecht auf dem Balkan bedenklich nach Pulver!

Der Kampf um Asien Denken wir aber immer daran, daß die eigentlichen Weltentscheidungen vor allem in Asien fallen werden. Und daß hier die Westmächte von einer Niederlage zur anderen schreiten, während die Sowjetunion moralische Eroberungen größten Stiles macht, das ist ja völlig mit Händen zu greifen. Typisch bleibt vor allem die Entwicklung in *China*, wo sich der Zusammenbruch des alten Regimes mit eherner Folgerichtigkeit vollzieht. Nachdem die Provinz Jünnan schon vor Wochen von der Kuomintangregierung abgefallen ist, was die Rote Armee bis unmittelbar an die Grenzen Indochinas und Burmas herangebracht hat, sind nun drei weitere Provinzen, Sujyan, Ningsia und Sinkiang, mit einem Gebiet von 800 000 Quadratkilometern, ins kommunistische Lager übergegangen, so daß der Herrschaftsbereich der «nationalen» Regierung heute auf die südöstlichen

[4] Von Tibor Szoenyi (alias Dr. med. Hoffmann) z. B., der jahrelang an der Zürcher Nervenpoliklinik gearbeitet hat, versichern Leute, die ihn kannten, er sei der anständigste Mensch von der Welt und von ausgeprägter Selbstlosigkeit und Hilfsbereitschaft.

Reichsteile beschränkt ist, die nur zu bald ebenfalls von den Volksarmeen besetzt sein werden. Die Ausrufung der *Chinesischen Volksrepublik*, mit Sitz in Peking und Mao Tse-Tung, dem «chinesischen Lenin», als erstem Präsidenten, entspricht jedenfalls einer unbezweifelbaren Realität, die anzuerkennen auch die Westmächte kaum mehr lange aufschieben können.

Wir stehen damit wiederum vor einem weltgeschichtlichen Ereignis erster Ordnung und zugleich vor einer außerordentlich bedeutsamen Machtverschiebung in Ostasien. Am stärksten empfindet man die geschehene Umwälzung natürlich in den Vereinigten Staaten, die sich die Stützung des Kuomintangregimes drei Milliarden gute Dollar haben kosten lassen — fast zwei Milliarden Hilfsgelder und dazu Überschußmaterial aus dem Krieg im Wert von über einer Milliarde Dollar —, nur um jetzt den gänzlichen Bankerott ihres Unternehmens feststellen zu müssen. Dabei hat man in Amerika nicht einmal den Trost, daß die eigene Intervention in China eben von einer wirksameren russischen Gegenintervention durchkreuzt worden sei. Das amerikanische Regierungs-Weißbuch über China gibt vielmehr selber verschiedene Botschaftsberichte wieder, die ausdrücklich darauf hinweisen, daß «wenig, wenn überhaupt irgendein Beweis für materielle Hilfeleistung» der Sowjetunion an die chinesischen Kommunisten vorliege, und daß man auf amerikanischer Seite nicht behaupten könne, «Sowjetsoldaten und -techniker nähmen wirklich am Bürgerkrieg im kommunistischen Lager teil.» Und doch sieht man in Amerika die eigene Niederlage in China als Sieg der Sowjetunion an. «Ein großes weltpolitisches Unternehmen des mächtigsten Landes der Erde», so schreibt in der Neuyorker «Nation» der hervorragende Asienkenner Owen Lattimore,

«ist ohne erkennbare Bemühung von einem Lande zum Scheitern gebracht worden, dessen industrielle Leistungsfähigkeit nur etwa einen Fünftel bis einen Viertel derjenigen der Vereinigten Staaten beträgt. Auf der Seite, welche die tätige, wenn auch fehlgeleitete Unterstützung mehrerer tausend Amerikaner hatte, stehen amerikanische Ideale und Ideologien und amerikanisches Ansehen auf dem niedrigsten Stand, der in einem Jahrhundert amerikanischer Beschäftigung mit China verzeichnet wurde. Auf der Seite, auf der bisher kein sichtbares russisches Personal festgestellt werden konnte, stehen russische Ideale und Ideologien und russisches Ansehen auf einer nie gekannten Höhe. Die russische Nichtintervention hat sich mit Hilfe der amerikanischen Intervention durchgesetzt.»

Owen Lattimore plädiert lebhaft für eine gründliche Umstellung der amerikanischen China- und Asienpolitik:

«China ist eine Tatsache. Die chinesischen Kommunisten sind eine Tatsache. Es ist Tatsache, daß Rußlands Kraft geballt und entwicklungsfähig bleibt, und daß kein erkennbarer Teil davon auf China abgelenkt worden oder dort festgelegt ist. Eine neue amerikanische Politik in Asien muß mit dem Eingeständnis beginnen, daß diese Tatsachen nicht aus der Welt geschafft oder korrigiert werden können, weder mit der Taktik des Zuckerbrots noch mit derjenigen der Peitsche.»

Leider besteht wenig Aussicht, daß dieser Ruf an maßgebender Stelle gehört werde. Alle Berichte über die Verhandlungen, die jüngst in Wa-

shington zwischen Bevin und Acheson gepflogen worden sind, stimmen darin überein, daß sich die Außenminister der beiden angelsächsischen Reiche neuerdings auf eine *scharf antikommunistische und antisowjetische Linie* für Asien geeinigt haben. «Finanzielle und wirtschaftliche Hilfe für alle Staaten und Kolonien, die sich im Machtbereich der Westmächte befinden, militärische Hilfe für Siam, Burma und andere Staaten in Asien sowie umfangreiche wirtschaftliche Investierungen in Indien und Pakistan», das seien, so läßt sich die «Neue Zürcher Zeitung» (unter dem 15. September) aus London melden, «die Grundpfeiler der gemeinsamen angelsächsischen Politik in Asien», die zwischen Bevin und Acheson vereinbart worden sei. Also im Grunde, trotz etwelcher Verbrämung mit Redensarten über «modernere Methoden», die im Kampf gegen den Kommunismus angewandt werden müßten, der alte, unselige Imperialismus, der auch künftighin, allen bitteren Erfahrungen zum Trotz, betrieben werden soll, in Asien wie in Europa, mit der Aussicht, daß ein Aufeinanderprallen der beiden um die Weltmacht ringenden Staatenblöcke immer unvermeidlicher wird. Und keine Kraft ist da, die sich diesem Kurs entgegenstemmen und die nahende Katastrophe abwenden könnte!

Dritte Kraft? Denn nicht wahr, darüber sind wir wohl alle einig: die sogenannte *Dritte Kraft*, von der seinerzeit so viel die Rede war und die, als demokratischer Sozialismus angeblich zwischen Kapitalismus und Kommunismus stehend, auch in der Weltpolitik über den tödlichen Gegensatz von Ost- und Westblock hätte hinausführen sollen, diese Dritte Kraft hat sich vor unseren Augen mehr und mehr in ein nebelhaftes Phrasengebilde aufgelöst. Schon lange vor dem Atlantikpakt sind die Staaten Westeuropas, die zusammen tatsächlich eine selbständige Großmacht zwischen Amerika und Rußland, mit eigener Wirtschafts- und Gesellschaftsverfassung, hätten bilden können, einer nach dem andern sachte ins amerikanische Lager abgeschwenkt, sei es aus klassenpolitischen, sei es aus ideologischen oder einfach aus wirtschaftlichen Gründen (Marshallhilfe und dergleichen). Und wie lange wird es noch gehen, daß auch Westdeutschland in die «europäische Völkerfamilie», ja sogar in die atlantische Gemeinschaft aufgenommen wird und endlich, endlich wieder aufrüsten darf, wonach ja schon längst seines Herzens innigstes Verlangen geht? Denn die Kraft, die heute Westeuropa beherrscht und die Tatsache einer nach wie vor bestehenden deutschen Gefahr immer stärker ins Unterbewußtsein der Menschen verdrängt, ist offenkundig der *militante Antikommunismus*, die Furcht vor der sozialen Revolution und der Haß gegen ihre Träger, die als Leidenschaft für Freiheit und Menschenrecht auftretende, vom Wirtschaftlichen wie vom Geistigen her bestimmte Besitzangst, die bürgerlich-kapitalistische Reaktion. *Diese* Strömung hat mit elementarer Kraft Westeuropa an die Seite der Vereinigten Staaten, der Hochburg der «freien Gesellschaft», geführt — trotz Labour-England, das, wie sich der Pariser «Combat» einmal ausdrückte, «eine regelwidrige,

unzeitgemäße Erscheinung in Europa ist». Die Strömung geht jedenfalls nicht nur gegen den Kommunismus, sondern eindeutig auch gegen den demokratischen Sozialismus, der sie durch seinen eigenen Antikommunismus und seine vielfältigen Koalitionen mit dem staatserhaltenden Bürgertum noch kräftig verstärkt[5].

Bei dieser Entwicklung spielt in allen Ländern der *konservative Katholizismus* eine wesentliche, zum Teil beherrschende Rolle. Ob der Vatikan wirklich, wie vermutet wird, die Bildung eines lateinischen Staatenblocks, ergänzt durch Österreich und Westdeutschland, aber ohne England, erstrebt, bleibe dahingestellt; sicher ist, daß er eine Hauptantriebs- und Propagandakraft für den Kreuzzug gegen Kommunismus und Sowjetunion ist und mit höchster Zielstrebigkeit mehr und mehr das ganze öffentliche Leben der Länder des westeuropäisch-amerikanischen Kulturkreises, besonders auch der Vereinigten Staaten, durchdringt. Professor Harold Laski berichtete nach seinem jüngsten Besuch in Amerika nicht ohne Erstaunen von der «unermeßlichen und anmaßenden Autorität», die dort die römisch-katholische Hierarchie beanspruche, und es ist kaum eine Übertreibung, wenn dieser kenntnisreiche Beobachter behauptet, daß «Rom nur in Spanien und in Quebec den Einfluß und die unantastbare Stellung hat, die ihm seine zunehmende Offensive außerhalb des Bibelgürtels in den Vereinigten Staaten gewonnen hat». («The Nation, 2. Juli 1949[6].)

---

[5] Diese Tendenz erfährt durch die jüngste *Regierungskrise in Frankreich* eine neue Bestätigung. Der früheren Ausschaltung der Kommunisten aus der Regierung droht nun ganz logischerweise auch die Verdrängung der Sozialisten aus den mehr fiktiven als realen Machtstellungen zu folgen, die sie bisher noch innehatten. Den französischen Sozialisten scheint es allmählich in der Gesellschaft der offenen reaktionären Regierungsparteien doch etwas unbehaglich geworden zu sein, so daß sie — die Krise ist in dem Augenblick, da wir schreiben, noch nicht gelöst — den Absprung wohl oder übel wagen zu müssen glauben. Die Fernhaltung de Gaulles von der Ergreifung der Macht, mit der sie bisher, sich selbst betrügend, ihre charakterlose Koalitionspolitik begründet hatten, scheint jetzt plötzlich keine Rolle mehr zu spielen, und in Wahrheit war es ja auch vor allem ihre Feindschaft gegen die Kommunisten, die sie mit den anderen Parteien der Mitte und der «gemäßigten» Rechten verband, während ihre Abneigung gegen die Bewegung de Gaulles, die sie bei den letzten Wahlen zur Nationalversammlung an zahlreichen Orten in aller Form unterstützt haben, durchaus nicht so heftig ist. Tatsächlich kann, wie das Beispiel der Weimarer Republikaner, besonders der deutschen Sozialdemokraten und der von ihnen geübten «Politik des kleineren Übels» lehrte, die faschistische oder halbfaschistische Diktatur nicht dadurch vermieden werden daß man reaktionär-gegenrevolutionäre Politik in eigener Regie betreibt, sondern nur durch grundsätzlichen Kampf auf der ganzen Linie. Aber eben — dazu waren und sind die französischen «Sozialisten» längst nicht mehr fähig; sie sind zu sehr eine gut bourgeoise, staatserhaltende Mittelpartei geworden, als daß sie — gar noch zusammen mit den Kommunisten — noch irgend so etwas wie eine revolutionäre Linie verfolgen könnten.

[6] Diese Zusammenhänge sind der Gegenstand eines Buches von *Paul Blanshard, American Freedom and Catholic Power*, das um seiner reichen, gewissenhaften Dokumentation willen in den Vereinigten Staaten großes Aufsehen erregt und schon gegen 40 000 Käufer gefunden hat, obwohl es unter katholisch-kirchlichem Druck von der

Einen realistischen Ausweg aus dieser ganzen gefahrenschwangeren Lage sehe ich nur auf einer doppelten Linie: einerseits in einem freilich erst noch zu organisierenden Widerstand der europäischen Völker gegen die Teilnahme an irgendeinem neuen Krieg, anderseits in der geduldigen, aber vertrauensvollen und von kommunistischer wie von antikommunistischer Leidenschaft gleich freien Arbeit an der Herbeiführung eines friedlichen Zusammenlebens der östlich-kommunistischen mit der westlich-bürgerlichen Welt, so wie sie auch die von mir bereits erwähnte Denkschrift der amerikanischen Quäker anregt. *Hier*, in der Bewältigung dieser Aufgabe, muß sich die wirkliche Dritte Kraft entfalten und bewähren. Ob wir imstande sind, die uns aufgetragene Arbeit auch an die Hand zu nehmen und den Weg ins Freie noch rechtzeitig zu öffnen, das ist nun allerdings die große Frage. An ihrer Lösung oder Nichtlösung wird sich das Schicksal des Abendlandes in der kommenden Geschichtsperiode entscheiden.

5. Oktober. *Hugo Kramer.*

Schweizerische Rundschau

Eidgenössisches Das öffentliche Leben der Schweiz bietet in diesen sonst so besonnten Herbsttagen ein eher düsteres Bild. Das politische Hauptproblem der Eidgenossenschaft, die *Bundesfinanzreform*, ist andauernd Gegenstand eines ebenso zähen wie unrühmlichen Marktens, über dessen vorläufiges Ergebnis erst im nächsten Heft berichtet werden kann, bei dem aber, besonders infolge des Abschwenkens der Freisinnigen nach ganz rechts, wahrscheinlich die hartgesottenen «Föderalisten» und sonstigen besitzsteuerscheuen Patrioten den Hauptprofit einkassieren werden. Inzwischen hat durch die überraschende Annahme des Volksbegehrens für *«Rückkehr zur direkten Demokratie»* (am 11. September) der Bundesrat vom Volk eine erste Quittung für seinen Antrag vom 22. Juni bekommen, die Übergangsordnung für den Finanzhaushalt des Bundes auf das Vollmachten«recht» zu gründen und das Volk gerade für fünf Jahre von aller Mitsprache auszuschließen. Die Initiative richtete sich zwar nicht gegen das Vollmachtenregime an sich; sie bewirkt nur, daß Vollmachtenbeschlüsse der Bundesversammlung höchstens noch für ein Jahr gefaßt werden können und innerhalb dieses Zeitraumes der Volksabstimmung unterbreitet werden müssen. Aber das — wenn auch nur mit knappem Mehr ausgesprochene — Nein des Volkes — soweit man von «Volk» reden kann, wenn nur 46 Prozent der allein stimmberechtigten männlichen Bevölkerung zur Urne gegangen sind — war dennoch ein unzweideutiger Protest gegen den Vollmachtenunfug überhaupt und sollte trotz der unbefriedigenden Fassung des Initiativtextes eine Mahnung an Bundesrat und Bundesversammlung sein, in beschleunigtem Tempo auf den ordentlichen Rechtsweg zurückzukehren. Zusammen mit der Verwerfung des Tuberkulosegesetzes und des Notenbankartikels

---

Presse sozusagen totgeschwiegen wird. — Auch *Roger Garaudy* gibt in seinem (freilich vom marxistisch-leninistischen Standpunkt aus geschriebenen) Buch *«L'Eglise, le Communisme et les Chrétiens»* (Editions Sociales, Paris, 64. Bd. Auguste Blanqui) viel wertvolles Material über die politische Rolle der römischen Kirche, wobei er nicht versäumt, zu zeigen, daß der Vatikan auch «eine sehr große kapitalistische Macht ist, ein Trust oder genauer eine internationale Riesenholdinggesellschaft».

vom 22. Mai unterstreicht die jüngste gegen «Bern» gerichtete Volkskundgebung aber aufs neue die Tatsache, daß über unserem ganzen öffentlichen Leben ein ausgesprochenes Malaise liegt, ja daß sich die eidgenössische Politik in einer Krankheitskrise befindet, die nur durch die Aufrufung der gesündesten Volkskräfte überwunden werden kann.

Zürcherisches Am selben 11. September, der die eidgenössische Abstimmung sah, sind auch auf zürcherischem Boden zwei denkwürdige Volksentscheide gefallen. Wie zu erwarten stand, ist bei der *Ersatzwahl in den Ständerat* im zweiten Gang Gottlieb Duttweiler gewählt worden. Und zwar scharte der Migros-direktor noch mehr Bürger um sich als das erstemal, wobei wiederum die sozialdemokratischen Wähler massenhaft die Parteiparole — für den Bauernkandidaten — in den Wind schlugen und für den «Konsumentenpolitiker» und «Dynamiker» Duttweiler demonstrierten. Wenn wir auch diese Flucht zu Duttweiler lebhaft bedauern und überzeugt sind, daß sich die Enttäuschung früher oder später einstellen wird, so halten wir es doch für gänzlich verfehlt, die Ablehnung der «rot-grünen Allianz» durch mindestens die Hälfte des sozialdemokratischen Parteivolkes als bloßen Ausdruck des «Unverstands der Massen» hinzustellen, die eben den großen Gedanken der Zusammengehörigkeit von Bauer und Arbeiter noch nicht begriffen hätten und erst zur rechten «Grundsätzlichkeit» erzogen werden müßten. Nein, darum ging es wirklich nicht! Denn mit der *heutigen* Bauernführung ist in der Schweiz eine saubere Bundesgenossenschaft für eine sozialistische Partei, die noch wirklich auf Grundsätze hält, nun eben einfach nicht möglich, auch wenn der Bauernvertreter, der in Zürich für den Ständerat kandidierte, persönlich für die Gedanken der sozialen und politischen Reform noch so offen sein mag. Das haben Zehntausende von Sozialisten recht klar empfunden. Um sie bei der Fahnenstange zu halten, genügt es nicht, den Duttweilerschreck zu entfachen; dazu gehört schon eine volkstümlichere, konsequentere, viel stärker auf das sozialistische Ziel ausgerichtete Politik, als sie der saturierten Führungsschicht besonders der zürcherischen Sozialdemokratie zurzeit eigen ist.

Ähnliches gilt auch für die Niederlage, welche die Sozialdemokratische Partei in der *Stadt* Zürich bei der Neuwahl des Stadtpräsidenten und eines Mitgliedes des Stadtrates — für den verstorbenen Dr. Lüchinger — am gleichen Tag erlitten hat. Auch hier drang als Stadtrat der Kandidat des Duttweilerschen Landesrings durch und als Stadtpräsident derjenige des Freisinns, der tatsächlich von sämtlichen bürgerlichen Parteien unterstützt wurde. Wie schwer der Rückschlag für die Sozialdemokratie ist, die am 11. September 1949 nicht nur das Stadtpräsidium, sondern auch die so lange innegehabte Mehrheit im Stadtrat verloren hat, das geht schon daraus hervor, daß der sozialdemokratische Kandidat für den Stadtrat (von dessen Einstellung zum Sozialismus man sich übrigens erstaunliche Dinge erzählt) mit seinen 27 000 Stimmen trotz der mächtigen Zunahme der Bevölkerung, auch der Arbeiterbevölkerung, nicht einmal mehr die Stimmen bekommen hat, die — es waren ihrer mehr als 29 000 — Anfang 1928, also vor über 20 Jahren, beim ersten Einbruch der Linken in die bürgerliche Front für den damaligen sozialdemokratischen Kandidaten abgegeben wurden, während die bürgerlichen Parteien gegenüber 1928 fast 30 000 Stimmen hinzugewannen. Das ist längst nicht mehr mit einer «Abwanderung der rein industriellen Bevölkerung» zu erklären, wie dies das «Volksrecht» versuchte, aber auch nicht durch den Hinweis auf den Antikommunismus des Bürgertums, der eben auch den demokratischen Sozialismus treffe. Denn es ist ja wirklich nicht bloß Antikommunismus, was jetzt das Herz des braven Bürgersmannes schwellt und seinen Kopf benebelt; es ist ausgesprochene *Gegenrevolution* und *Reaktion* ganz allgemein, also auch *Antisozialismus*, ja Feindseligkeit gegen soziale Reformen überhaupt, was zurzeit die Politik der bürgerlichen Parteien kennzeichnet, wie das die Erfahrung in allen Ländern um uns herum und in anderen Erdteilen eindeutig beweist. Will man also diese Tendenz nicht noch weiter stärken und unter ihr immer mehr leiden, dann darf man nicht gleichfalls hemmungslos auf die Kommunisten, die Sowjetunion und die Volksrepubliken einhauen, um ja seine eigene demokratische Wohlanständigkeit recht eindrücklich zu bekunden; das vermag unser Bürgertum niemals zu größerer Milde und Schonung gegenüber der Sozialdemokratie zu bewegen, erweckt in ihm viel-

mehr nur Verachtung und treibt es erst recht an, alles, was nach Planwirtschaft, Sozialreform und Antikapitalismus aussieht, gründlich «in den Topf zu hauen». Distanzierung von den Kommunisten — schön und recht. Man wird damit aber nur dann nicht zum Zutreiber des konservativen Bürgertums werden, wenn man mindestens ebenso scharf von den Parteien der Rechten Abstand hält, wenn man also — schließlich steht an der Spitze des Parteiprogramms so etwas wie Schaffung einer sozialistischen Ordnung als Hauptziel der Bewegung — sein Bedürfnis nach «Kompromißlosigkeit» und «Grundsätzlichkeit» vor allem einmal durch eine im besten Sinn radikale, kämpferische Haltung gegenüber allem *kapitalistischen* Werk und Wesen auslebt. Nur solche Gesinnung wird der sozialistischen Bewegung die Widerstandskraft und Siegesgewißheit zurückgeben, deren sie auch bei uns in so schmerzlich hohem Grade verlustig gegangen ist.

Klerikales Wie stark die soziale Reaktion zurzeit Oberwasser hat, ersieht man nicht allein aus dem Leidensweg der Bundesfinanzreform, aus der Verwerfung des Tuberkulosegesetzes und dem Ruck nach rechts, der fast bei jeder Wahl zum Ausdruck kommt; man wird darauf auch gestoßen durch die nun zustandegekommenen Referenden gegen das Beamtengesetz und die Wohnungsbausubventionen, durch die neue Staatsschutzvorlage, die immer höher geschraubten militärischen Rüstungen — der erste Entwurf des Bundesbudgets für 1950 soll nicht weniger als 650 Millionen Franken Militärausgaben vorgesehen haben, gleich 240 Millionen mehr als der Voranschlag für das laufende Jahr — und ähnliche Erscheinungen. Und wie im Ausland, so nimmt in der gesamtreaktionären Bewegung auch bei uns der *politische Katholizismus* eine führende Stellung ein. Bundesrat Etter rief am Schweizerischen Katholikentag sicher mit gutem Bedacht einem «engeren Zusammenschluß aller Christusgläubigen» — der natürlich unter katholischem Patronat zu vollziehen wäre — für die «Verteidigung der christlichen Grundlagen des wirtschaftlichen, sozialen, geistigen und politischen Lebens» (wo sind sie?), so wie sie von Kardinal Mindszenty, Erzbischof Stepinac und anderen Bischöfen und Priestern geführt werde, «die den Kreuzesweg bereits gegangen sind oder noch gehen werden». Und mit Recht konnte Papst Pius XII. in seiner Radioansprache an die Luzerner Versammlung die Schweizer Katholiken erinnern:

«Die soziale Umschichtung eures Volkes hat auch euch umgeschichtet, fast mehr als die anderen. Wo ihr vor hundert Jahren überhaupt nicht in Erscheinung tratet, seid ihr heute in großer Zahl und unter guter Führung zur Stelle, und das gerade in den Hochburgen der Wirtschaft und Kultur eures Vaterlandes. *Macht euch geltend,* euer Recht und euren inneren Reichtum, in Gesetzgebung und Verwaltung, Ehe und Familie, Erziehung und Schule, in der Rettung der Erwerbstätigen vor dem Absinken in den gottlosen Materialismus!» (Das muß man unseren K.-K.-Leuten nicht zweimal sagen. Neuestes Beispiel ihres Geltungswillens: die Durchdrückung der Wahl von Regierungsrat Gschwind, eines höchst mittelmäßigen, aber eben von Rom her erleuchteten Kopfes, zum Generaldirektor der Bundesbahnen, wobei Herr Philipp Etter sicher sehr kräftig mitgeschoben hat.)

Die konservativen und traditionalistischen Kräfte, die die «Erwerbstätigen» (dachte der Papst vor allem an die Arbeiter?) vor dem «Absinken in den gottlosen Materialismus» bewahren wollen, wie ihn Rom eben versteht, diese Kräfte sind in der Tat auch in der Schweiz äußerst planmäßig und energisch am Werk; die unheilige Dreieinigkeit von Weihwedel, Säbel und Kassenschrank ist auch unter uns mächtiger denn je, während im Gegenlager Uneinigkeit, Unklarheit über Ziel und Weg und oft eine erstaunliche Energielosigkeit, ja Gleichgültigkeit herrschen. Kann es da anders sein, als daß der äußere Erfolg — der zwar wirklich nicht alles ist — eben auch denen zufällt, die wissen, was sie wollen, und wollen, was sie wissen? «Die Dümmsten», so meinte Carl Hilty, «sind unstreitig die, welche 70 und 80 Jahre lang durch das menschliche Leben pilgern, ohne jemals mit sich einig geworden zu sein, ob sie das eine oder das andere wollen. Und zu diesen Unweisen, die denn auch gewöhnlich zu gar nichts kommen, gehört merkwürdigerweise ein sehr großer Teil der heutigen ‚gebildeten' Gesellschaft.»

5. Oktober. *Hugo Kramer.*

BUCHBESPRECHUNG

Verpflichtendes Erbe

Christoph Blumhardt: «Pflichtauflegung», Gotthelf-Verlag, Zürich, 1947.

Als Leonhard Ragaz sein bis heute noch viel zu wenig unter uns zur Geltung gekommenes Buch — «Der Kampf um das Reich Gottes in Blumhardt Vater und Sohn — und weiter» — schrieb, wollte er damit auf die Gottesquelle hinweisen, die sich der Welt und uns erschlossen hat. Wenn wir — in den Lärm und das Toben der heutigen Welt hineingestellten Menschen — uns dem nähern, was die beiden Blumhardt herausgekämpft haben, was ihnen gegeben worden ist, so kann es nicht ausbleiben, daß wir das Entscheidungsvolle, Große, ja Größte dieser nun zum Erbe gewordenen Gabe empfinden. Dieser Eindruck drängte sich dem Schreibenden aufs neue auf beim Durchwandern zweier Bände der im Gotthelf-Verlag Zürich herausgegebenen ausgewählten Schriften (in drei Bänden) von Johann Christoph Blumhardt, dem «Vater Blumhardt, Hier ist in eine glaubenslos gewordene Zeit und Welt das Zeugnis von der Wirklichkeit Gottes und seines Reiches, die Botschaft von der Herrschaft und dem Sieg Christi mit einer Vollmacht hineingetragen worden, die aus der Unmittelbarkeit des Reiches Gottes selbst stammt, die das Zeugnis von dem mit seinen Jüngern wirkenden lebendigen Christus selbst ist. Die Tragweite und Bedeutung dieses «Durchbruchs» ist noch lange nicht genügend gesehen. Es ist auf diesem Boden nichts Geringeres geschehen als der Durchbruch zur Wirklichkeit der biblischen Offenbarung, zur Wirklichkeit des lebendigen Gottes und seines Christus mit dem Erweis seiner Kraft und Herrschaft. Christoph Blumhardt, der Sohn, ebenso wie Leonhard Ragaz, haben uns gezeigt, worauf es diesem Erbe gegenüber ankommt. Es gilt, es zu «heben», das heißt doch wohl, es in dem Kampf des Reiches Gottes heute lebendig zu gebrauchen, diesem Gotteszeugnis heute zu dienen.

Wir sind froh, daß durch diese dreibändige Ausgabe auch das Zeugnis des Vaters Blumhardt sich zu dem des Sohnes fügt. Beide gehören zusammen. Sie stammen aus dem einen Gottesquell. Wer je einmal davon getrunken hat, wird es gewiß verspürt haben, daß man bei diesem Zeugen Gottes nicht durch die Leitungsröhren der Theologie und Kirchenlehre bedient wird, sondern einen frischen Trunk lebendigen Wassers aus der ewigen Quelle erhält.

Otto Bruder, der diese Ausgabe besorgt hat, gab ihr eine dreifache Gliederung: «Schriftauslegung, die Verkündigung, Seelsorge und Glaubensfragen». Dem entsprechen die drei Bände der Ausgabe, die das ganze Zeugnis Blumhardts in drei Aspekten gleichsam widerspiegeln. Es ist verdankenswert an dieser Ausgabe, daß Blumhardt nicht «pietistisch» oder «reformistisch» beschnitten wurde, denn eben darin liegt die Bedeutung auch schon des Vaters Blumhardt, daß er ein «Mehreres» gibt als die Reformation, daß sein Zeugnis vorwärts weist auf das Reich, auf einen neuen Tag Christi in einer neuen Ausgießung des heiligen Geistes, daß es eingetaucht ist in den biblischen Realismus und Universalismus, daß es Kraft, Klarheit und Nüchternheit heiligen Geistes atmet.

Darum sei diese Gabe all unsern Freunden empfohlen. Es ist ein Stück von dem Erbe, aus dem wir leben sollten.

Unter der angegebenen Literatur haben wir das Blumhardtbuch von Leonhard Ragaz vermißt! Ist es ein Versäumnis oder eine Absicht? *Albert Böhler.*

Die Hände

Siehst du sie stehn ob jeder Weltenwende,
Des reinen Dienstes urgewalt'ges Zeichen:
Die turmgleich zu ihm aufgehobnen Hände,
Die nie aus jenen oberen Bereichen
Der wasser-, feuerträcht'gen Wolken weichen,
Daraus sie schöpften, schöpften ohne Ende
Der obern wie der untern Welten Spende:
Die großen Wunder für das Volk der Wende –

Die wagen durften, Gott und Volk zu schützen,
Die einen Tag lang steil emporgehoben
Hoch ob dem Tal, die ungeheuren Hände,
Entschieden einer Schlacht verworrnes Toben
Und wieder Hände fanden sie zu stützen.

Die ihre Gaben häuften bis ans Ende
Und die auch noch zurückzunehmen wagten
Des Himmels Brot, wenn neue Morgen tagten,
Es rein zu halten von dem Fluch: zu nützen.
Die um das Eine bis zum Mord entbrannten,
Jedwedes Fremde rächend überrannten –
Die Seines Donners todesdunkle Stimme
In heil'ger Zukunft stummen Konsonanten
Als Urgesetztes auf die Tafeln zwangen
Und sie zerschlugen in gewalt'gem Grimme
Ob jenen, die im Bild das Wort verkannten –
Mit Gott um die, die er verworfen, rangen,
Bis die verschlossnen Quellen wieder sprangen –

Siehst du sie ragend ob den Zeiten stehen,
Des Nichts gesetzlos Rasen überstehen?
Es wird kein Tüttel je von dem vergehen,
Was sie in die zerschlagnen Tafeln ritzten.
Ob jeder unsrer Schlachten aufgehoben
Und jeder Sieg von ihrer Kraft verschoben,
Der von der Wen'gen Treue bang gestützten:
So ragen sie, das ewig reine Dienen,
Da alles berstend stürzt in unsern Räumen
Hoch über unsern schwer verworrnen Träumen –

Gestirne, Welten, Sonnen unter ihnen.

Margarete Susman.

Ist Armut ein Segen?

I. Die verschiedenen Möglichkeiten einer Antwort

Die voreiligen Antworten, die die Frage, ob Armut ein Segen sei, mit einem runden Ja oder einem runden Nein beantworten, fallen und prasseln so dicht wie Hagelschloßen. Sie lassen auch oft soviel Verwüstung und Öde zurück wie diese. «Armut ein Segen», mit vollen Backen ölig bekannt – «Trocken Brot macht Wangen rot», von Menschen gepredigt, die allenfalls des trockenen Brotes Poesiewert, nicht aber seinen Nährwert kennen – «Materielle Not, fruchtbarster Nährboden der Kunst», von Ästheten verkündet, welche die Entdeckung der inmitten der Not gewachsenen Kunst getrost bis auf die Zeit nach dem Tode der Künstler verschieben – «Armut ein Weltenschicksal, das um der Freiheit willen erhalten bleiben muß», von Menschen gelehrt, deren eigene Freiheit in ihrem Wohlstand ruht – dies alles sind prasselnde, verwüstende Antworten. Sie fallen auf Blumen und Saaten und Menschen wie vernichtende Schloßen, während die Fragenden gerade ein Anderes, ein Belebendes, Befruchtendes ersehnen.

Und «Armut ein Fluch, nichts als ein Fluch, eine leicht zu behebende Fehlfunktion einer sonst intakten Maschinerie, eine ganz-menschliche Verelendung», auch das rauscht und prasselt, und daneben steht dann die tausendfach gemachte Erfahrung mit arrivierten Armen, der traurige Anblick eines Knechts, der König ward, eines Proletariers, der sich, seine Klassenbindung abstreifend, ins individuelle Obergeschoß einer kleinbürgerlichen Existenz, in das Leben eines Sekretärs, Handwerkers, Unternehmers oder auch in eine Schulstube oder ein Pfarrhaus hinaufschwang und nun, seine erste Existenz rasch vergessend und in der zweiten sich breit einnistend, auch noch den armen Reichtum der Armen, sein Klassenbewußtsein, sein schmerzhaft brennendes Wachsein verliert und gerade so ungewollt bezeugt, daß es noch ein ärmeres Armsein gibt als die Armut!

Nicht weil wir die Skepsis lieben, sind wir diesen runden Antworten gegenüber skeptisch, sondern, weil unsere Blumen, Saaten und Herzen vom unfruchtbaren Hagelschlag der voreiligen Antworten verwundet sind, können wir nicht anders, als ihnen gegenüber skeptisch sein.

Sind diese runden Antworten vielleicht darum so wenig fruchtbar, weil sie gegeben sind, bevor das «Ding», um das es hier geht, recht, Auge in Auge, mit dem aus dem Leben kommenden und ins Leben zielenden Blick angeschaut ist? Und sind diese voreiligen Antworten vielleicht darum so öd und verwüstend, weil sie vom lebendigen Geheimnis dieses «Dinges», der Armut, absehen?

Es ist schwerlich ein Zufall, daß die Armut, wo sie dichterisch geschaut wird, als Frau erscheint. So wenig ist sie mit einem Wort zu begreifen, mit einer Ziffer zu umschreiben, mit einem Maßstab zu messen,

so viele widersprechende Wertungen, so viele das echte Wesen nur ertastende Antworten ruft sie hervor, wie eine Frau! Frau Armut lebt, und ihres Lebens Geheimnis wird wohl nur dem liebenden Blicke kund – nie als Ziffer, nie als Formel, immer nur als erlebtes Geheimnis!

Eine der höchsten der Armut je zuteil gewordenen Wertungen – hoch, im Sinne der Lebensfülle – finden wir bei Dante, der im 11. Gesang des Paradieses den Aquinaten die Armut des Franziskus schildern läßt, als diese wunderbare Frau, der der Heilige Franz sich verlobte und vermählte. Dante sieht Frau Armut in einer noch Maria überstrahlenden Würde, denn selbst als Maria vor dem Kreuze Christi unten stehen blieb, sei es Frau Armut gewesen, die sich zu ihm in diese letzte Einsamkeit emporgeschwungen habe. (Paradies XI, 64.) In einem Zuge mit Maria ist hier Frau Armut genannt, mit Maria, die ja darin das Los der Frau Armut teilt, daß auch sie die runden, voreiligen Antworten erlitt, die das innerste Wesen verzerren, diese Antworten in ihrer ganzen Widersprüchigkeit, die zwischen der Wertung als Hure und der als göttlicher Gottgebärerin schillernd variieren. Und Dante sieht Frau Armut noch über Maria stehen, näher dem Christus, so, wie nur die zwei lebensvollsten Geheimnisse einander nahestehen können.

Um dieser lebensvollen Wirklichkeit der Armut willen hat wohl keine Zeit sich je mit ganz geheimnislosen Antworten begnügen können. Am Ende des vergangenen und am Beginn unseres Jahrhunderts ist die Polarität der möglichen Antworten auf unsere Frage noch einmal ganz besonders deutlich in Erscheinung getreten. Armut ein Unsegen, eine belastende Last, ein in jedem Falle zu bekämpfendes, in die Tiefe zerrendes Geschick, das ist der eine Klang, wie er besonders in der naturalistischen Dichtung der Jahrhundertwende, in den Gestalten Zolas und Strindbergs, aufgebrochen ist. Ihm aufs engste verwandt ist die Milieutheorie, die in der Jurisprudenz wie in der Pädagogik damals ihren Einzug gehalten hat. Diese Antworten, die im Angriff gegen die Armut als Menschenentwürdigung selber liegen, enthalten die Auffassung, daß Armut den Segen ausschließe, ja den Segen vernichte. Und diesen Klängen gegenüber ist zur gleichen Zeit nochmals das eigentliche Lob der Armut gesungen worden, wenn Tolstoj zunächst einmal viele Jahre lang den Segen des armen Lebens seiner Bauern und Pilger gesungen hat, um dann, eine längst dunkel gefühlte Verpflichtung auf sich nehmend, schließlich auch in Nacht und Fremdheit hinauszugehen, um den armen Tod der Armen zu sterben. Mit diesem doppelten Glockenklang ist freilich ein Jahrhundert eingeläutet worden, das dann auf die Frage, ob Armut ein Segen sei oder ein Fluch, nur noch sehr merkwürdig wohltemperierte Antworten zu geben gewußt hat. Der lebensvolle Angriff gegen die fluchbeladene Armut ist ebenso lau geworden wie der Lobpreis der Frau Armut. Weil die Armut als die Geheimnisvolle aber immer noch auch vor den Menschen dieses Jahrhunderts steht, obgleich die von ihr gestellten Fragen oft von andern und lauteren Fragen über-

schrien sind, wird wohl auch unsere Zeit hier aus der bequemen Wohltemperiertheit heraustreten müssen. Wie sehr die wohltemperierten Antworten gegenüber den früheren ihr Leben verloren haben, ist etwa zu ermessen, wenn man die lebendigen Aufschreie der naturalistischen Dichtung mit den harmlosen Klängen vergleicht, die aus Fürsorge, Wohlfahrt und Versicherungswesen heraus zu dieser Frage gegeben werden. Bekämpfung der Armut als Unsegen, das wollen alle diese Antworten sagen; aber wie verschieden, mit wie verschiedener Lebensfülle sagen sie es! Und man vergleiche auf der andern Seite den Lobpreis der Armut durch Franziskus und Tolstoj mit dem Lobpreis, der heute noch da und dort wie ein zufällig Hingesätes aufwächst. In dem deutschen Nachkriegsfilm «Berliner Ballade» stimmt ein Schieber in Katerstimmung das Loblied auf das unbelastete Leben der Armen an. Ist wohl nur in solchem Munde und in solchem Milieu heute noch der Lobpreis der Frau Armut denkbar?

Die zur Jahrhundertwende noch einmal deutlich vernehmbare Polarität in bezug auf das Wesen der Armut ist hingegen wohl so alt wie die Frage selber. Im religionsgeschichtlichen Raume stehen die polaren Antworten nebeneinander und gegeneinander: der Parsismus mit seinem bäuerlichen Wohlstandsideal auf der einen Seite und der indische Lobpreis von Einsiedlertum und Askese auf der andern Seite. In Griechenland steht Diogenes, der, das Haus verschmähend, in seinem Fasse lebt und von den Reichen und Mächtigen der Erde nicht mehr erbittet, als daß sie ihm aus der Sonne gehen, neben den aktivistischen Verkündigern von Wohlstand und Lebensgenuß. Auch räumlich und zeitlich ganz nahe aneinandergerückte Polaritäten sind möglich. Das älteste Ägypten hat sie schon gekannt. Dort steht (in den Sprüchen des Amenemope) das Armuts- und Bescheidenheitsideal: «Besser sind Brote, wenn das Herz fröhlich ist, als Reichtümer mit Kummer» neben dem aktivistischen Ideal der Bekämpfung von Armut und Not, aus dem heraus (im 125. Kapitel des ägyptischen Totenbuches) der Abgeschiedene vor den Unterweltsrichtern bekennt: «Ich habe dem Hungernden Brot gegeben und dem Dürstenden Wasser, dem Nackten Kleider und dem Schifflosen eine Fähre.» Hier wird innerhalb eines Volkes, einer Zeit und eines Religionskreises sowohl die Antwort gegeben, die das Handeln und Tun gegen Armut und Not als Segen preist, als auch die andere, welche den Zustand von Bedürftigkeit und Armseligkeit um seiner selbst willen selig preist.

Es ist die Welt der Bibel, in welcher diese schon in der allgemeinen Religionsgeschichte zu beobachtende Polarität dann in besonderer Weise in Erscheinung tritt. So kennt das alte Israel früh schon das Lebensideal der Rechabiter, jener Kreise, die in der frühen Königszeit die Kultur und den sie ermöglichenden Wohlstand verschmähen und ablehnen, um im Gewande und in der Nahrung von Nomaden und Halbnomaden ein ihrer Zeit fremdes Lebensideal auf sich zu nehmen. Sie suchen zwar nicht die Armut als Armut, ihre Haltung ist vielmehr zuerst und vor allem

ein reiner Protest, eine reine Wendung nach rückwärts. Sekundär jedoch, als Folge dieser Grundhaltung, erhält in ihrem Welt- und Lebensbild die Armut einen Ehrenplatz.

Daneben weiß freilich das älteste Israel in besonders deutlicher Weise, daß nicht das Armsein, sondern das Reichsein eine Folge göttlichen Segens sei. Weite Kreise des ältesten Israel können sich Segen gar nicht anders vorstellen, es sei denn als Wohlstand und Reichtum. In der Sage von Eliesers Brautfahrt spricht der Knecht über seinen Herrn: «Der Herr hat meinen Gebieter reichlich gesegnet, so daß er reich geworden ist.» Hier hat der Segen direkt die Folge, daß der gesegnete Mensch nicht mehr arm sei.

Kampf gegen die Armut und ihre Gründe auf der einen Seite und ein immer neu und immer wieder anders angestimmtes Loblied der Armut auf der andern Seite, dieser Doppelklang ist durch die biblische Geschichte gegangen. In der frühprophetischen Zeit preist Hosea etwa Israels arme Wüstenzeit als die Zeit der Jugend und der ersten Liebe zwischen Gott und seinem Volke. Die gleiche frühprophetische Zeit kennt aber in Amos den feurigsten Fürsprecher der Armen und Geringen und den lebendigsten Kämpfer gegen die Einrichtungen und Anschauungen, die damals die Armut erzeugten. Innerhalb der alttestamentlichen Botschaft ist dieser Doppelklang erhalten geblieben. Die jüngere Literatur des Alten Testaments preist noch stärker als die vorangegangenen Zeiten die Armut: «Der Herr führt der Elenden Sache, er schafft den Armen ihr Recht». (Psalm 140, 13.) So wie Israel das Zentrum der Völker ist, so sind die Armen das Zentrum Israels. So wie die Völker um ihrer Haltung Israel gegenüber gerichtet werden, so bestimmt die Haltung Israels seinen Elenden und Armen gegenüber sein Gericht und seine Geschichte. Das Leben der Armen ist Gottes Ort für Israel. (Hes. 16, 49.)

Und doch hat auch die spätisraelitische Zeit nicht aufgehört, den Segen Gottes recht irdisch, diesseitig und natürlich zu verstehen. Nie sind vom Segen die natürlichen diesseitigen Güter getrennt worden. Was ist Segen?

«Wohl einem jeden, der den Herrn fürchtet
und auf seinen Wegen wandelt!
Deiner Hände Arbeit darfst du genießen,
wohl dir, du wirst es gut haben.
Dein Weib im Innern deines Hauses
ist wie ein fruchtbarer Weinstock,
deine Kinder rings um deinen Tisch
wie junge Ölbäumchen.
Wahrlich gesegnet wird der Mann, der den Herrn fürchtet.
Ja, so wird dich segnen
der Herr von Zion her,

daß du deine Lust schauest
am Glück Jerusalems.
Alle Tage deines Lebens,
daß du schauest Kindeskinder.
Heil über Israel.» (Psalm 128.)

So bleiben die Antworten Israels in bezug auf die Armut polar. Allerdings ist zeitlich im Laufe der Entwicklung eine gewisse Verschiebung zu beobachten. Durch das Erlebnis des Gerichts, des Staatsunterganges, der Deportation ist für das Bewußtsein des israelitischen Volkes der Wert innerlicher Güter stark gestiegen. In bezug auf andere Probleme kann man direkt von einer Ersetzung der äußeren Güter durch die inneren sprechen. Bei der messianischen Hoffnung ist diese Erscheinung augenfällig. Während die ältesten Hoffnungen auf den Messias diesen als die Gestalt besingen, die Friede, Sieg, Reichtum und Glück bringt, künden die Höhepunkte der messianischen Hoffnung, diese Erzeugnisse einer jüngeren Zeit, vom armen und leidenden und nur durch seinen Gehorsam gegen Gott reichen Messias. In bezug auf die Armut genügt jedoch die zeitliche Begriffsveränderung nicht, um das Problem der Polarität zu erklären. Wohl werden in der jüngeren Zeit Israels die Ausdrücke, die den Armen und die Armut bezeichnen, häufiger; nie aber kommt es zu einer absoluten Einseitigkeit. Auch wo die Armen und Elenden als die eigentlich von Gott Bevorzugten gepriesen werden, wie in der späten Prophetie (Jes. 61): «Er hat mich gesandt, den Elenden frohe Botschaft zu bringen . . .», bleibt dennoch die Hoffnung erhalten: «Ihr werdet die Schätze der Völker genießen und in ihre Herrlichkeiten eintreten.»

Es ist darum nicht verwunderlich, daß die gleiche Polarität der Antwort in bezug auf die Armut auch im Neuen Testament wiederkehrt. Dieses kennt den Lobpreis der Armut und die freiwillige Armut. Den Armen wird das Evangelium verkündet und die Armen (bei Lukas rein die materiell Armen) werden selig gepriesen. Dante noch wußte, daß das Gebot Christi an den reichen Jüngling und wohl auch der Befehl an die ausziehenden Jünger zur freiwilligen Armut der «erste Rat» des Christus gewesen sei. Darum läßt er neben Franziskus, dem Armen, auch Dominikus in der nächsten Nähe Christi weilen und deutet dessen Namen, daß er nach dem genannt sei, der ihn ganz besaß, weil er diesen ersten Rat des Christus in der Existenz des Bettelmönchs vollzogen habe. (Paradies XII, 75.) Dem Neuen Testament ist aber auch die andere Antwort, daß die Armut ein zu Bekämpfendes sei, nicht fremd. Aus dieser Antwort heraus hat die Urchristenheit das Institut der Diakonie, die frühchristliche Armen- und Krankenpflege geschaffen; die mit dieser Einrichtung gegebene Antwort wurzelt wohl in dem Christuswort: «Was ihr getan habt oder nicht getan habt einem der Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr auch mir getan oder nicht getan.» (Matth. 25.)

Die Polariät besteht also nicht darin, daß neben einem absoluten Armutsideal ein einfaches Wohlstandsideal stünde, dieses ist der neutestamentlichen Botschaft fremd. Die Bekämpfung der Armut und ihrer Gründe aber birgt in sich die Erkenntnis, daß Gottes Wille einerseits und tatenlose Hinnahme der Armut andererseits miteinander unvereinbar seien. Im Neuen Testament ist diese Polarität der Antworten deutlich gleichzeitig. Es gibt kein Überwiegen der einen über die andere Seite und keine zeitliche Verschiebung der Akzente.

So liegt wohl für die Welt der Bibel die Polarität im Wesen der Sache selber begründet. Es ist hier wohl erkannt worden, daß in dieser Weise geredet werden muß, wo mit dem lebendigen Geheimnis der Frau Armut geredet und gerungen wird.

Wenn die runden und voreiligen Antworten uns Verwüstung und Skepsis bescherten, so schaffen uns die polaren Antworten Verlegenheit. Was sollen wir mit solchen Polaritäten anfangen? Muß sich dieser Doppelklang: «Armut, ein Segen» und «Armut, eine Segenslosigkeit» nicht notwendig in seine zwei Bestandteile auflösen? Unser Denken ist, mag es heute auch Mode geworden sein, gegen den bösen Rationalismus ins Feld zu ziehen, vorwiegend immer noch rational bestimmt. Das rationale Denken aber bewegt sich auf einer fortlaufenden Linie. Es ist das Denken der logischen Schlüsse, das grundsätzlich mathematische Denken. Diesem Denken aber kann zwei mal zwei nicht vier und fünf sein, es muß ihm entweder vier oder fünf sein, und es muß beweisbar sein, daß es vier und nicht fünf ist. So sind wir geneigt, im Falle von polaren Aussagen vom rationalen Denken her diesen ersten Ausweg zu beschreiten: Nur eine der Aussagen kann richtig sein, und es muß bewiesen werden können, welche richtig und welche falsch ist. Das heißt in unserem Falle: Nur das eine kann wahr sein, entweder ist die Armut ein Segen oder sie ist ein segensloser Zustand, den zu bekämpfen Menschenpflicht ist. Die Frage ist nur, ob dieses mathematische, rationale Denken dem Gegenstand, um den es hier geht, angemessen ist. Denn nur dann wird eine Methode ihre Aufgabe erfüllen können, wenn sie von ihrem Gegenstand her bestimmt ist.

Es gibt sehr viele Denksysteme, in denen für Polaritäten kein Platz ist. Wo immer das Weltbild durch einen Dualismus gekennzeichnet ist, bleibt dem Menschen nur die Entscheidung, zwischen polaren Aussagen zu wählen. Das trifft für jeden Dualismus zu, für den persischen, der die Welt zwischen die Bereiche eines guten und eines bösen Gottes aufteilt, wie für den indischen oder neuplatonischen, der zwischen Materie und Geisteswelt die dualistische Spannung legt, wie auch für nicht mehr religiöse, nur noch philosophische dualistische Systeme, wo zwei geistige Prinzipien miteinander ringen. Würden wir auf Grund eines dieser Weltbilder an das Problem der Armut herantreten, so hieße es wohl in jedem Falle zu wählen zwischen dem Ideal eines reinen Wohlstandsidealismus und Aktivismus auf der einen Seite und dem Ideal eines asketischen

Lebens auf der andern Seite. Beide Ideale sind mit dem Glanz von Absolutheiten überkleidet. Beide tragen aber die Krankheit in sich, daß sie die gestellten Fragen nicht in Wirklichkeit lösen können.

Der Grund, von dem aus wir an die Frage der Armut heranzutreten haben, ist aber der biblische Schöpfungsglaube einerseits und der Glaube an das Kreuz anderseits. Wer Schöpfung sagt, kann nicht die Welt in zwei einander feindliche Hälften auseinanderreißen, kann weder die Materie auf Kosten des Geistes noch den Geist auf Kosten der Materie radikal abwerten. Und wer Kreuz sagt, kann nicht Ideale aufrichten, die im tiefsten Grunde gerade dazu dienen, dem Kreuz zu entfliehen. Das tut das Wohlstandsideal, und das gleiche tut das asketische Ideal. Vom Glauben an Schöpfung und Kreuz aus ist uns in bezug auf die Armut der rationale, mathematische Weg verwehrt. Vom Glauben an Schöpfung und Kreuz aus werden wir vielmehr etwas lebendiger und etwas wirklicher der Frau Armut ins Gesicht zu schauen haben.

Aber die Verlegenheit in bezug auf die polaren Aussagen bleibt bestehen, und ein zweiter Ausweg bietet sich dem modernen Menschen an: Dieser Ausweg bewegt sich in der Richtung des geringsten Widerstandes; der letzte Schluß seiner Weisheit lautet, die Wahrheit müsse in der Mitte liegen. Was aber liegt dann in der Mitte zwischen dem Lobpreis der Armut und dem Gebot, die zur Verarmung führenden Gründe zu bekämpfen? Ein kleinbürgerliches Wohlstands-, ein nichtssagendes Mittelstandsideal. Diese «goldene Mitte», von der aus man meint, beiden Polen irgendwie noch nahe zu sein, ist in Wirklichkeit so armselig, daß keiner dieser Pole, geschweige denn beide, von da aus erreichbar bleibt. Wo, um der Verlegenheit der Polaritäten zu entgehen, das Ideal der goldenen Mittelmäßigkeit aufgesucht wird, da geht sogar noch der große Ernst aller dualistischen Systeme verloren. Da ist ein sumpfiger und schlüpfriger Boden betreten, auf dem alles Große schwankt und in die Tiefe gezogen wird. Mit dem Ideal der goldenen Mitte, der aurea mediocritas, begann die Größe der römischen Kultur zu schwanken und zu sterben. Im Kleinbürgerideal droht auch das große Lied vom Ringen des europäischen Geistes nach Wahrheit und Klarheit, wie es noch einmal in dem Doppelton von Naturalismus und Tolstoj aufgeklungen ist, in einem banalen Ausklang zu enden.

So müssen wohl, will der Mensch nicht auf diese tödlichen Auswege geraten, die Polaritäten erhalten bleiben. Das heißt in unserem Falle: Beides ist wahr, was der biblische Glaube über die Armut sagt. Wir haben es hier mit einer echten Dialektik zu tun. Es gibt deren noch mehrere. Über das Kreuz und über den Tod zum Beispiel werden vom biblischen Glauben aus ähnlich polare Antworten gegeben. Wo der Mensch vor der echten Dialektik steht, befindet er sich allerdings stets in der Versuchung, daraus eine falsche, spielerische zu machen. In der Tat ist es oft nichts als Spielerei, wenn man sagt und zu glauben vorgibt, zwei

polare Aussagen seien in gleicher Weise wahr. Es ist die Spielerei, in der man sich jeder echten verbindlichen Aussage entzieht.

Was aber heißt hier echte Dialektik? Sie ist das Gegenteil von selbstgenügsamer und hochmütiger Spielerei. Sie ist echte Demut. Sie ist ein Wissen, daß die menschliche Sprache, wo es um Leben und Geheimnis geht, nur noch ein Stammeln ist. Sie ist eine Ahnung davon, daß die eigentlich göttliche Antwort auf lebendige Fragen größer ist als alle Menschenantwort. Die polaren Aussagen gleichen den Brennpunkten einer Ellipse. Sie sind wohl als Brennpunkte wichtig genug, sie sind aber nur Punkte, kein Raum, keine Größe. Über den polaren Aussagen baut sich ein Größeres auf, ein Umfassendes, eine Gottesantwort selber. Hören wir den Anruf dieses Größeren, Ganzen, und stehen wir in Rede und Antwort mit ihm! Die stammelnden Worte erschließen das Wesen des Ganzen, das wir Gott nennen, nie. Aber in der lebendigen Rede und Antwort erhalten vom Weg und Willen des Ganzen aus auch die dem Geheimnis nachtastenden Zeichen, die dem verborgenen Wesen dieses Geheimnisses suchend nachschwebenden Wortpolaritäten neuen Sinn und neues Gewicht. Nicht Ideale können uns lehren, über die Armut recht und angemessen zu denken und zu urteilen, weder die absoluten Ideale dualistischer oder idealistischer Systeme noch die Kurzschlußideale müder Zeiten. Nur die Erkenntnis des Größeren und Umfassenderen, des göttlichen Weges und Wirkens selber vermag uns auf die lebendige Frage der Armut eine Antwort zu geben.

II. Die göttliche Antwort

Gibt es bei Gott Segensfülle und Armut, und wie ist ihr Verhältnis zueinander? Daß Gott die Fülle ist und hat, ist ein Glaubenssatz sehr vieler Religionen. Religiöse Hymnen der verschiedensten Kulturen preisen die Fülle Gottes. Der religiöse Hymnus lebt geradezu von diesem Glaubensgut. Auch der biblische Glaube fügt sich dieser Richtung ein. Die Hymnen Israels singen von der Fülle Gottes, wie sie sich in der Erhaltung und sieghaften Führung des Volkes gezeigt habe, und sie singen in etwas späterer Zeit von der göttlichen Fülle, wie sie sich in der Schöpfung und in der Vollendung der Schöpfung widerspiegelt. Gott hat die Güter und die Möglichkeiten der Welt, aller Welten und dessen, was alle Welten überragt. Segensfülle ist der äußere Kreis Gottes, den die zu Gott aufsteigende menschliche Sehnsucht berührt, der erste Kreis, an den die Gebete tasten, der erste Kreis, von dem her ein Glanz ins menschliche Dunkel fällt.

Weniger augenfällig ist Gottes Armut, und doch weiß auch das religiöse Suchen der Menschheit davon etwas zu sagen. Die Märchen vom Bettlergott, der unerkannt über die Erde geht, um aufnahmebereite Häuser und Herzen zu suchen, sind ein Zeugnis dieses Glaubens. Der biblische Glaube reiht sich in diese Art der Gotteserkenntnis nicht nur

ein, sondern vollendet sie auf besondere Weise. Die Lieder vom leidenden Gottesknecht in Jes. 53 und vom leidenden Christus in Phil. 2 vollenden das, was die religiösen Hymnen auf die Schöpfermacht Gottes angefangen haben. Sie stoßen zugleich tiefer ins Geheimnis Gottes vor, in einen inneren, vom äußeren Segenskreis umschlossenen Armutskreis Gottes. Gottes Armut ist sein Kreuzeserleben mit Adam, mit Kain, mit denen, die die Propheten ablehnen, um ihnen später ihre Gräber zu schmücken, mit den Christuskreuzigern auf Golgatha und in der modernen Christenheit. Gottes Armut tut sich überall dort auf, wo ihm das versagt wird, was ihm gehört. Gott ist arm und wird arm, wo die Menschenherzen sich ihm versagen, oder wo die Güter der Welt, statt in seinem Dienst gebraucht zu werden und dem Leben zu dienen, dem Tod und der Vernichtung dienstbar werden. Gott ist überall dort arm, wo er aus Liebe handelt und in seiner Liebe enttäuscht wird. Weil die Liebe der innerste Kreis Gottes ist und Gottes Armut zu Gottes Liebe gehört, umschließt die göttliche Armut das innerste Wesen Gottes. Segensfülle sein äußerer Kreis, Armut sein innerer Kreis, sein Herz und seine Liebe!

So haben Segensfülle und Armut beide in Gott ihren Ort. Beide zusammen sind größer als jedes von ihnen. Das Größere und Umgreifende ist der lebendige Gott selber auf dem Weg zum Bau seines Reiches. Da ist Gott wirklich und ganz, und da sind auch seine Segensfülle und seine Armut. Gott ist also nicht an einem Ort, sondern auf einem Weg. Auch der Mensch darf dadurch bestimmt sein, daß er nicht einfach an einem Orte, sondern auf dem Wege Gottes ist. Geht er auf diesem Wege, handelt er am Bau dieses Reiches, dann ist die Herrschaft der Ideale zerbrochen. Dann wird auch kenntlich, wie Bekämpfung und Lobpreis der Armut zusammengehören. Denn was erstrebt die Armutsbekämpfung dann eigentlich? Sie ist – Gott gegenüber getan – ein Ruf, ein Drang in größere Gottesnähe. Auch der äußere Kreis Gottes, seine Segensfülle, ist von brennender Gegenwart. Ihm nähertreten, für den Segen offener und dankbarer werden, heißt aber in jedem Fall: nicht allein gehen, den andern mitnehmen; nicht aus Pflicht oder Wohltätigkeitstugend, sondern weil im Feuerkreis des lebendig verspürten Segens keine andere Richtung möglich ist. So erstrebt die Bekämpfung der Armut, das heißt immer zuerst ihrer Gründe, ein Freiwerden des andern Menschen. Sie ist geboren aus der leidumwehten Erkenntnis, daß Freiheit nur möglich ist, wo sie Befreiung des andern Menschen wirkt. Bekämpfung der Gründe der Armut aus irgendwelchen Wohlstandsidealen bleibt sinnlos. Bekämpfung der Gründe der Armut auf dem göttlichen Wege geschieht um des Gottessturms der Freiheit willen. Weil der arme Mensch durch seine Armut in besonderer Weise gehindert ist, spontan und frei zu handeln, ist seine ihm aufgezwungene Existenz etwas, was überwunden werden muß um des Lebens willen, das an Spontaneität und Freiheit gebunden ist.

Und was ist der eigentliche Sinn der freiwilligen, biblischen, apo-

stolischen Armut? Auch hier liegt der Sinn nicht mehr in einer Leistung, in einem Entbehren schlechthin, sondern in dem lebendigen Drang, dem innersten Kreis Gottes, dem Christusleben, dem Geheimnis der Freiheit Christi näherzukommen. Der einzige Sinn ist Freiheit, Freiheit von den Ketten, in die Besitz den Menschen schlägt.

Die biblische Armutsbekämpfung wie der biblische Lobpreis der Armut stimmen darin überein, daß beide eine aktive Haltung des Menschen sein dürfen. Diese Haltung ist – vor Gott, dem Ganzen – auch als menschliche Aktivität nichts, das neben, außerhalb oder gegen Gott stünde, sondern wesenhaft Gottes Aktivität. Sie bewegt auch den inneren und äußeren Kreis Gottes.

Würden wir nur mit unseren Idealen vor die Armut und die Fragen, die sie stellt, treten, so würden wir niemals begreifen, daß beide Sätze ganz wahr sind, der Satz, daß Gott die große Segensfülle ist und will, und der andere Satz, daß Gott Kreuz und Armut erleidet und zu allen Zeiten am ehesten am Ort der Armen und Gekreuzigten zu finden ist. Sind wir aber aus dem kühlen Bereich der Ideale heraus und in die brennende Bewegung des göttlichen Reiches hineingestellt, so werden wir, als Menschen, die diese Bewegung mitmachen, vor dem Gott stehen, der größer ist als Segensfülle allein und Armut allein, der in jedem Fall Bewegung und schöpferische Tätigkeit ist, und werden selber zu dieser Bewegung, zu dieser schöpferischen Tätigkeit gerufen sein. Diese Bewegung enthüllt das wahre Gesicht der geheimnisvollen Frau Armut, ihre echte Würde und ihre echte Not zugleich. *Bruno Balscheit.*

(Fortsetzung folgt.)

Die urchristliche Gemeinde – ihre Botschaft und ihr Weg (II)

4. Zwei Dinge werden im Leben Jesu nach den Evangelien besonders deutlich. Erstens: Er wendet sich ganz dem *Volk* in allen seinen Nöten und in seiner ganzen Not zu. «Wenn er die Masse sah, erbarmte er sich ihrer, denn sie waren mißhandelt und lagen da wie Schafe, die keinen Hirten haben.» (Matth. 9, 36.) Alles geschieht zu seiner Heilung, Rettung und Erlösung. Die erbarmende Gottesliebe selbst ergreift in Jesus das geschundene und abgequälte und weglose Volk und erweckt es zum Leben, schafft ihm neues Leben nach Leib, Seele und Geist und ruft es zum Reiche. Jesu Wirken gilt dem «leibhaftigen», dem ganzen Menschen, dem Menschen, der als Ganzes, um gerade diese zwei Dinge herauszuheben, auch in seinem leiblichen Leben und seinen sozialen Beziehungen, seinem mitmenschlichen Tun und Erleiden, seinem Verhalten gegenüber dem «Bruder» als «lebendige Seele» (1. Mose 2, 7) berufen ist — zu was? — zur *Sohnschaft und Bruderschaft im Reiche Gottes!*

Der antipharisäische, sagen wir es im Blick auf die ganze Macht, um die es sich dreht, der antikirchliche Kampf Jesu ist als Kampf um das Reich Gottes ein Kampf um das Volk und für das Volk. Die Armen, die Kranken, die Elenden, die Sündigen werden ans Licht und zum Leben gehoben und mit Gott verbunden. Sie sind nicht mehr länger die Verschupften, vom Gesetze Verdammten und den Mächten Preisgegebenen, sondern über ihnen geht das Licht der Gerechtigkeit Gottes auf, die in Jesus als erlösende Kraft der Gottesliebe wirksam ist und bleibt bis zum Tode am Kreuz und dadurch für immer diese Verbindung Jesu mit dem Volke besiegelt. Für das Volk vollbringt Jesus seine Taten, ihm vor allem gilt sein Erlösungswerk, und seine Jünger (die werdende Gemeinde) sendet er mit «Vollmacht» unter dieses Volk zu gleichem Tun. Seine Gegner aber, «die Pharisäer und Schriftgelehrten, die Sadduzäer und Heriodianer, die Ältesten und Hohepriester» sind ihm gerade darum so feind, weil es um das Volk geht. Sie merken ganz richtig, daß das Reich Gottes in Jesus eine neue Ordnung der Dinge bringt, daß es eine völlige Umkehrung ist, daß in Jesus die Herrschaft nun wirklich Gott werden soll. Die Herrschaft der Religion, des Tempels und des Gesetzes, die sie darstellen und die eine Menschenherrschaft geworden ist, geht zu Ende, und die volle Herrschaft Gottes beginnt in Jesus, d. h. sie geht ein in die Geschichte, sie ist nicht mehr nur über der Geschichte oder in einzelnen Erweisungen in der Geschichte — sie tritt in Jesus als die für alle Zeiten, alle Menschen und Völker bleibende geschichtliche und damit ewige Entscheidung auf. Sie kommt immer wieder unmittelbar zum Volk und ruft es zum Reiche Gottes[3]. Darum hassen die Religionsleute den «Heiligen Gottes» wie ihn die Dämonen fürchten. «Das Fromm-Satanische» (Blumhardt) errichtet Jesus das Kreuz. Das Kreuz wird so beides: das Zeichen der Tötung des Sohnes Gottes und der Ablehnung des Reiches Gottes. (Vgl. das Gleichnis von den Weingärtnern, Matth. 21, 33—44). So ist Israel in der Entscheidung um das Reich Gottes an Christus zu Fall gekommen. Schon in der Sendung der Propheten ging es immer um diese Entscheidung. Im Sohn ist sie nun endgültig *die* geschichtliche Entscheidung geworden. Wer Christus ablehnt, lehnt das Reich ab, und wer das Reich ablehnt, lehnt auch Christus ab, diese unentrinnbare Entscheidung stellt sich immer neu in der geschichtlichen Wirklichkeit. Es ist durchaus keine Entscheidung der Dogmatik! Denn kommt nicht unser «Christentum», das sich auf seinen Glauben an Christus beruft, immer wieder durch seinen Unglauben in bezug auf das Reich Gottes zu Fall, weil es eben Christus nicht als die Entscheidung für das Reich annimmt, und wird nicht so im umfassenden Sinn das Wort Jesu zur Wirklichkeit: «Nicht jeder, der zu mir sagt: ‚Herr, Herr!' wird in die Herrschaft Gottes eingehen, sondern der, der den Willen

[3] Diesen Zug der Reichgottesgeschichte in Jesus hat L. Ragaz besonders großartig in der «Geschichte der Sache Christi» aufgezeigt.

meines Vaters, der in den Himmeln ist, tut» (Matth. 7, 21)? Das bedeutet aber auch, daß diese Entscheidung um Christus wie um das Reich immer neu vor alles Volk wie vor alle Völker gestellt ist. Sie ist immer neu auch dem «Volke Gottes», der Gemeinde und jedem einzelnen in ihr gestellt. Ob es wirklich das der Herrschaft Gottes dienende «Volk Gottes» oder die wahre Christusgemeinde ist, das entscheidet darüber, ob es diesen Namen zu Recht oder zu Unrecht trägt. Vor dem lebendigen Gott heißt es dann wie schon bei den Propheten: «Ich werde das, was nicht mein Volk ist, mein Volk heißen und die nicht Geliebte die Geliebte, und es wird geschehen an dem Ort, wo zu ihnen gesagt wurde: ‚Ihr seid nicht mein Volk', dort werden sie Söhne des lebendigen Gottes heißen.» (Vgl. Hosea 2, 25; Römer 9, 25/26; 1. Petr. 2, 10.)

5. Mit dem Evangelium vom Reiche Gottes und seinem Christus schafft Gott eine *neue Gemeinde*, ein neues Volk, und Jesus beruft *neue Organe* dieser Gemeinde. Er setzt sie als Herr dieser Gemeinde, als der Christus des Volkes Gottes ein. Was Jesus damit tut, ist unerhört revolutionär. Wir können sagen, es handelt sich um die Ablösung der Kirche (des Tempels und der Synagoge!), die der Fehlweg auch schon des alten Volkes Gottes ist, durch die neue Gemeinde, verbunden mit jener völligen Zuwendung zum Volke, von der wir geredet haben. Dem Reiche Gottes, der Gemeinde Christi ist diese Zuwendung eingestiftet. Das Evangelium ist eine *Volksbotschaft* und soll schon in Jesus nach Gottes Plan und Willen eine *Völkerbotschaft* werden, deren Träger die Gemeinde Christi in der Welt ist.

Alles «Christentum», das diesen Zusammenhang und diese Grundrichtung verliert, mit den Mächten dieser Welt zusammen zu einer Herrschaftsform *über* das Volk oder über die Völker wird (denken wir an das «geistliche» Rom und an das einstige «orthodoxe» Moskau!) ist und wird in Wahrheit Antichristentum, Preisgabe oder Angleichung (Symphonisierung, wie ein östlicher Kirchenrechtslehrer unserer Zeit sagte) des Reiches Gottes an die Welt oder falsche Kirchenherrschaft (Ekklesiokratie statt Theokratie!) über die Welt. Nicht umsonst haben das Volk und die großen aus dem Volke stammenden Glaubensbewegungen im Laufe der Geschichte immer wieder so empfunden. «Christus und das Volk gehören zusammen» (Cromwell). Die Gemeinde Christi und das Volk gehören zusammen. Die Gemeinde wird zum Träger der Erlösungsbotschaft und der Erlösungskraft Christi in der Welt. «Er aber rief die Zwölf zusammen und gab ihnen Kraft und Vollmacht, über alle Geister und Krankheiten zu heilen. Und er sandte sie aus, die Herrschaft Gottes zu verkünden und zu heilen . . .» (Luk. 9, 1—3; vgl. auch Mark. 3, 6 und Math. 10.)

Diese Gemeinde Christi ist von Anfang an eine Minderheit, eine kleine Schar, ein Vortrupp. In diesem Sinne handelt es sich um *die heilige Gemeinde, um die für Gottes Sache bestimmte*, ausgesonderte und ihr sich weihende *Gemeinde Christi*. Was in den Kirchen weithin

zum bloßen Titel oder zum religiösen Habitus oder zu sonst einer Verfälschung geworden ist, ist in der urchristlichen Gemeinde, in der wahren Gemeinde Christi lebensbestimmend, *existenzbestimmend.* — Christus selbst «heiligt» sich in diesem Sinne für die Gemeinde. (Vgl. Joh. 17.) Diese so verstandene «Heiligkeit» birgt noch etwas sehr Wichtiges und im Kirchenchristentum ebenfalls weithin Verlorengegangenes in sich, die *Reinheit,* die Jungfräulichkeit. Sie gehört zur Gemeinde Christi, Gott selbst, Christus selbst ringen um sie (denken wir nur an die Sendschreiben an die sieben Gemeinden in der Offenbarung Johannes — Offenbarung Kap. 2 und 3). Die immer neue Reinigung der Gemeinde durch Gott und Christus ist ihr eingestiftet. Das, was man Kirchen- oder Gemeindezucht nennt, ist nur ein erstarrter und auch verkehrter Überrest davon!

Diese Gemeinde soll und will zunächst das Volk Israel und dann die Völker, ja die Welt, die «Mächte» erobern für die Herrschaft Gottes und Christi. (Vgl. Matth. 28, 19 und 20; Epheser 3, 10 ff. und 6, 10 ff.) Aber so, *daß sie Gemeinde bleibt, daß sie «Salz» bleibt!* Ihre «Gerechtigkeit» soll wirklich die des Reiches Gottes sein, keine andere. «Nicht die Gemeinde wird Welt (im Sinne der Verweltlichung!) — verstehen sie mich wohl», sagt einmal Dostojewskij, «sondern die Welt wird Gemeinde.» (Vgl. dazu Leonhard Ragaz: Richard Rothe über Verweltlichung des Christentums in «Aus unbekannten Schriften».) Die Welt soll wie die Gemeinde selbst und durch die Gemeinde zur Herrschaftsgestalt Gottes werden. In diesem Sinne ist gerade für die «heilige» Gemeinde die Zuwendung zur *Welt* konstitutiv. Sie ist das eigentliche revolutionäre Ferment in der Weltgeschichte. Es handelt sich (sagt in diesem Sinne Richard Rothe) um ein «weltgeschichtliches Christentum, nicht ein sektenhaftes». Sind aber nicht unsere «Kirchen» weithin etwas Sektenhaftes geworden, die Römische eingeschlossen? Die auf die Welt bezogene Gemeinde Christi aber ist in seinem Auftrag die Lehrerin der Völker zum Reiche Gottes, die Vertreterin der Gebote Christi in der Welt. (Vgl. dazu Matth. 28, 18—20.) Dieser «Taufbefehl», nach dem die Völker zu «Jüngern Christi» gemacht werden sollen, zeigt so recht die Fehlentwicklung des Kirchentums. Dieses besteht gerade darin, daß die Jüngerschaft immer mehr aufgehoben oder eingeschränkt, oder halbiert wird, und an ihre Stelle in etwas verschiedener Gestalt sowohl beim Katholizismus wie beim Protestantismus eine seelenrettende Heilsversicherungsanstalt tritt, die einen fragwürdigen Reichgottesersatz darstellt und mindestens ebensoviel zur Verwirrung der Seelen wie zu ihrer Rettung beiträgt. Der Gemeinde des Reiches aber wird als solcher die größte Aufgabe gestellt: die Welt dem Reiche Gottes zu erobern. Die Gemeinde Christi ist durch und durch charismatisch, sie ist es als Ganzes und in allen ihren Gliedern. Das, was wir, weil es notwendig in Dienst und Tun sich auswirkt, die Forderung oder Aufgabe des Reiches Gottes nennen, ist die Gabe des Reiches Gottes mit seiner ganzen Gnade

und Kraft, durch die Gott und sein Christus mit der Gemeinde in der Welt wirken will. Diese *Mitwirkung der Gemeinde* beim Tun Gottes und seines Christus wird von den Theologen und Kirchenleuten immer wieder abgestritten oder abgeschwächt. Sie ist aber dem aufrichtigen Hörer des «Wortes Gottes» sonnenklar. Sie tut der «Ehre» Gottes keinen Abtrag, sondern vermehrt sie vielmehr, denn Gott möchte sich gerade in und durch seine Söhne und Töchter verherrlichen. Die Kirchen und ihre Theologen haben das, was ihnen mangelt, zu einer Tugend der Anbetung und Behütung Gottes gemacht. Es wäre aber höchste Zeit für sie, die Botschaft vom Reiche, vom lebendigen Christus und vom heiligen Geiste, welches die Botschaft und die Kraft der Gemeinde Christi ist, aufzunehmen und auf das Zeugnis der beiden Blumhardt und Ragazens zu hören, die unaufhörlich darauf hingewiesen haben. Die göttliche Gnade wirkt sich in ihrer ganzen Fülle als Reich und Kraft der Gnade aus und macht die Gemeinde zum Zeugen und zum Organ der in Christus wirksamen Gnadenherrschaft Gottes. So sendet Jesus seine Jünger, die Anfänger der Gemeinde, aus, so stellt sich dann die «apostolische» Gemeinde, von der wir noch eingehend reden werden. Wo der heilige Geist die Gemeinde Christi erfaßt hat, kann sie «mit Gott» Taten tun, nach der Verheißung Christi gewaltige Taten. (Vgl. Joh. 13—18.)

6. Was sich schon im Israel der Propheten vollzogen hat, geschieht im Israel zur Zeit Jesu noch einmal und vorläufig endgültig. Ein «Rest» ist da für das Reich Gottes, trägt die Hoffnung auf das Reich Gottes und die Hoffnung auf den Messias in brennenden Herzen. Dieser «Rest» nimmt Jesus und seine Sache an. Es sind zu allen Zeiten die wirklich Wartenden und die zu wirklichem Dienst Gewillten. Sie haben den Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit des Reiches Gottes, die zu allen Zeiten in den Menschen wirken, durch die die Sache Gottes weitergehen soll. Sie sind die «Armen», denen das Reich verheißen ist. Auch bei der breiten Masse des Volkes ist immer etwas von dieser Armut da, vielleicht unbewußt, vielleicht verzerrt, vielleicht als sehr weltlicher Hunger nach Leben und nach den Gütern des Lebens. Vielleicht aber doch auch als Bewußtsein von der falchen Richtung ihres Lebens. Denn es sind große Volkskreise, es ist die «Masse», die auf den Ruf Johannes des Täufers und hernach auf den Ruf Jesu hört, die aufhorcht. Irgendwie empfinden diese Menschen ihre Not als eine solche, von der sie nur eine andere Existenz, eine neue Existenz retten könnte. Ihre Not steigt aus den großen Lebensrealitäten auf, sie hat nichts Fiktives an sich — und das ist wohl der Grund, warum die breite Masse des Volkes, der Völker in ihrer Armut, ihrem Elend, ihrem Kranksein und Schuldigsein, auch noch in ihrem Besessensein und Wahnsinn der Einwirkung des Reiches Gottes und seinem Ruf zugänglich werden können. Sie spüren das Nichtsein in ihrem Leben und suchen darum eine echte Zukunft, ein wahres Leben. Weil sie keine menschenwürdige Gegenwart, noch mehr,

keine eigentliche, keine wahre Existenz haben, sind sie Suchende, wenn sie nicht schon Zerbrochene oder Verzweifelte geworden sind. Sie durchschauen den Trug dieser jetzigen Welt leichter und suchen eher die Wahrheit des Lebens. Wie haben sie in unseren Zeiten aufgehorcht auf die Botschaft eines Karl Marx, ja wie leicht lassen sie sich in ihrem Hunger und Durst nach Gerechtigkeit, Wahrheit und Leben, nach Brot und Frieden auch wieder durch die Scheinverheißungen und die Scheinhilfe von Satanen und Charlatanen verführen! Wehe aber denen, die ihnen die reale Hilfe des Reiches Gottes, Christus, mit seinem Leben und Reich verschließen oder vorenthalten, die höchstens Symbole geben, wo sie Wirklichkeiten darbieten sollten oder vielmehr die eine, alles Leben erlösende und erfüllende Wirklichkeit des Reiches Gottes. Wehe, wenn es so steht um das, was sich Tempel, Synagoge oder Kirche nennt. Dann hebt der Kampf der Propheten und des Christus Gottes mit ihnen an. Dann kämpfen diese Gebilde gegen die Propheten und gegen den Christus. So war es damals, so ist es bis zur wahren Vollendung des Reiches. Die Pharisäer und Schriftgelehrten und der Tempel konnten diesen Hunger und Durst nicht stillen, soweit sie nicht von vornherein das Volk als vom Gesetz verurteilt auf die Seite stießen.

Und wie mag es in der Völkerwelt damals gestanden sein, vor allem im großen römischen Weltreich? Konnte ihnen der Cäsar Augustus, konnten ihre Götter mit ihren Kulten wirkliche Erlösung und die Beantwortung der Lebensfrage bringen, ihnen das wirkliche Menschen- und Menschheitsziel, das Völkerziel, ja das Ziel der ganzen Schöpfung zeigen? Die Frage stellen heißt sie beantworten für damals wie für heute! Darum aber mußte in Jesus die Entscheidung fallen, denn in Jesus war und ist die Entscheidung Gottes gekommen. *Alb. Böhler.*

(Fortsetzung folgt.)

Staatsschutz und Gewissensfreiheit

(Gedanken zu den Revisionsvorlagen unserer Strafrechte)

I.

Gustav Radbruch, der bekannte sozialistische Rechtswissenschafter der Weimarer Zeit, hat einmal gesagt, die Juristen ließen sich in zwei Kategorien einteilen: in die Juristen aus Ordnungssinn und in die Juristen aus Freiheitssinn. Der *Jurist aus Ordnungssinn* macht die Ordnung, die Disziplin oder wie die unpersönlichen Schutzobjekte alle heißen mögen, zum Mittelpunkt und neigt deshalb dazu, das Leben zu reglementieren, den Menschen für die Gesetze zu modeln, den Bürger nicht nur gegen die andern Bürger, sondern auch vor eigenen ketzerischen Überlegungen und Handlungen zu schützen. Jurist und Polizist wohnen hier unter einem Dach, fast wie in Bern, wo das Justiz- und das Polizei-

departement unter der gleichen Leitung stehen. Der *Jurist aus Freiheitssinn* ist ein Vorposten des liberalen Rechtsstaates, ein Wahrer der Freiheit gegen die Ordnung, des Lebens gegen die Schematisierung, des Zufalls gegen die Regel. Das Recht ist um der Menschen willen da, die Gesetze für die Bürger.

Den Juristen aus Ordnungssinn ist allerdings mit der Inkraftsetzung demokratischer Staatsverfassungen ihr Tätigkeitsgebiet eingeengt worden (sie versuchen allerdings, durch ständige Verfassungsverletzungen die ihnen lästigen Fesseln abzuschütteln); die Jurisprudenz ist nicht mehr die «illiberalste Wissenschaft» (Heinrich Heine), auch wenn heute noch die heiße Liebe zur Gerechtigkeit gewöhnlich nicht im Juristen verkörpert ist, sondern im erhabenen Verbrecher von der Art der Michael Kohlhaas und Karl Moor, auch wenn heute noch das Ringen um das richtige Recht und die Leidenschaft für die Befolgung ewiger Gesetze gewöhnlich nicht beim Juristen zu finden sind, sondern beim Überzeugungs- und Gesinnungstäter. Noch wird «jenes abscheulichste Buch, welches die Bibel des Teufels genannt werden kann, das Corpus des römischen Zivilrechts» (Heine), dessen Mittelpunkt der Götzendienst am Eigentum war, von uns verehrt, ist doch auch unser Privatrecht ein ausgeprägtes Eigentums- und Gläubigerrecht.

Nach unserer Ansicht kann keine der beiden Radbruchschen Juristenkategorien für uns vorbildlich sein: weder der noch vielfach dem polizeistaatlichen Geiste verhaftete Jurist aus Ordnungssinn noch der allzusehr einem egoistischen Individualismus huldigende Jurist aus Freiheitssinn. Der Idealtypus schiene uns der *Jurist aus Gerechtigkeitssinn* zu sein, der ein Vorposten des sozialen Rechtsstaates, ein Wahrer der Freiheit und der Gerechtigkeit gegen die Ordnung und Schematisierung, aber auch gegen die wirtschaftliche und rassische Deklassierung ist. Dieser ideale Juristentypus käme allerdings bei der Anwendung unseres heutigen Rechts und der Rechtsprechung in größte Gewissensnot, müßte er doch auch Recht anwenden, das nicht gerecht ist, das er aber deshalb anwenden müßte, weil nach herrschender Lehre eben auch das ungerechte Recht einen Zweck erfüllt: nämlich den der Erhaltung der Rechtssicherheit. So müßte sich der Jurist aus Gerechtigkeitssinn vor allem mit der Rechtspolitik, mit der Rechtsetzung befassen, damit Gesetze für die Bürger erlassen werden . . .

II.

Betrachten wir die bundesrätlichen Vorlagen zur Revision des bürgerlichen und des militärischen Strafgesetzes eingehender, so wird uns bald klar, daß hier weder Juristen aus Gerechtigkeits- noch solche aus Freiheitssinn am Werke waren. Das Staatsschutzgesetz zum Beispiel ist ein Polizeigesetz, das vom Prinzip ausgeht, die Freiheit könne durch deren Durchlöcherung und durch Zwangsmaßnahmen geschützt werden. So wie uns unsinnige Aufrüstung vor einem Kriege schützen soll, so soll durch

Einschränkung der Freiheit (vor allem der sogenannten Grundrechte) die Freiheit gerettet werden. Diese seltsame Logik ist nicht typisch schweizerisch; wir treffen sie allüberall an.

Die rechtsstaatliche Verfassung hat neben der Organisation des Staates zum Ziel, das Staatsglied zu schützen. In der politischen Demokratie: Schutz vor der Macht des Staates, der Staatsallmacht, vor dem Moloch Staat, dem Leviathan-Staat; aber auch Schutz vor Rechtlosigkeit und Entrechtung im Verhältnis der Staatsglieder untereinander. In der sozialen Demokratie: Schutz vor der Ausbeutung und wirtschaftlichen Versklavung, vor wirtschaftlicher Not. Wie wird dieser Schutz gewährt? Negativ: durch Aufteilung und Beschränkung der Macht, durch die Fesselung jener Macht, die das Staatsglied ohne diese Fesselung selbst in Ketten schlagen würde. Positiv: durch die Gewährleistung von Rechten, von Freiheitsrechten, die die unveräußerlichen Rechte des Individuums achten und respektieren. Zwischen der gefesselten Macht und dem Individuum besteht eine ständige Spannung. Wir haben allen Grund, eifersüchtig darüber zu wachen, daß in diesem Spannungsverhältnis die wirklichen Rechte des Menschen nicht auf Kosten der Ausdehnung der Macht des Staates oder der materiellen Macht einzelner Weniger abgebaut werden. Zu den wirklichen Rechten des Menschen zählen wir aber auch das Recht auf Arbeit, das Recht auf gesicherte Existenz, das Recht auf gerechten Lohn, Rechte also, die das heutige Recht auf Ausbeutung unmöglich machen und die das sakrosankte Eigentumsrecht tangieren.

Unsere schweizerische Bundesverfassung steht weitgehend auf dem Boden liberaler Rechtsstaatsauffassung; sie ist für uns der Pfeiler, auf welchem die politische Demokratie ruht. Diese Verfassung wird nun aber seit ungefähr 35 Jahren «am laufenden Band» verletzt, und zwar verletzt von den ersten und vornehmsten Dienern der Republik (die Minister und Räte des Souveräns sind mehr und mehr Herrscher und Beherrscher des Volkes geworden). Seit Jahren vergeht kaum eine Session der Bundesversammlung ohne den Erlaß rechtsverletzender Beschlüsse. Die Spannung zwischen Verfassungsrecht und Verfassungspraxis wird immer tiefer. Die Verfassungspraxis zeichnet sich «durch grundsätzliche Grundsatzlosigkeit» (Giacometti) aus, wobei «niemand mehr weiß, was Verfassung ist» (Walther Burckhardt). Die lange Liste dringlicher Bundesbeschlüsse, das Vollmachtenregime von 1914 (das bei Ausbruch des zweiten Weltkrieges noch nicht abgebaut war) und von 1939, die Durchlöcherung des Prinzips der Gewaltentrennung (die ausführende Behörde ist heute zum Teil auch richterliche und gesetzgebende Behörde geworden) haben die Macht des Bundesrates auf Kosten von Volk und Parlament gestärkt. Die seit den dreißiger Jahren periodisch erlassenen Staatsschutzbestimmungen (in der Zeit von 1932 bis 1943 sind allein 50 solcher Erlasse herausgekommen) sind zum großen Teil verfassungswidrig, weil sie auf rechtlich unwirksame Weise die Freiheitsrechte einzelner Staatsglieder (vor allem der unbequemen Staats-

glieder) tangieren. Auch der Bundesratsbeschluß betreffend Verstärkung des Staatsschutzes vom 29. Oktober 1948, der bis Ende 1950 in Kraft bleibt und der der Revisionsvorlage Modell gestanden hat, ist verfassungswidrig. Wohl stützt er sich auf den Vollmachtenbeschluß aus dem Jahre 1939, er erfüllt aber die wesentlichsten Voraussetzungen, die zur Rechtfertigung eines solchen Erlasses vorhanden sein müssen, nicht: der Bundesratsbeschluß ist nicht kriegsbedingt, ist zeitlich nicht derart dringlich, daß er nicht auch auf legalem Weg hätte in Kraft gesetzt werden können (der Bundesrat hatte schon im Jahre 1946 den Auftrag auf Ausarbeitung eines Entwurfs erhalten; dieser Auftrag wurde bis im Jahre 1948 schubladisiert), er ist aber auch nicht verhältnismäßig, da die bestehenden Vorschriften im bürgerlichen und im Militärstrafrecht der heutigen Lage vollauf gerecht werden. Der Bundesrat war jedoch anderer Meinung, und das Parlament hat ihm nahezu einstimmig beigepflichtet (selbst die Sozialdemokraten pflichteten bei). So hat man denn mit einem verfassungswidrigen Erlaß den Versuch gewagt, die verfassungsmäßige Ordnung (denn das soll nach der Bundeshausmeinung der Sinn dieses Gesetzleins sein) zu schützen. In der «Roten Revue» (Septemberheft 1949) weist Dr. Robert Meyer juristisch nach, daß an Hand dieses Bundesratsbeschlusses der Bundesrat wegen Angriffs auf die verfassungsmäßige Ordnung verhaftet und abgeurteilt werden müßte.

III.

Am 20. Juni 1949 hat nun der Bundesrat an die Bundesversammlung eine Botschaft gerichtet, die Vorschläge zur Revision des Strafgesetzbuches enthält. Die Revisionsbestimmungen betreffen den Staatsschutz, die üble Nachrede und dann verschiedene allgemeine Bestimmungen des Gesetzes über Verbrechen, Vergehen und Übertretungen. Für die Presse ist vor allem das, was über die üble Nachrede neu ins Strafrecht aufgenommen werden soll, von großer Wichtigkeit, für den Richter die allgemeinen Bestimmungen und für den Politiker die Staatsschutzartikel. Mit der Verkoppelung notwendiger und gefährlicher Bestimmungen ist dem Gegner der Vorlage schwer gemacht, das Referendum zu ergreifen. Die Vermengung verschiedener, voneinander unabhängiger Revisionsbestimmungen hat aber auch zur Folge gehabt, daß die Presse bis heute nahezu ausschließlich die sie berührende Revision der üblen Nachrede diskutiert hat, die Bestimmungen über den Staatsschutz jedoch ignoriert.

Was bringt die Vorlage? Neben verschärften Strafen für Landesverrat und Spionage sollen Handlungen, die darauf gerichtet sind, die verfassungsmäßige Ordnung rechtswidrig zu stören (eine solche Handlung stellte z. B. die erste bundesrätliche Vorlage über die Übergangslösung der Bundesfinanzreform dar), bestraft werden; ebenso soll die staatsgefährliche Propaganda unter Strafe gestellt werden. Aber nicht nur diese Handlungen, auch bloße Vorschubleistungen zu ihnen werden

bestraft. Dann sollen auch die Behördemitglieder den gleichen strafrechtlichen Schutz genießen wie die Beamten. Wichtige Bestimmungen enthalten auch jene Artikel, die sich mit der Beziehung unseres Landes zum Ausland und der Schweizer zu ausländischen Staaten oder ausländischen Parteien befassen.

An wen hat denn der Bundesrat gedacht, als er diese Bestimmungen ausklügelte? Davon wird in der bundesrätlichen Botschaft gesagt: «Zurzeit geht die Bedrohung der Staatssicherheit hauptsächlich von den Linksextremisten aus, aber auch nationalsozialistische Kreise sind wieder aktiv geworden.» Dieser letzte Teil des Satzes ist eine Konzession an die Sozialdemokraten. «Als eine Gefährdung unserer Sicherheit erscheinen heute insbesondere die vielen Auslandsreisen von Linksextremisten», heißt es weiter in der Botschaft. Dann wird die PdA beschuldigt, die Schweiz auf ähnliche Weise, wie dies die Kommunisten in der Tschechoslowakei getan haben sollen, gewaltsam «volksdemokratisieren» zu wollen.

Juristisch lassen sich schwere Bedenken gegen die Revisionsvorlage nicht unterdrücken. Grundsätzlich betrachtet, muß darauf hingewiesen werden, daß die Staatsschutzbestimmungen «der Form und dem Inhalt nach nicht mehr in den Kreis der normalen Gesetzgebung» (Hafter) gehören, daß es sich hier um «typische Notgesetzgebungen, für außerordentliche Verhältnisse berechnet» (Hafter), handelt. Dennoch will der Bundesrat diese von der Rechtswissenschaft für äußerste Notzeiten vorgesehenen Bestimmungen in die ordentliche Strafgesetzgebung einfügen. Dann wird immer wieder vergessen, daß das Strafrecht, will es Recht bleiben, ein Januskopf ist: der Staat will vor dem Verbrecher geschützt werden, aber auch der Verbrecher vor dem Staate. Daher die Grundsätze nullum crimen sine lege, nulla poena sine lege (nur das im Gesetz als Verbrechen bezeichnete Vergehen ist ein Verbrechen, keine Strafe ohne Gesetz). Die Strafbarkeit ist an die Voraussetzung eines wirklich begangenen Verbrechens gebunden. Absichten und Gesinnungen können strafrechtlich nicht verfolgt werden. Hier läßt vor allem der noch bis Ende 1950 in Kraft stehende Bundesratsbeschluß große Fragen unbeantwortet (vor allem die Artikel 8 und 11). Obwohl die Gesinnung nicht bestraft werden darf (fürs Denken kann man niemand henken), stellt der Bundesratsbeschluß eigentliches Gesinnungsstrafrecht dar, während die Revisionsvorlage die krassen Artikel der Gesinnungsschnüffelei fallen ließ. Viel hängt selbstverständlich von der Auslegung dieser Artikel ab. Wer entscheidet darüber, was staatsgefährliche Propaganda ist, wer, ob die verfassungsmäßige Ordnung rechtswidrig gestört wurde usw.? Die einzelnen Bestimmungen sind zum Teil derart kautschukartig abgefaßt, daß aus ihnen allerlei gemacht werden kann, vor allem dann, wenn sich die Richter ans schöne Sprüchlein erinnern:

«Im Auslegen seid frisch und munter!
Legt ihr's nicht aus, so legt was unter.»

Wenn man sich aber wieder erinnert, wie während des zweiten Weltkrieges gegen links vorgegangen wurde (wir erinnern an die Beschlagnahmung marxistischer Literatur, wir erinnern auch an die unwürdige Behandlung von Leonhard Ragaz und der «Neuen Wege», wir erinnern aber auch an den Fall, wo ein Kommunist samt seiner harmlosen Katze von einem übereifrigen Hüter der Ordnung verhaftet worden ist), dann dürfen uns die scheinbar harmlosen Artikel nicht gleichgültig bleiben. Folgt sie ihren Vorgängerinnen, dann läuft die Vorlage darauf hinaus, unbequeme Störefriede der Burgfriedenspolitik, die wirkliche Opposition der satten Bourgeoisie und die Kräfte, welche ernsthaft an eine radikale Umgestaltung der politischen Demokratie in eine sozialistische Demokratie denken, zu erledigen.

Wir waren immer der Überzeugung, daß Freiheit nicht durch Zwang geschützt, daß die politische Demokratie nicht durch Einschränkung der Grundrechte gerettet werden können. Die Freiheit kann aber auch nicht durch Polizeigesetze gesichert bleiben. Es ist ein plumpes, aber bequemes Mittel, die Opposition mundtot machen zu wollen. Die Probleme, die unsere politischen Freiheitsrechte vielleicht dermaleinst in Frage stellen könnten, können nicht mit dem Polizeiknüppel und mit Staatsschutzgesetzen gelöst werden. Das sind faschistische «Lösungen». Nur wenn unser Volk innerlich stark genug ist, die Freiheit nicht nur zu ertragen, sondern sie auf Gebiete auszudehnen, wo die Mehrheit unseres Volkes noch unfrei ist, werden wir unsere freiheitlichen Einrichtungen, die uns allen lieb und teuer sind, erhalten können.

IV.

Bevor wir auf die Revisionsvorlage für das Militärstrafgesetz zu sprechen kommen können, müssen wir die ketzerische Frage erheben, ob neben dem bürgerlichen auch ein militärisches Strafrecht eine Existenzberechtigung haben könne. Diese Frage ist zu verneinen: nachdem die militärische Gewalt der bürgerlichen untergeordnet ist, ist nicht einzusehen, weshalb ein Sonderrecht für jene geschaffen werden mußte. Man kann sich auch fragen, ob die Artikel 20 und 64bis der Bundesverfassung wirklich die genügende verfassungsrechtliche Grundlage für den Erlaß dieses Militärsonderrechts geben. Wir bezweifeln das.

Aber auch ganz praktische Überlegungen sprechen gegen das Militärstrafrecht: das Vertrauen unserer Soldaten, nicht zuletzt auch des Offizierskorps zu den Militärgerichten ist weit geringer als zu den bürgerlichen Gerichten. Sowohl der Beschuldigte wie auch der private Verteidiger haben sehr oft den Eindruck, in den Verteidigungsmöglichkeiten beschränkter zu sein, als dies vor einem bürgerlichen Strafgericht der Fall wäre. Das bürgerliche Gericht ist ein Institut der Demokratie, das Militärgericht ein solches einer Hierarchie. Vor ein bürgerliches Gericht tritt der Beschuldigte als Bürger, vor das Militärgericht der Soldat als

Untergebener. Der Richter im bürgerlichen Gericht ist staatsrechtlich dem Beschuldigten gleichgestellt; der Großrichter eines Militärgerichts muß dem Beschuldigten rangmäßig übergeordnet sein, damit das Prinzip der Subordination (absolute Befehlsgewalt von oben und unbedingte Gehorsamspflicht unten) gewahrt bleibt. Der bürgerliche Richter ist nur dem Gesetz und seinem Gewissen gegenüber verantwortlich, der Militärrichter ist jedoch dem Oberauditor der Armee (dem Oberstaatsanwalt der Armee) unterstellt. Hinzu kommt, daß die Laufbahn der Großrichter (sie müssen zuerst als Gerichtsschreiber, dann als Untersuchungsrichter, dann als Ankläger amten) zu sehr die eines Polizeioffiziers ist, als daß sie – Ausnahmen vorbehalten – den Typus des weisen und überlegenen Richters verkörpern könnten. Hinzu kommt aber auch, daß die Militärgerichte vielfach glauben, die Grundsätze des Verschuldensstrafrechts seien zugunsten eines überlebten Erfolgsstrafrechts nicht anwendbar. So kann es vorkommen, daß ein eingeschlafener Wachtposten härter bestraft wird als die sogenannten «Schmiergeld»-Obersten. Goethes Leitsatz für den Richter, «auch gegen Schuldige gelind, gegen Verbrecher schonend, gegen Unmenschliche menschlich zu sein», wird leider allzu selten von den Militärrichtern befolgt . . .

Die Botschaft des Bundesrates über die Teilrevision des Militärstrafgesetzes vom 22. Juli 1949 ist für uns nur soweit interessant, als sie die Behandlung der Militärdienstverweigerer aus Gewissensgründen behandelt. Hierzu möchten wir einige Ausführungen machen.

V.

Am 1. Oktober 1946 reichte Nationalrat Oltramare in Genf eine Motion ein, mit der er verlangte, daß durch Abänderung des Artikels 81 des Militärstrafgesetzbuches und des Bundesgesetzes über den Militärpflichtersatz für Militärdienstverweigerer aus Gewissensgründen ein Zivildienst an Stelle einer Gefängnis- oder Zuchthausstrafe eingeführt werde. Am 13. März 1947 begründete Prof. Oltramare seine Motion, die von Bundesrat Kobelt bekämpft wurde, in hervorragender Weise im Nationalrat. Die im Laufe der Debatte in ein Postulat umgewandelte Motion wurde mehrheitlich angenommen. Im Einverständnis mit dem Bundesrat wurde vom Eidgenössischen Militärdepartement eine Kommission zum Studium aller einschlägigen Fragen eingesetzt, der Vertreter der Armee, der Feldprediger beider Konfessionen, verschiedener politischer Parteien und des Friedensrates angehört haben. Diese Kommission war mit Ausnahme der Vertreter des Friedensrates gegen den im Postulat Oltramare gemachten Vorschlag auf Einführung eines Zivildienstes für Militärdienstverweigerer aus Gewissensgründen. Die Armeebehörden stellten jedoch Vorschläge in Aussicht, die eine Humanisierung der Strafsanktionen zum Ziele haben sollten.

Der bundesrätliche Revisionsentwurf enthält diese Milderungsvor-

schläge, soweit sie das Militärstrafrecht betreffen. Sie sollen vor allem und lediglich dem religiösen Verweigerer zugute kommen, da nur er in eine Seelennot gerate und «sich deswegen schicksalsmäßig für Zeit und Ewigkeit der strafenden Gerechtigkeit ausgeliefert» fühle. So soll denn die Nebenstrafe der Einstellung in der bürgerlichen Ehrenfähigkeit auf den in schwerer Seelennot Handelnden nicht mehr Anwendung finden können. Dann soll vor allem für Militärdienstverweigerer aus religiösen Gründen die neu einzuführende Haftstrafe in Frage kommen. Die kürzeste Dauer der Haftstrafe ist ein Tag, die längste Dauer drei Monate. Das sind aber schon sämtliche Neuerungen, die vom Bundesrat vorgeschlagen werden.

Wir bedauern außerordentlich, daß der Bundesrat nicht ernsthafter das Problem der Dienstverweigerer geprüft hat. Die Botschaft atmet zu sehr den Geist des Oberauditors der Armee, eines eingefleischten Feindes der Friedensbewegung und des Zivildienstes. Unser Oberauditor hat sich leider die Mühe nicht genommen, die Entwicklung seit dem ersten Weltkrieg auf dem Gebiete der Behandlung der Militärdienstverweigerer außerhalb unserer Landesgrenzen zu studieren. Er hat einfach die Akten, die er seinerzeit im Kampfe gegen die Zivildienst-Petition zusammengetragen hatte, wieder hervorgeholt und mit den damals schon veralteten Argumenten die Arena betreten. Aus der Botschaft ersieht man auch, daß deren Verfasser von den «von den Anhängern des Zivildienstes vorgebrachten Beispielen ausländischer Staaten» keine tiefere Kenntnis besitzt, sonst könnte er nicht derart krasse Unwahrheiten in die Welt setzen, wie zum Beispiel diese, daß im Ausland die zu Zivildienst Verpflichteten Arbeiten verrichten müßten, die bei uns Sanität, Verpflegungstruppen und Militärverwaltung verrichten.

Die bundesrätliche Vorlage ist absolut unbefriedigend. Sie läßt wichtige Fragen unbeantwortet, und jene Probleme, die sie anpackt, werden nicht grundsätzlich gelöst. Wir bedauern dies, bedauern aber auch, daß unsere Behörden nicht die Größe des Geistes aufgebracht haben, Menschen, die aus Gewissensgründen jede Beteiligung am Krieg und an Kriegshandlungen ablehnen müssen, zu einem zivilen Dienst an Volk und Heimat zu verpflichten. Wir können Bern versichern, daß wir den Kampf für die Einführung eines Zivildienstes konsequenter denn je werden führen müssen.

VI.

Nachdem früher in den «Neuen Wegen» sehr oft und leidenschaftlich zur Zivildienstfrage Stellung bezogen worden ist, möchten wir das Problem wieder einmal aufgegriffen haben und es am Schlusse unserer Ausführungen von einer Seite zu beleuchten versuchen, die bis anhin vielleicht noch zu wenig gewählt worden ist: wir meinen die Darstellung des Militärdienstverweigerers als Überzeugungstäter. Diese Darstellung drängt sich heute, im Zeitalter vieler Totalitarismen, geradezu auf. Auch

wir in der Schweiz sind allzu leicht geneigt, eine Überzeugung lediglich auf ihre «Richtigkeit», ja vielfach nur auf ihre Konformität mit der offiziellen Auffassung, nicht aber auf ihre Aufrichtigkeit, Lauterkeit, Ehrlichkeit und Ernsthaftigkeit zu prüfen. Noch allzu stark ist die Meinung verbreitet, daß ein wahrhaft religiöser Mensch gar nicht in solche Pflichtenkämpfe geraten könne, daß vielmehr ein jeder seine Ethik eben auf das abzustimmen habe, was allgemein als Sitte und Recht gilt. Die Geschichte hätte sich sehr vereinfacht, würden die Großen der Weltgeschichte dieses Gebot beherzigt haben.

Der Militärdienstverweigerer handelt aus wohlüberlegter Überzeugung; aus dieser Überzeugung verneint er die gesetzlich verankerte Militärdienstpflicht, er verneint eine Rechtspflicht. Er verneint diese Pflicht nicht, weil sie eine *staatliche* Pflicht ist, ist er doch nicht Anarchist, der jede staatliche Pflicht negiert, er verneint diese Pflicht, weil es sich um eine *militärische* Pflicht handelt. *Für ihn* ist aber die Militärdienstpflicht gar keine Rechtspflicht, da er erst dann von Rechtspflicht spricht, wenn sein Gewissen den rechtlichen Imperativ mit sittlicher Verpflichtungskraft ausstattet. Er verletzt eine Norm, die *für ihn* wegen des Fehlens der Moralität eben keine Norm, kein inneres Sollen, sondern nur Imperativ, äußeres Müssen sein kann durch die Befolgung einer höheren Norm; er erfüllt ein Gebot durch Verletzung eines Gebots; das Verneinte will durch das Bejahte gerechtfertigt werden. Weil er seine Handlung als sittliche oder religiöse Pflicht auffaßt, mangelt dem Überzeugungstäter das Schuldbewußtsein, das Bewußtsein der Minderwertigkeit; er kann deshalb seine Tat nicht sühnen. Der strafende Staat kann deshalb dem Überzeugungstäter nicht mit sittlicher Überlegenheit gegenübertreten: der Dienstverweigerer ist nicht ein asozialer Typus, er ist kein Minderwertiger, er ist lediglich ein Andersdenkender. Der Vergeltungsgedanke unseres Militärstrafrechts kann wegen der sittlichen Ebenbürtigkeit des strafenden Staates und des Überzeugungstäters keine Anwendung finden, auch nicht der Besserungsgedanke, da der Dienstverweigerer nicht gebessert, sondern höchstens von etwas anderem überzeugt, von etwas Besserem belehrt werden kann. Als Strafzweck gegen Dienstverweigerer kann unseres Erachtens lediglich der Sicherungsgedanke in Frage kommen: der Überzeugung des Dienstverweigerers soll die Notwehr des Staates entgegengesetzt werden. «Wo der Staat nur aus Gründen der Selbsterhaltung den Rechtsbrecher straft, aber nicht den Anspruch erheben darf, zweifelsfrei das Gewissen des Täters selbst auf seiner Seite zu haben, da soll er auch mit seiner Strafe nicht über das hinausgehen, was er braucht, um seinen Zweck der Selbsterhaltung zu erreichen (Gaupp).»

Auf Grund dieser Überlegungen sind denn auch Juristen zur Ansicht gelangt, es sei für die Überzeugungstäter eine sogenannte custodia honesta, eine Art Ehrenstrafe, einzuführen. Ständerat Picot hat der weiter vorn erwähnten Kommission einen Vorschlag eingereicht, der

zum Ziele hat, den Dienstverweigerer an Stelle seiner Strafverbüßung im Gefängnis zu strafweiser Verrichtung ziviler Arbeit, die von Nutzen für die Gesamtheit sein könnte, zu verpflichten. Dieser Vorschlag würde die Einführung eines zivilen Dienstes *als Strafe* zur Folge haben.

Wird jedoch der Sicherungsgedanke aktiv interpretiert, erhält der Staat die Aufgabe, das Delikt der Dienstverweigerung aus Gewissensgründen überhaupt unmöglich zu machen. Das geschieht durch die Schaffung neuen Rechts, solchen Rechts, das auch für den Dienstverweigerer aus Gewissensgründen «Geltung» dadurch erhält, daß er es aus Überzeugung befolgen kann. Die Zivildienstpflicht wäre für den Dienstverweigerer eine Rechtspflicht, da sein Gewissen diesen rechtlichen Imperativ mit sittlicher Verpflichtungskraft auszustatten vermöchte. Die Zivildienstpflicht wäre für ihn eine Norm, die nicht im Widerspruch zu höheren Normen stände, sie wäre ein Gebot, das nicht eine Verletzung eines höheren Gebots zur Folge hätte, ihre Erfüllung bedeutete vielmehr die Erfüllung der höheren Norm, des höheren Gesetzes. Damit würde der staatliche Imperativ zur Norm, das bloße Müssen zum Sollen. Der Staat selber aber hätte einen Konflikt zur Lösung gebracht, der ohne die Schaffung dieses neuen Rechts für ihn und das betroffene Individuum unlösbar bleibt.

Die bundesrätliche Vorlage ist leider von diesen Überlegungen noch weit entfernt. Selbst der Antrag von Ständerat Picot ist dem Militärdepartement zu radikal und zu gefährlich. Wir hoffen doch, daß die eidgenössischen Räte die Revisionsvorlage noch verbessern werden.

Otto Siegfried.

Margarete Susman zum 75. Geburtstag

Frau Margarete von Bendemann-Susman ist am 14. Oktober 1949 75 Jahre alt geworden. Seit sie nach dem Untergang des geistigen Deutschland, in dem ihr dichterisches Werk entstanden und gereift war, zu Beginn des Dritten Reiches in die Schweiz, ihr Jugendland, zurückgekehrt ist, schenkt uns ihre Mitarbeit an unserer Bewegung und unserer Zeitschrift Förderung und Stärkung; hat sie uns doch in ihren Beiträgen, die durch eine Form und Inhalt umfassende hohe Einheit ergreifen, immer wieder den Blick für umfassende Zusammenhänge, für das Ganze der Gotteswelt freigemacht. Wir sind von Herzen dankbar, daß Frau Susman ihren Geburtstag unter uns und – wohl zuzeiten von überlastender Arbeit ermüdet – in der lichten und wachen Kraft hat erleben dürfen, aus der heraus ihr Werk gewachsen ist und, so Gott will, noch weiter wachsen soll.

Ihr dichterisches Werk wie ihre zahlreichen Arbeiten zur Deutung der Zeit sind äußerlich weit verstreut und harren der Sammlung. Eine

solche vermöchte zu zeigen, wie stark dieses Werk eine Einheit ist. Unser Dank an unsere Mitarbeiterin und Freundin darf heute darin bestehen, daß wir ihr Werk als Ganzes zu verstehen suchen und als lebendige Einheit – aus tiefen Quellen entsprungen und durch schmerzvolles Erleben geläutert – in unser Leben aufnehmen.

Wir wollen versuchen, dieses Werk von der Dreieinigkeit aus zu verstehen, die Margarete Susman in dem Gedicht Eros Thanatos (Lieder von Tod und Erlösung, Drei-Masken-Verlag, München 1922) mit den Versen gezeichnet hat:

Auf immer tiefre Meere muß ich gleiten –
Wohin – was frag ich, wenn der Abend droht
Mit seinen schweigenden Unendlichkeiten?
Dreieinig ziehn sie: Liebe, Gott und Tod,
Des Lebens Dunkel brennend zu erweiten.
Dreieinig haben sie die Brust durchloht.
In ihrem Namen will ich mich bereiten.

Wie die Bereitschaft zu solcher Zubereitung aussieht, zeigen andere Verse des gleichen Gedichts:

O Flammendreiheit, namenloses Leben,
Das mich erwählt mit heilig stummer Wut:
Aufglüht das Licht, aufblüht berauscht das Blut –
Des Himmels Rose steht in offner Glut:
Vertretung, Wunder, strömendes Vergeben.

Die Liebe ist der tragende Grundton dieses Werkes. Schon in den frühen Gedichten Margarete Susmans «Mein Land» (Berlin und Leipzig 1901) tritt die Liebe an die Stelle des Gottes, mit dem einst Jakob am Jabbok rang, zu dem man spricht: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Sie ist das einzige Wissen und Müssen:

Ich weiß nur eins – daß wir uns lieben müssen,
Wir von des gleichen Lebens Meeresstrand,
Wir Heimatlosen, die nach fernem Land
Wahnsinn'ger Sehnsucht voll die Segel hissen.

Ich weiß nur eins – daß wir uns helfen müssen
Auf unsrer Reise wirr und voll Gefahr,
Daß nie ein Glück auf diesen Wogen war,
Als helfen und ein helfend Herz zu wissen.

Ich weiß nur eins – trotz finstrer Einsamkeiten,
In die der Sturm uns Ringende verschlägt,
Daß wir uns suchen müssen unentwegt,
Eh' wir ins letzte tiefste Dunkel gleiten.

Diese Liebe ist weit wie ein Himmel, der seine aus vielem Leid gewachsenen Tropfen als kühlen, sanften Tau allen brennenden Wunden verschenken will. Das Geheimnis der Liebe steht im Mittelpunkt dreier Bücher der Dichterin. In den dramatischen Gedichten «Die Liebenden» (Leipzig 1917) steht sie als bewegende Kraft hinter dem Leben des sieghaften Menschen, dem sich die Blumen unter die Füße schmiegen, wie hinter der armen nackten Gestalt des Gescheiterten, dessen Lebensform unter der weglos suchenden, irrend sehnsüchtigen Liebe zerbrach. Die Liebe ist hier das, was größer noch ist als Erlösung. Sie ist die Flamme, die die Welt verzehrt. Tritt sie im Mysterium zwischen Mann und Frau in Erscheinung – die zwei andern Gedichte aus «Die Liebenden», das Buch «Vom Sinn der Liebe» (Jena 1922) und die «Frauen der Romantik» (Jena 1929) wenden sich diesem inneren Kreis der Liebe zu –, dann entfaltet sich das Geheimnis, welches das Wort Liebe zu umgreifen versucht, in seiner größten Fülle. Es wird als die Kraft erkennbar, die das menschliche Individuum einmal aus dem Strudel blinden, zerstörerischen, in sich selbst hin und her flutenden Lebens herausreißt, aufwärts weist, werden läßt und die zum andern noch in dem blinden Leben selber wirkt. Sie ist zugleich der Sieg des Menschen über das Leben und ewige Verbindung des Individuums mit dem dumpfen Urgrund. Weil das Individuum der Ort der Liebe, die Verbindung zwischen Leben und Sein ist, weil die Liebe das Individuum verwandelt und ihm den Weg zu immer neuen Verwandlungen eröffnet, muß sich diese Liebe gegen jedes Aufgeben des Individuums und darum auch gegen die nur noch als Caritas wirkende Liebe wenden. Denn in ihr lebt das Göttliche, «die Sehnsucht, die verschlungenen Fäden des Individuums selbst zu entwirren durch ihre Kraft, der Drang, hinabzustürzen in die drängende Einzelheit selber, um sie mit der Kraft zum Ganzen zu durchbrechen und von ihrem Einzeldasein zu erlösen».

Diese Liebe trägt die größte Last, daß Menschen hier füreinander zu Wächtern und Erweckern werden, zu Hütern und Entfaltern des im geliebten Menschen geschauten Bildes, seiner reineren Wirklichkeit und seines Weges zum Ganzen hin. So ist die Liebe im Grunde übermenschlich, denn nur Gott ertrüge es, alles Leben zu verwandeln, sich allem Einzelnen zu verschenken. In den «Liebenden» werden Frauengestalten gezeichnet, die im Grunde an dem, was sie lieben, Priesterdienst tun, in dem sie sein Bild, wenn schon niemand, nicht einmal der darin Geschaute selber, darüber wacht, rein erhalten und dabei schmerzhaft verbrennen.

Wohl weil in der Romantik dieser Dienst am Bilde des Geliebten der große Glanz der Liebe war, hat Margarete Susman sich von den Frauen der Romantik angezogen gefühlt und ihnen ein Buch gewidmet, das sowohl das allen Gestalten der Romantik Gemeinsame, als auch die scharfen und feinen Nüancierungen zwischen ihnen deutlich und fein zur Geltung bringt. Unbestechlich hat die Dichterin aber auch die eigent-

liche Not und Verirrung jener mit soviel Liebe nachgezeichneten Zeit gesehen, ihr Vorbeisehen an den Fragen der realen Existenz, an der vollen menschlichen Wirklichkeit.

Im jüngsten Buche Margarete Susmans «Das Buch Hiob und das Schicksal des jüdischen Volkes» (Zürich 1946), das scheinbar so wenig von Liebe und schon gar nicht von der zwischen Mann und Frau lebenden Liebe handelt, erfährt aber dennoch dieser Grundgedanke seine Vollendung, kreist doch dieses Buch um die göttliche Liebe, die eine Vollendung jenes der bloßen Natur entgegenströmenden Stromes ist, das Gegenteil jenes Wollens, das nur naturhaft sich selber will, eine Liebe, mit der Gott seinem Volke nachgeht und ihm die Last auferlegt, eben nicht nur aus der Natur, aus sich selbst, sondern aus dem Willen des Gestaltlosen, des alle Formen Sprengenden zu leben.

Der dem Grundton Liebe fernstliegende Ton – und doch selber wieder Hauptton – des Gesamtwerkes ist das Wort «Tod»:

> «Das Leben ist so klein, der Tod so groß,
> Es schüttet seine ganze Blütengabe
> Dem übermächt'gen Feinde in den Schoß
> Und reißt sich blutend unter Tränen los
> Vom Grabe.» («Mein Land».)

Wie groß er ist, hat die Dichterin damals freilich noch kaum geahnt, aber seither auf dem Weg durch die Zeit der Vergasungsöfen und Massengräber, des Tod um Tod ausspeienden Nichts unter Schmerzen erfahren müssen. Manche Gedichte – ungedruckte der neueren Zeit – geben von diesem schier erdrückenden Erleben Kunde. Und doch bleibt auch vom Tode noch Größeres zu sagen. Er gehört zunächst geradeso zur Welt wie das formlose, blinde Leben. Und gerade darum sieht Margarete Susman in diesem Lebensteil Tod die Begründung der menschlichen Freiheit. «Der Tod, der das Individuum als unverlierbares Eigentum des Lebens kennzeichnet, gibt ihm zugleich seine Freiheit. Ein ewig Lebendes würde dem Ablauf des Lebens sich nicht entgegenwenden – würde mit ihm zusammenfallen. Der Tod ist es, der die Drehung des Individuums gegen das Leben hervorruft und vollbringt.» («Vom Sinn der Liebe.») Ein vom Tode nicht gezeichneter Mensch könnte die Notwendigkeit der Verwandlung des bloßen Lebens in ewiges Sein nicht verspüren. Die Gewißheit des Todes schafft das Bewußtsein des Individuums. Aber auch das Bewußtsein der Verlorenheit will aus ihm erstehen, jener Verlorenheit, die im Schweigen Gottes und der Ewigkeit klagend und fragend die Menschheit umschwebt. Am Tode muß das Ringen mit Gott und seiner Ewigkeit wachbleiben.

Auch hier wieder bildet das Hiobbuch eine Fortsetzung und Erfüllung der früh errungenen – oder früh geschenkt erhaltenen – Schau. Der Tod wird hier noch tiefer durchmessen. Tiefer als der in der Natur ruhende Tod ist der, welcher durch Menschenschuld in die Welt kommt.

Ihn überwindet keine Todeserklärung, aber ihn hebt eine Todesüberwindung auf. Diese aber wirkt Gott durch etwas, das dem Tode gleicht, durch seine Heimsuchung, die noch den innersten Kern seiner Menschen zersprengend verwandelt!

Nun sollten wir noch etwas von Gott sagen, als dem mittleren, Liebe und Tod verbindenden Ton dieses dichterischen Werkes. Das ist freilich am schwersten in Worte zu fassen. Wer ist dieser Gott? In einem ersten Aufsatz der damals noch weithin unbekannten Margarete Susman in der «Frankfurter Zeitung» 1907, einer Besprechung von Jakob Fromer, «Vom Ghetto zur modernen Kultur», steht ein Bekenntnis:

«Wir sind heute geneigt, das Christentum für *die* Antwort zu halten, für die einzige Entwicklung, deren das Judentum fähig war. Die unendliche Macht und Tiefe des Christentums macht uns dies glauben – aber wir *wissen* es nicht. Und darum dürfen wir zu den Juden, die ihren Messias nicht in Christus sehen, nicht sprechen: ‚Taucht unter und erlöschet, weil ihr bis jetzt keine neue Entwicklung eurer Religion heraufgeführt habt' – wir dürfen aus einer historischen Unwahrscheinlichkeit keine prinzipielle Unmöglichkeit ableiten.»

Der Gott der Gedichte Margarete Susmans redet mit den Worten des alttestamentlichen Gottes, er redet aber ebenso, ja er redet mehr noch mit den Worten Christi, der auch in dieser Lebensschau der Eine und Einzige ist. Wie tief die Wirklichkeit Christi hier Denken und Schau geprägt hat, ist unverkennbar. Dennoch bekennt sich Margarete Susman zum Judentum, gewiß auch – wie etwa Henri Bergson – aus dem Motiv, gerade in Not und letzter Befeindung zu diesem Volke zu stehen, aber darüber hinaus noch aus einem andern Grunde, der besonders ergreift, aus der Erkenntnis nämlich, daß Gott, der ja selber die Sphäre aller Gestalten sprengt, seine Gläubigen in Räume führt und verweist, die jenseits der geprägten trügerischen Formen seinem Willen unmittelbar offen sind. So glaubt Margarete Susman, «daß Jesus selbst, wenn er einem heutigen Juden in der ganzen Schwere des Entscheidungserlebnisses begegnete, nicht in die Richtung der offenen leuchtenden Kirche weisen würde, sondern in das Dunkel des aus tausend Wunden blutenden Volkes – jenseits alles sichtbaren Heiligtums in die gestaltlose Sphäre der Liebeserweisungen, des Gebets und der Sühne.» (Hiob.)

Wir wissen, daß Leonhard Ragaz mit dem Begriff Israel eine Größe und ein Glaubensverhältnis umrissen hat, das weder mit dem Judentum noch mit dem Christentum schlechthin identisch ist. Ich weiß es nicht, aber ich könnte mir denken, daß er damit gerade die Glaubenswelt hat zeichnen wollen, die uns im Werk Margarete Susmans begegnet.

Dieses Werk, das wir unter den drei Haupttönen andeutend zu verstehen versuchen, ist inmitten einer ihm fremden Zeit aufgerichtet. Daß innerhalb des Werkes die Lyrik, vor allem am Anfang, an bevorzugter Stelle steht, hat seinen Grund gewiß in der dieser Kunst besonders adäqua-

ten Ausdrucksform Margarete Susmans. Über das Persönliche hinaus aber hat sie der Lyrik schon darum früh besondere Bedeutung zugemessen, weil nach dem Zerfall der objektiven und allgemein verbindlichen Bindungen und Ordnungen der Individualismus ein unausweichliches Schicksal des Menschen dieser Epoche, die freilich ihrem Ende zugeht, geworden ist. Die Lyrik mit ihrem individuellen Erschaffen echter Mythen, ihrer subjektiven Verwandlung der Erscheinung ins Sein, hat hier Funktionen übernommen, wie sie in früheren Epochen bei den objektiven Ordnungen wohl aufgehoben waren. Für die lyrische Dichtung sieht Margarete Susman besonders ein Argument herb und verbindlich aufgerichtet: Das ist die Frage, ob das Gedicht notwendig sei oder nicht. Dieses herbe Argument duldet nichts Spielerisches und Erkünsteltes. Darum ist die Dichterin von unerbittlicher Kritik der eigenen Produktion gegenüber. Ihre tiefe Verantwortung gegenüber Inhalt und Form läßt sie immer wieder neu suchen, das Gesagte noch besser zu sagen. Diese herbe Kritik sich selbst gegenüber hat es allerdings auch mit sich gebracht, daß sie den Werken anderer gegenüber einen klaren und unbestechlichen Blick hat. In jahrelanger Rezensionsarbeit hat sie sehr viel wertlose Dichtung als das erkennen und zeigen müssen, was sie leider war. Das Echte allerdings hat sie mit ebenso scharfem Blick früh erkannt, so, wenn sie das besondere Wesen Nietzsches in seiner Lyrik sah, oder wenn sie inmitten der vielen Namen und Dichtungen die Werke von George, Hofmannsthal und Rilke weit aus dem Wust der Zeitgenössischen herausragen und den leuchtenden Abschluß einer dem Ende zugehenden Epoche bilden sah. («Das Wesen der modernen Lyrik», Stuttgart 1910.)

Mit diesem Blick für das Echte und Zukunftweisende, der ja nicht nur auf Dichtung beschränkt ist, hat sie auch den Weg zu Leonhard Ragaz und seiner Botschaft gefunden und diese geistige Welt zu hüten und vorwärts zu treiben gesucht mit einer Kraft und einer Treue, die viele, die auch einmal dazu gehörten, seither aber von den Winden der Zeit an bequemere Gestade geweht sind, zu beschämen vermag.

Was Margarete Susman über die verwandelnde Kraft der Liebe gesagt hat, daß diese nämlich die ihr begegnenden Erscheinungen in ein höheres Sein hebe, gilt von aller geistigen Arbeit unserer Dichterin. Der Blick für das Wesenhafte – ob diese Wesen nun Menschen sind, mit denen sie sich zu beschäftigen hat, Dichter, Mystiker, Gestalten des Judentums oder geistige Probleme, die der alttestamentlichen Botschaft oder der Zeitgeschichte – dringt niemals zergliedernd oder entweihend als bloße Analyse in Menschen und Dinge ein, sondern – so etwa, wie die alten Chassidim sich den erlösenden Blick dachten – als Kraft, die die zerstreuten, in fremde Schalen gebannten heiligen Funken erkennt, befreit und erlöst.

Es ist kein Wunder, daß eine so an Menschen und Dinge herantretende Frau oft unter einem Übermaß von Tragen- und Helfensollen schier zusammenbricht. Sie kann und will sich weder der literarischen

Arbeit noch den menschlichen Anliegen der Rat- und Hilfesuchenden entziehen. Darum steht die heute Fünfundsiebzigjährige noch in rastloser Arbeit. Dankbar wünschen wir unserer verehrten Mitarbeiterin Gottes Segen für ihr Leben und ihr Werk. Das ist eigentlich ein schwerer Wunsch. Denn was Segen ist, hat Margarete Susman schon sehr früh, in dem erwähnten Aufsatz für die «Frankfurter Zeitung», 1907, gewußt: «Gott segnet den, der an ihn glaubt, nicht durch irdische Güter, nicht einmal durch die Achtung und Liebe der andern – er segnet nur durch das, was Gottes ist: durch die *Berufung* und durch den Wert.» So mag, nachdem wir – unzulänglich genug – versucht haben, das Ganze dieses Werkes in dem Dreiklang «Liebe, Gott und Tod» zu vernehmen, auch unser Verstehen, mit dem wir diesem Wirken dankbar antworten, ein Doppelton sein: Wir verspüren den darin liegenden Segen, der weitergehen möge als *Berufung* und *Wert!* *Bruno Balscheit.*

Entscheidung?

Es war wohl im Grunde vorauszusehen, daß nach dem Tod einer so mächtigen Persönlichkeit wie Ragaz, in dessen Geist und Herz die Kräfte des Religiösen und Politischen in gleicher Stärke lebendig waren, die religiös-soziale Bewegung sich in diese beiden in keinem seiner Nachfolger vereinten Seiten seines Wesens spalten würde. Eine Spaltung ist auch sogleich eingetreten; aber sie war nicht von der zu erwartenden einfachen und klaren Art; sie ging quer durch beide Gebiete hindurch, und sie hat sich, durch die Weltereignisse vertieft und verzerrt, nicht in Verstehen und Liebe vollzogen. So ist es jetzt zu der schmerzlichen Zuspitzung der Lage gekommen, daß an die Mitglieder der Schweizerischen religiös-sozialen Vereinigung der Antrag gestellt wird, angesichts des prinzipiellen Gegensatzes zwischen der Auffassung der «Neuen Wege» und derjenigen des «Aufbaus» bei der nächsten Tagung der Mitgliederversammlung beschließen zu lassen, daß künftig nur das eine der beiden Blätter als Organ der religiös-sozialen Bewegung gelten soll.

Angesichts dieser von der Seite des «Aufbaus» ausgegangenen Aufforderung zu einer radikalen Spaltung, die dem einen oder dem andern der beiden Blätter das Lebensrecht innerhalb der religiös-sozialen Gemeinschaft entzieht, muß zunächst ausgesprochen werden, daß, wer immer an ihr mitwirken möge und welche geistigen Werte in sie eingesetzt werden, die Zeitschrift «Der Aufbau» nicht den Anspruch erheben kann, das echte Erbe von Ragaz zu verwalten. Ragaz selbst, der mit dieser Zeitschrift lange in enger Gesinnungsgemeinschaft verbunden war und der ihr mutiges Einstehen für die ihnen gemeinsamen Wahrheiten niemals zu schätzen aufgehört hat, hat von einem bestimmten Zeit-

punkt an (es mag etwa der gewesen sein, in dem aus dem Untertitel des «Aufbau» das Wort «sozialistisch» getilgt wurde) mehr als einmal diese Zeitschrift einen Nagel zu seinem Sarge, den Kummer seiner letzten Jahre, den Ruin der religiös-sozialen Bewegung selbst genannt. Nicht diese Zeitschrift, die durch einen Wandel in ihren Fundamenten in einem bestimmten Sinne zur Gegnerin seiner tiefsten Bestrebungen wurde und die ihre Gesinnung seither nicht geändert hat – allein *die Zeitschrift*, die er selbst viele Jahre geleitet und der er so nicht nur bis zu seinem Tode das Siegel seines Geistes aufgedrückt, sondern die auch noch nach seinem Tode unter den erschwerenden Umständen, die sie um der Ganzheit und Wahrheit der Sache willen auf deren eine Seite zu drängen drohten, seiner Überzeugung die Treue gewahrt hat: einzig die Zeitschrift «Neue Wege» kann rechtmäßig das Erbe von Ragaz verwalten.

Aber es geht heute um mehr als um die Entscheidung zwischen der einen oder der andern Zeitschrift; es geht um den Bestand der religiös-sozialen Bewegung, wie sie uns überliefert ist. Die Toten können nicht reden und Zeugnis ablegen, sie können nicht antworten und nicht kämpfen; aber der lebendige Ragaz hat in unzähligen Büchern und Schriften wie in den «Neuen Wegen» selbst Zeugnis von dem abgelegt, was er unter der religiös-sozialen Bewegung verstand. Sie war ihm die Bringerin der Botschaft vom Reich Gottes für die Erde als vom Menschen zu verwaltende, wachsende und sich wandelnde Welt, die in ihren immer neuen Lagen die Menschen vor immer neue Fragen, Entscheidungen und Aufgaben stellt. Ragaz hat ganz gesehen und ganz erlitten, daß die Erfüllung dieser Aufgaben immer in Unvollkommenheit geschieht, daß durch die Unvollkommenheit des Menschengeschlechts jede Verwirklichung gefährdet, jede große geschichtliche Wandlung von den furchtbarsten Folgen begleitet ist, daß so die ganze Menschheitsgeschichte in immer neuen Krisen und Katastrophen verläuft. Er hat die Verstrickung in Gewalttat und Blutschuld selbst in dem Werk eines Luther, eines Calvin und selbst eines Zwingli gesehen; aber er hat trotz dieser schweren menschlichen Verdüsterung das einer großen neuen Wahrheit zum Durchbruch verhelfende Werk der Reformation als eine Revolution von Gott her begriffen. Denn er hat es nicht als seine Aufgabe erkannt, den Blick auf die blutigen Spuren zu heften, die alles Große in der Geschichte begleiten; er erkannte als seine und unser aller Aufgabe, in dem verwirrten Geflecht der Geschichte durch alles Versagen und Grauen hindurch den starken klaren Faden zu suchen, an dem die Menschen zu neuem Leben und neuem Glauben fortgezogen werden. Und weil dieser unterirdisch fortlaufende Faden nur in den besonderen Ereignissen und Erschütterungen jeder Zeit zu ergreifen ist, wäre es ihm undenkbar gewesen, auf die Fragen einer Welt, die durch schwerstes soziales Unrecht und zwei daraus entsprungene grauenvolle Kriege verwüstet ist, in der so alle Lebensprobleme sich neu und ganz anders bedrängend stellen, mit den bisherigen alten Begriffen zu antworten.

Aber er hat den heutigen Menschen in dem Wirbel seiner unlösbaren Probleme nicht allein gelassen: er hat als auf die letzte Lösung auf den Einzigen hingewiesen, der die finsteren Folgen seiner strahlenden Verwandlung einer Welt der Unvollkommenheit und Sünde von den Häuptern der Menschen hinweg auf sein eigenes Haupt gelenkt hat und der darum kein Sterblicher geblieben, sondern ein Auferstandener geworden ist. Aber auch ihn hat Ragaz als einen Neuen, Gewandelten gesehen. Unter dem Drang und der Macht der Weltentfaltung und der mit ihr wachsenden menschlichen Aufgaben ist ihm in der größten Vision seiner Spätzeit Christus zu «dem größeren Christus» geworden, der in einer erweiterten Welt eine Erweiterung auch des Menschen fordert: ein neues Offensein für das Leben, einen neuen Blick in das Werdende, ein Abstreifen alter zerbrochener Schalen, ein Ringen um ein neues Begreifen, die Bereitschaft zu einer neuen Liebe und in alldem eine neue Verantwortung. Und eben die neuen, noch ungesicherten, fragenden und suchenden Menschen sind ihm von der Liebe des größeren Christus umfangen.

Eine radikale Zersprengung zweier Gruppen, die, wenn auch auf verschiedenen Wegen, im letzten Grunde dasselbe wollen, von derselben Botschaft ausgegangen sind, kann die Gegensätze zwischen ihnen nicht lösen, sondern nur noch mehr vertiefen und damit zur Zersprengung des Ganzen führen. Sie wäre ein neuer Riß in dem zerrissenen Antlitz unserer Zeit. Sie wäre eine Absage an den, dessen Arme für alle die ausgespannt sind, die um ein neues Weltverständnis im Zeichen des Friedens und der Liebe ringen: eine Absage an den größeren Christus, der die einzige Schutzwehr gegen die schwerste Gefahr unserer Zeit: das Erkalten der Herzen, ist. *Margarete Susman.*

Weltrundschau

Von der UNO Es hat kundige Beobachter der Weltlage gegeben, die damit rechneten, daß die Sowjetdelegation an der gegenwärtigen Tagung der *Vereinten Nationen* in Neuyork mit einem neuen, in allen Einzelheiten ausgearbeiteten Plan für eine Generalverständigung zwischen Ost- und Westblock aufrücken werde. Das ist nun tatsächlich nicht geschehen. Wohl haben die Russen der UNO-Versammlung ein weiteres Mal Vorschläge für die Einstellung der Atombombenerzeugung und die Herabsetzung der Kriegsrüstungen überhaupt unterbreitet, aber die von Amerika geführte Mehrheit hat wie üblich, trotz einem gewissen Widerstand von seiten Indiens, Australiens und Argentiniens, auch diese Anregungen wieder verächtlich unter den Tisch gewischt, so daß die Russen die Lust verloren haben dürften, einen noch viel weiter gehenden Vorstoß zugunsten einer internationalen Entspannung zu wagen. Vielleicht hat aber auch schon vorher die ja als Waffe

im kalten Krieg gemeinte Mitteilung Präsident Trumans über die Atomexplosion in der Sowjetunion alle in dieser Richtung zielenden Absichten Moskaus vereitelt. Auf jeden Fall ist unter dem lähmenden Einfluß des West-Ost-Gegensatzes auch die neue UNO-Tagung wieder zu jenem klappernden Leerlauf eines immer großartiger aufgezogenen Apparats geworden, an den sich die Welt nun allmählich resigniert gewöhnt hat; es verlohnt sich kaum, die Diskussionen und Resolutionen über Griechenland, die italienischen Kolonien, Indonesien usw. auch nur zu erwähnen.

Von wirklicher Bedeutung war einzig die wiederum von den Vereinigten Staaten durchgedrückte *Wahl Jugoslawiens in den Sicherheitsrat*, an Stelle der ausscheidenden Ukraine und gegen die auch von Großbritannien und andern Weststaaten unterstützte Kandidatur der Tschechoslowakei. Aber es ist selbstverständlich, daß dieser Streich gegen die Sowjetunion dem Zusammenhalt der Vereinten Nationen alles andere eher als förderlich ist, hängt doch ein leidliches Funktionieren der UNO gänzlich davon ab, daß sich die beiden großen Mächtegruppen innerhalb ihrer Interessenzonen gegenseitig respektieren. Die Wahl Jugoslawiens war aber von seiten der Mehrheit der Weststaaten ein unzweideutiger Ausdruck des Willens zum Gegenteil. Man braucht sich nur vorzustellen, die Südafrikanische Union gerate in offenen, scharfen Gegensatz zum britischen Völkerbund (Commonwealth), und die Sowjetunion vermöge die Wahl eines Mitgliedes der Regierung Malan in den Sicherheitsrat als angeblichen Vertreters der britischen Staatengruppe durchzusetzen – und man ist sofort im Bild über die Fairneß der amerikanischen Handlungsweise. Sachlich wird die Verschiebung des Stimmenverhältnisses im Sicherheitsrat an der bestehenden Lage kaum viel ändern; der nicht mehr allzu ferne Eintritt des neuen China in die Reihe der ständigen Mitglieder des Sicherheitsrates wird überdies für Rußland den Verlust der bisher von einem Mitglied der Sowjetgruppe geführten Stimme mehr als ausgleichen.

Politik der Atombombe Unterdessen macht sich die Tatsache des russischen Besitzes von Atombomben – oder doch das Wissen um die Möglichkeiten der russischen Atombombenherstellung – in der Gestaltung des West-Ost-Verhältnisses immer mehr fühlbar. Wie stellt sich denn die Lage von hier aus gesehen jetzt eigentlich dar?

Zunächst ist festzuhalten, daß die Sowjetunion auch nach der Lösung des technischen Problems der Atombombenfabrikation keinen Angriffskrieg gegen Westeuropa oder gar gegen die Vereinigten Staaten zu führen vermöchte. Dazu brauchte sie, wie uns Fachleute versichern, auch im günstigsten Fall einen Vorrat von ein paar tausend Atombomben und eine Flotte von schweren Langstrecken-Flugzeugen, die die Bomben über den Ozean oder den Nordpol hinweg an Amerika heranbringen

könnten[1]. Weder die eine noch die andere Voraussetzung ist auf irgendwie absehbare Zeit hinaus erfüllbar (die Vereinigten Staaten selbst sollen heute trotz vierjährigem Vorsprung und trotz ihrer großen industriellen Überlegenheit über die Sowjetunion erst etwa 500 Atombomben haben) – abgesehen davon, daß die russische Strategie ganz und gar nicht an die kriegsentscheidende Wirkung von Atombomben oder andern Massenvernichtungswaffen glaubt. Was aber über kurz oder lang möglich sein wird, das ist ein russischer Vergeltungsangriff mit Atombomben auf westeuropäische Städte, Industriezentren und Militärflugplätze. Und das schafft nun allerdings tatsächlich eine neue Lage. Denn von nun an braucht sich die Sowjetunion – wir haben das schon in der Oktober-Rundschau ausgesprochen – erst recht nicht durch die Entfaltung militärischer Machtmittel von seiten der Westmächte einschüchtern zu lassen, geschweige durch die Drohung mit dem Präventivkrieg. Am Tag nach der Zerstörung Moskaus lägen auch Paris und London in radioaktiven Trümmern.

Nun könnte Amerika ja allerdings Westeuropa einfach opfern und schon jetzt, das heißt, bevor Rußland einen Vorrat an Atombomben angesammelt hat, seinen eigenen Bombenvorrat über die Sowjetunion ausschütten in der Absicht, durch einen ungeheuerlichen Blitzschlag den «ja doch unvermeidlichen» Krieg noch rechtzeitig zu seinen Gunsten zu entscheiden. Aber das ist reine Theorie. Nicht nur daß die Vereinigten Staaten, trotz Hiroshima und Nagasaki[2], zu einer solchen Untat moralisch nicht fähig wären: die bisher in Amerika fast allein herrschend gewesene Auffassung, daß durch den strategischen Masseneinsatz der Luft- und Atomwaffe von den rings um die Sowjetunion angelegten Stützpunkten aus Rußland knockout geschlagen werden könne, wird neuerdings auch aus militärischen Gründen ernsthaft bestritten. Ein Zeichen dafür ist der freilich sehr ränkevolle Kampf, den die amerikanische Marine zurzeit gegen die Armee und die Luftmacht führt, und bei dem es, wenn man alles Nebensächliche wegläßt, vor allem um die Frage geht, ob die Atombombe wirklich als kriegsentscheidende Waffe gelten dürfe.

---

[1] Auf Deutschland wurden im zweiten Weltkrieg 1,3 Millionen Tonnen gewöhnlicher Bomben geworfen, und zwar – entgegen der landläufigen, aber oberflächlichen Annahme – ohne entscheidendes Ergebnis. Das entspricht ungefähr 400 verbesserten Atombomben. Um aber die Vereinigten Staaten mattzusetzen, müßte Rußland eine vielfach größere Zahl von Atombomben besitzen und abwerfen können.

[2] Es muß immer wieder daran erinnert werden, daß die Zerstörung der beiden japanischen Städte nicht aus zwingenden *militärischen Gründen* befohlen wurde (Japan war ohnehin schon kapitulationsreif und hatte bereits Friedensfühler ausgestreckt), sondern aus kühler *politischer Berechnung*: die Sowjetunion, die vereinbarungsgemäß im Begriffe stand, Japan den Krieg zu erklären, sollte verhindert werden, bis nach Japan selbst vorzustoßen. Amerika wollte dort *allein* herrschen – und tut es seither auch. Der Atombombenangriff auf Hiroshima und Nagasaki kennzeichnet sich damit, wie mit Recht gesagt wurde, als erster Akt im kalten Krieg der Vereinigten Staaten gegen Rußland – und als Opfer dieses politischen Schachzuges fielen dann eben (der Zweck heiligt die Mittel) die mindestens 120 000 japanischen Menschen, die dabei ihr Leben lassen mußten.

Die höchste Wahrscheinlichkeit spricht in der Tat dafür, daß dies *nicht* der Fall ist. So große Bedeutung der Atombombe als *taktischer* Waffe – in Verbindung mit Land- und Seeoperationen – zukommt, so wenig vermag sie auch bei massierter Anwendung als selbständig operierende *strategische* Waffe gegen ein Riesenreich wie die Sowjetunion auszurichten, das zudem den Standort seiner kriegswichtigen Industrien ängstlich geheimhält und diese Anlagen schon längst nach Möglichkeit dezentralisiert hat. Kriegsentscheidend kann die Atomwaffe nur beim Nachstoßen gewaltiger Landarmeen wirken – und gerade diese Landarmeen werden den Westmächten in einem Krieg gegen Rußland nicht zu Gebote stehen, auch nicht, wenn Westdeutschland wieder militarisiert wird (ein Plan, der, wie Oberst Payne unlängst im «Daily Telegraph» sehr glaubhafterweise behauptet hat, von hohen amerikanischen Offizieren lebhaft befürwortet wird). Sollte sich aber die amerikanische Staats- und Wehrmachtsführung dennoch in das wahnwitzige Abenteuer eines Atombombenangriffes auf die Sowjetunion stürzen, bevor die Russen mit der gleichen Waffe zurückschlagen könnten, so würde das auf jeden Fall die Invasion Westeuropas durch die Rote Armee auslösen, und die Folge wäre ein jahrelanges, mit namenlosem Entsetzen verbundenes Ringen der beiden feindlichen Lager, wobei Westeuropa und seine Gesittung alle Aussicht hätten, von Grund auf zerstört zu werden.

Wir wiederholen: Ein russischer Angriff auf Amerika liegt schon aus technischen Gründen in gänzlich unabsehbarer Ferne. Ein russischer Angriff auf Westeuropa wäre technisch denkbar, zöge aber der Sowjetunion von seiten der amerikanischen Luftflotte sofort eine Gegenaktion zu, deren Zerstörungswirkungen die allfälligen Gewinne eines Eroberungskrieges völlig zunichte machen müßten. Auch ein nicht provozierter amerikanischer Blitzkrieg mit Atombombern gegen die Sowjetunion wäre technisch ohne weiteres möglich, brächte aber keinen schnellen, billigen, von der Schalttafel des Luftmacht-Hauptquartiers aus errungenen Sieg, sondern nur einen langen, in jeder Beziehung teuren dritten Weltkrieg, der mit dem Einsatz aller Waffengattungen und Kräfte geführt werden müßte und auch für das geschützte Amerika einen unerwünschten Ausgang nehmen könnte. Die vernunftgemäße Folgerung aus diesem ganzen Tatbestand müßte also sein: Verzicht auf jeden Krieg; Abrüstung beider Lager, wenn möglich gemeinsame, gleichzeitige Abrüstung sowohl der Westmächte als der Oststaaten, wenn nicht möglich, ein erster Abrüstungsschritt wenigstens der militärisch und wehrwirtschaftlich ihrem Widerpart fraglos überlegenen Vereinigten Staaten; Aufhebung des Atlantikpaktes, der als reines Verteidigungswerkzeug unnötig und gegenstandslos ist, als Droh- und Druckwerkzeug des Starken gegen den Schwächeren aber nur Furcht und Erbitterung wecken kann und für den Besitzer des Instrumentes eine wachsende Versuchung zum Gebrauch seiner Überlegenheit darstellt; und dann besonders Übergang zu einer

Abwehr des Kommunismus durch das allein wirksame Mittel radikaler Sozialreformen in weltweitem Maßstab.

Das *müßte* die Folgerung aus der heutigen Weltlage sein. Was für eine Haltung nehmen nun aber die in erster Linie verantwortlichen Mächte *tatsächlich* ein? Gehen sie ernsthaft an die Rückbildung der Kriegsrüstungen heran? Setzt sich in ihrem Schoß wirklich der Wille zu einer durchgreifenden Neugestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse besonders in den vom Kommunismus am meisten bedrohten Ländern durch?

Die Lage in Amerika Daß Amerika auf internationale Abrüstungsverhandlungen nicht eintreten will, wurde bereits bei der Besprechung der UNO-Tagung erwähnt. Dafür steigert es seine nationalen Kriegsrüstungen, eingeschlossen die Herstellung von Atombomben, mit aller Macht, wennschon die gar zu sehr überbordenden Begehren der verschiedenen Wehrmachtszweige von Präsident und Bundesversammlung jeweilen etwas eingedämmt werden. Von einem fühlbaren Nachlassen der antikommunistischen Hysterie ist keine Rede; das jüngste Urteil eines Neuyorker Gerichtes in dem großen Prozeß gegen elf Kommunistenführer, das aus der bloßen Wiederaufrichtung der Kommunistischen Partei (im Jahr 1945) eine «Verschwörung zum gewaltsamen Sturz der amerikanischen Regierung» (nämlich für den Fall einer sozialen Krise oder eines Krieges) konstruierte, bedeutet sogar einen neuen, schweren Einbruch in die freiheitlich-revolutionäre Überlieferung der Vereinigten Staaten und ihr rechtsstaatlich-demokratisches Gefüge, das freilich bald nur mehr täuschende Fassade ist. Dem entspricht die im ganzen durchaus reaktionäre sozialpolitische Leistung der Bundesversammlung, deren republikanisch-rechtsdemokratische Mehrheit das Fair-Deal-Programm Trumans, mit Ausnahme etwa der Vorlagen über die Erhöhung des Mindestlohns und eine bescheidene Wohnungsbauförderung, planmäßig zum Scheitern gebracht hat. Das gewerkschaftsfeindliche Taft-Hartley-Gesetz bleibt jedenfalls unangetastet; von den Ansätzen zum Schutz der staatsbürgerlichen Rechte, besonders derjenigen der Neger, ist überhaupt nichts mehr übrig; ebenso spurlos verschwunden sind die Entwürfe für einen staatlichen Gesundheitsdienst, für Bundesbeiträge an die wirklich sehr hilfsbedürftige Volksschule der ärmeren Staaten, für neue Flußregulierungssysteme nach Art des Tennesseetal-Werkes, für eine Stützungsaktion zugunsten der Landwirtschaft usw.

Wohl sind die fortschrittlichen Kräfte, die jetzt vor einem Jahr Trumans Wahl gesichert haben, keineswegs geschlagen; die Gewerkschaften stehen sogar in kräftiger Offensive und liefern dem Unternehmertum vor allem in der Kohlen- und in der Stahlindustrie Streikkämpfe größten Ausmaßes. Da aber die Spitzenverbände der amerikanischen Gewerk-

schaften mit beiden Beinen selbst auf dem Boden des «freien Unternehmertums» stehen, die Kommunistenhatz schwungvoll mitmachen[3] und die so ausgesprochen auf die Interessen der kapitalistischen Klasse zugeschnittene Außenpolitik der Vereinigten Staaten energisch unterstützen, so lähmen sie damit ihren Kampf um soziale Sicherheit und für den Ausbau des Wohlfahrtsstaates ungewollt in folgenschwerer Weise und versagen namentlich im Kampf gegen die Kriegskräfte, mit denen sie sich weithin solidarisch fühlen (nicht nur als Mitnutznießer der Gewinne der Kriegsindustrie), fast vollständig. «Es ist», so schreibt im Blick auf diese Zusammenhänge die «York Gazette», ein kleines, aber charaktervolles pennsylvanisches Tagblatt, «wie wenn die Behörden zu den Arbeiterführern also gesprochen hätten: ‚Helft uns die Welt kolonisieren, und wir werden euch zur größten und schönsten gelben Gewerkschaft machen, die man je gesehen hat. Wir werden dazu imstande sein, weil wir jetzt daran sind, Großbritannien als Herr über die Wirtschaftskräfte und Völker der Erde abzulösen. Habt keinen Kummer um euren Lebensstandard, Brüder, denn die Arbeiter der Welt werden uns Amerikaner alle auf ihrem Rücken tragen.‘»

Englische Sorgen Wie stark die amerikanische Außenpolitik kapitalistisch ausgerichtet ist, ersieht man auch aus der soeben in Paris abgehaltenen Tagung der *Marshall-Plan-Organisation*, deren Leiter, Paul Hoffman, mit «Reformvorschlägen» aufwartete, die nach dem Korrespondenten der «Neuen Zürcher Zeitung» darauf ausgehen, «den Marshall-Plan und die europäische Wirtschaftszusammenarbeit in den Dienst einer fortschreitenden Rückkehr Westeuropas zu einer liberaleren, nach dem Markt orientierten Wirtschaft (zarte Umschreibung für: Wiederherstellung des alten Kapitalismus) zu stellen». Das war natürlich von Anfang an ein Hauptziel des Marshall-Planes, nur sagt man es jetzt offener heraus, da man mit dieser Restaurationspolitik unerwartet großen Erfolg wenigstens auf dem europäischen Fest-

[3] Die ältere der beiden großen Spitzenorganisationen der amerikanischen Arbeiterschaft, der Amerikanische Gewerkschaftsbund, war schon immer stur antikommunistisch und ausgesprochen privatwirtschaftlich eingestellt. Die jüngere, der Verband der Industriegewerkschaften (CIO), in dem ein freierer Geist wehte (er organisierte beispielsweise auch Frauen und Neger), schien bis nach Kriegsende Verständnis für die Notwendigkeit einer Umgestaltung der Wirtschaftsordnung in der Richtung auf den Sozialismus zu haben. Seither ist auch er immer mehr dem landläufigen Antisozialismus und Antikommunismus erlegen, und an seinem jüngsten Kongreß in Cleveland hat er in aller Form die kommunistisch geleiteten oder beeinflußten Berufsverbände aus seiner Mitte ausgeschlossen. Es betrifft dies zehn oder elf Gewerkschaftsverbände, vor allem den großen, etwa 350 000 Mitglieder zählenden Verband der Elektrizitätsarbeiter. Die Vermutung, die da und dort geäußert wurde, daß die Austreibung der «linken» Gewerkschaftsverbände aus dem CIO nicht ohne Zusammenhang mit dem Nachgeben der Unternehmer im Streik der Stahlarbeiter stehe, ist nicht einfach von der Hand zu weisen. Philipp Murray, der Zentralpräsident des CIO, ist zugleich auch Präsident des Stahlarbeiterverbandes. (12. November.)

land gehabt hat. Die britische Labourregierung ist begreiflicherweise wenig erbaut von Hoffmans Erzählungen; sie droht bei einer Durchsetzung dieses Programms noch mehr isoliert und bedrängt zu werden, als das schon bisher der Fall ist. Aber was will sie in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung machen, nachdem sie sich von außen her schon die Pfundabwertung hat aufzwingen lassen? Auch die neuen *Einschränkungsmaßnahmen*, die sie im Gefolge der Währungsreform Ende Oktober verkündet hat, werden Englands Lage nicht viel verbessern, sind sie doch nur ein vorläufiger Notbehelf zur Abwehr der Inflation, ohne Englands Zahlungsbilanz gegenüber dem Ausland aktivieren oder auch nur das weitere Schwinden der britischen Goldreserven und dadurch die Wiederkehr akuter Krisen verhindern zu können, wie sie nun innert der letzten Jahre immer wieder aufgetreten sind, mit der Pfundabwertung als vorläufig radikalstem Lösungsversuch. Wenn die Regierung die Dinge nicht einfach treiben lassen will auf die Gefahr hin, zu den von konservativer Seite geforderten klassisch kapitalistischen «Heilmitteln» – Beschneidung der Sozialausgaben, Lohnabbau, Arbeiterentlassungen, Steuererleichterungen für die Unternehmer usw. – greifen zu müssen, dann wird ihr nichts anderes übrig bleiben, als einen von ihrer sozialistischen Grundauffassung inspirierten Aktionsplan ins Werk zu setzen, der außer entschlossenen Eingriffen in Privatindustrie, Außenhandel und Kapitalbewegung insbesondere auch eine drastische Verminderung der Rüstungsausgaben und der auswärtigen Verpflichtungen Großbritanniens einschließen müßte, welch letztere allein zwei Drittel aller Beträge verschlungen haben, die England als Anleihen oder Marshall-Hilfe von Amerika bezogen hat[4]. «Wir verdanken unsere Schwierigkeiten», so stellt Kingsley Martin im «New Statesman» fest, «in erster Linie Bevins Glauben, wenn wir die Rolle der großen Schutzmacht spielten und es so Amerika ersparten, diese Rolle im Mittleren und Fernen Osten selbst zu übernehmen, dann würden wir von den Vereinigten Staaten immer soviel Geld bekommen können, wie wir brauchen. Ich glaube nicht, daß dies wahr ist, und ich würde es als eine Politik des Selbstmords für ein sozialistisches England ansehen, auch *wenn* es wahr wäre.» Es bleibt abzuwarten, ob die britische Staatsführung Einsicht und Tatkraft genug aufbringt, um sich noch rechtzeitig aus ihrer Verstrickung in das amerikanisch-kapitalistische Weltsystem zu lösen.

[4] Die britische Regierung hat inzwischen bereits beschlossen, ihre Truppen wenigstens aus Griechenland zurückzuziehen, wenn auch nicht aus finanziellen Gründen, sondern weil die Rebellen endgültig aufgerieben seien. Aber die finanzielle Entlastung, die sie dadurch gewinnt, wird ihr trotzdem willkommen sein. Daß nach russischer Behauptung an der Niederlage der griechischen Partisanen *Tito* schuld sein soll, ist ganz unglaubhaft. Viel eher kann man die Sowjetunion dafür verantwortlich machen, die aus Furcht vor Verwicklungen mit den Westmächten jede wirkliche Intervention in Griechenland unterlassen hat, ähnlich wie übrigens auch in China. Die Führung der Rebellen handelt bei ihrer vorläufigen Liquidierung des militärischen Kampfes offenkundig im Einvernehmen mit Moskau.

Die französische Krise Noch viel konsequenter als England ist Frankreich auf die Nachkriegslinie der amerikanischen Politik eingeschwenkt. Und doch – nein, gerade darum taumelt es von einer Krise zur andern. Seine letzte, in Form eines Kabinettswechsels verlaufene Krise war besonders langwierig und bösartig. Aber wenn nun auch an Stelle des Freisinnigen Queuille schließlich der Klerikale Bidault als Ministerpräsident getreten ist, so entgeht doch keinem aufmerksamen Beobachter der französischen Politik die Tatsache, daß diese immer wiederkehrenden Regierungskrisen, die an dem tatsächlich verfolgten politischen Kurs nur wenig ändern (Bidault wird höchstens der Abschaffung des Proporzes stärkeren Widerstand leisten als sein Vorgänger), nur Ausdruck einer Krise des ganzen *Regimes* sind, unter das die Vierte Republik geraten ist. Das war ja eigentlich schon klar, als im Mai 1947 die aus der Widerstandsbewegung hervorgegangene «Große Koalition» zerbrach und die Kommunisten aus der Regierung verschwanden. Die «Koalition der Mitte», gegen die von Amerika aus nichts mehr einzuwenden war, griff denn auch eifrig nach der Marshall-Hilfe, um die französische Wirtschaft auf den alten Geleisen wieder in Gang zu bringen und die Arbeiter dem kommunistischen Einfluß zu entziehen. Gleichzeitig etablierte sich der sozialistische Innenminister Jules Moch als Streikbrecher von Format, während die wahrscheinlich aus Mitteln des Amerikanischen Gewerkschaftsbundes (American Federation of Labor) gespiesene Force Ouvrière eine Konkurrenzorganisation gegen den kommunistisch orientierten Allgemeinen Gewerkschaftsbund aufbaute. Der Erfolg war mager; ja die immer stärker den großbürgerlich-kapitalistischen Interessen hörig gewordene Wirtschaftspolitik der Regierung der «Dritten Kraft» sorgte fortlaufend dafür, daß der Geist der Revolte im französischen Arbeitervolk recht kräftig lebendig blieb. Und heute ist es nun glücklich so weit, daß sich unter kommunistischer Führung die Gewerkschaftsverbände aller Richtungen zur Einheitsfront gegen die herausfordernde Wirtschaftssaniererei der herrschenden Klassen – Tiefhaltung der Löhne, damit es keine Inflation gibt, aber freie Bahn für die Steigerung der Gewinne, weil das die Unternehmungslust anregt – zusammenzuschließen beginnen, während die Sozialisten, aus den Wirtschaftsministerien verdrängt und ohne wesentlichen Rückhalt in den Gewerkschaften, immer mehr die Rolle des fünften Rades am Regierungswagen spielen. Wie lange noch? Niemand weiß es, die Sozialisten wohl am wenigsten; ihre Furcht, in der Opposition irgendwie an die Seite der Kommunisten gedrängt zu werden, ist eben immer noch stärker als ihre Abneigung gegen die Kollaboration mit ausgesprochen reaktionären Regierungspartnern. Sicher ist nur, daß die Lage der französischen Arbeiter und Angestellten unhaltbar geworden ist. Der bisherige Arbeitsminister Daniel Mayer hat vor dem Rücktritt des Kabinetts Queuille seinen Kollegen selbst Zahlen vorgelegt, aus denen hervorgeht, daß in der Provinz der Durchschnittslohn für Arbeiter der untersten Einkom-

mensstufe ganze 7752 Francs *im Monat* beträgt, für die Mehrzahl der Arbeiter der nächsthöheren Stufe 8241 Francs, also nach dem Wechselkurs etwa 71 beziehungsweise 75 Schweizerfranken! Und Menschen mit solchen Hungerlöhnen, so schreibt J. Alvarez del Vayo in der Neuyorker «Nation», «erwarten etwas Konkreteres als einen Schutz, wie ihn der Atlantikpakt bietet, oder platonische Erklärungen der Menschenrechte». Vielleicht wird es wirklich so kommen, wie im «Esprit» (Oktoberheft) Guy Thorel voraussieht, daß nämlich auch ohne ausländische Nachhilfe die Lage in Frankreich rasch katastrophal werde. «Die Arbeitergewerkschaften können, auch wenn sie wirklich schwach sind, kraft ihrer Berufung nicht einfach ohnmächtige Zuschauer eines ungleichen sozialen Kampfes bleiben. Im übrigen glauben wir, daß, welches auch die Haltung der Arbeiterorganisationen sein mag, vom Dezember ab mehr oder weniger ernste Bewegungen in Frankreich ausbrechen werden, jedenfalls viel ernstere als diejenigen der letzten zwei Monate.»

Die beiden Deutschland Die *Deutsche Demokratische Republik*, wie sich der neue ostdeutsche Staat heißt, der unter russischem Protektorat errichtet worden ist, hat begreiflicherweise in der westlichen Welt eine schlechte Presse. Und wir selbst haben bereits in der letzten Rundschau bemerkt, daß die Regierung Pieck-Grotewohl in der ostdeutschen Bevölkerung bei weitem keine ausreichende gesinnungsmäßige Grundlage habe. Anderseits wollen wir aber doch nie vergessen, daß die Durchführung sogenannter freier Wahlen nach westdeutschem Muster im gegenwärtigen Zeitpunkt einfach die Wiederaufhebung der meisten großen Reformen bedeuten würde, die seit vier Jahren in der Wirtschaft, im sozialen Leben, im Erziehungswesen, in der Gerichtsorganisation, im Behördenaufbau und in andern Zweigen des öffentlichen Lebens der Ostzone verwirklicht worden sind. Es sind merkwürdige Sozialisten, die einen derartig folgenschweren Rückschritt um der Einführung der *politischen* Demokratie willen – die für die Deutschen eben doch immer noch eine sehr fragwürdige Sache ist – in Kauf zu nehmen bereit sind! Wenn man aber den wirtschaftlichen Aufschwung in der *westdeutschen Republik* der Armut und dem Mangel in Ostdeutschland gegenüberstellen will, so muß man auch zugeben, daß in Ostdeutschland die Wirtschaftslage und die Lebenshaltung der gesamten Bevölkerung in der letzten Zeit eher besser geworden sind, während für Westdeutschland das gleiche nicht gesagt werden kann. Besser geht es gegen früher in Westdeutschland vor allem denen, die Sachgüter zu verkaufen haben; die andern, die nur ihre Arbeitskraft auf den Markt bringen können – und es ist die große Mehrheit –, sind seit der berühmten Währungsreform eher schlechter dran. Die Wohnungsnot ist für diese Schichten sicher so arg wie je, die Zahl der Arbeitslosen beträgt schon heute wieder gegen 1,5 Millionen, und

für den Winter erwarten viele eine weitere Verschärfung der auch außerhalb von Westberlin recht kritisch gewordenen Wirtschaftslage. Westdeutschland ist nun eben einmal aufs neue ein von einer dünnen Schicht in- und ausländischer Finanz- und Industriekapitäne beherrschtes hochkapitalistisches Land geworden, mit allen Vorteilen der «freien Wirtschaft» für die Ober- und Mittelklasse, aber auch mit allen schweren Nachteilen, die dieses Regime den unteren Volksklassen auferlegt. Und es ist nur zu natürlich, daß sich auf diesem Boden auch der alte deutsche Macht- und Gewaltgeist wieder aufs üppigste entfaltet, ja daß sich sogar richtiger Nazigeist, nachdem er sich eine Zeitlang in den Untergrund verkrochen hatte, aufs neue ganz ungescheut ans Licht wagt. Vergessen wir schließlich auch nicht die ernste Tatsache, daß unter dem Deckmantel des Antikommunismus in Westdeutschland schon längst so etwas wie eine stille *Gegenreformation* im Gang ist, die von Rom aus höchst planvoll und weitschauend durchgeführt wird. Was der Pfarrer und Staatsminister Albertz (Hannover) im Schweizerischen Evangelischen Pressedienst (Nr. 42) schreibt, sollte doch auch uns zu denken geben:

«Das konfessionelle Gesicht Deutschlands hat sich in einer tragischen Weise verschoben. Wir haben in Bonn eine Regierung, ein Parlament und eine Länderkammer mit einer katholischen Mehrheit ... Es ist kein Geheimnis mehr, wer die politischen Entscheidungen Westdeutschlands wesentlich beeinflußt. Die Villa des Bundeskanzlers liegt nur dreißig Kilometer von der Residenz des Kardinals Frings entfernt, und bereits die Verhandlungen im Parlamentarischen Rat zeigten deutlich genug, wie man eine provisorische und der deutschen Wirklichkeit nicht entsprechende Mehrheitssituation auszunutzen versuchte, um kulturpolitische Forderungen durchzusetzen, die sonst niemals Aussicht auf Erfolg gehabt hätten und in Berlin wahrscheinlich nicht einmal zum Antrag erhoben worden wären.

Ich hoffe nicht falsch verstanden zu werden, wenn ich der Meinung bin, daß die augenblickliche Situation Deutschlands zugleich den größten Gewinn für die Politik der römischen Kurie bedeutet. Sicher, man hat auch in Bonn von der Regierungsseite her vom Provisorium Westdeutschlands geredet. Man hat den Berliner Freunden in ihrer unglücklichen Situation einige freundliche Worte gesagt. Man hat die deutschen Brüder in der Ostzone angeredet, man hat mit großem nationalem Pathos die Forderung auf die Rückgabe von Schlesien, Pommern und Ostpreußen erhoben. Ich habe diesen Erklärungen mit tiefem Mißtrauen zugehört. Denn tritt nur Berlin als vollberechtigtes Land in das westdeutsche Staatsgefüge ein, bricht die Mehrheit von Konrad Adenauer zusammen. Wird er stark genug sein, diesen Selbstmord zu wollen? Ich bezweifle es. Das Betrüblichste ist, daß die offiziellen Organe der evangelischen Kirche in Deutschland bisher nicht den Mut hatten, diese Situation offen auszusprechen. Man sitzt im selben Schiff, man stellt mit einer prominenten Persönlichkeit der evangelischen Kirchenleitung den Bundes-Innenminister, man vertritt auf dem kultur- und schulpolitischen Gebiet unter Aufgabe aller theologischen Erkenntnisse der letzten Jahre eine leicht modifizierte katholische Ansicht; man sitzt also wieder dort, wo man 1815 ebenso gesessen hat wie 1918, bei der politischen Restauration.»

Haben wir Religiös-Sozialen nach alldem irgendwelchen Grund, die Geschäfte derer besorgen zu helfen, die beständig das «freie» Westdeutschland gegen das «versklavte» Ostdeutschland auszuspielen suchen?

Sozialismus im Abstieg Unsere Frage, wieweit man in den beiden großen Weltlagern die Notwendigkeit erfaßt habe, mit dem verhängnisvollen Grundsatz der Friedenssicherung durch Kriegsrüstung zu brechen, und wieweit die westliche Welt bereit sei, dem Kommunismus die soziale Revolution im *demokratischen* Stil entgegenzustellen, hat eine bemühend eindeutige Antwort erhalten. *Man fährt allenthalben in den alten Geleisen weiter* – und nähert sich damit immer sicherer der Katastrophe, der man angeblich ausweichen will. Und das Schmerzlichste bleibt dabei stets, daß auch der demokratische Sozialismus – oder sagen wir besser: die sozialdemokratischen Parteien des Westens, ihre Berufung wegwerfend, diesen verkehrten Kurs in ihrer Mehrheit überzeugt mitmachen und sich insbesondere in das antikommunistische Kreuzfahrerheer grimmig entschlossen eingereiht haben. Julius Braunthal stellt es in der «Roten Revue» (Oktober 1949) mit Befriedigung fest: ohne die Zustimmung der westeuropäischen sozialdemokratischen Parteien wäre die «antikommunistische Allianz», die der Atlantikpakt darstelle, nicht abgeschlossen und von den Parlamenten nicht ratifiziert worden. Aber man sei eben in diesen Parteien der Meinung, «daß eine Allianz mit dem kapitalistischen Amerika das kleinere Übel ist als die Unterwerfung Europas unter den russischen Despotismus», die – so fügen *wir* hinzu – in Wirklichkeit gar nicht in Frage steht und selbst dann, *wenn* sie drohte, nicht mit Kriegsbündnissen und Atombombeneinsatz verhindert werden könnte.

Dem moralischen Versagen der meisten sozialdemokratischen Parteien entspricht ihre materielle Schwächung. Sozusagen bei jeder bedeutenderen Wahl verlieren sie fast in jedem Land anscheinend unaufhaltsam an Boden in der Bevölkerung. Eine Ausnahme macht die *norwegische* Arbeiterpartei, die anfangs Oktober den Ansturm des vereinigten Bürgertums gegen den planwirtschaftlichen Wiederaufbau des Landes erfolgreich abgeschlagen hat, immerhin so, daß sie trotz der deutlichen Mehrheit, die sie im Parlament gewonnen hat, innerhalb der Wählerschaft in Minderheit bleibt und die Linke insgesamt infolge der Niederlage der Kommunisten schwächer dasteht als im alten Storthing. Bei den fast gleichzeitig vorgenommenen Wahlen in *Österreich* haben die Sozialdemokraten ihre parlamentarische Stellung annähernd zu halten vermocht, wenn sie auch nicht, wie sie gehofft, die mit ihnen verbündete Katholische Volkspartei überflügeln konnten. Die freilich bedeutungslosen Kommunisten haben ihren bisherigen Stand ebenfalls behauptet, und die neue Splittergruppe der Linkssozialisten vermochte sich auf Kosten der alten Sozialdemokratie wenigstens einen kleinen Achtungserfolg zu holen.

Im ganzen ist der westliche Sozialismus bei aller Stärke seines Beharrungsvermögens – das er mit der bürgerlichen Gesellschaft teilt – im Abstieg begriffen; die aufsteigende Macht ist der *Klerikalismus*, der, mit dem Kapitalismus im Bund, in den katholischen oder konfessionell ge-

mischten Ländern immer planmäßiger in die entscheidenden Stellungen einrückt.

Titoismus Für die Kommunisten ist der Niedergang der westlichen Sozialdemokratie allerdings nur ein schwacher Trost, steht er doch weithin in engem Zusammenhang mit der fortschreitenden Zurückdrängung, ja Lähmung der eigenen Bewegung, wie sie außerhalb der Sowjetzone unter dem Druck der internationalen Gegenrevolution schon seit mindestens 1947 vor sich geht. Dazu kommt nun der Riß, der durch den Konflikt der Sowjetunion mit *Jugoslawien* im Gefüge des Ostblocks selber entstanden ist. Der wüste Kampf, der zwischen dem Kreml und der Regierung Tito tobt, hat in der Berichtszeit an Heftigkeit nichts verloren, ja eher noch zugenommen, wenn auch zum Glück keine ernsthaften Anzeichen für eine bevorstehende kriegerische Auseinandersetzung der feindlichen Brüder zu bemerken sind; eher ist eine von außen her organisierte Rebellion *innerhalb* Jugoslawiens zu erwarten. Und doch muß jeder, dem die Sache des Sozialismus am Herzen liegt, aufs lebhafteste wünschen, es möge sich ein Weg auftun, auf dem Jugoslawien in die Gemeinschaft der osteuropäischen Nationen zurückkehren kann, in die es natürlicherweise unbedingt gehört – als Glied einer *Föderation* allerdings, nicht als Untertanenland der kommunistischen Vormacht. Die erfreulich selbständig geschriebene Luzerner Monatskorrespondenz «Extempore», die offenbar aus dem ehemaligen «Entscheidungs»-Kreis hervorgegangen ist, weist mit Recht auf die zahlreichen Abkommen und Wirtschaftsverträge hin, die in den letzten Jahren Bulgarien, Rumänien, Ungarn, die Tschechoslowakei und Jugoslawien untereinander und mit der Sowjetunion und Polen abgeschlossen haben.

«Diese Vereinbarungen haben aus Südost- und Osteuropa eine *Wirtschafts- und Verkehrseinheit* gemacht, in der Jugoslawien nicht nur als Lieferant und Abnehmer von Gütern, sondern auch geographisch ein unentbehrliches Glied ist. Bricht Jugoslawien endgültig aus der Kombination aus, so sind die ungarischen und bulgarischen wirtschaftlichen Planungen und Verträge ohne Grundlage, die tschechoslowakischen und rumänischen folgenschwer betroffen ... Aber nicht nur die Wirtschaft, sondern auch die Verkehrslage macht Jugoslawien zu einem Element im osteuropäischen Raum, ohne dessen Einfügung und Mitwirkung es keine wie immer geartete Union der osteuropäischen Interessen gibt. Der direkte Zugang zum Mittelmeer und zum Verkehr mit den Mittelmeerländern geht für Ungarn, die Tschechoslowakei und Polen über Jugoslawien zur Adria. Die kürzesten Schienenwege zwischen Bulgarien einerseits und den Industriegebieten der Tschechoslowakei und Westungarns anderseits führen über jugoslawisches Territorium. Auf einer bedeutenden Strecke, zwischen Ungarn und rumänisch-bulgarischem Gebiet, fließt die Donau durch jugoslawisches Land. Die Durchführung der weitreichenden Pläne zur Entwicklung der Donauschiffahrt, ja selbst die Aufrechterhaltung des Donauverkehrs und -Gütertransportes zwischen Ungarn und Rumänien beziehungsweise Bulgarien hängt von der Haltung der Belgrader Regierung ab. Nicht nur der gesamte osteuropäische, von der Sowjetregierung maßgebend beeinflußte Wirtschaftsplan, der seine Antriebe in den Chancen einer Großraumbewirtschaftung der rumänischen und oberschlesischen Energiequellen hat, sondern auch das Projekt des Wasserstraßennetzes zwischen Ostsee, unterer Donau und Schwarzem Meer ist also auf die Mitwirkung Jugoslawiens angewiesen.»

Nimmt man dazu die Bedeutung Jugoslawiens für die militärische Verteidigung des Ostblocks, so kann ein Zweifel an seiner natürlichen Zugehörigkeit zu der osteuropäischen Völkergemeinschaft nicht mehr bestehen. Und der Staat Titos, dem es bis jetzt nicht übel gelungen ist, Moskau als vom rechten marxistischen Glauben abgewichen hinzustellen, würde sich seine Entwicklungsmöglichkeiten selber verbauen, wenn er sich gewollt außerhalb des Ostblocks hielte und in einer Annäherung an den Westblock mehr als nur eine Rückendeckung für den Fall eines bewaffneten Zusammenstoßes mit der Sowjetunion sähe. Aber freilich, auch in Moskau müßte man guten Willen zeigen, den Gegensatz nicht auf die Spitze zu treiben, dies um so mehr, als es ja auch in den andern Volksrepubliken einen latenten «Titoismus» gibt, der sich gegen die zentralistische Gleichschaltung mit den Interessen Rußlands innerlich auflehnt und auf die Länge auch mit den schärfsten «Säuberungen», wie sie jetzt in Polen, der Tschechoslowakei[5] und Bulgarien im Gange sind, nicht auszurotten ist.

Daß auch die von Moskau aus verfügte Einsetzung des Marschalls *Rokossowski* zum Oberkommandierenden der polnischen Armee den Zweck habe, polnische Widersetzlichkeiten im Keim zu ersticken, ist ein lächerlicher Deutungsversuch der westlichen Presse, die schon von der Kravtschenko-Fiktion eines inneren, grundlegenden Gegensatzes zwischen den Zielen der «Machthaber im Kreml» und den Interessen der Sowjetvölker lebt. Es ist darum auch verfehlt, die Ernennung Rokossowskis als einen Versuch Moskaus zu erklären, «den bitteren Reaktionen, die eine Begünstigung des deutschen Nationalismus auf Kosten Polens eines Tages in der polnischen Nation wecken könnten», zuvorzukommen. Das Gegenteil ist richtig: mit der Abkommandierung Rokossowskis demonstriert die Sowjetunion ihren Willen, Polen (und sich selber; Ostpreußen!) vor deutsch-westmächtlichen Ansprüchen zu schützen und *die Oder-Neiße-Grenze mit dem Einsatz ihrer eigenen Macht zu verteidigen.* Daß es nicht zu früh war, diesen Willen klar zu bekunden, machen die immer frecher werdenden deutschen Umtriebe und die Nachgiebigkeit

[5] Es sei bei dieser Gelegenheit nachträglich die auch bei uns kolportierte Behauptung richtiggestellt, daß die tschechoslowakischen Behörden es der Presse und dem Radio verboten hätten, des Todestages Masaryks zu gedenken. Am 14. September gedachte die Presse Masaryks allerdings nicht in besonderen Artiken, weil es die Regel zu sein scheint, daß solche «Jubiläen» nur in Jahren mit runden Zahlen gefeiert werden. Am Tag darauf brachten aber sämtliche tschechoslowakischen Zeitungen einen Bericht über die Gedenkfeier, die in Anwesenheit des Staatspräsidenten und anderer höchster Funktionäre anläßlich des 12. Todestages von T. G. Masaryk in Lany abgehalten wurde. Der Bericht des Zentralorgans der Kommunistischen Partei, des «Rudé Právo», liegt uns im Original vor. Auch das Wochenblatt der tschechischen Protestanten, «Kostnické Jiskry» («Konstanzer Funken»), veröffentlichte einen Leitartikel aus der Feder von Professor Hromádka, in dem sowohl Benesch als Masaryk gehuldigt wurde. Für den 100. Geburtstag T. G. Masaryks (am 7. März 1950) werden übrigens schon jetzt große Gedenkfeiern vorbereitet.

der Westmächte gegenüber Bonn mit jedem Tag deutlicher. Das Gejammer im Westen über die endgültige Unterjochung Polens durch die Sowjetunion ist um so unangebrachter, als die fortschreitende militärische Gleichschaltung der westeuropäischen Länder (und erst recht Kanadas sowie der lateinamerikanischen Republiken) Tatsache ist, wenn auch die äußeren *Formen* dieser Gleichschaltung weniger stoßend sein mögen als diejenigen, die im Verkehr zwischen Rußland und *seinen* Satelliten üblich sind.

Die Abhängigkeit der osteuropäischen Volksrepubliken von der Sowjetführung an und für sich sei damit in keiner Weise bestritten; nur muß eben immer wieder ausgesprochen werden, daß es der *Westen* ist, der zu einer Entspannung des russischen Zentralisationskampfes am wirksamsten beitragen könnte, wenn er seinerseits von seinem bösen Kommunistenkrampf loskäme und ein neues, anständiges, den Lebensnotwendigkeiten der Sowjetländer Rechnung tragendes Verhältnis zum Osten fände, statt, wie er es jetzt tut, einfach machtmäßig und intrigantenhaft Belgrad gegen Moskau auszuspielen.

Der Kampf um Asien Aber es scheint nun einfach, als könne man im Westen die Völkerfragen nicht mehr anders ansehen als mit Augen, deren Blickfeld durch antikommunistische Scheuklappen verengert ist. Das gilt namentlich auch von der gewaltigen Unabhängigkeits- und Aufstiegsbewegung der *asiatischen* Völker, die man vielfach immer noch als eine von den geheimnisumwitterten «Machthabern im Kreml» angezettelte Verschwörung zur Eroberung der Weltherrschaft behandelt (Modell: Die Protokolle der Weisen von Zion), ohne zu merken, daß man damit die farbigen Rassen erst recht an die Seite des Kommunismus und der Sowjetunion drängt, die sich ihrer bisher fast allein angenommen haben. So zögern die Westmächte nun schon monatelang, mit Tschiang Kai-shek endlich zu brechen und das *neue* China anzuerkennen, obgleich es nach dem Fall Cantons (Mitte Oktober) vollends klar ist, daß es eine «nationale» Regierung mit irgendwelcher Befehlsgewalt über nennenswerte Gebietsteile gar nicht mehr gibt und die Pekinger Regierung der kommunistischen Volksrepublik die einzige wirkliche Autorität in dem sich umwälzenden Riesenreich ist. Natürlich werden die Kabinette von Washington, London, Paris usw. schließlich *gezwungen* sein, diplomatische Beziehungen mit Mao Tse-tung aufzunehmen, mit oder ohne Bedingungen, die dieser zuerst zu erfüllen hätte; aber wie recht hatte doch Pandit *Nehru*, Indiens Ministerpräsident, als er während seines jüngsten Besuches in den Vereinigten Staaten die Westmächte immer wieder mahnte, den Völkern Asiens *freiwillig* zu geben, was sie brauchten und verlangten: nationale Unabhängigkeit und ein menschenwürdiges Leben. Nehru, in dessen Land alljährlich 2,5 Millionen Menschen an der Schwindsucht sterben

(7000 jeden Tag) und 1,5 Millionen Aussätzige sozusagen ohne jede Pflege bleiben, weiß eben nur zu gut, daß Süd- und Ostasien nichts Geringeres nötig haben als eine soziale Revolution[6]. Er hat es darum offenbar abgelehnt, auf den Plan eines «Antikommunismuspaktes» einzutreten, der ihm in Washington nahegelegt wurde; statt sich mit dem neuen China, seinem großen Nachbarn, zu verfeinden und den Büttel des amerikanischen Imperialismus zu machen, zieht er es vor, Indien außerhalb des Gegensatzes der beiden großen Machtblöcke zu halten und es vielleicht zum Kern jener *wirklichen* dritten Kraft werden zu lassen, der Westeuropa hätte sein können, aber durch eigene Schuld nicht geworden ist und überhaupt nicht werden wollte.

Ähnliches trifft für *Vorderasien* zu, leben doch dort, wie sogar ein Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» feststellt, «etwa 40 Millionen Araber in einem Zustand unglaublicher Armut; deren Ausmaß übersteigt selbst die Vorstellungskraft der Bewohner von Elendsvierteln in den Großstädten des Westens». Es überrascht darum keineswegs, daß, wie im gleichen Artikel geklagt wird, «kommunistische Agenten der verschiedensten Nationalität» Zugang zu den «Kreisen der Unzufriedenen» zu gewinnen suchen und namentlich bei den gelernten Arbeitern, den Stehkragenproletariern und den Studenten nicht geringen Erfolg haben.

Und nun soll also, nach Indien, Burma und Ceylon, auch *Indonesien* seine nationale Unabhängigkeit gewinnen! Die Tragweite des von seinen Vertretern mit der holländischen Regierung getroffenen Abkommens ist zwar im Augenblick, da wir schreiben, noch schwer abzuschätzen – es wird darauf zurückzukommen sein –; auf alle Fälle stehen wir aber wieder vor einem Ereignis, das Epoche machen wird. Eine ganze, lange Periode weißer Kolonialherrschaft ist wenigstens in Südostasien abgeschlossen, und eine neue Zeit hebt für die 62 Millionen brauner Menschen an, die sich gegen alle Widerstände ihre nationale Selbstregierung erkämpft haben. *Eine* Bemerkung muß freilich schon jetzt angebracht werden: Es kommt nun alles darauf an, daß Indonesien auch seine *wirtschaftliche* Freiheit gewinnt und seinen *sozialen* Aufstieg bewerkstelligt. Denn Holland hat ja nicht zuletzt unter dem Druck Amerikas nachgegeben, dessen Kapitalismus ein Interesse daran hat, daß den Holländern das

---

[6] Das unterstreicht auch André Monnier in der «Cité Nouvelle», dem Halbmonatsorgan unserer religiös-sozialistischen Freunde in Frankreich (Nr. 84), wenn er im Blick auf die Pläne, mit Staatshilfe die landwirtschaftliche Produktion in Amerika einzuschränken, ausruft: «Hören sie (die kapitalistischen Politiker) denn nicht die Wutschreie der hungernden Unglücklichen in Indien, Burma und China, die nicht einmal mehr die unentbehrliche Handvoll Reis haben? Was nützen diese Dollars, wenn der Planet in Flammen steht und sich die Horden der Hungernden nach den gefüllten Scheuern zu in Marsch setzen? Denn dieser Tag kommt, glaubet mir nur! Erbittert und toll vor Angst werden die Frauen, ihre fleischlosen Kleinen vor sich, einmal auf die revolutionären Prediger horchen, die mit einem neuen Evangelium zu ihnen kommen werden!»

Ausbeutungsmonopol für Indonesien entrissen wird[7]. Freiheit von Holland zu erlangen, nur um – in der Form staatlicher Souveränität – in den Herrschaftsbereich der Vereinigten Staaten zu geraten, in dem ja auch zum Beispiel die Philippinen geblieben sind, das wäre wahrlich kein großer Fortschritt für Indonesien. Aber wir vertrauen darauf, daß die Vernunft der Geschichte auch hier walten und ein Werk vollenden werde, das jetzt so verheißungsvoll begonnen worden ist.

7. November. *Hugo Kramer.*

Schweizerische Rundschau

Die Notlösung Die Neuordnung der *Bundesfinanzen* wird nachgerade zur chronischen Zentralfrage der schweizerischen Innenpolitik. An sich höchst unnötigerweise! Es gibt größere und wichtigere Fragen zu lösen, denken wir nur an die Militär- und Neutralitätsfrage (die für die meisten unter uns freilich überhaupt keine Frage ist), an die Wohnungsfrage, an die Entschuldung der Landwirtschaft oder an die Neugestaltung unserer Wirtschaftsverfassung im ganzen, die auch so viele Sozialisten höchst gemütlich nehmen, und die uns doch im Hinblick auf die Weltlage auf den Nägeln brennen sollte. Aber abgesehen davon, daß Finanzfragen immer in besonderem Sinne Machtfragen sind, in denen sich der Kampf der Klassen und Gruppen jeweilen aufs stärkste zuspitzt und verdichtet, ist das Problem der Bundesfinanzreform eben *zeitlich* zur vordringlichsten Angelegenheit der Eidgenossenschaft geworden, fällt doch das für den Bundeshaushalt geltende Notrecht mit Ende dieses Jahres dahin, so daß eigentlich auf Anfang 1950 ein *normales* Finanzrecht hätte in Kraft treten sollen. Nun weiß man aber, daß es die verbündeten Kräfte der sozialen Konservation unter katholischer Führung fertiggebracht haben, das rechtzeitige Zustandekommen einer solchen Neuordnung zu hintertreiben, weil sie noch immer hoffen, die jetzt vorläufig erhobene direkte Bundessteuer endgültig zu Fall bringen zu können. Eine einstweilige Verlängerung des *geltenden* Rechtszustandes als Übergangs- und Notlösung konnte so nicht mehr umgangen werden, und die Frage war nur, in welcher *Form* dies geschehen solle und welche *sachlichen* Änderungen im Bundeshaushalt inzwischen zu treffen seien.

Die sozialdemokratische Fraktion verlangte einen entsprechenden Verfassungsartikel, der vor seiner Inkraftsetzung der Abstimmung des Volkes und der Stände hätte unterworfen werden müssen; die bürgerlichen Gruppen setzten indes, unter Berufung auf das am 11. September angenommene Volksbegehren (das doch gerade *gegen* den Notrechtsunfug gerichtet war) einen neuen Notrechtsbeschluß durch, der nun allerdings ebenfalls dem Souverän vorzulegen ist. Sachlich gelang es, einige nicht unerhebliche Verbesserungen gegenüber dem bisherigen Steuerrecht zu erwirken, vor allem bei der Wehrsteuer und der Umsatzsteuer; die direkte Bundessteuer wird ohnehin vorläufig weiter erhoben. Anderseits haben die besitzenden Schichten gegen früher so starke Steuererleichterungen bekommen, trotz der horrenden Steigerung ihres Reichtums im letzten Jahrzehnt, daß dadurch das Mißverhältnis zwischen der Belastung der schwächeren und derjenigen der stärkeren Schultern zu ungunsten der ärmeren Klassen noch verschärft wurde und es psychologisch einfach unmöglich geworden wäre, eine derartige Lösung der Finanzfrage, auch wenn sie nur Notcharakter haben sollte, vor

[7] Die «Neue Zürcher Zeitung» (Nr. 2226) berichtet aus dem Haag, daß die Indonesien-Kommission der Vereinten Nationen den stärksten Einfluß auf den Gang der Konferenz am Runden Tisch ausgeübt habe. «Wir glauben feststellen zu dürfen», sagt der Korrespondent, «daß es vor allem der amerikanische Delegierte Cochran ist, der sozusagen in jeder Hinsicht das letzte Wort spricht.»

dem Volke zu vertreten. Dies um so mehr, als die Frage: Notrecht oder ordentliches Verfassungsrecht? eine *grundsätzliche* Entscheidung fordert, so gering auch der Unterschied zwischen beiden Lösungen (Volksabstimmung vor oder nach dem Inkrafttreten der Übergangsregelung?) praktisch sein mag. Der sozialdemokratische Parteitag sprach sich darum — wie ich glaube zu Recht — mit ganz eindeutiger Wucht für die Verwerfung der Notlösung in ihrer gegenwärtigen Gestalt aus, in der Meinung, die bürgerlichen Parteien würden bei Ablehnung des Notrechtsbeschlusses durch das Volk gezwungen werden, eine zweite Übergangsordnung auszuarbeiten, die in Form und Inhalt gerechter und annehmbarer wäre. Wieweit diese Rechnung stimmt, wird sich erst im Laufe des nächsten Jahres erweisen; trotz aller Unsicherheit, die auf diese Art geschaffen wird, mußte der Schritt aber doch gewagt werden, sollte die Sozialdemokratische Partei nicht noch länger die Verantwortung für die Klassenpolitik des Bürgertums mittragen und sich mit einigen Zugeständnissen zweiten Ranges abspeisen lassen. Das Schicksal der französischen Sozialdemokratie sollte uns wahrhaftig eine Warnung sein.

Der Militärgötze Hinter der Sorge um die vorläufige Notlösung, die dem Bundesfinanzproblem gegeben werden soll, steht nun aber bereits die viel drückendere Sorge um seine verfassungsgemäße Dauerlösung. Die Finanzlage des Bundes droht sich nämlich aufs neue bedenklich zu verschlechtern, teils durch die zu erwartende Senkung der Steuererträgnisse, teils durch eine abermalige Erhöhung der Ausgaben, besonders der *Militärausgaben*, die schon im Voranschlag für 1950 um 51 Millionen höher sein sollen als für das laufende Jahr budgetiert war. Da weitere 66 Millionen Militärausgaben aus Reserven, Rückstellungen und Verkäufen bestritten werden sollen, so macht die Gesamterhöhung der Kredite, die für die Kriegsrüstung der Schweiz verlangt werden, gegenüber dem Voranschlag für 1949 tatsächlich 117 Millionen Franken aus — und man kann sicher sein, daß, wie im laufenden Jahr, so auch im kommenden, erhebliche Nachtragskredite für angeblich unaufschiebbare militärische Neuerungen dazukommen werden. Darob wird es nun sogar einer «Neuen Zürcher Zeitung» schwül. Es sei noch kaum ein Jahr her, stellt das gewiß nicht militärscheue Blatt fest, daß man sich gestritten habe, ob 300 oder 400 Millionen im Jahr für die Kriegsrüstung der Schweiz nötig seien — und heute sei man bereits über die halbe Milliarde hinausgekommen!

Den bürgerlichen Kritikern des neuen Militärbudgets ist es natürlich nur um die *finanziellen* Wirkungen dieser Ausgabensteigerung zu tun. Um so mehr müssen die *sozialistischen* Parteien davor gewarnt werden, ihre Opposition gegen die uferlosen Rüstungen nun gleichfalls mit Gründen finanzieller Zweckmäßigkeit zu bestreiten. Der Beschluß des sozialdemokratischen Parteitages, für eine Begrenzung der Militärausgaben auf 400 Millionen einzutreten und bei Ablehnung dieses Begehrens das Militärbudget überhaupt zu verwerfen, ist als Stimmungszeichen gewiß erfreulich. Sachlich ist aber die Verlegung des Kampfes auf das finanzielle Gebiet gleichwohl verfehlt. Wir haben es schon manches Mal gesagt: Wer sich auf diesen Boden begibt, der ist von vornherein verloren. Was ist denn von der früheren Forderung übrig geblieben, die Rüstungskredite dürften 300 Millionen nicht übersteigen? Die «Fachleute» wurden mit leichter Mühe Meister, und heute sind auch die sozialdemokratischen Wehrpolitiker überzeugt, daß es unter 400 Millionen nicht gehe. Es wird den Obersten auch diesmal nicht allzu schwer werden, zu «beweisen», daß *ihre* Zahl die richtige sei. Was gilt's? Es braucht nur eine zügige vaterländische Propaganda, ein paar technische Aufklärungen und Vorführungen (Technik imponiert immer!) und vielleicht noch einen Geheimvortrag über die Verschlechterung der militärpolitischen Lage der Schweiz (durch solche «vertrauliche» Mitteilungen fühlen sich die Herren besonders geschmeichelt) — und die ganze Bundesversammlung ist bis auf ein paar offene und Kryptokommunisten überzeugt, daß die verlangten Kredite wirklich nur das Mindestmaß dessen darstellen, was eigentlich nötig wäre, um die Schweizer Armee auf der Höhe ihrer Schlagkraft zu halten. In der «Roten Revue» hieß es schon vor ein paar Monaten, man dürfe zwar auch vom sozialdemokratischen Standpunkt aus den

Spargedanken nicht außer acht lassen, aber das müsse immer «mit einer materialistisch-ökonomischen Begründung (?), nicht mit einer gefühlsmäßigen», getan werden. «Gegen die Anschaffung von Panzern und Düsenjägern kann nicht viel eingewendet werden, wenn es uns mit der Landesverteidigung ernst ist.» Warum also die weiteren technischen und organisatorischen Neuerungen verweigern, die jetzt und in Zukunft gefordert werden?

Nein, die Ablehnung des Militärbudgets mit Rücksicht auf seine wirtschaftliche «Untragbarkeit» (die reiche Schweiz kann noch viel mehr tragen!) wäre nur eine Flucht aus der Verantwortung, ein Ausweichen vor der Grundsatzfrage. Einen Streit um das liebe Geld werden zuletzt immer die «Opferwilligen» gewinnen — auch wenn die tatsächlich Opfer*tragenden* nicht in ihren Reihen zu suchen sind. Auch in der Finanzfrage wird dann stets die Logik des Verfassers der erwähnten Studie in der «Roten Revue» (F. P.) durchdringen: «Wenn wir entschlossen sind, das Land mit Gewalt zu verteidigen, dann darf uns vor nichts mehr grausen. Dann zählt nur noch die (militärtechnische) Zweckmäßigkeit. Dann müssen wir uns trostlos klar machen, daß eine Armee ein Unternehmen der chemisch-technischen Branche ist, gerichtet darauf, mit einem Minimum von eigenen Verlusten ein Maximum von gegnerischen Verlusten zu erzeugen.» Gegen solchen wirklich trostlosen Zynismus kommt nur die *grundsätzliche* Verweigerung jeglichen Opfers an den Militärgötzen auf, die radikale Ablehnung der Kriegführung und Kriegsvorbereitung, die ihre stärksten Kräfte aus dem an Christus orientierten Gewissen zieht, eine gute Stütze aber auch in der Erkenntnis der tatsächlichen Umstände findet, unter denen sich ein dritter Weltkrieg abspielen müßte, insbesondere auch für die Schweiz. Darf man hoffen, daß ein aus *dieser* Haltung stammendes Wort an maßgebender Stelle auch in den Auseinandersetzungen um das Militärbudget 1950 gesprochen werde?

8. November. *Hugo Kramer.*

BUCHBESPRECHUNGEN

Theologische Literatur

Kurt Leese: «Die Religionskrisis des Abendlandes und die religiöse Lage der Gegenwart». Hoffmann & Campe Verlag, Hamburg, 1948.

Dieses Buch erinnert schon in seinem Titel an Paul Tillichs im Jahre 1926 erschienene Schrift: «Die religiöse Lage der Gegenwart». Es wäre eine Aufgabe für sich, die religionsphilosophischen Zusammenhänge der beiden Versuche «zur Lage» zu beleuchten und die Verschiedenheit der Beurteilung aufzuzeigen. Noch stärker aber drängt sich die Verschiedenheit der «Lage» auf, die erkannt und bedacht werden muß und die nicht nur eine Wiederholung der vor den zwanziger Jahren liegenden Weltkatastrophe, sondern deren Überbietung und deren Fortgang in einer ungeheuren Weltkrise und Weltumwälzung bedeutet.

Kurt Leese versucht in einer Reihe geschichtlich fundierter Ausführungen philosophischer und theologischer Art, einige Grunderscheinungen dieser Krisis zu erfassen und auch die Aufgabe und Leistung der Geistesmächte herauszustellen, die entweder aus ihrem geschichtlichen Erbe (so Katholizismus und Protestantismus) oder darüber hinaus aus einem neuen Ansatz heraus (religiöser Sozialismus) mit dieser Lage und den sie treibenden Kräften und Mächten ringen.

Die Stärke des Buches ist die Darbietung eines reichen geschichtlichen Materials zu den behandelten Themen. Dabei muß allerdings sofort eine wesentliche Einschränkung gemacht werden. Sie betrifft die Darstellung des «religiösen Sozialismus». Diese

ist, was dessen tiefste und bedeutsamste Vertretung anbetrifft, die in Christoph Blumhardt auf deutschem und Leonhard Ragaz auf schweizerischem Boden gipfelte, trotz einem ausführlichen Zitat, ungenügend. Für eine wirkliche Auseinandersetzung mit dieser Sache hätten wir dem Verfasser eine möglichst umfassende Kenntnis der beiden Letztgenannten gewünscht. Eine seiner wichtigen kritischen Äußerungen gegen den religiösen Sozialismus, derselbe habe bei seiner religiösen Bewertung der klassenkämpferischen Masse die Kategorie des Einzelnen (Kierkegaard!) zu sehr außer acht gelassen, entbehrt schon um dieser beiden Gestalten willen der Begründung. Die Kierkegaardschen Positionen und Losungen sind bei beiden nicht nur vorhanden, sondern in echt prophetischer Weise fortgeführt worden. Diese Losungen sind bei Leonhard Ragaz, der sie vor allem auch im persönlichsten Ernste, in der «Existenz», aufgenommen hat, nicht theologisch-philosophisch erstarrt, sondern zu wesentlichen Elementen des Ringens mit den weltlichen, geistigen und geistlichen Mächten unserer Zeit geworden. (Vgl. dazu die Schrift «Reformation nach Vorwärts – oder nach Rückwärts».) Es sei insbesondere noch an das Kirchenproblem erinnert, das seit Kierkegaard von niemandem mehr mit dieser Schärfe und in diesem Umfang (außer wieder von Blumhardt!) gestellt worden ist wie von Leonhard Ragaz. Auch die Begegnung und Auseinandersetzung mit Nietzsche und den von ihm gestellten Fragen ist im Kreise des religiösen Sozialismus nicht zu kurz gekommen. Man lese als Beispiel Blumhardts Morgenandacht vom 25. August 1898: «Gott lebt!» (Christoph Blumhardt: «Ihr Menschen seid Gottes.») Daß gerade in all diesen Zusammenhängen der dritte große Vertreter des religiösen Sozialismus auf christlichem Boden, der russische Religionsphilosoph Nikolai Berdjajeff, mit seinem umfassenden und bahnbrechenden Gesamtwerk noch nicht einmal erwähnt ist, gibt dieser Auseinandersetzung mit dem religiösen Sozialismus etwas allzu Fragmentarisches, ja Fragwürdiges.

Darunter leidet dann das Gesamtverständnis des religiösen, aber auch des profanen Sozialismus. Was den sogenannten religiösen Sozialismus betrifft (wir sagen jetzt mit Bedacht so!), so ist gar nicht gesehen, daß er eine Neuerfassung der ganzen biblischen Offenbarung mit deren zentralen Botschaft vom Reiche Gottes ist und sein Zentrum in dem hat, was Leonhard Ragaz die «Revolution Christi» nennt. Deren Perspektiven sind von einer revolutionären Tragkraft, Weite und Lebendigkeit, daß man nicht im Ernst davon reden kann, «daß mittlerweile die Perspektive des religiösen Sozialismus viel zu klein und eng geworden ist, als daß sie heute noch die unsrige sein könnte». Das stimmt nicht einmal dem profanen Sozialismus, dem Marxismus, gegenüber. Dieser hat von Haus aus die Perspektive der Weltumgestaltung und Gestaltung. Die eigentliche «Perspektive» des religiösen Sozialismus geht aber darüber hinaus. Es ist die Weltperspektive des Reiches Gottes, die ein immer neues Erfassen der Lage vor dem lebendigen Gott und für sein Reich verlangt. Von da aus werden die Probleme gesehen, gedeutet und als Aufgabe erfaßt. So wurde die «soziale Frage als die Gottesfrage» erkannt. Und diese Erkenntnis bewährt sich gerade heute angesichts der Völkernot, der Menschheitsnot, von der der Verfasser spricht. Sie hat ihre letzte Ausweitung und Tiefe erfahren. Den geschichtlichen Prozeß selbst, der zu dieser Lage führte, hat aber schon der «klassenkämpferische» Sozialismus weitgehend erfaßt. Er hat erkannt, daß der Kapitalismus, Nationalismus und Imperialismus der bürgerlichen Welt die Zerstörung der Humanität darstellen, daß sie zur Atomisierung der Gesellschaft führen müssen. Darin hat er recht bekommen bis auf diesen Tag. Nicht durchschaut hat der Marxismus die bürgerliche Zerstörung des Gottesglaubens sowie der geistigen und sittlichen Werte. Er ist ihr mitverfallen. Er will das Reich Gottes ohne Gott, ohne Christus, und er verfällt damit wie die bürgerliche Welt den Kräften dämonischer und satanischer Zersetzung und Zerstörung. Vergessen wir aber nicht, daß hier die zentrale Schuld des «Christentums», der bürgerlich-christlichen Welt vorliegt, die eben nicht nur «sozialer», sondern vor allem auch «religiöser» Art ist.

Und wie ist der «Nihilismus» zu beurteilen, der für Nietzsche «die kommenden Jahrhunderte» bestimmt? Hat er damit «tiefer gesehen als Marx»? Vielleicht den Abgrund der Dinge, ob auch den Grund der Dinge? Dafür hat Marx den Ruf nach

Gerechtigkeit für die Massen erhoben und Hoffnung aufgerichtet. Und er hat überhaupt mit dem Klassenproblem das Massenproblem zum sittlichen Problem erhoben. Aller Individualismus, der sich davor in eine falsche Vereinzelung zurückzieht, ist weit davon entfernt, der sich stellenden Aufgabe gerecht zu werden, er ist vor allem auch weit von Jesus und seiner Botschaft entfernt. Auf den Pfaden des «Antichrist» und des «Willens zur Macht» hat sich keine Überwindung des Nihilismus eingestellt und wird es auch nicht tun; sollte aber die Kraft Gottes in Christus nicht allen Mächten gewachsen sein und sie zu besiegen vermögen? Und ist das wohl nicht doch etwas mehr als die Koalition von Protestantismus und Katholizismus zur Überwindung der Barbarei (gemeint ist vor allem der Kommunismus)? Wo bleibt da die weite Perspektive? Gerade hier setzt der «religiöse Sozialismus» mit seiner zentralen Botschaft ein: dem Christusruf der Umkehr und des Reiches, der ein Hinausgehen über die Religion und Religionen (auch über die Ersatzreligionen und Ersatzkirchen), über die Konfessionen zu einer Neuerfassung Christi wie des Reiches Gottes ist, die die Revolution der Welt wie des Christentums bedeutet.

Das Buch von Leese gliedert sich in sechs Kapitel: Atheismus und Gottlosenbewegung, Religiöser Sozialismus, Religion bei Rainer Maria Rilke, Der Mythos vom werdenden Gott, Welt- und Naturfrömmigkeit, Katholizismus und Protestantismus. Es ist in diesen Kapiteln viel beachtenswerte geistesgeschichtliche Arbeit geboten. Aber das bezeichnet auch ziemlich genau die Grenze dieses Buches. Es fehlen ihm die Konkretheit und der Realismus in der Erfassung der Mächte und Gewalten, die das geschichtliche Leben des Menschen und der Völkerwelt gestalten. Es fehlt ihm das «theokratische Denken» (L. Ragaz), das von der lebendigen Offenbarung und dem lebendigen Willen Gottes bewegte Denken. Für ein solches Denken sind der Kapitalismus, der Nationalismus, der Imperialismus, der Militarismus und der Technizismus ebenso gewaltige Reich-Gottes-Probleme wie der Atheismus und der Nihilismus. Diesem Denken stellen sich heute die Probleme der Demokratie, des Sozialismus und Kommunismus ebenso wie die einer neuen Völkerordnung und des Friedens. Es stellt sich das Problem des Menschen und der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit und der Freiheit in der ganzen Welt und unter allen Völkern. Es stellt sich das Problem des Totalismus und der Totalität. Es gibt keine gegenwärtige, notvolle Frage, die sich nicht stellt und stellen soll vor dem Reich und seinem Christus, die nicht Ruf wäre zu seiner Nachfolge und seiner Gemeinde, die nicht Kampf wäre für das wahre Menschenreich, welches das Reich Gottes ist, jetzt und hier und überall. Erweckung und Erneuerung aus dem Geist Gottes und Christi scheinen uns die große Hilfe, die allein die Todesdrohung, die über unserer Welt lagert, verschlingen kann in den Sieg eines neuen Lebens für alle Welt unter der Herrschaft Gottes. Diese Botschaft bleibt das rettende Wort, und sie enthält auch den Weg wie die Tat! *Albert Böhler.*

Mitteilungen

Sonntag, den 27. November, 9.30 Uhr, findet im Rahmen der Versammlung der Religiös-sozialen Vereinigung in Zürich, Kurhaus «Rigiblick», ein öffentlicher Vortrag statt. Pfr. Heinz Kappes, Karlsruhe, früher Jerusalem, spricht über «Palästina heute – Die Probleme des Staates Israel». Anschließend Aussprache. *Eintritt frei.*

Berichtigung: Der Titel der im Oktoberheft, Seite 456, besprochenen Blumhardt-Ausgabe lautet: «Johann Christoph Blumhardt, Schriftauslegung», Gotthelf-Verlag, Zürich, 1947.

Hirten und Könige

Wer müßte nicht spüren, wie die biblische Weihnachtsgeschichte nach Bildern und Worten greift, die geeignet sein könnten, das Einmalige und grundsätzlich Neue zum Ausdruck zu bringen, das für die Urchristenheit in der Erscheinung Christi lag! Kündende Engel bei den Hirten Bethlehems, der wegweisende Stern über den Magiern aus der Fremde, die in der späteren Legende zu Königen wurden, sind Zeichen für ein weltbewegendes, ein den alten Weltlauf aufhaltendes, ihn in eine neue Richtung zwingendes Ereignis. Vor diesem die Welt umschaffenden Wunder knien alle diese Menschen nieder, die vom nahen Hirtenfeld und die aus der sagenumwobenen Ferne, die aus den Tiefen der Alltäglichkeit und die aus den Höhen des Seltenen.

Niederknien heißt anbeten; und alles Anbeten, das nicht dem Einen und Einzigen gilt, ist für Israel Schuld und Götzendienst. Gilt dieses Knien dem Einen und Einzigen, dann wird in dieser Gebärde die arme, zerrissene, in Hirten und Könige, in Nahe und Ferne, Hohe und Niedere zerteilte Menschenwelt geeint.

Gilt es einem Kleineren, dem Wunschtraum der Hirten etwa oder der Hoffnung der Könige allein, so bleibt es, mag die Gebärde noch so innig und fromm sein, – Götzendienst!

Für das Weihnachtsevangelium gilt die Gebärde fraglos dem Einen und Einzigen. Denn das Ereignis, das da zu begreifen versucht wird, ist Gottes Einbruch in einen alten Weltlauf. Wenn der Gegenstand der Weihnachtserzählung, der Weihnachtsfeier, dieser schöpferische Eingriff ist, dann allein ist Anbetung sinnvoll. Sie ist die Anerkennung des Wunders, daß Gott das große geistige Exil seines Volkes, ja seiner Menschheit, beendet hat, daß er die Erlösung aus den Gedankensystemen in die Wirklichkeit und die Gottesbegegnung aus den Träumen in die Menschenwelt gesendet hat.

Auf das Ende dieses geistigen Exils, der Herrschaft der alten Gewalten, hatten auch damals nicht mehr alle zu warten vermocht. Sicher hatten viele begonnen, dieses Exil als letzte Wirklichkeit anzunehmen. Dieses Ausgeliefertsein an gewaltige, tödliche Mächte ist Finsternis. Diese Finsternis aber gar nicht mehr bemerken, das ist Todesschatten, über dem ein göttliches Wehe steht. Dieses dunkelste Exil hat – dieses erlösende Wissen steht hinter dem Evangelium – ein Ende gefunden. «Das Volk, das in der Finsternis saß, hat ein großes Licht gesehen, und die im Lande und Schatten des Todes saßen, denen ist ein Licht aufgegangen.» (Matth. 4, 16.)

Nun steht die Weihnacht des Jahres 1949 vor dem Schweizerland und der gesamten «christlichen» Welt. Glocken, Lieder, Krippenspiele, Predigten verkünden: «Das Volk sieht ein großes Licht.»

Fromme Gebete umkreisen dieses «Licht, das in die Welt gekommen, Sonne voller Glanz und Pracht». Worte und Gebärden sind da, die denen

der Hirten und Könige von damals gleichen. Und doch sind Hirten und Könige einander nicht nahe, geschweige denn, daß Hirten Könige und Könige Hirten wären. Und noch etwas ist anders: Gilt diese Anbetung wirklich dem Großen, der schöpferischen Wende?

Wofür ist das Licht, das jetzt Weihnachten 1949 in Kirchen und Wohnhäusern gepriesen wird, in die Welt gekommen? Für die Kirchen, damit sie ihre Kirchenräte wählen und ihren Kultus treiben können? Für die Häuser, damit die Menschen darin im Scheine kleiner Lichtlein die große über der Welt liegende Nacht besser vergessen können? Ist die Anbetung der vielen kleinen Lichter, der Hoffnungen und Träume, ist eine Anbetung, die Hirten Hirten und Könige Könige bleiben läßt, die wohl die Gebärde des Kniens, aber nicht die einende, verwandelnde Kraft dieser Gebärde kennt, nicht Götzendienst?

Weihnachten 1949: Wir stehen in der Schweiz nicht im Mittelpunkt der Weltereignisse. Wir werden von deren Wellenschlag nicht hin und her getrieben, aber wir spüren doch diesen Wellenschlag. Unsere Wirtschaft und unsere Volksstimmung zeigen etwas von diesen Bewegungen an, die über die abendländische Welt gehen.

Die Wellen zittern und bäumen sich in der großen Spannung des einer Entscheidung vorausgehenden Augenblicks. Sie wissen noch nicht, in welche Richtung sie rollen sollen, ob in die Richtung allgemeiner Kriegsvorbereitung oder in die Richtung einer neuen Weltkrise. Noch ist Friede, noch herrscht Konjunktur. Aber eben, man redet von «noch». Beides dauert den Königen, die nicht knien können, es sei denn vor ihren goldenen Kälbern oder ihren blutigen Schwertern, zu lange. Soll die Profitwirtschaft erhalten werden durch einen neuen Rüstungswettlauf oder durch eine künstlich erzeugte Krise? In dieser bösen Frage zittern die Wellen der Geschichte. Dieses Zittern ist unser Augenblick, wenn wir Weihnacht 1949 feiern.

Im nun ablaufenden Jahre hat der schweizerische Bundesrat entgegen dem vieltausendstimmigen Wunsche der verschiedenen Kreise des Schweizervolkes, entgegen ungezählten Eingaben von Kirchen, Gemeinden, Vereinigungen die Ausfuhr von Kriegsmaterial ins Ausland unter bestimmten Bedingungen gestattet. Ein paar wenige, am Kriegsgeschäft Interessierte haben den Sieg über Hunderttausende davongetragen. Damals schien eben die Welle noch mehr als heute in die Richtung eines in Kürze blühenden Kriegsgeschäftes, dieser sichersten Garantie großer Profite für die ungekrönten Könige, rollen zu wollen.

Heute scheint die andere Richtung näher zu liegen. Soll der Profit erhalten bleiben, so muß eine neue Krise erzeugt werden, in der die Arbeitskräfte billiger zu erhalten, lästige Kontrollen leichter abzuschaffen und die ohnehin schon großen Gewinne der «freien Unternehmer» ins Riesenhafte zu steigern sind. Mit einem Reklameaufwand von mehreren Millionen hat darum eine kleine Clique die Annahme des neuen Beamtengesetzes zu vereiteln versucht, welche für die Bundesbeamten die den tat-

sächlichen Lebenskosten entsprechende Lohnhöhe gesetzlich verankert und dessen Verwerfung nichts anderes als einen allgemeinen Lohnabbau, eine große Geschäfte verheißende Krise einleiten sollte. Dieser Versuch ist mißglückt, weil durch die Herkunft der eidgenössischen Beamtenschaft aus allen Volksschichten eine Mehrheit von Ja-Stimmen mobilisiert wurde und die anfangs sehr zügige Gegenpropaganda sich in Goebbelsschen Tiraden überschlug und so vielerorts das Gegenteil vom Gewünschten erreichte. Damit ist für den Moment die künstliche Krisenauslösung abgewehrt worden, und es ist möglich, daß nun auch bürgerlicherseits die allzu destruktiven reaktionären Elemente etwas in den Hintergrund treten müssen. Ihre Versuche werden sie aber in keiner Weise aufgeben, sondern den Hebel, nachdem der Angriff auf die Arbeitnehmer des Bundes fehlgeschlagen ist, an Stellen geringeren Widerstandes ansetzen, so daß die Beamtenschaft Gelegenheit erhalten wird, die ihr seitens der Arbeitenden erwiesene Hilfe mit gleicher Solidarität zu vergelten.

Die destruktiven Kräfte behalten beide Eisen gleichzeitig im Feuer. Beide Tendenzen, die zum Rüstungswettlauf und die zur Krise, sind keineswegs speziell schweizerische Erscheinungen. Beide sind andernorts sogar noch viel stärker zu beobachten. Wenn in Spanien etwa die Rüstungsausgaben 62 Prozent und in den USA 51 Prozent des gesamten Staatsbudgets verschlingen, so sind unsere Versuche in dieser Richtung eher harmlos zu nennen. Auch die Versuche, die Krise zu erzeugen, hinken verwandten Erscheinungen im Ausland eher nach. Und doch, obgleich ein aktiver Imperialismus ausgeschlossen und die Möglichkeit einer Massenverproletarisierung sehr gering ist, bebt auch unsere kleine Welt auf dieser dumpf grollenden Welle.

Sind wir wirklich nur die von den Wellen Getriebenen? Schwanken wir wie alle Welt hoffnungslos zwischen dem Wahnsinn der Rüstungen und der Verzweiflung der Krise? Erkennen wir die entsetzliche Gefahr darum nicht, weil wir benebelt sind vom Geschrei: «Haltet den Dieb!», das die wahren Diebe erheben? Ist diese kapitalistische Welt die einzige Möglichkeit, ist die Entscheidung zwischen Krieg oder Krise die einzige mögliche Erscheinung, dann sollten wir lieber nicht Weihnacht feiern; es müßte ein Götzendienst sein! Wenn das Licht wirklich in die Welt gekommen ist – und es ist gekommen –, dann ist die Herrschaft Christi das große Licht, das nicht irgendwo im Reiche Mammons als kleines Lichtlein neben andern auch noch ein Plätzchen hat, sondern dann ist sie die große Neuschöpfung, die Mammons Reich überwindet. Dann ist das Ende des Exils in Mammons Gewalt angekündet und vor allem auch das Ende jenes noch dunkleren Exils, das dort ist, wo die Knechtschaft nicht mehr als Knechtschaft empfunden wird. Das Christusreich für diese gefangene Welt – wer diesem Gedanken nachgeht, spürt, daß da ein Schöpfungswunder ist, von dem die merkwürdigen Worte der Evangelien von den singenden Engeln und dem wegweisenden Stern stammelnd Kunde geben.

Vor dieser Schöpfungstat dürfen Hirten und Könige knien – ohne

Götzendienst. Vor der Christusherrschaft, die zugleich Mammons Ende ist, knien aber heißt: den Weg zur Welteneinung finden.

Wenn wir nun auf der Welle, die uns trägt, als Schweizer und als Glieder der abendländischen Völkergemeinschaft an dieser Weihnacht die stolze Botschaft vernehmen, daß das Volk, das in der Finsternis saß und im Schatten des Todes, das große Licht gesehen habe, so wandelt sich uns die frohe Botschaft zur göttlichen Frage: Das Volk in der Finsternis und im Schatten des Todes, sieht es wirklich das große Licht?

Bruno Balscheit.

Die urchristliche Gemeinde – ihre Botschaft und ihr Weg (III)

7. Die wirkliche Hilfe kommt durch das Kommen und Wirken Jesu. Jenes grundlegende Wort zu Anfang seines Wirkens bestimmt die ganze Weltgeschichte: «Die Zeit ist erfüllt und das Reich Gottes ist genaht; kehret um und glaubet dem Evangelium.» (Mark. 1, 15.) Es ist die entscheidende Wende und damit die Bestimmung aller Menschengeschichte eingetreten. Der, der sie bestimmt, ist da. Gott stellt die Welt vor seinen Sohn, der Sohn stellt die Welt vor die Herrschaft Gottes! Die Erde wird endgültig zum Kampfplatz für das Reich Gottes. Gott tritt zur Welt in die entscheidende Beziehung als Herr und Vater, den der Sohn und die durch ihn werdende Gemeinde verkünden. Gottes Gerechtigkeit tritt in rettender Liebe und Gnade hervor und tut sich als geschehenes und kommendes Gericht kund, aus der Heiligkeit des Herrn und Vaters fließend. Wir können Jesu ganzes Wesen und Wirken nur verstehen, wir können Weihnachten, Karfreitag, Ostern, Pfingsten — und weiter nur begreifen, wenn wir die ungeheure Kraft des in ihm lebenden Willens Gottes zu seinem Reich erkennen, mit dem sich Jesus völlig zusammengeschlossen hat. «Ich und der Vater sind eins.» (Joh. 10, 30.) Ich kam, um Feuer auf die Erde zu werfen, und wie sehr wünsche ich, daß es schon entzündet wäre!» (Luk. 12, 49.) «Wenn ich aber durch Gottes Finger die Geister vertreibe, dann ist also Gottes Herrschaft über euch gekommen.» (Luk. 11, 20.) *In Jesus bricht das Reich an als sieghafte Gotteskraft, und die Gemeinde wird ihrer teilhaftig gemacht.* Diese Gemeinde ist nicht so ohnmächtig wie die Kirche, die sich immer neu auf das «Wir können nichts tun», «Wir sind allzumal Sünder» beruft, denn sie ist nichts und will nichts sein ohne die Kraft Gottes, in ihr lebt der Geist Christi, der in der Kraft Gottes Taten tut. Diese Gemeinde kann freilich nicht so selbstbewußt sein wie die Kirche, nicht so selbstzufrieden und anspruchsvoll, nicht so unendlich reich im Stolz der Religion, denn sie weiß, daß alles, was sie hat und haben kann, ohne die Kraft des Reiches Gottes nichts ist, daß sie arm ist und wie eine bittende

Witwe, die immer neu darum kämpfen muß, daß der Gerechtigkeit des Reiches Gottes Bahn gebrochen werden kann. Auf diesem Weg und auf ihm allein ist die Christusgemeinde, die Reichgottesgemeinde, die berufene Trägerin der Sache Gottes durch alle Zeiten. Sie ist dazu gerufen, Gottes Tun, das in Christus sich erfüllt und in ihm, dem Lebendigen, weitergeht, als Organ zu dienen. Sie ist ganz und gar reichsgebunden, wie sie ganz und gar christusgebunden ist.

8. Darum aber handelt es sich vor allem um eine «werdende Gemeinde», eine in Gottes Geist, Leben und Kraft vorwärtsgehende Gemeinde, eine dem lebendigen Gott und lebendigen Christus entsprechende *lebendige Gemeinde*. Diese so verstandene «Lebendigkeit» drückt vor allem auch den Gehorsam gegen den Willen des lebendigen Gottes und seines Christus aus. Sie unterscheidet die Gemeinde wesentlich von dem Gebilde, das wir mit «Kirche» bezeichnen. Die Kirche entsteht faktisch immer wieder gerade durch die Loslösung vom Reich und dem lebendigen Christus. Sie ist dadurch gekennzeichnet, daß in ihr die lebendige Offenbarung, der zu seinem Reiche vorwärtsschaffende Gott festgelegt wird in der Institution, im Dogma, in der Theologie, im Kultus, in der Verbindung mit einer weltlichen Herrschaftsform oder in der mißverstandenen Ausprägung der Gottesherrschaft selbst. Und da, wo, wie im römischen Katholizismus, das Prinzip der «Tradition» als Überrest des Ursprünglichen geblieben ist, geschieht es im Grunde nur dazu, die Kirche immer mehr in sich zu verfestigen und in sich abzuschließen. Hier wird in eine falsche Sichtbarkeit gebaut, was in der neutestamentlichen Botschaft allein im lebendigen Christus und lebendigen Gott wachsen und werden kann «zu einem heiligen Tempel im Herrn». «In ihm», heißt es an der zitierten Stelle weiter, «werdet auch ihr mit zum Bau verwendet für die Wohnstätte Gottes im Geist.» (Epheser 2, 19—22.) Die Kirche ist offensichtlich etwas anderes geworden, denn eine Entwicklung hat sie freilich mitgemacht: die vom Reiche Gottes zum Christentum und zu sich selbst. Aber nur die Umkehrung dieses Weges ist der wahre Weg der Gemeinde Christi.

Jesus wendet sich zuerst an Israel. In ihm, dem erwählten Gottesvolk, muß die Entscheidung fallen. Die Erwählung und Aussendung der zwölfe sowie die ganze Art der Wirksamkeit Jesu in Israel zeigen das deutlich. Das *messianische*, d. h. für das Reich Gottes und den Christus berufene und bestimmte Volk soll nun wirklich das Volk des gekommenen Messias und des genahten Reiches werden. Seine Vorgeschichte oder besser seine Thorageschichte (Gesetzesgeschichte) ist abgeschlossen, nicht aufgehoben. Nun soll seine Christusgeschichte beginnen, seine Gottesknechtgeschichte, denn das Gottesvolk soll gerade darin auch dem Messias gleich sein, ihm entsprechen, daß es der Knecht des Reiches Gottes wird in der Welt. Das prophetische Wort des Alten Testamentes weist Israel ja durchaus diese Rolle zu. (Vgl. vor allem Jesaja 40—56 mit dem 53. Kapitel als Höhepunkt.) Die Verwirklichung des höchsten Israel-

auftrages soll mit dem Israel Gottes, das sich in Jesus erfüllt und neu geschaffen wird, beginnen: Gottes Herrschaft und seine Gerechtigkeit in der Welt unter allen Völkern zu vertreten — als Knecht und Sohn Gottes. Der Messiasknecht und Sohn Gottes ist die Verwirklichung Israels, und Israel gewinnt allein in ihm seine volle Verheißung, seine ganze Wahrheit und seinen ganzen Auftrag. Das wird an den Gleichnissen Jesu immer wieder deutlich. Es sind ja alles Gleichnisse vom Reiche Gottes und denen, die zu seinem Dienst gerufen sind. Das Reich Gottes war Israel in Jesus wirklich gegeben, anvertraut — es wurde ihm genommen, um andern Völkern gegeben zu werden, die seine Frucht bringen. (Vgl. Matth. 21, 28—46.) Die Sache des Reiches Gottes bleibt nur denen, die ihr mit ganzer Hingabe dienen, die die Frucht des Reiches Gottes bringen. Das muß die Richtschnur der Gemeinde Christi auf ihrem Weg und für ihren Weg sein, daß sie in allem zuerst nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit trachte, in diesem Sinne ist sie Beauftragte Gottes, Sachwalterin Christi. Dafür bekommt sie «Vollmacht». Die Sache Gottes ist in der Kraft Gottes ihr einziges und ganzes Anliegen, und dieses Anliegen bestimmt durch alle Zeiten ihren Weg. Der *Dienst* oder Nichtdienst am Reiche entscheidet darüber, ob die Gemeinde den Auftrag und die Vollmacht des Reiches Gottes behält oder ihn verliert. Gott duldet auf die Dauer keine andere Gemeinde außer der, die ihm dient. Wenn sie nicht mehr dem Reiche dient, wird sie auf die Seite gestellt — so Israel, so Rom, so Wittenberg, so vielleicht die ganze bisherige Gestalt des Protestantismus. Wo geschichtliche Festlegungen und Sicherungen an Stelle des Dienstes am Reiche treten, da entstehen jene großen Ruinenstädte, die unsere Kirchen im Grunde darstellen.

Für Israel war es damals entscheidend, ob es sich dem Vorwärtsschreiten Gottes im Willen für sein Reich öffnete und sich ihm zur Verfügung stellte oder nicht. Hätte Israel damals den Reichsruf und Reichsweg Jesu angenommen — es war freilich ein neuer Weg und nur der Messias konnte dazu rufen —, so wäre es der Kern der die Welt für Christus und das Reich erobernden Gemeinde geworden. Es wäre die Weltgemeinde, die Völkergemeinde Christi geworden, durch die das Reich zu allen Völkern gelangen sollte; es wäre in Christus der prophetische und messianische Knecht Gottes geworden, der mit Christus das Reich in die Völkerwelt getragen hätte. Ja, es hätte sich vielleicht die alttestamentliche Weissagung erfüllen können, daß die Völkerwelt nach «Zion» komme, um das Recht und die Weisung des Herrn und seines Gesalbten zu empfangen und der Gerechtigkeit und dem Frieden die Bahn zu öffnen in einer neuen Ordnung der Völkerwelt.

So Israel vor dem Auftrag versagte, ging Christus mit der Gemeinde den andern Weg — in die Völkerwelt hinein. «Es wird das Reich von euch genommen und einem Volke gegeben werden, das seine Früchte bringt.» (Matthäus 21, 33—43.) Der lebendige Gott bestimmt den Weg der Gemeinde und die Gemeinde. Sein Weg muß es sein, seinem Reiche

muß sie dienen, sie muß wirklich *seine* Gemeinde, *Gottes* Gemeinde sein. Wo Christus ist und seine Sache im Glauben und im Gehorsam angenommen wird, ist die Gemeinde. Nicht, wie es später in einer falschen Umkehrung im «Christentum» heißt: wo die Kirche ist, da ist Christus. Das letztere ist eben nur unter der Bedingung des ersteren wahr, sonst ist es nichts anderes als jenes Geschrei: «Der Tempel des Herrn, der Tempel des Herrn, der Tempel des Herrn ist hier.» (Jeremia 7, 4), dem schon die Propheten entgegengetreten sind und dem Jesus dann das Todesurteil sprechen mußte mit dem Wort: «Hier wird kein Stein daran gelassen, der nicht herabgestürzt würde.» (Matth. 24, 2.) Mit andern Worten: Nicht Christus der Herr ist an die Gemeinde, das Volk Gottes bedingungslos gebunden, sondern die Gemeinde ist mit der entscheidenden Bedingung des Glaubensgehorsams an Christus gebunden. Er ist völlig treu, darum aber verfallen auch, die nicht Treue und Glauben halten, seinem Gericht. Ebenso mit dem Reich Gottes — wo der wirkliche Gott ist, wo seiner Sache, seinem Willen gedient wird, ist sein Reich, wird seine Herrschaft, wo Gottes Willen und Werk, wo sein Reich in Unglauben und Ungehorsam abgelehnt werden, gibt nicht Gott seine Sache auf, sondern er ruft und erwählt sich andere Träger seiner Sache, ein anderes Organ dieser Sache. So sagt schon Johannes der Täufer zu den berufenen Vertretern Israels: «Habt nicht Lust, bei euch zu sagen: Wir haben Abraham zum Vater. Denn ich sage euch: Gott vermag aus diesen Steinen Abraham Kinder zu erwecken. Schon liegt die Axt an der Wurzel der Bäume. Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen.» (Matth. 3, 9 und 10.) Im Grunde bleibt immer das *eine* Gottesvolk, die *eine* Gemeinde Christi. Ihre menschlichen Träger und ihr menschliches Organ wechseln, wenn sie den Dienst an der Gottesherrschaft mit etwas anderm vertauschen. Alle wahren Träger der Sache Gottes kämpfen an diesem entscheidenden Punkte um das Reich und um die wahre Gemeinde Christi gegen den Abfall. So standen und stehen alle Propheten und Zeugen Gottes zu allen Zeiten und erweisen sich als solche durch ihren Kampf.

Alb. Böhler.

(Fortsetzung folgt.)

Ist Armut ein Segen?

(Fortsetzung und Schluß)

III.

Die Armut als geschichtliches Problem

Gottes Armut ist zu allen Zeiten das Kreuz. Die verschiedenen geschichtlichen Epochen können in verschiedener Weise zu diesem Kreuz hinauf- oder auf es hinabblicken, ohne daß des Kreuzes Wesen dadurch ver-

ändert würde. Die menschliche Armut wird von der Geschichte bestimmt. Ihre Merkmale sind zu verschiedenen Zeiten verschieden akzentuiert. Es gibt keine menschliche Armut an sich. Wohl gibt es ein romantisches, idealisierendes Verständnis der Armut vergangener Epochen. Wenn die Idealisierung schon wie ein billiger Heiligenschein sich jeder geschichtlichen Vergangenheit anbietet, so trifft dies in besonderer Weise für die Armut vergangener Zeiten zu. Schon Hosea hat Israels arme Wüstenzeit in dieser Weise idealisiert. Hätten wir nur seine Worte als Geschichtsquelle für diese von ihm so gepriesene Zeit, so wären wir über sie schlecht unterrichtet. Denn auch Israels arme Zeit hatte nicht nur das Gesicht, das Hosea in ihr sah, diese Züge der ersten Liebe, sondern wahrhaftig auch jene mit der Armut sich gern verbindenden Züge hartnäckigster Verstockung und wildester Verzweiflung.

Die romantisch idealisierende Verklärung der Armut knüpft gewöhnlich an ein Merkmal der Armut an, das diese haben kann und oft auch hat, das ihr aber in ihrer verzerrtesten, ärmsten Gestalt noch genommen wird: das Merkmal der lebendigen Beziehungsmöglichkeit. Der arme Mann in der Parabel, die Nathan dem König David erzählt, ist ein Bild für diese Beziehungsmöglichkeit. Er hat, während sein reicher Nachbar viele Schafe – aber eben nicht als Schafe, sondern als Herde – besitzt, ein einziges Schäflein, mit dem er seine arme Lebensgemeinschaft teilt. Er lebt mit diesem Tierlein, er kennt es und liebt es, während der Reiche allenfalls von seiner Herde lebt, nur zu ihrer Zahl und ihrem Ertrag Beziehungen hat. Das *kann* ein Glanz der Armut sein. Pestalozzi hat auch über der Hütte von Lienhard und Gertrud und Gotthelf über der Hütte der Großmutter Käthi, die zwei Hühner besaß, diesen Glanz gesehen. Die wenigen und allzu wenigen Dinge, zu denen in der Armut eine Beziehung möglich ist, lassen diese Beziehungen zuzeiten stark und lebendig werden.

Wo das Begegnungsvermögen des Menschen nicht erstickt ist, wo eine trügerische, nur durch Abstraktionen, Ziffern und Schemata zu bändigende Fülle es nicht erdrückt hat, vermögen in der Tat gerade in der Armut die Beziehungen zu Dingen und Menschen lebendig und fruchtbar zu sein. Auch die Beziehung zu geistigen Erlebnissen, zu Erfahrungen kann, da der Arme ihnen nackt und ungeschützt begegnet, eine tiefere Beziehung sein, als wenn diese Erfahrungen nur durch die Mauern des Selbstschutzes hindurch zum gesicherten Menschen reden. So vermag es ein Vorzug der Armut zu sein, daß der Arme an Menschen, Dinge und Erfahrungen herantritt, als einer, der einen weiten Weg hinter sich hat, der den Gesang der Tiefe, den der Mensch der Oberfläche nicht hört, irgendwie noch in den Ohren trägt.

Der rückschauende Blick wird in der Armut vergangener Zeiten allzuleicht nur immer wieder diese Merkmale finden. Er wird übersehen, was Hosea übersah. Pestalozzi allerdings übersah es nicht ganz. Er merkte, daß durch die Armut allein aus der Hütte der Gertrud wahrhaftig kein

Glanz nach außen gegangen wäre. Er sah gerade auch stark diesen andern Zug der Armut, der eben den Armen nur noch tiefer nach unten zieht, der den Lienhard in die Verwahrlosung des Trinkers zieht, wo die Erlebnis- und Beziehungsmöglichkeit des Menschen mindestens ebenso grausam verdorben wird wie in der oberflächlichen Besitzeswelt.

In der Gegenwart kann die Armut zuzeiten noch das Gesicht haben, das sie für den armen Mann in der Nathanparabel hatte. Auf den Bildern Segantinis sieht man etwa Knaben, die ihren Kopf so an den Kopf eines Schäfleins legen, wie es der arme Mann Nathans getan haben mag. Ihr armes Kleid und das Dunkel ihrer Umgebung sind von diesem Glanz von innen her überstrahlt. Und auch jene Frau auf einem andern bekannten Segantini-Bild, die durch den tiefen Gebirgsschnee einen Schlitten mit Holz in die arme Hütte zieht, trägt etwas von diesem Glanz an sich. Das gesuchte Holz und der mühsam gebahnte Weg und die dann durch Holz und Weg lebendig und wohnlich gemachte Hütte sind erlebt, schenken Beziehungen. Es wäre jedoch eine unverantwortliche Romantik, wollte man diese in der Armut schlummernden Möglichkeiten, diese, heute nur als Ausnahmen möglichen Züge, als das Wesen der Armut unserer Geschichtsepoche ansehen. Dazu ist zuviel Verschiebung geschehen. Wenn die verschiedenen Merkmale eines Dinges – in unserem Falle der Armut – sich verschieben, so kann dieses Ding plötzlich einen ganz andern Charakter erhalten.

Die geschichtlich gewordene Armut unserer Zeit ist vor allem dadurch gekennzeichnet, daß sie Massenarmut ist. Eine Massenerscheinung aber nimmt leicht und gern Schicksalscharakter an. Wird nun Armut zum Schicksal ganzer Massen, so ist der Mensch in diesen Massen gerade nicht mehr dadurch bestimmt, daß er wie der arme Mann Nathans wenige, aber lebendige Beziehungen hat, sondern dadurch, daß er hauptsächlich, ja ausschließlich eine Beziehung, die zu einem erbarmungslosen Schicksal, hat. In dieser Beziehung aber verwelkt der Mensch. Ein Schicksal erdrückt. Die Klassenbindung wirkt grausamere Zerstörungen als die bitterste Armut. Innerhalb der Klassenwelt kann die Armut relativiert werden. Die Armut der untersten Klassen kann gemildert werden. In der Tat ist in den Ländern der westlichen Welt gegenüber dem vergangenen Jahrhundert die Armut des Proletariats gemildert worden. Damit wird jener Charakter der Armut, der im Entbehren besteht, gelindert oder aufgehoben. Es ist dies aber gerade nicht das schlimmste Merkmal der Armut. Ein anderes, das in der Bindung an das Schicksal und an die Begehrlichkeit besteht, bleibt auch in der relativierten Armut erhalten. Ja es wird hier oft noch verstärkt. Diesen Charakter verdankt die Armut der Gegenwart der geschichtlichen Entwicklung der modernen Klassenwelt.

Aus der gleichen Quelle fließt auch die Erscheinung, die der Armut in der Gegenwart oft in besonderer Weise den Charakter einer Strafe gibt. Bei der Bestrafung eines Kriminellen liegt oft in der Publizität des

Falles, in der Nacktheit, in welcher der Kriminelle vor der Öffentlichkeit steht, mehr Härte als in der Gefängnis- und Zuchthausstrafe. Diese Publizität hat oft auch einen abschreckenderen Charakter als die drohende Strafe selbst. Ebensolcher Publizität aber sieht sich in der modernen Klassenwelt der Arme ausgeliefert. Von ihm wird Rechenschaft gefordert, wie sie vom Besitzenden nie gefordert würde. Damit hat die moderne Welt die Armut ungewollt in den Rang des Kriminellen versetzt. Gewiß hängt diese Wirkung mit dem Menschenbild und der Menschenwertung der modernen Klassenwelt zusammen, die eben als Wertmaßstab nur den Erfolg, den vor allem materiellen Erfolg des Menschenlebens kennt. Wenn nur der erfolgreiche Mensch *der* Mensch ist, dann kann der erfolglose, der in Klassenbindung und Schicksalsketten gefesselte Mensch notwendigerweise nur der Mensch zweiten Grades sein.

Auch noch ein anderer Grund hat mitgewirkt, um die Armut der in ihr liegenden großen Möglichkeit lebendiger Beziehung zu den wenigen Dingen zu berauben. Die Dinge der modernen Welt sind eigentlich und wesentlich standardisierte Dinge geworden, Massenproduktionsartikel, für die Massenkonsumation bestimmt. Damit ist dem Armen als Glied einer Masse und einer armen Klasse der Weg zur Hütte der Gertrud, der Käthi und der Segantinischen Bergbäuerin verbaut. Diese Standardisierung der Dinge ist ein geschichtlich gewordenes Ereignis. Sie gehört ihrem Wesen nach nicht zur Armut, wohl aber zu unserer Zeitepoche und hat damit die Armut unserer Zeitepoche verändert.

Jede Armut, die Armut jeder Geschichtsepoche, lebt am Rande der Verwahrlosung. Dieser schmale Rand wird um so schmäler, je mehr die Armut zur Dauererscheinung wird. Die Statistiken über Jugendkriminalität und Jugendverwahrlosung reden hier eine deutliche Sprache. Meist halten sich bei den Verwahrlosungsgründen Milieu und Anlage die Waage. Und auch hier ist nicht zu übersehen, daß die demoralisierende Richtung der Armut um so mehr zunimmt, je mehr es sich bei der Armut um Massenarmut handelt. In dieser werden die natürlichsten Dinge und Bedürfnisse zum Problem: das Kleid und das Brot, das Bett und das Waschen, das Gemeinsamsein und das Alleinsein. Werden sie einmal zu Problemen, so engen diese problematisch gewordenen Dinge den Raum, auf dem eine sittliche Entscheidung gefällt wird, mehr und mehr ein. Der Mensch, dem die äußere, körperliche Sauberkeit zum Problem, ja zum unlöslichen Problem wird, kann wohl nur, wenn Wunder geschehen, vor der Frage nach der inneren Sauberkeit stehenbleiben. Bedrängen diese demoralisierenden Probleme aber nicht nur da und dort einzelne und wenige, sondern sind ganze Massen dieser Bedrängnis ausgesetzt, so fallen die letzten Hemmungen um so eher. Die dauernde Armut als Massenerscheinung hat nicht nur die Tendenz, zur Verwahrlosung zu führen, sondern wird direkt zur Quelle der Verbrechen.

Die geschichtlichen Fakten, die so das Gesicht der Armut verändert haben, sind mannigfacher Natur. Engels hat vor allem darauf hin-

gewiesen, wie sehr der Monopolcharakter der Produktionsmittel die armen und arbeitenden Klassen verändert habe. Der junge Marx hat auf die geschichtliche Veränderung hingewiesen, die dadurch bewirkt ist, daß die echten Bedürfnisse des Menschen durch das einzig gültige falsche Bedürfnis nach Geld ersetzt worden ist. Beide haben damit andeutend auf die große Veränderung hingewiesen, die die bürgerlich-kapitalistische Welt am Menschen und auch an der Armut des Menschen bewirkt hat. Rilke hat in einem großen klagenden Lied aus dem Stundenbuch die Reichen der vergangenen Epochen beschworen, deren Reichtum in ihrem Werke lag, und sie den Reichen seiner Epoche gegenübergestellt:

Viele sind reich und wollen sich erheben, –
aber die Reichen *sind* nicht reich.

... Nicht wie jene Scheichs der Wüstenstämme,
die nächtens auf verwelktem Teppich ruhten,
aber Rubinen ihren Lieblingsstuten
einsetzen ließen in die Silberkämme.
Und nicht wie jene Fürsten, die des Golds
nicht achteten, das keinen Duft erfand,
und deren stolzes Leben sich verband
mit Ambra, Mandelöl und Sandelholz.

Nicht wie des Ostens weißer Gossudar,
dem Reiche eines Gottes Recht erwiesen;
er aber lag mit abgehärmtem Haar,
die alte Stirne auf des Fußes Fliesen,
und weinte, – weil aus allen Paradiesen
nicht *eine* Stunde seine war.

Nicht wie die Ersten alter Handelshäfen,
die sorgten, wie sie ihre Wirklichkeit
mit Bildern ohnegleichen überträfen
und ihre Bilder wieder mit der Zeit;
und die in ihres goldnen Mantels Stadt
zusammgefaltet waren wie ein Blatt,
nur leise atmend mit den weißen Schläfen ...

Das waren Reiche, die das Leben zwangen,
unendlich weit zu sein und schwer und warm.
Aber der Reichen Tage sind vergangen,
und keiner wird sie dir zurückverlangen,
nur mach die Armen endlich wieder arm.

Sie sind es nicht. Sie sind nur die Nicht-Reichen,
die ohne Willen sind und ohne Welt;
gezeichnet mit der letzten Ängste Zeichen
und überall entblättert und entstellt.

Rilke hat für die Entstellung der Armut in erster Linie die großen Städte verantwortlich gemacht und damit auf das hingewiesen, was wir in einem weiteren Sinne die Standardisierung der Dinge genannt haben.

All diese geschichtlichen Gründe für die Veränderung der Armut haben zusammengewirkt; und eben dies Zusammenwirken verschiedener Gründe ist noch ein neuer Grund, ein die hoffnungslose Vermassung der Menschen befördernder Grund gewesen. Dazu mag in der jüngsten Gegenwart noch ein Neues kommen; die Gründe, die die Armut erzeugen, brechen im Weltmaßstab über die Menschen herein. Kriege und Krisen – von Menschen ausgelöste, berechnete und bewirkte Kriege und Krisen – werden Weltkriege und Weltkrisen und erzeugen, wo sie Armut erzeugen, auch die Armut ganzer Welten.

Mit diesem klagenden und anklagenden Gesicht steht Frau Armut in unserer Zeit. Nur selten, in den wenigen lichten Stunden ihres Lebens, nimmt sie die Miene jener seltenen Armut an, bei der ein Glanz von innen spürbar ist, der Armut jener Hütten des Mannes in der Nathanparabel, der Gertrud und der Segantinischen Bäuerin. Die meiste Zeit ihres Lebens in der Gegenwart trägt sie jene andere Miene, da der Glanz von innen durch ein brennendes Dunkel verzehrt wird.

Es wird darum heute auf gar keine romantische Weise möglich sein, ein Loblied der Armut zu singen. Auch ein Schritt in die freiwillige Armut, wie ihn Franziskus tat, und wie ihn Tolstoj noch versuchte und es schon nicht mehr konnte, erreicht heute die wirkliche Armut nicht. Denn zwischen der Existenz eines Franziskus und der Massenexistenz, die das Schiebertum, die Jugendkriminalität und die Kinderprostitution als Frucht der Massenarmut erzeugt, liegt der Abgrund trennender Welten. Und doch spüren wir, wieviel wir verlieren würden, würde jeder Lobpreis der Armut aus unserem Leben und Denken verschwinden. Wir würden ja letzten Endes nicht nur das ganze Geheimnis der Armut verlieren, sondern auch das ganze Geheimnis Gottes, zu dem gerade die Armut im Innersten gehört.

IV. Der Glaube und die Armut

Wenn die Armut in Gott ihren Platz hat und so mit vom Geheimnis Gottes umhüllt ist, dann kann es nicht anders sein, als daß vor ihr und ihr gegenüber Scheidungen und Entscheidungen geschehen. Deutlich scheidet sich hier die Welt, die ein Nichts oder ein Irgendetwas in ihrer Mitte hat, von der Welt, die den göttlichen Sinn, Christus, als ihren Mittelpunkt erkennt. Was kann die Welt ohne Christus zur Armut sagen? Sie kann allenfalls die ausnahmsweise hier und dort aufleuchtende Armut der Hütten preisen. Sie kann dieses aus Bewunderung oder aus Wehmut tun, immer aber aus Sympathie. Sie wird zwar in der gegenwärtigen Zeitepoche weniger und weniger den Gegenstand ihrer Sympathie im Reiche der Armut finden. Sie wird aber darüber hinaus

niemals glauben oder sagen können, daß Armut ein Segen sei. Und hoffentlich sagt sie es nicht. Denn wenn dieses gesagt würde, als allgemein gültig, als gleichsam mathematische Wahrheit, so wäre das eine fürchterliche Heuchelei.

Die Welt, die Christus in ihrer Mitte hat, die Welt der christlichen Gemeinde also, sollte demgegenüber ihre Maßstäbe nicht in sich haben, sie sollte für ihr Urteil nicht auf Sympathie oder Antipathie angewiesen sein, sie sollte überhaupt kein Geschehnis rein gefühlsmäßig oder rein verstandesmäßig werten. Sie hat einen andern Maßstab. Dieser ist für sie: Gottes Weg zu seinem Reich. Darum hat sie Platz für eine nicht nur auf der Sympathie beruhende Liebe. Um dieses Maßstabes willen sollte die christliche Gemeinde aller Zeiten wissen, daß die Armut Gottes Platz und auch der entstellteste und verkommenste Arme noch Gottes Sohn ist. Ja, diese Gemeinde muß über alles Begreifen hinaus gerade der Armut, die, von außen her gesehen, nichts als häßlich ist, noch diesen Platz und diese Würde zuerkennen. Wo immer der göttliche Sinn, das Christuswunder, die Mitte der Welt ist, da darf und soll und muß auch über der häßlichen Armut die göttliche Verheißung als Segen gesehen werden.

Nun liegt in der Gegenwart das Hauptmerkmal einer Welt, die ihre Maßstäbe in sich selber hat, gerade darin, daß sie den Gegensatz von Reichtum und Armut als die einzige Triebfeder der Weltgeschichte kennt. Ist aber dieser Gegensatz das einzige, das die Welt vorwärtsbewegt? Dann ist diese so bewegte Welt nichts anderes als das, was die Evangelien «diese» Welt nennen. In ihr sind aber weder Reichtum noch Armut ein Segen. Ihr Reichtum wird zur Verspießerung und ihre Armut zur Verwahrlosung. Wo immer der Gegensatz Reichtum–Armut zum einzigen Wertmaßstab wird, da gibt es überhaupt keinen Segen.

Innerhalb der Welt, die in ihrer Mitte Christus erkennt, gibt es den göttlichen Segen. Er ist freilich nichts anderes als die Willensgemeinschaft mit Gott. Er birgt seinen Lohn und seine Frucht in sich selber. Er ist das Ja der Menschen zum Weg des Gottes, der sein Reich baut. Dieses gehorsame Ja ist Segen. Dieser Segen ist also nicht an die Begriffe Reichtum oder Armut gebunden. Er verhält sich zu ihnen aber in sehr verschiedener Weise. Dieser lebendige Segen kann dann niemals im Reichtum sein, wenn der Reichtum, wie in der kapitalistischen Welt, notwendig Armut der andern erzeugt, wenn er so also gerade «diese» Welt baut. Darum kann Segen auch niemals im reinen Aufschwung des Armen zum Reichtum liegen, wenn er – wie es in der kapitalistischen Welt die einzige Möglichkeit ist – diesen Aufschwung nur für sich, die andern vergessend, unternimmt.

Der Segen liegt dort, wo der Mensch, Gottes Weg nachfolgend, einer Welt dient und an einer Welt baut, die gerade nicht mehr vom «ewigen» Gegensatz Reichtum–Armut bestimmt ist. Es ist eine müßige Frage, zu erwägen, ob es denn jemals dazu kommen werde, daß Armut überhaupt verschwindet. Die Armut der Hütten, die individuelle Armut, wird ein

Ereignis sein, solange es Individuen gibt. Die Klassenarmut herrscht, solange es Klassen gibt. Das Individuum ist niemals aufzuheben, die Klasse wohl. Im Dienst am göttlichen Reich liegt der Segen auf der Freiheit, die zuerst und vor allem eine Freiheit vom Besitze ist. Und wer in der kapitalistischen Welt in dieser Freiheit zu leben wagt, wird es allerdings bald merken, daß er auch der nackten und brutalen Armut sehr nahe steht. Eine Ordnung, die vom Gegensatz Reichtum–Armut lebt, kann das Einzige nicht ertragen: die Nichtanerkennung dieser Ordnung. Romantischen Lobpreis der Armut erträgt sie. Sie würde auch eine heutige romantische Armutsbewegung dulden. Sie würde Einsiedler und besitzlose, weltliche Klöster ertragen, sie würde vielleicht sogar Platz für christlich-kommunistische Siedlungen bieten, solange diese Jünger der Armut sich darauf beschränkten, nur außerhalb «dieser» Welt zu leben, ohne sie selber anzugreifen. Wird sie aber angegriffen, dann rächt sie sich mit ihrer wirksamsten Waffe, indem sie die Existenz des Angreifers der Verarmung überliefert oder mit dem ausgeworfenen Köder ihres Scheinglanzes von seinem Wege abzieht.

Die Welt, die Christus in ihrer Mitte hat, kann es also wagen, von einem Segen in der Armut zu sprechen. Sie muß freilich wissen, daß sie damit ein Wagnis und ein Geheimnis ausspricht. Es erhebt sich nun noch die Frage, wie sie dieses Geheimnis auszusprechen hat. Und hier wird wieder auch innerhalb dieses Lebenskreises eine Scheidung geschehen. Wer selber besitzend ist, möge sich hüten, die Armut vernehmbar selig zu preisen. Und er möge sich noch mehr hüten, den Armen zum geduldigen Ertragen seiner Armut aufzufordern. Mit diesen beiden Versuchen hat die bürgerlich-christliche Welt am meisten Vertrauen bei den Besitzlosen verloren. Wer Gottes Bevorzugung der Armut als Geheimnis kennt und selber Besitzender ist, möge vor dem Geheimnis schweigen. Sein Verstehen, seine Gebärde allein, vermag ein Zeugnis seines Glaubens zu sein, und beide, Glaube und Gebärde, werden niemals ohne Demut, ohne Beschämung vor der Armut stehen können.

Wer selber die Armut trägt, innerhalb des Christuskreises, darf allerdings einen Stolz kennen, den Stolz, die schwerste Arbeit tun zu dürfen. Dieser Stolz ist still und leise. Weil im Grunde nur Arme sagen können: «Selig sind die Armen», darum wird dieses Wort immer ein leises und stilles Wort in der Welt sein müssen. Niemand, der nicht arm ist, kann den Armen lehren, seine Armut in der Armut Christi zu tragen. Christus selbst kann dieses lehren. Er tut es, wenn er gerade den Armen ruft, etwas anderes zu begehren und etwas anderes zu schaffen als den Reichtum. Wo in den Herzen der Armen eine Sehnsucht erwacht, nicht selber die Rolle der Reichen zu übernehmen, sondern die Klassenwelt zu überwinden, da geschieht ein Christuswunder. Das war der göttliche Glanz des alten Sozialismus, das Christuswunder bei denen, die Christus nicht dem Namen, aber dem Willen nach kannten.

Die Antwort, welche Menschen auf die Frage der Armut zu geben

haben, muß der göttlichen Antwort selber entsprechen. Ihre Gebärde muß so umfassend sein, wie Gott selber die polaren Gegensätze umfaßt. Die bloße Armutsbekämpfung ist keine Antwort. Der nur von seiner Armut befreite Arme, ja, der reichgemachte Arme ist für ein Nichts befreit. Sein Kleid hat sich verändert, nicht aber seine Welt und sein innerster Kern. Dieser Kern ist der gleiche bei dem Reichen, der reich bleiben, und bei dem Armen, der reich werden möchte. Dieser Kern ist bei beiden ein Ja zur Klassenwelt und ein Nein zur Gotteswelt.

Und auch der bloße Lobpreis der Armut ist keine Antwort. Denn Armut um der Armut willen als selig preisen, hieße lügen. Die Armut an sich hat den Glanz von innen nicht. Wenn sie ihn jemals gehabt hat, hat sie ihn als Ausnahme gehabt und heute als seltenste Ausnahme.

Dann liegt auf der Antwort, die Menschen auf das Problem der Armut, auf die bange, lebendige Frage der lebendigen Frau Armut geben, ein Segen, wenn der Kern dieser Menschen ein anderer ist, wenn es ihnen gar nicht mehr um Reichtum und Armut geht, sondern um die andere Welt, die den göttlichen Willen und den göttlichen Weg als einzigen Wertmaßstab hat. Dann liegt dieser Segen auf der Bekämpfung der Armut, wenn diese Bekämpfung um dieser neuen Welt willen geschieht. Und dann liegt der Segen auf dem Lobpreis der Armut, wenn dieser Lobpreis nicht ein lautes Wort, sondern die lebendige Haltung derer ist, die von den Ketten des Besitzes freigemacht sind.

So vereinen sich in der gesegneten Antwort die Bekämpfung der Armut und der Lobpreis der Armut. Der Glanz von innen ist dort, wo um die echten Werte gerungen wird. Denn dieser Glanz ist immer nur einer, der in größere Helle durchbrechen will. Arme arm sein lassen, hieße in einer Welt ohne Glanz leben; Arme reich machen, hieße den Glanz verdunkeln. Reiche und Arme zu Gliedern einer Welt machen, in der nicht der Besitz, sondern der Dienst am göttlichen Willen und am göttlichen Reich Maßstab und Triebkraft ist, das allein kann heißen, den Glanz heller machen.

Nach den Worten des Evangeliums sind die Armen zuerst zu diesem Dienst, der das Licht der Welt nicht nur hütet, sondern leuchtender macht, berufen. Warum? Hier gibt es keine Erklärung des menschlichen Verstandes. Hier ist ein Wunder und eine Gnade, die beide alles Verstehen übersteigen. Denn es gibt keine verständliche Würde der Armut, sondern nur den durch ein Wunder auf die Armut gelegten Glanz, den Ruf der Armen, nicht in den Reichtum hinein, sondern zum Bau des göttlichen Reiches.

Und nun bleiben wohl die Bekämpfung der Armut und der Lobpreis der Armut Gegensätze, doch solche, die in einer höheren Einheit, diesem Widerschein des großen, Einen Gottes, sich einen. Wer um des Reiches Gottes willen die zur Armut führenden Gründe bekämpft, wird es irgendwo auf seinem eigenen Weg, ja an seinem eigenen Leben erfahren, was arm werden heißt. Und wer die Armut als die Armut Christi trägt, wird

mit seiner ganzen Existenz ein solcher Widerspruch gegen die Besitzes- und Klassenwelt sein, daß er an deren Gründen rütteln muß. So antwortet Frau Armut, wenn der Mensch sie fragend, nach Segensspuren suchend, anschaut, mit einer Gegenfrage: Ist ein Nichts, ein Irgendetwas oder Gottes Reich in der Mitte deines Lebens?

Und je nachdem, wie hier die leise Stimme der ihrem eigensten Wege folgenden Seele antwortet, wird auch ein Glanz über der gefragten Frau Armut sichtbar werden oder nicht. Der Segen, der nur dort ein Glanz von innen ist, wo Menschenwille sich mit dem Willen des Gottes eint, der sein Reich baut, legt sich über das von Wunden und Narben entstellte Gesicht der Armut, weil Gottes Ruf dorthin zielt, wo sie steht.

Bruno Balscheit.

Ein indischer Philosoph reist nach Moskau

Vor kurzem ist ein alter Mann namens Sarvepalli Radhakrishnan als Botschafter der Indischen Union nach Sowjetrußland gereist. In Indien hat man die Abfahrt dieses Mannes mit vielen Sorgen und Hoffnungen begleitet, denn das neue Indien, ein Land mit 330 Millionen Einwohnern, braucht dringend Ruhe und wünscht außerhalb des Streits der Weltmächte zu verbleiben und sich ganz der schweren Aufgabe eines vollkommenen Neuaufbaues zu widmen. Pandit Nehru, der Freund und Schüler Mahatma Gandhis, der jetzt die Politik Indiens leitet, hat beim Abschied des Botschafters sehr ernste Worte gesprochen. «Man kann wirklich behaupten, daß Radhakrishnan als ein Symbol von Indien nach Rußland geht», sagte Nehru. «Ich bin glücklich, daß wir für dieses schwere Amt einen Mann haben, der die Fähigkeit besitzt, zu verstehen und andern dazu zu verhelfen, uns zu verstehen.» Radhakrishnan selbst sagte bei der Durchreise in London: «Wir in Indien arbeiten unter der Führung Mahatma Gandhis. Wo es politische Streitigkeiten gibt, da kann man zwei Wege wählen, um sie zu überwinden. Der eine ist, einen vernichtenden Schlag zu erteilen und den Gegner zu besiegen und zu zerstören und die eigene Oberherrschaft aufzurichten. Das ist das, was man die Machtlösung nennt (power solution). Es gibt noch einen zweiten Weg – zu versuchen, den Standpunkt des Gegners zu verstehen und dadurch eine Versöhnung herbeizuführen. Das ist die Lösung durch Wissen (knowledge solution). Wir in unserem Lande fühlen uns verpflichtet, die Lösung durch Verstehen und Wissen zu suchen, und in Sowjetrußland wird es meine Aufgabe sein, die russische Politik zu verstehen und den Russen unsere heutige Politik verständlich zu machen.»

Wer ist der Mann, dem dieser beklemmend schwere Auftrag übertragen wurde? Nicht etwa ein erfahrener Berufsdiplomat, wie man er-

warten dürfte, sondern ein berühmter Philosoph. Er war früher Professor für orientalische Religionen am «Al souls College» in Oxford und dann Philosophieprofessor an der Universität Benares. In weiten Kreisen Indiens gilt er als der berufenste Vertreter und Deuter indischen Geisteslebens. Bei seiner jetzigen Reise ist man fast versucht, an die wiederholten Reisen zu denken, die vor über 2300 Jahren ein anderer Philosoph in damals sehr mühseliger und langer Fahrt übers Meer von Athen nach Sizilien angetreten hat, um dort am Hof eines gefürchteten Herrschers einen Auftrag auszuführen. Bei den zwei letzten dieser Reisen war Platon schon ein alter Mann. Die recht aufrichtigen Wechselreden zwischen Dionysius dem Älteren und dem griechischen Philosophen sind noch überliefert. «Deine Reden sind greisenhaft», sagte Dionysius. «Und deine sind tyrannenhaft», antwortete Platon. Die gewiß viel höflicheren Gespräche zwischen Radhakrishnan und Stalin werden der Öffentlichkeit wohl nicht so bald enthüllt werden.

Auf den Bildern sieht Professor Radhakrishnan aus wie ein alter Denker mit schmalem Gesicht, hoher Stirn und langem, weißem, zurückgestrichenem Haar. Ich bin ihm niemals persönlich begegnet, denn ich habe ja einen großen Teil meines Aufenthaltes in Indien in einem Internierungslager verbracht. Aber in den Baracken dieses Lagers habe ich sein Werk «Indian Philosophy» gelesen und mir viele Seiten Notizen daraus gemacht, und jetzt in Schweden habe ich es nochmals gelesen. Er hat außerdem noch eine lange Reihe anderer Bücher veröffentlicht (bei George Allen & Unwin, London), deren Titel den weiten Raum seines Denkens andeuten: «The Hindu view of life», «East and West in religion», «Kalki or the future of civilization», «The reign of religion in contemporary philosophy», «The philosophy of Rabindranath Tagore», «Religion and society», «Eastern religion and western thought», «Gautama the Buddha», «India and China», «The Bhagavadgita».

Das Hauptwerk Radhakrishnans, «Indian philosophy», sind zwei mächtige Bände von zusammen 1500 Seiten. Es ist ein kühnes Unterfangen, in *einem* Werk die Geistigkeit des Hinduismus abspiegeln zu wollen, die in ununterbrochenem Strom durch fast vier Jahrtausende reicht und deren Sanskrittexte allein umfangreicher sein sollen als die ganze lateinische und griechische und chinesische und japanische Literatur zusammengenommen. Radhakrishnan ist sich, nicht ohne Bangen, der Mühseligkeit seiner Aufgabe bewußt geworden, die noch schwieriger wird, da er ja vorzugsweise für Leser im Westen schreibt, die zumeist wie in den Urwald eines unbekannten Landes hineingehen. Im Vorwort sagt er: «Die Unkenntnis des indischen Gedankenlebens ist tief. Für den modernen Geist bedeutet indische Philosophie zwei oder drei alberne Vorstellungen über *Maya*, daß man die Welt als Täuschung ansieht, *Karma*, oder der Glauben an Schicksal, und *Tyaga*, der asketische Wunsch, sein Fleisch zu überwinden. Und sogar diese einfältigen Vorstellungen, so behauptet man, sind eingehüllt in barbarische Bezeich-

nungen und chaotische Wolken aus Dunst und blumigen Worten, die von den Eingeborenen als Wunder des Intellekts angesehen werden. Nach einer sechsmonatigen Reise von Kalkutta bis zum Kap Komorin verwirft unser moderner Ästhet zur Gänze die indische Kultur und Philosophie als «Pantheismus», als «wertlose Scholastik», «ein bloßes Spiel mit Worten», «auf jeden Fall nichts, das Plato oder Aristoteles oder sogar Plotinus oder Bacon irgendwie ebenbürtig wäre. Der einsichtsvolle Forscher jedoch wird im indischen Gedankenleben eine ungewöhnliche Menge von Material finden, die in den Einzelheiten und in der Mannigfaltigkeit kaum ihresgleichen in irgendeinem Teil der Welt haben.» Radhakrishnan fügt in der Einleitung hinzu: «In vielen andern Ländern ist Nachdenken über das Wesen des Seins ein Luxusartikel des Lebens. Die ernsten Augenblicke sind den Taten gewidmet, während das Betreiben von Philosophie eine Einschaltung (parenthesis) bedeutet. Im alten Indien war Philosophie nicht eine Beigabe zu irgendeiner andern Wissenschaft oder Kunst, sondern sie nahm die vorherrschende Stellung ein. Im Westen diente sie, selbst in den Blütetagen ihrer Jugend, zur Zeit von Plato und Aristoteles, als Stütze irgendwelcher anderer Studien, zum Beispiel Politik oder Ethik. Sie diente der Theologie im Mittelalter, der Naturwissenschaft des Bacon und Newton, der Geschichte, der Politik und Soziologie der Denker des 19. Jahrhunderts. In Indien stand Philosophie stets auf ihren eigenen Beinen. Alle andern Wissenschaften sahen zu ihr auf, denn sie gab die Inspiration und die Grundlage. Sie ist die Meisterwissenschaft, welche die andern Wissenschaften leitet; denn ohne ihre Führung geraten die andern Wissenschaften in Gefahr, leer und sinnlos zu werden. Die Mundaka-Upanishad spricht von der Wissenschaft des Ewigen als der Grundlage aller Wissenschaften.»

Oft fordern die beiden Bände der «Indischen Philosophie» von Radhakrishnan zum Widerspruch heraus. Er selbst gibt zu: «Die Urteile und die Zuneigungen des Autors können nicht lange verborgen bleiben.» Er sagt: «Es ist mir bewußt, daß ich beim Abstecken dieses weiten Feldes vieles Interessante ausgelassen habe und daß vieles andere nur sehr roh skizziert wurde.» So ist es auch. Die Lehre von den göttlichen Heilanden, den Avataren, die seit Jahrtausenden das innerste Leben der meisten Hindus bedeutet, interessiert ihn nicht. Das Schrifttum der Puranas, voll uralter Tradition und Weisheit und Gottesliebe, behandelt er nur ganz kurz und ein wenig wegwerfend, als gut genug fürs Volk. Er sagt: «Die Puranas enthalten die Wahrheit, in Mythen und Geschichten eingekleidet, um dem schwachen Verständnis der Mehrheit Genüge zu leisten.» Die Gestalt Krishna Chaitanyas, die für mich in neun Jahren innigen Studiums an den Quellen in Indien und weiteren drei Jahren des Studiums in Schweden zur strahlendsten Gestalt aller indischen Geistigkeit wurde, verschwindet fast. Einem Kommentator der Chaitanya-Bewegung (Jiva Gosvami, der freilich voller schöpferischer Intuition war) widmet er unvergleichlich mehr Raum als dem Urheber der Bewegung

selbst. Man merkt, alles ist einseitig vom Blickpunkt des großen Genius Shankaracharya (800 Jahre nach Chr.) aus gesehen.

Und doch, trotz allen Ausstellungen, die man machen kann: welch wunderbares Werk ist diese «Indische Philosophie» von Radhakrishnan. In ihrer unerhörten Mannigfaltigkeit und Fülle erinnert sie mich an den Blick von einem Vorberg auf den majestätischen Kamm des Himalaja. Wälderkränze um Wälderkränze sind vorgelagert, Wolken sind über den Wäldern getürmt. Und über den Wolken, unfaßbar hoch in der Sonne gleißend, erheben sich die Eisriesen in ungeheurem Horizont. Manche sind mehr oder minder verhüllt.

Menschen mit verschiedenartigstem Streben werden von diesem Werk etwas empfangen. Jeder wird darin finden, was er sucht: der Tatsachenmensch die äußeren Fakten, zum Beispiel über die Inder als die ersten Erfinder der Algebra, des Begriffes Null, der sogenannten «arabischen» Ziffern und des Dezimalsystems oder Zeugnisse für das nur scheinbare Auf- und Niedergehen der Sonne, mehr als zweitausend Jahre vor der Geburt des Kopernikus. Die Quellenangaben aus der indischen atheistischen Strömung aus vorchristlicher Zeit, voll Verzweiflung und Ironie und Hohn über das Religiöse und vor allem über ein priesterliches Amt, das seinen Mann wohl nährt, werden die Teilnahme der Ungläubigen erregen. Derjenige, der die griechische Antike liebt, wird sich an vielen Zitaten erfreuen, zum Beispiel aus einer Rede des Perikles an die Athener: «Gerne lauschen wir den Meinungen von anderen und machen keine sauren Gesichter, wenn sie von den unseren abweichen.» Fast beängstigend ist der Überreichtum von Parallelen und Ausblicken auf östliche und westliche Philosophie, Mystik und Dichtung, ein enzyklopädisches Wissen, das sich ständig ausgießen will. Das mannigfaltige Gewebe wird zusammengehalten dadurch, daß hier ein Mensch spricht, der den ewigen tragenden Grund, den Atman, hinter allen fließenden Erscheinungen sucht. Nachdrücklich betont Radhakrishnan, daß echte indische Philosophie keine bloße Logik des Hirns ist, kein Theoretisieren, Konstruieren, Systematisieren. Das Sanskritwort für Philosophie heißt «darshan», und das kommt von der Wurzel «drish» – sehen. «Darshan» bedeutet *Anblick*. Schauen und Erfahren der geistigen Realität durch den Seher in seiner überhellen Wachheit und Klarheit ist vom Spintisieren des philosophischen Theoretikers so verschieden wie die Berichte eines Menschen, der vom Wasser träumt und über Wasser schwätzt und der vielleicht in einer alten Schrift gelesen hat, daß es Wasser geben soll, und der selber niemals Wasser gesehen hat, von der Erfahrung eines Menschen verschieden sind, der Wasser riecht und schmeckt und Wasser trinkt und im Wasser badet und völlig darin untertaucht.

Leichter zugänglich und leichter überschaubar und wärmer ist die letzte Arbeit von Radhakrishnan, eine neue Übersetzung und Kommentierung der «Bhagavadgita» (London 1948), obwohl auch die «Gita», der Gesang des Erhabenen, eine Unendlichkeit in sich birgt. Aber in der Welt der

geistigen Realität, welche der Hindu «vastava-vastu» oder das Seiende Sein nennt, da gibt es viele Unendlichkeiten; jeder Tropfen darin ist eine Unendlichkeit.

Ich habe die «Bhagavadgita» viele Male gelesen. Ich habe sie in Österreich gelesen, bevor ich nach Indien fuhr. Ich habe sie mit meinem Guru Shri wiederholt im Himalaja und in andern Landschaften Indiens im Urtext gelesen. Ich habe sie in verschiedenen indischen Gefangenenlagern gelesen und auch mehrmals in Schweden, zuletzt in der interessanten und sehr rhythmischen Übersetzung von Svami Prabhavananda und Christopher Isherwood. Aber ich glaube, die schlichte Prosaübertragung von Radhakrishnan, der seine eigenen sehr wesentlichen Erklärungen und die Essenz der Kommentare von Shankaracharya und Ramanuja beigefügt sind, ist die beste. – Als ich kürzlich im Getümmel der Hauptreisezeit im überfüllten Schnellzug von Smaland nach Stockholm fuhr und endlich einen Sitzplatz gefunden hatte, da las ich, mitten im Lärm und im Hin- und Herdrängen der Fahrgäste in dieser Ausgabe und vergaß völlig die Zeit und was rings um mich geschah; ich bin selten so glücklich gewesen wie auf dieser Fahrt. – Das Buch, das sehr schön ausgestattet und erstaunlich billig ist, verdient weite Verbreitung.

Indien ist kein Märchenland. Die Nachrichten, die wir über die dortigen Geschehnisse empfangen, verkünden es fast täglich. Auch in Indien, wo der Schleier, der uns das wahre Sein verhüllt, stets dünner und transparenter war als irgendwo sonst auf der Erde, machen der Materialismus und die moderne Technik nun einen wilden Ansturm, um auch dieses Land zu erobern. Auch in Indien wüten Streit und Eigennutz wie bei uns. Aber doch bringen die Berichte, die bis zu uns dringen, nicht immer das Charakteristische der Ereignisse. Man hat zum Beispiel oft von den Leiden der indischen Kastenlosen gelesen, aber es wurde nicht gemeldet, daß zur Feier des achtzigsten Geburtstages Mahatma Gandhis jetzt eben zweitausend Staatsbeamte in der indischen Hauptstadt Delhi die Wohnungen der Straßenkehrer und Latrinenfeger, der einstigen Kastenlosen, gefegt haben, um diese früher Entwürdigten im Sinne des Mahatma zu ehren. Es ist auch nicht allgemein bekannt, daß im heutigen Hindustan ein Kastenloser Justizminister ist und damit betraut ist, die neue indische Verfassung auszuarbeiten. Ein Mohammedaner ist dort Unterrichtsminister, ein indischer Christ ist Finanzminister. Eine Frau, die kürzlich verstorbene und viel betrauerte Dichterin Sarojini Naidu, ist nach Erlangung der indischen Unabhängigkeit zum Gouverneur der «Vereinigten Provinzen» ernannt worden, einer Landschaft, die etwa zehnmal so viel Einwohner hat als das ganze Königreich Schweden. Und ein alter Philosoph, Sarvepalli Radhakrishnan, der sein Leben dem Erkennen des Atman, des unvergänglichen göttlichen Grundes der Welt, gewidmet hat, läßt seine wissenschaftliche Arbeit und sein Heim und seine sechs Kinder im Stich, um ins atheistische Sowjetrußland zu fliegen und in Moskau in der Nachfolge Gandhis den Versuch einer ehrlichen Ver-

söhnung zu machen. Manche Anzeichen deuten darauf hin, daß mitten in aller schmerzlichen Realpolitik der Geist Gandhis in Indien doch noch weiterlebt.

Das Leben Mahatma Gandhis ist uns noch viel zu nahe, als daß wir es recht erfassen könnten; aber seine Gestalt wächst allmählich mächtiger auf. Erst in Zukunft wird man das große Ereignis in der Weltgeschichte erkennen, daß dieser einzelne schwache Mensch, der kein Christ war, den Mut und die Kraft hatte, unter dem immer wieder erneuten wilden Hohngelächter der Welt die Christusworte: «Liebet eure Feinde! Segnet, die euch fluchen!» in die politische Praxis einzuführen. Man wird erst später erahnen, was es bedeutete, daß dieser eine im Zeitalter der Atombombe und brutalen Gewalt, voll unerschütterlichem Vertrauen auf die Kraft der Herzensliebe und Wahrheit, nicht nur sich und seinen engeren Mitarbeitern, sondern letztlich allen Mitgliedern einer riesigen politischen Partei die strengen Forderungen der uralten Yogasutras des Patanjali in tiefem Ernst als Programm auferlegt hat: «Gewaltlosigkeit (ahimsa), Wahrheit (satya), nicht stehlen und niemand übervorteilen, nicht gierig Besitz erraffen, Zügelung des Geschlechtstriebs, Reinheit . . .»

Walther Eidlitz.

Vom andern Amerika

Eine Rede von Henry Wallace

Der frühere Vizepräsident der Vereinigten Staaten, Henry Wallace, Gründer der Progressive Party, hat nach seiner schweren Niederlage in den letzten Präsidentschaftswahlen weder Mut noch Hoffnung verloren. Zwar sucht die Weltpresse ihn totzuschweigen, und dem Europäer mag er wohl aus den Augen entschwunden sein. Aber schreibend, redend, anklagend, aufmunternd, planend ist er rastlos tätig. (Man sagt, daß er gleichzeitig auf seiner Farm in der Nähe von Neuyork erfolgreiche Versuche zur Verbesserung der Hühnerzucht macht.) Keine seelische Marter, wie sie Schmähung und Abtrünnigkeit mit sich bringen, bleibt ihm erspart. Aber der unerschütterliche Glaube an die Wahrheit seiner Sache, und daß ihr letzten Endes der Sieg werde – und daneben der Blick auf seine Geistesvorgänger, die man zu Lebzeiten gekreuzigt und verbrannt hat, die aber heute leben, während ihre Verfolger versunken sind, gibt ihm die Kraft, körperlich und seelisch auszuhalten.

In folgender Rede, die er am 20. Oktober bei einem Treffen seiner Partei in Philadelphia hielt, legt er wesentliche Züge seines Standpunktes nieder.

Alice Herz.

Jedesmal, wenn ich über das Leben und Wirken von Benjamin Franklin und Thomas Jefferson lese oder im Neuen Testament blättere, bin ich ergriffen von der Ähnlichkeit der geistigen Triebkräfte im Kampfe

der ersten Christen und der Gründer unserer amerikanischen Unabhängigkeit sowie unseres heutigen Kampfes um den Weltfrieden und die Lebensrechte des kleinen Mannes.

Die Männer, die die Bibel schrieben, kämpften gegen unglaubliche Widerstände für eine als verwerflich angesehene Lehre in einer Welt, in der nur Macht und Ausbeutung geachtet waren. Wie oft habe ich unsern Freunden von der Linken klarzumachen versucht, welche unschätzbare Hilfe in ihrem Ringen für soziale Gerechtigkeit ihnen die Bibel bietet! Zu leichtfertig und kampflos haben sie diese große geistige Macht den Rückschrittlern überlassen, die sie weidlich zur geistigen Niederhaltung des Volkes mißbrauchten. Wie oft habe ich gesagt, daß Amerika geradewegs in den dritten Weltkrieg treiben wird, wenn sein christliches Gewissen nicht erwacht, solange es noch Zeit ist.

Wir, die wir gegen gewaltige Hemmnisse für die Sache des Fortschritts streiten, finden gleichfalls Trost und Kraft, wenn wir uns in die Zeit unserer Geschichte versetzen, da Thomas Paine, Samuel Adams, Thomas Jefferson und Benjamin Franklin das Recht des Menschen zuerst und das Recht des Königs an die zweite Stelle setzten. Sie alle waren Umstürzler in ihrer Zeit. Eine winzige Minderheit, eine Handvoll Menschen gab sich einer Sache hin, von der sie wußten, daß ihr ewiges Recht die schöpferischen Kräfte des Menschen freimachen würde. In den Augen des Königs von England waren sie Verräter und gemeine Verbrecher. In den Augen der Geschichte waren sie die ersten, die Mut und Weisheit und Fähigkeit besaßen, eine echte politische Demokratie zu schaffen. Heute, wo zugleich mit dieser Demokratie die Grundlagen unserer jüdisch-christlichen Zivilisation bedroht sind, ist es die Pflicht, die großartige Berufung unserer Progressive Party, zusammen mit allen, die an menschliche Bruderschaft und an des Menschen Fähigkeit zum Aufstieg glauben, für ihre Rettung zu arbeiten.

Ich bin kein Marxist, und die Progressive Party ist nicht marxistisch. Wir haben niemals die Diktatur des Proletariats befürwortet. Wir sind uns klar, daß für Amerika ein Einparteien-System nicht paßt, weder eins von rechts noch von links. Ich persönlich huldige der idealistischen Weltanschauung. Trotzdem bin ich in der Hauptsache mit Engels einverstanden, wenn er seinen dialektischen Materialismus wie folgt definiert: alles ist vergänglich; nichts ist beständig als der ununterbrochene Strom des Werdens und Vergehens, des endlosen Aufstiegs vom Niederen zum Höheren.

Was mich von Engels unterscheidet, ist, daß er diesen Werdegang «materialistisch-dialektisch» nennt, während ich in ihm Gottes fortlaufende Schöpfung sehe. Ich sehe sowohl in der Natur als im Zusammenleben der Menschen einen fortlaufenden schöpferischen Prozeß. «Alles fließt», sagte der alte Philosoph Heraklit. Engels erweiterte diese Feststellung dahin, daß sich alles zweckvoll vom Niederen zum Höheren entwickelt.

Religiöse und kommunistische Doktrinäre haben gemeinsam, daß sie unerschütterlich an die Heiligkeit und Unantastbarkeit vergangener Erkenntnisse glauben. Das verschließt ihnen den Blick für neue Erkenntnisse. Kein Anhänger der Progressive Party hält sich an die Vergangenheit gebunden. Wir schöpfen Kraft und Mut, wenn wir in der Bibel und in der Geschichte unseres Landes lesen, daß durch die Jahrtausende Fortschrittler gegen Rückschrittler den ewig gleichen Kampf kämpften. Wir sehen in ihrem Ringen den Fluß des Fortschritts. Er gibt uns Gewißheit, daß wir nicht allein sind. Es ist uns, als ob die Geisteskämpfer der Vergangenheit stützend hinter uns stehen.

Doch das erfordert nicht, daß wir sie mechanisch nachbeten. Der Fortschrittler weiß, daß andere Zeiten andere Wege nötig haben. Dies erkannten Moses und Jesus, Benjamin Franklin und Abraham Lincoln. Sie forderten nicht, daß ihre praktischen Anordnungen für alle Zeiten gültig seien und so zu Ketten für den Menschengeist würden. Und ich bin sicher, daß auch Engels und Lenin dies nicht wollten. Wir Anhänger der Progressive Party hüten uns vor Doktrinarismus in der Politik sowohl wie in der Wissenschaft. Nur Menschen, die den Puls der Zeit zu fühlen verstehen, können die Welt vorwärtsbewegen. Ich zweifle die Weisheit von Leuten an, die sich dauernd auf Marx oder Lenin berufen oder beständig vom Ausland Anweisung erwarten. Wenn wir schon auf die Vergangenheit schauen, laßt es unsere eigene Vergangenheit sein!

Das ist keineswegs Chauvinismus. Jedes Volk hat zuerst aus seinen eigenen Erfahrungen zu lernen. In der Schule lernen wir unsere eigene Revolution, nicht die russische. Unsere Kinder wissen, was Jefferson und Lincoln sagten, nicht, was Marx und Lenin sagten. Wir wissen von Burbank, aber nichts über Michurin. Wir wissen, wie unsere Reformen auf dem Gebiete der Maiszucht den Ertrag unserer Landwirtschaft gehoben haben, aber wir sind nicht im Bilde über den Wert der landwirtschaftlichen Verbesserungen Lysenkos in Rußland.

Wenn wir in Amerika der Menschheit dienen wollen, so muß es auf unsere Weise geschehen. Aber auch da müssen wir uns vor Doktrinarismus hüten und im Auge behalten, daß jeder wahre Fortschrittler ebenso wie jeder echte Christ seine oberste Treuepflicht dem Wohl der ganzen Menschheit schuldet. Wir wissen, daß wir uns vor Enggeistigkeit zu hüten haben, und wir glauben an den Menschen und seine Fähigkeit, einst zu einer Welt des Friedens und des gegenseitigen Dienens zu gelangen.

Wir sind überzeugt, daß weder Kommunisten noch Kapitalisten eine für alle Zeiten gültige Antwort gefunden haben. Solche Antwort gibt es einfach nicht. Unser Leitstern und Ziel sind die Vision vom Weltfrieden des Jesaja und das Gottesreich für diese Erde, wie Jesus es sah.

Doch genügt es nicht, Weissagungen der Vergangenheit zeitgemäß herzurichten. Uns ist die scharf umrissene Aufgabe gestellt, aus dem furchtbar erbitterten Kampf der Gegenwart eine Lösung zu finden, die es

den Vereinigten Staaten und Rußland ermöglicht, zum Segen für die Menschheit zu werden, anstatt zu ihrem Fluch.

Um dieses Ziel erreichen zu können, müssen wir es klar aussprechen, daß die Progressive Party weder mit der Kommunistischen Partei verbunden noch von Kommunisten beherrscht ist. Solche Kommunisten, die etwa wünschen sollten, die Progressive Party zu beherrschen, dienen der Sache des Friedens, den sie herbeisehnen, schlecht. Die große Mehrheit unserer Mitglieder sind keine Kommunisten. Sie wünschen Frieden und Verständigung mit Rußland, doch ihre Beweggründe weichen teilweise von denen der Kommunisten ab. Wir wünschen Frieden und Verständigung mit Rußland auf eine Weise, die alle Völker in einer Weltvereinigung umfaßt, in der Kommunismus und fortschrittlicher Kapitalismus frei im Dienste an der Gesamtheit wetteifern können, nicht aber in ihrer Beherrschung.

Wir glauben an die Möglichkeit, daß ein blutiger Konflikt zwischen dem doktrinären Kapitalismus und dem doktrinären Kommunismus verhindert werden kann. Wir kämpfen gegen die Beherrschung der Welt durch die vier K's, nämlich den Kapitalismus, den Kolonialismus, den Katholizismus und den Kommunismus. Einer von diesen vier K's hat ganz zu verschwinden, nämlich der Kolonialismus. Gegen die andern drei sind wir duldsam, solange sie duldsam sind und nicht nach der Beherrschung der andern streben. Wir betrachten jede Art von Vorherrschaft eines der drei K's als eine Drohung für unsere überlieferten demokratischen Freiheiten und für den Weltfrieden. Zurzeit besteht bei uns eine weit größere Gefahr von seiten des Kapitalismus als des Katholizismus oder Kommunismus.

Uns in den Vereinigten Staaten droht vom Rassismus eine gleich große Gefahr wie von den vier K's. Es ist ein erschreckendes Zeichen, daß von privater Seite kürzlich einer unserer Hochschulen im Süden eine Zuwendung von 50 Millionen Dollar angeboten wurde, wenn sie sich verpflichte, die Überlegenheit der angelsächsischen und lateinamerikanischen Rasse zu lehren und niemanden in ihren Dienst zu stellen, der einer farbigen oder asiatischen Rasse angehört. 50 Millionen Dollar können unter solchen Bedingungen Generationen mit Haß vergiften und angelsächsische Hitlers von besonders bösartigem Charakter ausbrüten*.

Die Progressive Party ist keine Haßpartei, auch keine nur protestierende Partei. Sie ist eine positive Partei, die die schöpferischen Kräfte in der Natur und im Menschen für die ganze Menschheit, für alle Rassen und Bekenntnisse freimachen möchte. Dies wünscht sie durch den Ausbau der «Vereinigten Nationen» zu erreichen. Es ist dem Menschen gegeben, den Strom der Entwicklung in das Bett des Fortschritts zu leiten. Ein Teil unserer Freunde nennt dies «idealistische Lebensauffassung» zur Unterscheidung von der «materialistischen». Wer unter uns religiös eingestellt

* Die betreffende Hochschule hat später diese Zuwendung abgelehnt.

ist, erblickt in diesem Vermögen eine Zusammenarbeit der göttlichen Kräfte mit den menschlichen hier auf dieser Erde.

Wir Anhänger der Progressive Party erblicken in dem Siege des russischen Kommunismus nach dem ersten Weltkrieg und des chinesischen nach dem zweiten Weltkrieg Meilensteine jener ewigen Entwicklung vom Niederen zum Höheren. Ein überlebter Feudalismus mußte Besserem Platz machen. Die bedrückten russischen Muschiks und die chinesischen Bauern hatten durch diesen Wechsel alles zu gewinnen und nichts zu verlieren. Wer in unserem Lande gegen die russische und die chinesische Revolution anrennt, täuscht sich über die Naturkraft dieser Ereignisse, die plötzlich weite Gebiete der Erde gewandelt haben.

Ebensosehr täuschen sich jene Kommunisten, die glauben, daß gleiche Veränderungen auch in den Vereinigten Staaten anwendbar sind. Hütet euch vor diesem Irrtum! Der Monopol-Kapitalismus bei uns ist stark. Seine Propaganda, sein kontrolliertes Presse- und Schulsystem, seine Automobile, Radios, Fernseh-Apparate, Kinos, Waschmaschinen und Nylonstrümpfe genießen die Anhänglichkeit eines großen Teils der Bevölkerung, die nur durch eine lange und schwere Wirtschaftskrise erschüttert werden kann.

Ich persönlich wünsche, daß solche Krise vermieden werde. Ich sehe aber keinen Weg, sie zu vermeiden, solange unsere beiden politischen Parteien, die Demokratische und die Republikanische, sich vom Monopol-Kapitalismus beherrschen lassen und seine bisherige Auslandspolitik weitertreiben. Zur Verhinderung solch furchtbarer Krise schlägt die Progressive Party die Organisation eines echten Wohlfahrtsstaates vor, nicht eines trügerischen, wie ihn die Demokratische Partei vertritt. Wesentlich dafür ist ein durchgreifender Plan zur Vermehrung der Kaufkraft der Arbeitermassen bei gleichzeitiger Steigerung der Gütererzeugung. Es liegt im Wesen des Monopol-Kapitalismus, jede Art von Planwirtschaft durch die Regierung zu verabscheuen. Die Progressive Party fordert sie. Ohne sie kann die drohende Wirtschaftsdepression auf die Dauer nicht abgewendet werden.

Diejenigen Demokraten, die behaupten, daß sie bereits einen Wohlfahrtsstaat geschaffen haben, machen sich blauen Dunst vor. Was sie in Wirklichkeit vollbrachten, war, daß sie ihre verdammungswürdige, auf Furcht und Haß gegründete Auslandspolitik dazu benutzten, die Bundesversammlung zu einer gefährlichen Schuldenwirtschaft zu treiben. Durch die Bewilligung der Mittel für einen gigantischen inländischen und ausländischen Aufrüstungsplan schufen sie ein Narrenparadies trügerischen Geschäftsaufschwungs und Wohlstands. Wenn wir nicht dieser irrsinnigen Politik ein Ende machen und durch systematisches Planen mit größerer Begeisterung für den Frieden arbeiten als jetzt für den «Kalten Krieg», dann kann ich nur sagen: «Nach der Demokratischen Partei die Sintflut!»

Ich hoffe, bald den Tag zu sehen, da kein Anhänger der Progressive

Party seine Stimme Kandidaten geben wird, die für die «Truman-Doktrin» und für Waffenlieferung an Europa einstehen. Die Demokraten haben sich festgerannt. Ein Wechsel ihrer Politik ist nicht mehr möglich. Die Würfel sind gefallen. Es ist nur eine Frage der Zeit, daß sich die demokratische Politik enthüllen wird als das, was sie ist. Alsdann wird sich das Volk zur Progressive Party wenden und erkennen, daß sie in der großen Überlieferung Amerikas, in dem Besten dieser Überlieferung, wurzelt, in den Idealen, die unsere Großen, Jefferson, Jackson, Lincoln, Franklin Roosevelt, uns vorgelebt haben. *Henry A. Wallace.*

Nachtrag zur „Entscheidung"

Die Befürchtung, aus der mein Aufsatz in der letzten Nummer der «Neuen Wege» entsprungen ist, hat sich auf der Tagung der Religiös-sozialen Vereinigung weit schlimmer noch, als ich sie hegte, bestätigt: Die Antragstellerin hat ihren Antrag nicht nur, wie vorausgesagt, auf Lahmlegung eines der beiden religiös-sozialen Organe, sondern unmittelbar auf Spaltung der Schweizerischen religiös-sozialen Bewegung selbst gestellt und damit, soweit menschliche Augen sehen, deren Untergang eingeleitet.

Es ist schwer und traurig, in einer Sache Recht zu behalten, deren Verhütung man mit ganzer Seele erstrebt hat. Vielleicht war aber dieses Schicksal nach dem Tode von Ragaz nicht aufzuhalten, und ich möchte darum nichts mehr darüber sagen. Nur das Eine muß ausdrücklich hinzugefügt werden: Auch wenn der Antrag bei der Abstimmung, die auf der Tagung noch verschoben wurde, ein Mehr erhielte, beträfe dies nur die Schweizerische religiös-soziale Vereinigung, nicht die der andern Länder, geschweige denn die religiös-soziale Bewegung überhaupt; von ihr können wir nur hoffen, daß sie die Beschädigung des Kerns überdauern und aus dem lebendigen Erbe, das sie in sich trägt, weiterwachsen und sich entfalten möge. –

Ich möchte am liebsten auch nichts über die unfaßliche Erwiderung auf meinen Aufsatz im «Aufbau» sagen, in der nicht nur meine, sondern auch Worte von Ragaz wie in einer plötzlichen Geistesverwirrung in ihr Gegenteil verkehrt und herabgewürdigt sind. Ich bin nur darum gezwungen, sie zu erwähnen, weil es solche Methoden in der religiös-sozialen Bewegung bisher noch nicht gegeben hat und ich dadurch, daß ich damit nicht gerechnet und noch an eine gemeinsame Basis von Vertrauen und Anstand geglaubt hatte, ein Mißverständnis heraufbeschworen habe, das mir heute noch einmal zu einem Nachtrag die Feder in die Hand zwingt.

Was ich um der Abwägung von Recht und Gerechtigkeit willen über das Verhältnis des späten Ragaz zum «Aufbau» sagte, war zwar für keinen ernsten Leser der damaligen «Neuen Wege» etwas Neues; Ragaz

selbst hat sich dort mehrmals schmerzlich darüber geäußert. Er hat es damals nicht mit derselben Schroffheit wie ich getan; er hat dies darum nicht tun müssen, weil er die drohende Spaltung seiner Bewegung noch nicht in unmittelbarer Nähe sah und sie noch nicht mit aller Kraft bekämpfen mußte. Ich aber, da ich allein an den Ernst der heutigen Lage und an nichts irgendwie Persönliches dachte (ich gebe zu, daß ich dies zu wenig getan habe), habe um der Wahrheit willen das damalige Verhältnis mit voller Klarheit gekennzeichnet; ich habe aber auch gleichzeitig gesagt, daß Ragaz den «Aufbau» um seiner mutigen Haltung willen bis zuletzt nicht zu schätzen aufgehört hat.

Was ich trotzdem mit der klaren Darstellung der Lage an Feindseligkeit entfesselt hatte, begriff ich allmählich, da gleich am Anfang der Tagung alle, die für die Spaltung waren, sich auf jene wenigen Worte stürzten und kein anderes Wort meines Aufsatzes auch nur erwähnten, der doch bei einer Spur guten Willens zu einer ernsthaften Diskussionsbasis hätte dienen können. Ich hätte dies mir Unbegreifliche gewiß schneller begriffen, wenn ich mich nicht bis dahin geweigert hätte, die Entgegnung auf meinen Aufsatz im «Aufbau» zu lesen, weil ich auch nur das Wenige, das ich davon gehört hatte, nicht mit eigenen Augen sehen wollte. Und da nun alle Freunde des «Aufbaus» diesem Aufsatz zustimmten, mußte ich zu meiner Bestürzung und Betäubung erleben, daß Worte, die sich auf eine Abklärung der Lage zugunsten der «Neuen Wege» bezogen, völlig aus dem Zusammenhang gerissen und zum Ausdruck einer Feindschaft gegen Gerber umgefälscht wurden, daß ich zur Todfeindin eines Mannes gestempelt wurde, dem ich trotz der Verschiedenheit unserer späteren Anschauungen immer ein verehrendes Andenken bewahrt und von dessen tapferer menschlicher Haltung ich selbst mehr als einmal Zeugnis abgelegt habe.

Daß anzugreifen und gar persönlich anzugreifen mir fremd ist, weiß jeder von denen, mit denen ich lange Jahre und, immer noch auf ein menschliches Verstehend hoffend, bis zuletzt mitgearbeitet habe; keiner von ihnen hat je einen Angriff auf einen Menschen von mir erlebt. Ich habe auch dem streitbaren Freund Gerber auf keinen Angriff je mit einem Angriff, sondern immer mit dem Versuch einer sachlichen Auseinandersetzung geantwortet. Und ich sollte nun den Toten angreifen, der mir nicht mehr entgegnen kann und der mir, wie er selbst gut wußte, trotz aller politischen Gegnerschaft immer als Mensch unantastbar geblieben ist?

Es war wohl mein Fehler, daß ich nie begriffen habe, daß eine ehrliche politische Gegnerschaft, zumal wenn sie sich nur auf einen Teil der Gesinnung erstreckt, so durchdringend die menschlichen Beziehungen vergiften kann, und es ist mir dies auch keineswegs mit allen meinen Freunden geschehen. Es war aber wohl dies, was ich so spät noch lernen mußte und in einem Fall, wo es doppelt und vielfach schmerzend war. Denn haben nicht auch viele der mir jetzt feindlich gesinnten Menschen

Gleiches und Ähnliches wie Gerber gewollt und getan? Haben nicht viele von ihnen für Dinge, die mir zutiefst am Herzen lagen und die meine eigene Existenz betrafen, sich mit ganzer Hingabe eingesetzt? War nicht dies das fast unzerreißbare Band, das mich mit ihnen verbunden hat? Bedurfte es nicht einer schweren Beschimpfung, um dies Band für immer zu zerreißen? Und ich muß um der Wahrheit willen auch noch die schwerste Frage stellen: Hätte Gerber heute mir gegenüber anders gehandelt? Ich darf an dieses Eine glauben; denn ich habe Gerber zwar manchmal scharf und auch verletzend, aber nie unvornehm gesehen.

Ich weiß: Gewißheit gibt es in der alles verkehrenden Dämonie des heutigen Geschehens, von dem unser Kampf nur ein winziger Ausschnitt ist, nicht. Aber es gibt trotzdem eine letzte Antwort auf meine Frage: Max Gerber ist aus dem Kreis der Lebenden entrückt, und die Toten sind uns in dieser dunklen Zeit näher als die Lebenden. Die Toten stehen in einem hellen, stillen Licht, während die Lebenden in der Nacht verworrener Kämpfe sinken und sinken. Mein letztes Wort an die einstigen Freunde sei darum ein Bekenntnis zu Max Gerber als zu der klaren, starken und hellen Erscheinung, als die ich ihn im kühnen Kampf gegen einen gemeinsamen, furchtbaren Feind, den damals nur wenige anzugreifen wagten, vor anderthalb Jahrzehnten zum erstenmal gesehen und nie aus meinem Herzen verloren habe. *Margarete Susman.*

Ein erfreuliches Dokument

Aufruf der Schweizer Quäker

Um ihrer pazifistischen Überzeugung treu zu bleiben und ihrer Gegnerschaft gegen jeden Krieg Ausdruck zu geben, hat die diesjährige Jahresversammlung des schweizerischen Zweiges der Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker) dem Bundesrat folgende Resolution eingereicht:

«Die Schweizerische Jahresversammlung der Freunde (Quäker) fühlt sich verpflichtet, ihre Bekümmernis über die Stellungnahme des Bundesrates zur Frage eines Zivildienstes für Militärdienstverweigerer aus Glaubens- und Gewissensgründen wie auch zur Frage des Waffenexportes zum Ausdruck zu bringen.

Menschen, die sich um ihrer religiösen Überzeugung oder ihres Gewissens willen weigern, Militärdienst zu leisten, jedoch bereit sind, statt dessen ihrem Lande auf andere Weise zu dienen, für lange Zeit ins Gefängnis zu stecken, ist unvereinbar mit der Achtung vor der menschlichen Persönlichkeit und mit der Ehrfurcht vor den göttlichen Gesetzen, auf denen das Dasein unseres Volkes beruhen sollte.

Durch die Ausfuhr von Kriegsmaterial nimmt unser Land an den Verbrechen und Grausamkeiten, die mit Kriegen verbunden sind, teil und macht sich daran mitschuldig. Die, welche die Waffen brauchen, und die, welche sie herstellen, tragen die Verantwortung für die Opfer und die Zerstörungen des Krieges gemeinsam.

Die Welt erwartet von unserem Volke etwas anderes – sie erwartet von uns einen Beitrag zur Entfaltung einer menschlichen Zivilisation und zur Verwirklichung von Eintracht und Frieden zwischen den Menschen.»

Auf Grund der Botschaft des Bundesrates vom 12. Juli 1949 über die Revision des Militärstrafgesetzes anerkennt die Religiöse Gesellschaft der Freunde zwar, daß die Behandlung der Militärdienstverweigerer damit ein wenig verbessert werden soll. Aber

sie beklagt aufs tiefste, daß es der Bundesrat wiederum für nötig gehalten hat, sich grundsätzlich gegen einen Zivildienst auszusprechen aus materiellen, organisatorischen und militärischen Gründen, die auf ihrem eigenen Gebiet nicht unanfechtbar sind und die einer sittlichen und religiösen Beurteilung nicht standhalten.

Die Religiöse Gesellschaft der Freunde hofft jedoch, daß sich bei der Behandlung der Botschaft des Bundesrates in den Räten starker Widerstand dagegen erhebt und die Einrichtung eines Zivildienstes für Militärdienstverweigerer verlangt wird.

Vor allem hofft die Religiöse Gesellschaft der Freunde, daß die Kirchen, die sich schon früher für einen Zivildienst ausgesprochen haben, sich weiter dafür einsetzen. Sie dankt allen, die dies tun, und allen Zeitungen und Blättern, die ihre Spalten dafür öffnen.

Sie glaubt fest, daß die geistigen Kräfte, aus denen heraus die Freiheit des Gewissens für ein unbedingtes Recht und die Liebe für stärker als die Waffen erachtet werden, den Sieg behalten und daß auch in unserem Lande eines Tages, wie es schon in vielen andern Ländern geschehen ist, die einzige sittlich mögliche Lösung des Problems der Militärdienstverweigerung aus Glaubens- und Gewissensgründen durch einen Zivildienst verwirklicht werden wird.

Weltrundschau

Das Wettrüsten Unsere Hoffnung, die Aussicht auf ein Atomwettrüsten mit all seinen unheimlichen Gefahren werde die beiden großen Weltmachtgruppen nun doch endlich zu einer Abkehr von dem Wahnwitz einer Friedenssicherung durch immer stärkere Kriegsvorbereitung führen, scheint sich mehr und mehr zu verflüchtigen. Soweit in den vergangenen Wochen wirklich Versuche gemacht wurden, eine solche Ab- und Umkehr anzubahnen, insbesondere an der noch immer andauernden Tagung der Vereinten Nationen in Lake Success, haben sie das gleiche Schicksal erlitten wie die in der letzten Rundschau erwähnten neuen russischen Bemühungen um einen Abrüstungsvertrag: sie sind schon in den ersten Anfängen steckengeblieben. Man ist nun eben im westmächtlichen Lager einfach überzeugt, daß ohne lebensgefährliche Kompromisse keine Verständigung mit der Sowjetunion möglich sei («jedes Zugeständnis an Diktaturen ist Selbstmord», lautet die übliche Formel), und daß, auch *wenn* ein Friedensabkommen zwischen Ost- und Westblock getroffen werden könnte, die Unterschrift der Russen keinen Fünfer wert wäre, da der Kreml ja doch alle Verträge breche, sobald es ihm passe. Die Westalliierten setzen darum – als unausweichliche Folgerung aus dieser Voraussetzung – ihre Politik, durch gesteigerte militärische Rüstungen und Ausbau von Stützpunkten in möglichst großer Nähe der russischen Kerngebiete die Sowjetunion einzuschüchtern, zurückzudrängen und zur Kapitulation zu zwingen[1], unentwegt fort, wäh-

[1] Walter Lippmann begründet diese Politik in seinem Buch «Der kalte Krieg» unter anderem wie folgt: «Die Engländer und Amerikaner konnten natürlich eine ewige Teilung des europäischen Kontinents gemäß der Linie von Jalta nicht annehmen ... Sie wurden sich darüber klar, daß nicht nur Deutschland und Österreich, sondern ganz Westeuropa in die russische Einflußsphäre fallen könnte und von der Sowjetunion beherrscht würde, wenn sich das Sowjetsystem so weit wie bis Mitteldeutschland und Österreich

rend die Russen all das als planmäßige Kriegshetze und Vorbereitung zu einem neuen westlichen Angriff auf die Sowjetunion erklären und ihr möglichstes tun, um für den anscheinend immer näher heranrückenden Zusammenstoß der beiden Blöcke gewappnet zu sein.

Wie weit der auf diese Art in Gang gekommene «kalte Krieg» bereits fortgeschritten ist, mag man am gegenwärtigen Stande der *Rüstungsausgaben* der verschiedenen Staaten ablesen. Die Erhöhung des Aufwands für die Wehrmacht ist (wir folgen hier einer Zusammenstellung von «Extempore») am gewaltigsten in den Vereinigten Staaten von Amerika, die ihre Militärausgaben von 1,13 Milliarden Dollar im Jahr 1938/39 auf jetzt 15,5 Milliarden Dollar gesteigert haben. Großbritannien hat für seine Kriegsrüstung 1938/39 rund 400 Millionen Pfund ausgegeben; jetzt sind es (ohne die Militärausgaben für die Kolonien) 750 Millionen Pfund. Der Rüstungsaufwand Australiens betrug 1938/39 noch 14 Millionen Pfund Sterling; heute sind es etwa 50 Millionen Pfund im Jahr. In der Sowjetunion anderseits stiegen die Militärausgaben von 40,8 Millionen Rubel im Jahr 1939 auf 79 Millionen Rubel im laufenden Jahr. Auch die kleineren Staaten bleiben im Wettlauf nicht zurück: Spanien, Holland, Griechenland, die Türkei, Iran und Ägypten zum Beispiel haben ihren militärischen Aufwand gegenüber der Vorkriegszeit im Durchschnitt mindestens verdoppelt – nicht zu reden von der Schweiz, deren hochgradiges Rüstungsfieber wir zur Genüge kennen.

Was im besonderen die Vereinigten Staaten betrifft, die, wie gesagt, heute dreizehnmal so viel für Kriegsrüstungen ausgeben als noch vor zehn Jahren, so übertreibt Bruce Catton kaum, wenn er in «The Nation» feststellt:

«Wir sind jetzt ein vollmilitarisierter Staat ... Die drei Wehrmachtszweige haben, unterstützt durch Außenstehende, seit dem Kriege beständig einen wütenden Konkurrenzkampf um die Spitzenstellung geführt. Jeder Dienstzweig war bemüht, zu beweisen, daß er Anspruch auf den Vorrang habe. Und das Arge ist, daß diese Konkurrenz (verbunden mit bestimmten kapitalistisch-geschäftlichen Interessen, namentlich auch mit dem Absatzbedürfnis der Rüstungsindustrie! H. K.) unsere äußere und innere Politik weithin beherrscht hat. Sie ist die Quelle nahezu aller Kriegspanikgeschichten der letzten drei Jahre ... Dieser Propagandawettkampf der drei Wehrmachtszweige schloß in jeder Zeile und in jedem Überton die Annahme ein, daß Rußland unser Feind und der Krieg unvermeidlich sei.»

Wie soll das enden? An dieser Kennzeichnung der Lage ist nur zu viel Wahres. Es ist darum nicht nur bedenkliche Selbstgerechtigkeit, sondern auch eine folgenschwere Verkennung des wirklichen Sachverhalts, wenn der britische UNO-Dele-

nach Westen ausdehnte ... Deshalb kamen die Engländer und Amerikaner mit den besten Gründen und den besten Motiven (!) zu dem Schluß, daß sie einen diplomatischen Feldzug einleiten müßten, um Rußland von einer Ausdehnung seiner Sphäre abzuhalten, *um die Befestigung dieser Sphäre zu verhindern und Rußland zu zwingen, sie zu verengern.*» Also gar nicht bloß defensives, sondern auch sehr offensives Vorgehen gegen die Sowjetunion!

gierte MacNeill unlängst die Sowjetunion warnen zu müssen glaubte, daß die Zeit für eine Verständigung ablaufe, wenn sie ihren «Sabotagefeldzug gegen den Frieden» nicht schleunigst einstelle und nicht ebenso stark abrüste, wie dies England getan habe. (Siehe dazu die oben angeführten Zahlen über die Entwicklung der Militärausgaben der beiden Länder!) Und es ist eigentliche Bösartigkeit, wenn in einem Artikel, der Ende November in verschiedenen sozialdemokratischen Blättern der Schweiz erschienen ist, behauptet wurde, der Glaube an das «Dogma von der Unvermeidlichkeit einer gewaltmäßigen Auseinandersetzung» zwischen der kommunistischen und der nichtkommunistischen Welt habe die Leiter der Sowjetunion dazu geführt, ihrer Außenpolitik «Welteroberung und Weltherrschaft» als oberstes Ziel zu setzen. Denn wenn die russische Staatsführung tatsächlich an dieses Dogma glauben sollte, so nicht, weil sie selbst Angriffs- und Eroberungsabsichten hätte, sondern weil sie fürchtet, die im Kapitalismus tätigen Kräfte könnten früher oder später eine endgültige gewaltmäßige Auseinandersetzung mit der Sowjetwelt auslösen, und weil sie *weiß*, daß die Sowjetunion schon immer, seit sie besteht, das Ziel einer planmäßigen Angriffspolitik der kapitalistischen Welt gewesen ist. Was aber die Politik der «Welteroberung und Weltherrschaft» betrifft, so ist es der Fluch der bösen Tat von Hiroshima und Nagasaki, daß man in den Vereinigten Staaten in der krankhaften Angst lebt, dem eigenen Land könnte einmal das gleiche Schicksal beschieden sein, das die amerikanische Luftwaffe den beiden japanischen Städten bereitet hat. Der amerikanische Wehrmachtsminister Johnson ermahnte kürzlich die amerikanischen Industriellen, ihren Vorsprung auf allen kriegswichtigen Gebieten doch ja zu wahren, *«da sich ein zweites Pearl Harbour schon morgen ereignen könne*, möglicherweise durch einen Angriff aus der Luft um vier Uhr morgens, wenn die ganze Bevölkerung schlafe». Gegen solche Hysterie ist natürlich mit Vernunft nicht mehr beizukommen! Und das führt dann, wie Professor Blackett richtig darlegt[2], ganz logischerweise zu der Forderung einer «wirksamen amerikanischen Beherrschung aller anderen Nationen»:

«Der Versuch, eine solche Welthegemonie zu erreichen, heißt, daß Amerika Schritte unternimmt, die möglicherweise zu einem dritten Weltkrieg führen ... Bei der derzeitigen Weltlage kann nur die Weltherrschaft einer bestimmten Großmacht oder Mächtegruppe eine *absolute* Sicherheit vor weiteren Hiroshimas bieten. Und selbst diese Konstellation gewährt dies nur mit Einschränkung und auf kurze Frist. Denn auf die Dauer könnte die Weltherrschaft einer Nation, selbst wenn sie mit allgemeiner Zustimmung begonnen hätte, nur mit Gewalt aufrechterhalten werden. Es scheint deshalb sicher zu sein, daß jedes Kontrollsystem für Atomenergie, das ein zu hohes Maß an Sicherung vor Atombomben anstrebt, infolge der internationalen Spannung, die es einleitet, die Gefahr eher vergrößert als verringert. Bis zum heutigen Tag haben die amerikanischen Kontrollpläne, die von England und den meisten westlichen Nationen stark unterstützt wurden, zweifellos zu einer Verschlechterung der Beziehungen zwischen Rußland und der Welt geführt.»

---

2 P. M. S. Blackett, «Angst, Krieg und die Atombombe» (deutsche Ausgabe, Steinberg-Verlag, Zürich), Seite 194.

Eine Besserung dieser Beziehungen setzt — neben anderem — die nüchterne Erkenntnis voraus, daß weder die Sowjetunion noch Amerika die Weltherrschaft erobern könnte, selbst wenn sie es wollten, daß aber auch beide Länder verwundbar genug bleiben, um selbst bei höchster Steigerung ihrer Abwehrbereitschaft jede irgendwie angemessene militärische Sicherheit als unerreichbares Phantasieziel erscheinen zu lassen. Und dann taucht eben immer wieder auch die Frage auf, ob die Völker die Bürde ihrer Kriegsrüstungen auf die Länge überhaupt tragen können. Wir unserseits zweifeln und sind geneigt, dem «New Statesman» zuzustimmen, wenn er meint,

«daß die Amerikaner wie die Russen außerstande sind, die Rüstungsausgaben in einem Umfang aufzubringen, der auch die Verteidigung ihrer Verbündeten einschließt. Die Kosten eines Krieges sind so prohibitiv geworden, daß kein Staat die militärischen Verpflichtungen erfüllen kann, die seine gegenwärtige Außenpolitik mit sich bringt. Mit andern Worten: Der Ost-West-Konflikt beginnt sich jetzt selbst ad absurdum zu führen. Das gibt mindestens einige Hoffnung, daß die Menschheit weiterleben wird. Die Amerikaner, die im Grund ihres Herzens die Russen für verständig genug hielten, um die Baruch-Vorschläge für die Atomkontrolle unter den Tisch zu wischen, fangen an sich klarzumachen, daß sie selbst die Abrüstung so bitter nötig haben wie der Kreml. Truman weiß, daß Westeuropa zusammenbricht, wenn die Marshall-Hilfe, oder was sie ersetzen mag, nicht über 1952 hinaus fortgesetzt wird. Er weiß auch, daß der Westbund nicht aufrüsten kann, es sei denn auf Grund eines riesenhaften Leih- und Pachtprogramms.»

Und ein solches Programm durchzuhalten, wird in der Tat schon mit Rücksicht auf die wachsenden eigenen Finanzbedürfnisse der Vereinigten Staaten (Sozialreform, Wohnbauförderung, Ausbau der Wasserkräfte, Bodenverbesserungen großen Stils, Landwirtschaftshilfe usw.) seine großen Schwierigkeiten haben. Darf man also hoffen, der gegenwärtige Rüstungswettlauf werde doch nicht in einem neuen Weltkrieg enden (dessen Auslösung durch die Unmöglichkeit, die Rüstungslasten unbegrenzt lang zu tragen, befördert würde), sondern zu einer Welt*abrüstung* führen, die den Anfang zum Ende aller Kriege bilden könnte?

Der deutsche Bundesgenosse Ich meinerseits höre nicht auf, zu hoffen, wider allen Augenschein, der freilich wenig ermutigend ist. Da ist zunächst die böse Frucht der Pariser Außenministerkonferenz, das sogenannte *Petersberger Abkommen* zwischen den Westmächten und der westdeutschen Bundesregierung. Es sieht bekanntlich vor, daß Westdeutschland schrittweise zum gleichberechtigten Verbündeten der Westmächte werden und diesen dafür alle Sicherheitsgarantien geben soll, die sie von ihm verlangen könnten. Westdeutschland hat in diesem Sinne bereits dem bisher von ihm abgelehnten Ruhrstatut zugestimmt, während die Alliierten den Fortgang der Industriedemontierungen aufgehalten und dem Bau großer deutscher Überseedampfer zugestimmt haben, so wie sie wahrscheinlich auch die Erhöhung der deutschen Stahlproduktion von jetzt 11,5 auf 15

oder 16 Millionen Tonnen im Jahr erlauben werden. Das ist selbstverständlich ein außerordentlicher Erfolg Westdeutschlands, der noch vor einem halben Jahr kaum denkbar gewesen wäre, und der auch jetzt nur möglich wurde, weil sich inzwischen diejenige Richtung innerhalb der amerikanischen Regierung durchzusetzen vermocht hat, die allen britischen und französischen Widerständen zum Trotz entschlossen ist, Westdeutschland mit wesentlicher Mithilfe amerikanischen Kapitals dem «freien Unternehmertum» zurückzugewinnen, es auf dieser Grundlage als wirtschaftliche und politische Großmacht wieder aufzurichten und die Europapolitik des Westblocks auf die gleichen Kräfte zu stützen, die zwar zweimal einen Weltkrieg entfesselt haben (nebenbei: zum größten Vorteil der Vereinigten Staaten, die dadurch wirtschaftlich wie politisch zur ersten Weltmacht aufgestiegen sind), aber eben auch immer die zuverlässigsten Hilfstruppen im Kampf gegen Sozialismus und Kommunismus gewesen sind.

Diese glänzende Rehabilitierung durfte den Westdeutschen schon ein paar vorläufige Opfer an Nationalstolz wert sein. Die Parteien der Rechten und die hinter ihnen stehenden konservativ-kapitalistischen Kräfte empfanden denn auch kaum wesentliche Hemmungen, als sie der erfolgreichen Außenpolitik ihres (zugegeben ein wenig autoritär vorgehenden) Regierungschefs zustimmten, während die Sozialdemokraten (mit den Worten Dr. Schumachers) fanden, «in keiner Demokratie der Welt übe die Schwerindustrie auf die Politik der Regierung einen so entscheidenden Einfluß aus wie in Deutschland», wo «die imperialistischen und kapitalistischen Mächte, welche die Weimarer Republik zerstört haben, von neuem in den Kulissen der Politik erscheinen», ja sogar in einer ersten, inzwischen sehr gedämpften Aufwallung Herrn Adenauer als den «Kanzler des Auslands» – eines ganz bestimmten Auslands – bezeichneten, der er tatsächlich auch ist.

Etwelches Magendrücken bereitet das Petersberger Abkommen auch in *England*, wo man von einem Wiedererstarken der ruinösen Konkurrenz der kapitalistischen Industrie Westdeutschlands geradezu eine wirtschaftliche Krise befürchtet, und namentlich in *Frankreich*, das einem nach amerikanischen Plänen «geeinigten» Westeuropa, in dem Deutschland wirtschaftlich und politisch das Übergewicht bekommen müßte, nur mit Unbehagen entgegensehen kann. Die französische Nationalversammlung knüpfte denn auch an ihre Zustimmung zu dem Abkommen eine Anzahl Vorbehalte, besonders in bezug auf die dauernde Entwaffnung Deutschlands und die Beaufsichtigung seiner industriellen Produktion. Aber die Vermutung liegt nahe, daß sie sich und das Volk damit nur künstlich beruhigen (sagen wir besser: betrügen) wollte, muß es doch auch ihr völlig klar sein, daß bei einer Weiterführung der amerikanischen Europapolitik die *militärische Wiederaufrüstung Westdeutschlands* auf die Länge so wenig zu verhindern sein wird wie die Wiederherstellung seiner wirtschaftlichen Kampfkraft. So einflußreiche Persönlichkeiten wie General

Clay, der frühere amerikanische Militärgouverneur in Westdeutschland, wie Senator Thomas, der Präsident des Wehrausschusses des amerikanischen Senats, ja auch Feldmarschall Montgomery, der Chef der Militärorganisation des Westbundes, setzen sich darum, unterstützt von angesehenen englischen Zeitungen konservativer und liberaler Richtung (übrigens auch von der «Neuen Zürcher Zeitung», die ebenso warm die Wiederaufnahme Franco-Spaniens in den Kreis der «freien Nationen» befürwortet), bereits ganz offen für die Schaffung einer westdeutschen Wehrmacht ein, in der Meinung, daß man es den Westdeutschen schon zumuten könne, zusammen mit den Atlantikmächten ihr eigenes Land, eingeschlossen die Ruhr, gegen einen russischen Angriff militärisch zu verteidigen. Daß man sich in Westdeutschland selbst gegenüber diesen Offerten vorderhand betont zurückhaltend gibt, ist bloße Taktik; das Zieren wird sofort aufhören, wenn erst Westdeutschland, der alliierten Besatzungsarmeen ledig, von einem minderberechtigten Vasallen zum regelrechten Verbündeten der Westmächte aufgerückt sein wird, dem eine entscheidende Rolle im «Kampf der abendländischen Zivilisation gegen östliche Barbarei» zugedacht ist.

Und dieser erhabene Zweck der deutschen Wiederaufrüstung wird schließlich auch den noch etwas widerspenstigen Franzosen die «Abkehr von einer Vorstellungswelt, die auf viele Jahrzehnte zurückgeht und tief in ihrem Bewußtsein verankert ist» («Neue Zürcher Zeitung»), wesentlich erleichtern, schrieb doch ein konservatives Pariser Blatt kürzlich durchaus bezeichnenderweise: «Der deutsch-französische Streit ist ein bloßer Dörflerstreit um eine Feuerspritze im Vergleich zu den umfassenderen Fragen, die sich heute in der Welt stellen.» Diese «umfassenderen Fragen» haben in Frankreich die Interessenten der herrschenden Ordnung — nicht zuletzt die römische Kirche — schon längst ins Auge gefaßt und ihrer Lösung entgegenzuführen versucht, indem sie mit zäher Folgerichtigkeit eine vorerst einmal wirtschaftlich-kapitalistisch begründete «Heilige Allianz» mit den gleichgerichteten Kräften Westdeutschlands erstreben, auch wenn dabei die ehemaligen Stützen des Hitlerregimes die Führung bekommen sollten. Kollaboration in neuer Auflage und in offiziellem Großformat! Pétain, Laval und die anderen Träger der Vichypolitik schicken sich tatsächlich an, glänzende Revanche zu nehmen — unter dem Protektorat der amerikanischen «Befreier» von Anno dazumal und mit dem Segen eines Churchill, der in den Jahren vor dem zweiten Weltkrieg so hellsichtig vorausgesagt hat, wo die westmächtliche Begünstigung der Wiederaufrichtung des alten Deutschland und sein Einsatz in den Kampf gegen die Sowjetunion schließlich enden müsse. Wahrlich, die Geschichte gefällt sich manchmal darin, Grotesken aufzuführen, wie der größte Satiriker sie nicht beißender ersinnen könnte!

Versteifung im Osten Die Gegenwirkung des *Ostblocks* auf all diese Vorgänge entfaltet sich ebenso unmißverständlich wie folgerichtig. Von der demonstrativen Abordnung des Sowjetmarschalls Rokossowsky nach Polen zur Vorbereitung des militärischen Widerstandes gegen jeden Versuch einer Zurückschiebung der Grenzen der Sowjetzone (man lese dazu nochmals die oben angeführte Stelle aus dem Buche von Walter Lippmann!) war schon im Novemberheft die Rede. Die dort gegebene Deutung dieser Gebärde wird jetzt bestätigt durch eine öffentliche Äußerung, die Rokossowsky jüngst in Warschau getan hat. «Die polnisch-russische Zusammenarbeit», so sagte er gewiß mit bewußter Absicht, «garantiert Polen die Oder-Neiße-Grenze und stellt eine Abwehr gegen die anglo-amerikanischen Imperialisten sowie gegen die deutschen Revisionisten dar.» Hand in Hand damit geht eine schärfere Absperrung Polens und anderer Länder des Ostblocks gegen ausländische Beobachter (auf seiten der Westmächte hat man sich in letzter Zeit wiederholt ganz offen des «hervorragenden Nachrichtendienstes» gerühmt, den man im Sowjetraum aufgebaut habe) sowie die *wirtschaftliche* Befestigung der Oststaaten, die offenbar gute Fortschritte macht. Das bestätigt neuerdings in bemerkenswerter Weise der in Amerika sehr geschätzte Auslandsberichterstatter und Radiokommentator Howard K. Smith, der – selbst ein entschiedener Gegner des Kommunismus – in seinem Buch «Der Zustand Europas» feststellt, daß die osteuropäischen Länder, trotz ihren unerhörten Kriegsschäden, die Vorkriegsproduktion früher als Westeuropa und ohne die Marshall-Plan-Milliarden überholt hätten. Polen und Bulgarien, so lesen wir in einer Besprechung des Buches in der «New York Herald-Tribune», stehen nach Smith

«in der Produktionssteigerung seit dem Krieg an der Spitze aller Länder der Welt. Er beschönigt die üblen Wirkungen des Kommunismus in diesen Ländern nicht. Seine Darstellung des Umsturzes in der Tschechoslowakei treibt dem Leser Tränen in die Augen. Aber er kommt dennoch zu dem Schluß, daß trotz der kommunistischen Unterdrückung die Masse des Volkes in den Satellitenstaaten – ausgenommen die Tschechoslowakei – sozial und wirtschaftlich viel gewonnen hat und im ganzen ihren Regierungen tätige Unterstützung leiht. Da diese Völker unter den Rechtsregierungen der Vorkriegszeit niemals die Demokratie kennenlernten, empfinden sie ihr Fehlen auch jetzt nicht so sehr. Das ist ein Umstand, den wir in unserem Lande gern übersehen. Vielleicht die bittersten Seiten in diesem Buche sind diejenigen, in denen der Verfasser unsere vollendete Gleichgültigkeit gegenüber den Morden und andern Verbrechen der reaktionären Vorkriegstyrannen im Osten dem Interesse gegenüberstellt, das wir solchen Verbrechen entgegenbringen, wenn sie von Linkstyrannen begangen werden ... Auf jeden Fall glaubt Smith, daß Osteuropa trotz seinen kommunistischen Regierungen einer gedeihlichen Zukunft entgegengeht, und daß der wirtschaftlichen Wiederaufrichtung Westeuropas gedient wäre, wenn es in engere Handelsbeziehungen mit seinen natürlichen Kunden gegen Osten hin träte. Sonst bleibt Westeuropa auf amerikanische Unterstützung angewiesen, oder es wird untergehen.»

Daß auch der häßliche Feldzug des Kominform gegen *Jugoslawien* als Bestandteil der Bemühungen um eine Straffung und Festigung des Ostblocks gewertet werden muß, ist hier schon wiederholt ausgesprochen

worden. Ich will darauf heute nicht zurückkommen, kann es mir indessen nicht versagen, auf eine Untersuchung der Hintergründe des in den gleichen Zusammenhang einzureihenden *Rajkprozesses* hinzuweisen, die – als Vorabdruck aus einem demnächst erscheinenden Buch – aus der Feder von François Fejtoe im Novemberheft von «Esprit» erschienen ist. Fejtoe, der bis vor wenigen Monaten Presseattaché der ungarischen Gesandtschaft in Paris und mit Rajk fast von Jugend auf eng befreundet war, zeigt hier Schritt für Schritt und in einer für mich vollständig überzeugenden Weise, daß die Selbstbezichtigung Rajks durch und durch unglaubwürdig ist, die gegen ihn erhobene Anklage, die sich ja auf kein anderes Beweismittel als Rajks «Geständnisse» stützen kann, also ein schändliches Lügenwerk war, einzig dazu bestimmt, gewisse Ansätze zu einem ungarischen «Titoismus» zu ersticken und die Opposition Titos selbst gegen die Gleichschaltungspolitik Moskaus zu diffamieren. Daß sich Rajk zu diesem traurigen Spiel hergab und sich in derart hemmungsloser Weise selbst beschmutzte, erklärt Fejtoe aus der wohlbekannten Denkart des geschulten Kommunisten, der zuletzt jedes von der Partei geforderte Opfer bringt, besonders wenn er, wie Rajk, als Vertreter einer wenn auch noch so zahmen Oppositionsgruppe ein gewisses persönliches Schuldgefühl hat.

Daß Rajk die ihm *zugeschriebenen* Verbrechen nicht begangen hat und meistens überhaupt nicht begehen *konnte*, weist Fejtoe jedenfalls so schlagend nach, daß nur der ins einzelne gehende Gegenbeweis seine Darstellung entkräften könnte. Mit bloßen allgemeinen Bestreitungen und vollends mit Beschimpfungen – «trotzkistischer Schurke», «Handlanger der Reaktion», und wie all die Totschlagworte des kommunistischen Jargons lauten – ist Fejtoe sicher nicht zu erledigen und erst recht nicht der «Esprit», dessen senkrecht sozialistische Haltung und saubere Gegnerschaft zum landläufigen Antikommunismus ebenso bekannt sind wie seine Anständigkeit und Wahrheitsliebe. Veröffentlichungen wie die von Fejtoe tragen deshalb in weiterer Sicht auch nicht dazu bei, daß die Ablehnung der *Lüge* des Kommunismus zur Bekämpfung seiner großen *Wahrheit*, seiner *revolutionären* Wahrheit, mißbraucht wird, wie dies die übliche Methode ist. Von solcher Seite ausgehend und von solchen Beweggründen geleitet, wie dies hier der Fall ist, helfen sie vielmehr mit, die soziale Revolution unserer Zeit von Praktiken zu reinigen, die sie nur entwürdigen können und auch materiell heillos schädigen müssen, bieten sie doch der Gegenrevolution erwünschte Gelegenheit (und das ist ja ganz allgemein die Funktion des Antikommunismus), durch Erregung kommunistenfeindlicher Haßgefühle die Völker immer wieder von der *wirklichen* Weltgefahr abzulenken und die herrschende Ordnung in einem Strahlenglanz zu zeigen, der ihr ganz und gar nicht zukommt. Dieses sich nun dauernd wiederholende Manöver zu durchkreuzen, müssen sich all diejenigen Nichtkommunisten angelegen sein lassen,

denen es mit der Überwindung des kapitalistischen Systems entschlossener Ernst ist.

Kolonialismus – Imperialismus Aber was soll man von dem Schaden reden, den die Kommunisten durch *falsche* Revolutionsmethoden ihrer eigenen Sache zufügen, wenn die Vertreter und Nutznießer der herrschenden Ordnungen durch *echt* reaktionäre Methoden dem Kommunismus immer aufs neue reichlichste Nahrung geben und seine Existenz in den Augen unzähliger Menschen moralisch rechtfertigen? Ich denke dabei namentlich an die Aufrechterhaltung der Kolonialherrschaft der weißen Rasse, an die Stützung des mit einem primitiven und rohen Kapitalismus verbundenen Feudalismus eingeborener Oberklassen in Asien, Afrika und Lateinamerika sowie an den ganzen ausbeuterischen Imperialismus, der sich von Europa und Nordamerika aus über die Erde ausgebreitet hat. Denn so starke Einbrüche auch unter dem Druck politischer Notwendigkeiten in dieses System schon geschehen sind, so widerwillig, zögernd und hinterhältig ziehen sich die «Herrenvölker» (auch diejenigen, die zu Hause in Demokratie machen) doch aus ihren bisherigen Untertanenländern zurück – *wenn* sie sich überhaupt zurückziehen. Man sieht das neuerdings wieder an dem Beschluß der UNO-Versammlung über das langumstrittene Schicksal der früheren *italienischen Kolonien:* Während die Zukunft Erythräas unentschieden bleibt, wird Somaliland in Form einer Treuhänderschaft für zehn Jahre wieder Italien ausgeliefert und Libyen (also die Cyrenaika, Tripolitanien und Fezzan) von 1952 an als loser, nur dem Namen nach unabhängiger Staatenbund tatsächlich unter der Vormundschaft Englands, Frankreichs und Italiens stehen, die dort wichtige militärische und wirtschaftliche Interessen zu haben erklären. Man sieht den Ernst des westlichen «Antikolonialismus» auch an der Fortdauer der französischen Herrschaft über *Nordafrika, Madagaskar, Indochina usw.*, wo nur die brutalste Gewaltanwendung die Unabhängigkeitsbewegung der Eingeborenen noch eine Zeitlang niederzuhalten vermag. Man sieht ihn an der Art und Weise, wie Großbritannien den jüngsten blutigen Unruhen in *Nigeria* begegnet, das jetzt wohl die wertvollste aller englischen Kolonien ist und wo die landwirtschaftliche Bevölkerung, immer der Hungergrenze nahe, in äußerster Dürftigkeit lebt, wo die Arbeiter in den Kohlen- und Zinnbergwerken jämmerlich ausgeplündert werden und Zwangsarbeit der Männer eine ebenso «normale» Erscheinung ist wie Frauen- und Kinderarbeit in Handel und Industrie.[3]. Man sieht ihn am Werk in *Südafrika*, das zwar keine britische Kolonie mehr ist, dafür aber die kolonialen Beherrschungsmethoden in eigener Regie nur um so rücksichtsloser anwendet und von einem eigentlich

[3] Vgl. George Padmore, «Afrika unter dem Joch der Weißen» (Rotapfel-Verlag, Zürich).

faschistischen Regime nicht mehr weit entfernt ist. Und man sieht ihn – von allem andern zu schweigen – tätig in *Malaya*, wo jetzt eine ganze Kolonialarmee dafür sorgen muß, daß dieses gummi- und mineralreiche Land, das kostbarste Dollars einbringt, seinen Tribut auch recht prompt und ausgiebig nach London abliefert.

Inwieweit imperialistische Interessen und die Absicht, der Ausbreitung des Kommunismus zu wehren, die Holländer zu ihrem Einlenken in der *indonesischen* Frage vermocht haben, bleibt noch zu klären. Sicher ist, daß sich der westlich-amerikanische Imperialismus auch in *China* durchaus noch nicht geschlagen gibt und die Westmächte noch immer keine Miene machen, durch eine großzügige Verständigung mit der kommunistischen Volksregierung ihre ganze Ostasienpolitik auf eine neue, gesündere Grundlage zu stellen, dies, obschon die «nationale» Regierung nurmehr ein mitleiderregendes Schattendasein fristet und sich vor den unaufhaltsam nachdrängenden roten Armeen von einem Schlupfwinkel in den andern verkriechen muß. Daß der gleiche verblendete Kurs auch in Vorderasien weitergesteuert wird, zeigt der jüngste Staatsbesuch des Schahs von *Persien* in Washington an, bei dem eine Verstärkung der militärischen Hilfe der Vereinigten Staaten an diesen ihren Vasallen vereinbart wurde, anscheinend im Rahmen des allgemeinen Waffenlieferungsprogramms, das schon früher für Iran, und dazu für Südkorea und die Philippinen, in Kraft gesetzt worden ist.

Der soziale Kampf Während so in Asien und Afrika die Auseinandersetzung zwischen alter und neuer Gesellschaft als Kampf zwischen Revolution und Gegenrevolution in großem Stile vor sich geht, nimmt sie in Westeuropa und Amerika als mehr oder weniger in hergebrachten Formen verlaufender sozialer Kampf, insbesondere als Klassenkampf zwischen Arbeiterschaft und Unternehmertum, wesentlich bescheidenere Maße und weniger dramatischen Charakter an. Bei allen sozialistischen und kommunistischen Einflüssen, die darin wirken, ist er im ganzen doch bei weitem nicht so revolutionär ausgerichtet wie dort, ist viel mehr Ausdruck einer dumpfen Auflehnung gegen eine unerträglich gewordene Notlage breiter proletarischer und proletarisierter Massen als eine bewußt die Umwälzung der kapitalistischen Ordnung erstrebende Bewegung. Das gilt natürlich in erster Linie von den *Vereinigten Staaten* und den beiden großen Streiks, die dort in der Berichtszeit beendigt worden sind: dem ergebnislos abgebrochenen Bergarbeiterstreik, der inzwischen von dem ganz diktatorisch schaltenden Verbandspräsidenten John Lewis neu befohlen, aber sogleich wieder abgeblasen worden ist, und dem Streik in der Stahlindustrie, der mit einem prächtigen Erfolg der Arbeiter geendet hat, haben doch die Unternehmer jetzt eingewilligt, allen Arbeitern und Angestellten mit mindestens 25 Dienstjahren bei Erreichung des 65. Lebens-

jahres beitragsfreie Pensionen von 100 Dollar im Monat (etwa 200 Franken nach der tatsächlichen Kaufkraft des Geldes) auszurichten. Außerdem werden Unternehmer und Arbeiter je Stundenlohn 2,5 Cents mehr einzahlen, um damit die Finanzierung einer Sozialversicherung zu ermöglichen. Wie bitter nötig solche Fürsorgeeinrichtungen sind, geht aus dem unlängst veröffentlichten Befund eines parlamentarischen Ausschusses hervor, der feststellt, daß von den etwa 35 Millionen amerikanischer Familien im Jahr 1948 nicht weniger als 8 Millionen Familien und alleinstehende Personen ein Jahreseinkommen von unter 1000 Dollar (also etwa 2000 Franken nach dem inneren Geldwert) hatten, daß ein weiterer Drittel aller Familien und Alleinstehenden weniger als 2000 Dollar im Jahr verdienten und außerdem etwas über 9 Millionen Familien und anhanglose Einzelpersonen nur auf 2000 bis 3000 Dollar im Jahr kamen. Wieviel Not, ja Elend verbirgt sich hinter diesen Zahlen! Und welcher Hohn auf alle Demokratie ist die Tatsache, daß diesen armen und ärmsten Schichten des amerikanischen Volkes, mit einem ordentlich breiten Mittelstand dazwischen, eine schmale Oberschicht gegenübersteht, deren Jahreseinkommen von 10 000 Dollar pro Familie aufwärts in die Hunderttausende und Millionen hineingeht, und die außer der wirtschaftlichen auch die politische Herrschaft über die Vereinigten Staaten, ja über die halbe Welt in ihren Händen hält!

Wenn es aber mit der gesellschaftlichen Unterschicht schon im reichen Amerika so aussieht, wie muß es da erst im verarmten Europa stehen! In *Belgien*, dem vielgerühmten Musterlande des wirtschaftlichen Liberalismus, zählte man gegen Ende November tatsächlich bereits wieder über 200 000 Arbeitslose, mehr als jemals seit Kriegsende. In *Frankreich* haben mit dem Generalstreik vom 25. November die erwarteten sozialen Kämpfe (siehe unsere November-Rundschau) einen Anfang genommen, der den Herrschenden hoffentlich als Warnung dient. Auch *Italien* ist in unausgesetzter sozialer Gärung; *ein* Streik – bei den Landarbeitern, bei den Pöstlern, bei den Angestellten der (privaten) Telephongesellschaften usw. – löst den andern ab, und in Süditalien (Kalabrien und Sizilien), dem klassischen Lande der schmarotzenden Großgrundbesitzer, haben die verhungernden Kleinpächter und Landarbeiter an verschiedenen Orten aufs neue zur Selbsthilfe gegriffen, indem sie unbebauten Boden an sich nahmen, so daß sich die Regierung wieder einmal zur Ankündigung einer kleinen Landverteilung veranlaßt sah. Auch wenn diese Reform wirklich durchgeführt werden sollte, wäre sie angesichts der himmelschreienden Ungerechtigkeit der Bodenbesitzverhältnisse nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Im Bezirk Crotone zum Beispiel, in Kalabrien, besitzen 47 Großeigentümer 51 Prozent des gesamten landwirtschaftlichen Bodens. Weitere 126, meistens reiche Kaufleute und Industrielle, die sich ein «Bauerngut» leisten können, besitzen 27 Prozent, und in die restlichen 22 Prozent Boden teilen sich 10 306 Zwergbauernfamilien. Gegen diese Verhältnisse wird nie etwas Durchgreifendes unternommen

werden, solange das gegenwärtige Regime besteht; wenn aber die armen Teufel von Caffoni schnell vor dem Winter noch ein paar Fetzen brachliegenden Landes ansäen, um im nächsten Sommer etwas zu essen zu haben, entrüstet man sich über solch abscheulichen Kommunismus und schickt Polizeikräfte aus, die, wie in Fragalà bei Melissa, ohne weiteres in friedlich arbeitende, unbewaffnete Bauerngruppen hineinschießen und, Tod und Verwundung anrichtend, die «Ordnung» wiederherstellen. *Diese* Ordnung wird einmal gründlich umgestürzt werden – und nicht nur in Süditalien! Und dann mag man gegen den «Nihilismus» und die Unmenschlichkeit der Kommunisten wieder die moralischen Kräfte der «demokratischen» Welt mobilisieren ... Von der bedenklichen Lage der lohnarbeitenden Bevölkerung in *Westdeutschland* haben wir bereits das letzte Mal gesprochen; es ist damit seither nicht besser geworden. Kurz, alle Rückkehr zur «freien Marktwirtschaft», die das Leben des Volkes den brutalen «Gesetzen» des Profitstrebens und der Konkurrenz ausliefert, aber auch alle Marshall-Hilfe-Milliarden sind nicht imstande, der Not der Menschen zu wehren und das drohende Grollen der rebellierenden Massen in den vom Krieg zerrütteten Staaten des europäischen Festlandes zu beschwichtigen.

Wenn *England* einen erfreulicheren Anblick bietet, so darum, weil es dort, dank dem Labourregime, dem arbeitenden Volk wesentlich und sichtbar besser geht als je zuvor seit der industriellen Revolution, und weil die Gewerkschaften entschlossen sind, durch Verzicht auf Lohnforderungen den harten Kampf der Regierung um Produktionsverbilligung und Ausfuhrsteigerung nach Kräften zu unterstützen. Dies in der Hoffnung freilich, die Lebenskosten würden so ziemlich stabil gehalten werden können, und die Unternehmer würden ihrerseits auf eine allzu herausfordernde Steigerung der *Gewinne* verzichten ...

Alte Schlagworte? Überblickt man so den Zustand der Welt und die Lage der Völker, so greift man sich immer wieder an den Kopf, wenn man in rechtssozialdemokratischen und nun auch in religiös-sozialen Kreisen sagen hört, mit den «alten Schlagworten von *Sozialismus* und *Kapitalismus*» müsse man nun endlich einmal abfahren; man müsse diese «zeitbedingten Begriffe» mit neuem, aktuellem Inhalt erfüllen, um ihre Wahrheit wieder ans Licht zu bringen, wobei man insbesondere die Forderung der Menschlichkeit, der Freiheit und des Rechts in den Mittelpunkt zu rücken bemüht ist.

Der Schreibende hat nie einem doktrinären oder gar parteigebundenen Sozialismus gehuldigt. Er hat immer gegen Erstarrung und Verengerung in der sozialistischen Bewegung rebelliert und einer Erneuerung des Sozialismus von dem Geist her, der lebendig macht und die Freiheit ist, das Wort geredet; sein ganzes Leben und Streben zeugt eindeutig von dieser Haltung. Aber er hat auch immer aus aller Kraft gegen

jene *Aufweichung* des Willens zum Sozialismus angekämpft, der mit dem Vorgeben, man dürfe nicht an äußeren Formen und Formeln kleben, tatsächlich die *Substanz* des Sozialismus preisgibt und an ihre Stelle irgend eine vermeintlich wirklichkeitsnähere, in Wahrheit aber nur bestimmte gesellschaftliche Interessen verhüllende Ideologie setzt, sei diese nun nationaler, solidaristischer, liberalistischer oder welcher Art immer.

Und einer solchen Aufweichung des sozialistischen Willens, einer eigentlichen geistigen Knochenerweichung, sind in der Tat viele Menschen unter uns verfallen, die ehemals im Sozialismus durchaus gefestigt schienen. War es früher mehr die wohlbekannte allgemeine Verbürgerlichung des Lebens und Denkens, die zu dieser Zersetzung und Lähmung des sozialistischen Tatzentrums führte, so ist es heute insbesondere der mit jener Erscheinung natürlich aufs engste zusammenhängende epidemische *Antikommunismus*, in dem sich die tödliche Zeitkrankheit des «demokratischen» Sozialismus äußert. Wenn man aber Losungen wie den oben erwähnten — «Menschlichkeit gegen Unmenschlichkeit, Freiheit gegen Knechtschaft, nicht mehr: Sozialismus gegen Kapitalismus» —, früher nur in unseren «liberalen» Zeitungen oder in Veröffentlichungen, wie der im letzten Jahr erschienenen Schrift eines ungenannten bürgerlichen «Linkspolitikers» über den «Weg der schweizerischen Sozialdemokratie» begegnete, so hört man jetzt fast genau die gleichen Formulierungen aus dem Munde von revisionsfreudigen Sozialdemokraten und Religiössozialen[4].

Es muß darum immer wieder mit völliger Klarheit und äußerstem Nachdruck ausgesprochen werden, daß zu einer derartigen Revision unserer Grundhaltung nicht der mindeste Anlaß vorliegt, ja daß gerade die Zeitumstände und die Weltlage sie uns des allerentschiedensten verbieten. Gerade die greifbaren, lebendigen Tatsachen unserer alltäglichen Erfahrung befestigen uns aufs stärkste in unserer Überzeugung, daß der Kapitalismus — ganz praktisch-konkret als Privatbesitz an den entscheidenden Wirtschaftsmitteln verstanden, der ein Werkzeug zur Gewinnung persönlichen Reichtums durch die Ausbeutung fremder Arbeit sein

---

[4] «Die Formulierungen von 1935 (im sozialdemokratischen Parteiprogramm) sind überholt», liest man zum Beispiel in der genannten Broschüre. «Das Problem der menschlichen Freiheit stellt sich heute überall – es überschattet alle andern Fragen, über die eine Verständigung als ein Kinderspiel erscheint, wenn die Freiheit des Individuums als Grundlage besteht.» (Darum ist wohl auch zum Beispiel die Verständigung zwischen Bürgertum und Sozialdemokratie über die Bundesfinanzreform so kinderleicht geworden, stehen doch beide Teile durchaus auf dem Boden der Freiheit des Individuums ... H. K.) «Wichtiger als soziale Formen und wichtiger als die Eigentumsordnung ist das Recht des Menschen auf seine humanistische Freiheit, das Recht, von der Sklaverei und dem Terror befreit zu sein. Will die Sozialdemokratische Partei der Schweiz in dieser Auseinandersetzung mit Ehren bestehen, dann hat sie die vordringliche Pflicht, ihr Haus von allen bolschewistischen und halbbolschewistischen Brunnenvergiftern zu säubern ... Lieber eine kleinere Partei, die eine geschlossene Kampftruppe für Demokratie und Freiheit bildet, als eine verschwommene Masse von Gruppen und Zirkeln, die der bolchewistischen Verseuchung ein leichtes Opfer darbieten.»

soll — die Hauptquelle der fürchterlichen gesellschaftlichen Schäden unserer westlichen Kultur ist, daß also wirklich «die Geldgier eine Wurzel aller Übel ist» (1. Timotheus, 6, 10), und daß deshalb der Sozialismus — wiederum ganz realistisch als Gemeinbesitz an den großen Wirtschaftsmitteln aufgefaßt, die planmäßig in den Dienst des Menschen und der Herrschaft von Gerechtigkeit und Freiheit gestellt werden sollen — zur unausweichlichen Notwendigkeit für die Völker und die Welt geworden ist. Diese Erkenntnis ist nicht nur der Ausgangspunkt der weltlich-sozialistischen Bewegung und der von ihr angehobenen Revolution gewesen, der Punkt, zu dem sie immer wieder zurückkehren muß, wenn sie ihre Siegeskraft erneuern will; hier, an dieser Stelle, ist auch der entscheidende Durchbruch bei Blumhardt dem Jüngeren und allen anderen «religiösen Sozialisten» erfolgt, auch bei einem Kutter und namenlich bei einem Ragaz, der es (in «Reich Gottes, Marxismus, Nationalsozialismus») unmißverständlich ausgesprochen hat:

«Der Sozialismus ist die große Gegenbewegung auf den Egoismus, Materialismus und Atomismus einer ganzen Periode ... Der Sozialismus ist für uns, um in Kategorien der Weltgeschichte zu sprechen, der Sinn und die Aufgabe der kommenden Epoche. Dieser Sinn mag in manchen Erscheinungen, die ihn auszudrücken versuchen, entarten und tut das vor unsern Augen tatsächlich; aber ist er damit aufgehoben? Fällt damit der Sozialismus als Aufgabe weg? Ist es denn nicht vielmehr Aufgabe, diesen Sinn besser herauszuarbeiten, tiefer zu verstehen, reiner zu verwirklichen? ... Was sich in all der furchtbaren Gärung ankündigt und worauf der Sozialismus positiv und negativ hinweist, ist doch ein neuer Vorstoß der Gottesherrschaft, welche die Götzenherrschaft dieser Epoche besiegt. Dieser Hinweis des Sozialismus bleibt so stark als je; nein, er wird nur immer gewaltiger – für die wenigstens, die Augen haben, um zu sehen, und Ohren, um zu hören.»

Gerade so sehen auch wir die Dinge — heute klarer als je. Wir sehen im Kapitalismus, der sich zu so titanenhaften Gebilden zusammengeballt hat und mit so teuflischen Mitteln arbeitet, *die* große Kollektivsünde der westlichen Welt. Wir sehen in ihm die Verkörperung tiefster Unmenschlichkeit, Unfreiheit, Ungerechtigkeit. Wir sehen in ihm — und dem in ihn übergehenden Feudalismus — den Nährboden, auf dem erst der Faschismus und Nazismus das werden konnten, was sie geworden sind. Wir sehen wider ihn als gewaltigste Gegenmacht sich den Kommunismus erheben, dessen Sünden anzuklagen wir nur dann ein Recht haben, wenn wir zu allererst das widergöttliche und widermenschliche Wesen des Kapitalismus bloßstellen und sein Wirken mit ungebrochener Entschlossenheit bekämpfen; ist doch der Kampf gegen Kapitalismus und Imperialismus nur deshalb so stark auf die Kommunisten übergegangen, weil die Demokratien und die Christen hier immer völliger versagt haben und weiter versagen. Wir sehen im Kapitalismus tatsächlich Kräfte tätig, die zu neuen Wirtschaftskatastrophen und neuen Kriegen treiben, wenn wir ihrer nicht Herr werden. Und wir rufen darum, soweit wir sie erreichen können, die Menschen mit letztem Ernst auf, aus sozialistischem Geist Einrichtungen zu schaffen, die durch eine menschliche, freiheitliche, friedliche

Ordnung der *wirtschaftlichen* Dinge der Menschlichkeit, der Freiheit und dem Frieden auf Erden auch in allen anderen Bezirken zu ihrem Recht verhelfen sollen.

Die Lösung der brennenden Fragen des Völkerlebens und jedes einzelnen Volkes liegt für uns auf *dieser* Linie. Die großartige Freiheitsbewegung der farbigen Rassen, die immer ungeheurere Menschenmassen in sich hineinreißt, wird nur in dem Grade zu einer gewissen Ruhe kommen, als der im kapitalistischen System wurzelnde Kolonialismus und Imperialismus überwunden wird. Der Gegensatz von West- und Ostblock wird seine kriegsdrohende Schärfe nicht verlieren, es sei denn, daß die Sowjetunion von der Furcht vor einem neuen Angriff der kapitalistisch-gegenrevolutionären Kräfte des Westens (und Ostens!) befreit wird. Und die deutsche Frage, die zugleich die Frage Europas ist, wird eine befriedigende Antwort erst finden, wenn Deutschlands Einheit und Erneuerung auf dem Weg einer sozialistischen und das heißt auch einer wirklich demokratischen und friedlichen Wirtschafts- und Staatsordnung gesucht wird. Dasjenige Deutschland, das ein Adenauer vertritt und das jetzt von den Interessenten des konservativen Kapitalismus in Amerika, Frankreich, England usw. planmäßig wiederaufgebaut wird, wächst sich gewiß nur aufs neue zu einer immer schwereren Gefahr für Europa und die übrige Welt aus, einer Gefahr, die nicht mehr anders als durch Deutschlands Eingliederung in ein *sozialistisch föderiertes* (und nicht x-beliebig «geeinigtes») Europa zu bannen ist.

Unsere Arbeiterbewegung Bei all dem kommt den Gruppierungen des demokratischen Sozialismus und der gewerkschaftlich organisierten Arbeiterschaft eine entscheidende Rolle zu. Wir bedauern es darum so ungemein, daß nun auch die *internationale Gewerkschaftsbewegung* gespalten worden ist und sich ihr «rechter» Flügel auf einer Grundlage neu gebildet hat, die wir als falsch betrachten müssen. Zugegeben, der bisherige Zustand war unhaltbar; der Internationale Gewerkschaftsbund war unter kommunistischem Einfluß aktionsunfähig geworden. Aber die nichtkommunistischen Verbände haben ja gar nie ernsthaft versucht, ihn zu einer wirklich handlungsfähigen Kraft wirtschaftlicher Neugestaltung in der Richtung auf den Sozialismus hin zu machen. Sie haben einfach den kommunistischen Einflüssen negative, unfruchtbare Opposition gemacht und sind dadurch ganz natürlicherweise in das Fahrwasser jenes gewerkschaftlichen Antikommunismus geraten, der in den amerikanischen Arbeiterorganisationen am stärksten entwickelt ist. Diese sind es denn nun auch, die vermöge ihrer Mitgliederzahl (etwa 15 Millionen!) und ihrer reichen Geldmittel (der amerikanische Bergarbeiterverband zum Beispiel hat die fast 2 Millionen Dollar Buße, die er wegen eines unerlaubten Streiks diktiert erhielt, spielend leicht bezahlt) den beherr-

schenden Einfluß auf die neue Gewerkschaftsinternationale nehmen werden, unterstützt von den christlichen (katholischen) Gewerkschaften, die ebenfalls zum Beitritt eingeladen worden sind. Welcher Geist aber in den amerikanischen Gewerkschaftszentralen herrscht, das weiß man allmählich zur Genüge. Der Lobpreis des amerikanischen Wirtschaftssystems, den der Präsident des Amerikanischen Gewerkschaftsbundes, William Green, am Londoner Gründungskongreß der neuen Internationale anstimmte, steht durchaus im Einklang mit seinen früheren Äußerungen über Kapitalismus und Sozialismus, etwa jener vor drei Jahren gemachten:

«Sollte unser Land jemals ein von oben kontrolliertes Wirtschaftssystem bekommen, so würden darunter die Arbeiter am meisten leiden. Aus diesem Grund ist die Arbeiterschaft aufs stärkste an der Erhaltung des freien Unternehmertums interessiert und sollte zu allen Zeiten dafür einstehen, daß die Unternehmer und ihre Vertreter einen angemessenen und gerechten Gewinn aus ihren Kapitalanlagen ziehen.»

Im Bund der Industriegewerkschaften (CIO) denkt man heute ähnlich. Homer Martin zum Beispiel, der sich rühmt, den Automobilarbeiterverband, eine der Hauptstützen des CIO, zu seiner heutigen Macht emporgeführt zu haben, schrieb zu Beginn dieses Jahres einmal in den «Detroit News»:

«Das wichtigste Problem, vor dem unser Volk und die Welt stehen, ist das Problem, wie das System des Privatunternehmertums vor dem tödlichen Zugriff von Staatsbesitz und staatlicher Lenkung gerettet werden kann ... Die gegenwärtige Arbeiterbewegung ist unwissender- oder bösartigerweise großenteils auf der reaktionären marxistischen Lehre von Staatsbesitz und staatlicher Lenkung der Wirtschaft aufgebaut. Wir müssen darum dieser Drohung begegnen, indem wir die arbeitenden Männer und Frauen der Nation dem Profitsystem eingliedern.»

Die Ausbreitung dieser Gesinnung auch in die westeuropäischen Arbeiterorganisationen hinein könnte für diese nur zum Verderben ausschlagen. Und der kommunistische Flügel der Weltgewerkschaftsbewegung, der aus den Gewerkschaften der Sowjetunion, der osteuropäischen Volksrepubliken, zahlreicher Länder Asiens und Afrikas, aber auch Westeuropas (Frankreich, Italien usw.) und Lateinamerikas gebildet wird und zahlenmäßig schon heute die reformistisch-bürgerlich-katholische Richtung weit übertrifft, müßte dadurch aufs neue gestärkt und noch mehr als bisher auf den Gewaltweg gedrängt werden. Möge die Entwicklung anders verlaufen! Möge auch die Weltarbeiterbewegung ihre Einheit und Schlagkraft durch ein Wiedererwachen zugleich freien und radikalen sozialistischen Geistes gewinnen, der durch alle Einschläferungs- und Vernebelungsbestrebungen, von wo sie auch ausgehen, sieghaft hindurchbrechen möge. Wir wären glücklich, wenn wir im neuen Jahr, das nun bald eingeläutet wird, einen kräftigen Ansatz dazu erleben dürften.

6. Dezember. *Hugo Kramer.*

BUCHBESPRECHUNGEN

Neues von Martin Buber

Martin Buber: «Gog und Magog», eine Chronik, 408 S. Verlag Lambert Schneider, Heidelberg 1949.

Daß inmitten von Welterschütterungen das alte Faustmotiv von der Verbindung des Menschen mit den «Mächten» zum Zwecke, das Menschenunmögliche möglich zu machen, aufbricht, ist kein Zufall, gehört doch das Aufbrechen des Dämonischen wie der Messianismus zum Wesen von Zeiten, deren Krisen Spannungen erzeugen, die über die Grenzen des Menschenmöglichen hinausgehen. So wurde Thomas Manns Nachkriegswerk «Der Doktor Faustus», und so hat Martin Buber 1943 in hebräischer Sprache das Buch geschrieben, das soeben nun auch in deutscher Sprache erschienen ist, die Chronik des «Sehers» von Lublin, der, um die Wehen des Messias zu beschleunigen, durch «praktische Kabbala», durch magische Bedrängung der oberen Welt, es zu erreichen versucht, daß Napoleon zum Gog der Apokalyptik werde, der nach Palästina ziehen müsse, um dort den Eingriff Gottes gegen ihn und zugleich das Kommen des Messias auszulösen. Nicht um irgendein Menschenunmögliches geht es hier, sondern um die Erlösung.

Und nun wandelt sich dieses «chassidische Faustmotiv» noch weiter in charakteristischer Weise: Der Seher findet seinen Gegenspieler, den Lieblingsschüler Jehudi von Pzysha, der in der Kraft seines Glaubens, daß die messianische Erfüllung nur durch eine innere Wandlung eintreten könne, den magischen Versuch aufhebt und sein Leben in der brennenden Gottesnähe derer verströmt, die vom Bilde des leidenden Gottesknechts geprägt sind -- ebenso wie der Seher das seinige in der brennenden Glut derer, die mit Gewalt an die Pforten des Himmelreiches pochen.

So hat Martin Buber sich wieder der Überlieferung chassidischen Geistesgutes zugewandt und uns aus diesem einen neuen Schatz vermittelt. Denn ein ganzer geschlossener Erzählungskreis aus zwei verschiedenen chassidischen Überlieferungen wird hier neu dargeboten, nachdem bisher wohl Aussprüche und Anekdoten der hier auftretenden Hauptpersonen überliefert waren, jedoch nicht der eigentliche Konfliktstoff. Von der Kostbarkeit, die die Einzelüberlieferungen hier erschließen, möge jene prächtige Definition der Furcht und der Liebe zeugen: «Was ist Furcht? – Wenn einem ist, als hielte er in seiner zitternden Hand beide, Hirn und Herz, beisammen, und beide zittern aneinandergedrängt. — Und was ist das, Liebe? – Wenn die Hand fest wird und beide Ihm, gesegnet sei Er, hinreicht.»

Buber hat mit diesem in langen Jahren gereiften Buch auch literarisch einen neuen Weg beschritten, da er nun erstmals chassidische Überlieferungen in direkt epischer Form darbietet. Der Stoff selber, Aussprüche, Daten und Geschehnisse sind geschichtlich, ihre Gestaltung und Zusammenfügung ist Werk des Autors, der über seine und des Buches Tentionen das Zeugnis ausspricht: «Ich aber habe keine ‚Lehre'. Ich habe nur die Funktion, auf solche Wirklichkeiten hinzuzeigen. Wer eine Lehre von mir erwartet, die etwas anderes ist als eine Hinzeigung dieser Art, wird stets enttäuscht werden. Es will mir jedoch scheinen, daß es in unserer Weltstunde überhaupt nicht darauf ankommt, feste Lehre zu besitzen, sondern darauf, ewige Wirklichkeit zu erkennen und aus ihrer Kraft gegenwärtiger Wirklichkeit standzuhalten. Es ist in dieser Wüstennacht kein Weg zu zeigen; es ist zu helfen, mit bereiter Seele zu beharren, bis der Morgen dämmert und ein Weg sichtbar wird, wo niemand ihn ahnte.»

In dieser Einheit von Überlieferungstreue und dichterischem Sehen, wie sie sich ereignet, wenn einer sein eigenes Leben im Geschauten neu und wieder findet, zeugt dieses schöne Werk von der Kraft, das Ewige zu suchen und zu erkennen. B. B.

Christentum und Sozialismus

Georg Wünsch: «Sozialismus aus christlichem Gewissen», 55 S. Verlag Zahnweger, Kassel-Sandershausen 1949.

Um sowohl innerhalb als auch außerhalb des religiösen Sozialismus eine bessere Einsicht in das Wesen desselben zu ermöglichen, entwickelt Wünsch den Begriff des christlichen Gewissens als Ort, an dem die eigentliche christliche Existenz in Erscheinung tritt. Diese stark lutherische Position geht durch die Schrift und bringt es mit sich, daß diese besonders in lutherischen Kreisen Verständnis für den christlichen Sozialismus wecken kann.

Das christliche Gewissen bejaht hier den Sozialismus als einen Selbstschutz der Gesellschaft und einen Weg zur Entdämonisierung der materiellen Güter. Die theologische Einsicht der letzten Jahrzehnte wird fruchtbar gemacht, wenn etwa das Zwiegespräch zwischen Christ und Sozialist im gleichen Individuum aufgewiesen oder wenn die Frage nach dem eigentlich «Wirklichen» gestellt und über die Antwort der dialektischen Theologie, die dieses im Worte Gottes findet, hinausgeführt wird, so daß es in der schöpferischen Kraft des Gottesgeistes gefunden werden kann. Der Dienst, den die Christenheit dem Sozialismus zu leisten hat, wird darin gesehen, daß sie ihm zu helfen habe, die materiellen Dinge durch ihre Sicherstellung, ihre «Vergleichgültigung» zu etwas anderem zu machen, als zum Gegenstand des Genießens der Besitzenden und des Begehrens der Besitzlosen. In der Weiterführung der theologischen Einsichten und im Begriff der «Vergleichgültigung der materiellen Dinge» scheinen mir die Vorzüge der Schrift zu liegen, während etwa der Zentralbegriff des christlichen Sozialismus, der vom Reiche Gottes, eher etwas zu kurz kommt. B. B.

Arthur Rackwitz: «Der Marxismus im Lichte des Evangeliums», 23 Seiten, Allgemeiner Deutscher Verlag, Berlin, 1948.

Gottlob kommen uns neben vielen besorgniserregenden Äußerungen aus den deutschen Kirchen auch solche zu Gesicht, die Anlaß zu Hoffnung und Zuversicht geben. Unser Berliner Gesinnungsfreund, Pfarrer Rackwitz, hat ein Schriftlein veröffentlicht, das mit einer beglückenden Frische und Tapferkeit über das Verhältnis zwischen Christentum und Marxismus Wichtiges zu sagen hat.

Entgegen der theologisierenden Übervorsicht, welche das Evangelium gern mittels der Eschatologie sterilisiert, zeigt Rackwitz wohl den grundsätzlichen Unterschied zwischen dem Gottesreich und der vom Marxismus gesuchten klassenlosen Gesellschaft, sieht aber gerade den Schritt zur sozialistischen Gerechtigkeit als Schritt auf dem Wege des göttlichen Reiches und die dem Evangelium widersprechenden Züge des Marxismus gerade in der unevangelischen Haltung des Christentums dem Marxismus gegenüber begründet. In einer sauberen Analyse des kommunistischen Manifestes – dieser von bürgerlich-christlichen Gegnern so viel geschmähten und so wenig gekannten Schrift – wird vor allem der Gedanke des Klassenkampfes von Verleumdungen gereinigt und die große, im Werk von Karl Marx sichtbare Menschenliebe in die Linie des evangelischen Glaubens gerückt.

Hier ist die Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet dem Herrn einen Weg.
B. B.

Menschheit

U. W. Züricher: «Die Feuerkette», 390 S. Verlag A. Francke AG, Bern 1949.

Wenn früher durch eine Feuerkette, eine Reihe nacheinander auf den Bergen aufflammender Höhenfeuer eine Botschaft von Tal zu Tal weitergegeben wurde, so mochte das eine frohe oder eine alarmierende Botschaft sein. Öfter war wohl das letzte der Fall. Züricher hat nun das Symbol der Feuerkette gewählt, um das Weiterleuchten der

frohen Friedensbotschaft von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart sichtbar zu machen. Über der Nacht der Zeitentäler, über der Dumpfheit, in der nur der Zeitgeist waltet, sieht er in jedem Jahrhundert Lichtträger aufstehen, die das eigentliche Höhenfeuer der Menschheit erhalten. Bei jedem von diesen ist in poetischer Darstellung das Charakteristikum herausgearbeitet, und diese Einzelgedichte fügen sich, durch zeitliche Folge und besonders durch das gleiche Metrum und den gleichen Rhythmus zusammengehalten, zu einer epischen Einheit.

Die Auswahl der Geisteskämpfer und Friedensbringer ist natürlich durchaus subjektiv, und der zweite, prosaische Teil des Buches, der Leben und Zeit jedes Einzelnen der Lichtträger beschreibt und auch auf Quellen hinweist, zeigt teilweise eine zu starke Bindung an die eine oder andere Darstellung. Das Buch soll aber nicht als Geschichtswerk gelesen werden, sondern als eine um die reinsten Gedanken der Menschheit kreisende Dichtung, die auch darum bedeutsam ist, weil hier stark die Einheit der Menschheit in Erscheinung tritt, da Menschen aus den verschiedensten Kulturkreisen ihr Wesen und Werk in der Feuerkette aufleuchten lassen. Als Dichtung von der echten Größe der Menschheit, als Heldenlied vom wirklich Heldischen kann diese Feuerkette auch über unserem Dunkel leuchten. B. B.

Theologische Literatur

Heinrich Hermelink: «Die Katholische Kirche unter den Pius-Päpsten des 20. Jahrhunderts.» 152 Seiten. Evangelischer Verlag, Zollikon 1949.

Schon der bedeutende katholische Kirchenhistoriker L. von Pastor ist in seinem großen Werke «Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters» vom Gedanken ausgegangen, daß die Darstellung einer Papstgeschichte zu einer katholischen Kirchengeschichte werde. Das gilt für die Gegenwart nicht weniger, in der der römisch-katholische Zentralismus in der sogenannten Unfehlbarkeit des Papstes zum Glaubensdogma geworden ist. Es ist darum völlig richtig, wenn Heinrich Hermelink es unternimmt, für das 20. Jahrhundert die große Linie der römisch-katholischen Kirche als eine Geschichte der Päpste darzustellen. Hermelinks Schrift ist keine polemische Schrift, wenn nicht schon jede kritische Betrachtung als Polemik bezeichnet werden soll. Vielleicht geht er dort zu weit, wo er von einer Heiligenpolitik spricht.

Auf kurzem Raum versteht es der Verfasser, uns ein Bild der Päpste des 20. Jahrhunderts zu zeichnen. Aus reichem Wissen bringt Hermelink, der in der Zeit vor dem Nationalsozialismus in der bekannten theologischen Zeitschrift «Die christliche Welt» über die Entwicklung der römisch-katholischen Kirche berichtete, die Bedeutung und den Einfluß der im Grunde so verschiedenen Papstgestalten, wie Pius X., Benedikt XV., Pius XI. und XII., auf die innere Gestaltung der katholischen Kirche zur Darstellung, um dann in einigen Kapiteln das Besondere im gegenwärtigen Geschehen der katholischen Kirche aufzuzeigen. Wer immer sich mit der katholischen Kirche Roms befassen will, wird mit reichem Gewinn zu dieser kleinen, aber inhaltlich reichen Schrift greifen.
A. Landolt.

Pierre Maury: «Jesus Christus, der Unbekannte», 110 Seiten. Evangelischer Verlag, Zollikon 1949.

Die evangelistischen Radiovorträge des französischen reformierten Pfarrers Maury, die den Inhalt dieses Büchleins bilden, sind für den Druck nicht verändert worden, was die Lektüre nicht erleichtert, da bekanntlich die Rede, und gar die Übersetzung einer Rede, keine Schreibe ist.

Vorzüglich, interessant und geistvoll ist die Art, wie hier versucht wird, mit unbekannten und unsichtbaren Hörern ins Gespräch zu kommen, um ihnen eine Begegnung mit Christus zu erleichtern.

Auch der Ausgangspunkt, daß durch die Christuserkenntnis eine Erkenntnis des Menschen, Gottes, der Pflicht und der Zukunft ermöglicht werde, ist klar. Es handelt sich nicht um Apologetik des Christentums, sondern um eine Hinweisung auf Christus selber.

Enttäuschend ist aber dann, was über die Erkenntnis des Menschen und der Pflicht ausgeführt wird. Nirgends wird der enge Bereich der Individualethik und der individuellen Beziehung zu Christus gesprengt. Er wird sogar durch dialektische Betonung des menschlichen Unvermögens weiter verengt. Sobald sich der Verfasser bemüht, von Konkretheiten zu reden, stellen sich sogleich die Schwierigkeiten ein, weil eben das abstrakte Individuum als das konkrete genommen wird. Wohl weil die Erlösung durch Christus eng paulinistisch als Sündenvergebung gefaßt wird, ist Christus nicht größer und der Mensch nicht konkreter. Ist Berdiajeff schon so vergessen? *B. B.*

Arthur Frey: «Kirchen im Gericht», 60 Seiten, Evangelischer Verlag, Zollikon, 1949.

Das Gericht, in dem hier die Kirchen verschiedener Länder gesehen werden, ist das, welches aus dem Zusammenprallen zwischen Kirche und totalem Staat für die Kirche entsteht. So haben die deutschen Kirchen ihr Gericht gehabt, und so haben es die Kirchen der östlichen Satellitenstaaten heute. In bezug auf die deutschen Kirchen zeigt Frey die große Gefahr, die darin besteht, daß diese Kirchen heute wieder, wie nach dem ersten Weltkrieg, Schlupfwinkel und Brutstätten der Reaktion werden. Der enge Konfessionalismus des deutschen Luthertums, untermauert durch eine undemokratische Organisation von oben nach unten und vereint mit Nationalismus, ist am Werke, aus dem vergangenen Kirchenkampf einen Mythos zu machen, um hinter dessen heroisch glitzerndem Vorhang erst recht die befreiende Richtung des Evangeliums zu verraten. In bezug auf die evangelischen Minderheitskirchen der Satellitenstaaten im Osten kommt Frey zum Schluß, daß diese bis heute eine des Evangeliums würdige und mit gutem Grund sich von Rom fernhaltende Richtung eingeschlagen haben.

Der Vorzug der Schrift ist neben guter Dokumentation vor allem die Zersausung des Mythos vom Kirchenkampf der reaktionären offiziellen Kirchenleitungen. In der These freilich, daß die undemokratische, obrigkeitliche Organisaion der deutschen Kirchen an der mangelnden Verwurzelung der Demokratie in Deutschland eine Hauptschuld getragen habe, überwertet der Verfasser wohl die Einflußmöglichkeiten kirchlicher Institutionen auf Welt- und Lebensgefühl, von welchen diese eher Spiegelbild und Abglanz, denn Fundament bilden. *B. B.*

An unsere Leser!

Am Ende dieses Jahres haben wir vor allem zu danken. Der Kreis unserer Abonnenten und Leser hat sich vergrößert, und durch Hilfe aller Art, freiwillige Arbeit, Werbung, finanzielle Unterstützung, die manchmal ein wirkliches Opfer war, haben wir trotz vielen Schwierigkeiten unser Werk fortführen dürfen und Stärkung erfahren, die zugleich die Verpflichtung in sich schließt, treu dem uns vom Glauben an das Reich Gottes für die Menschen gewiesenen Wege zu folgen. Um dieser Verpflichtung willen bitten wir unsere Freunde, der uns gemeinsam anvertrauten Sache auch weiterhin die Treue zu halten und sich dafür einzusetzen, daß die «Neuen Wege» in weitere Kreise von suchenden Menschen gelangen. Wir grüßen alle unsere Abonnenten und Leser zum Weihnachtsfeste und zum neuen Jahre mit dem Wunsche, daß uns allen Friede und Freude von innen her wachsen mögen.

Die Redaktion und der Vorstand der Vereinigung Freunde der «Neuen Wege»

GTU Library
3 2400 00334 8723

v.43
1949

Neue Wege

v.43
1949

GTU Library
3 2400 00334 8723

v.43
1949

Neue Wege

v.43
1949